ACH UNSERE
Stimme Im Land
Kommt Ruhe
1941

Germ. sp.
104 p

Damitz, C. v.,

Digitized by Google

Digitized by Google

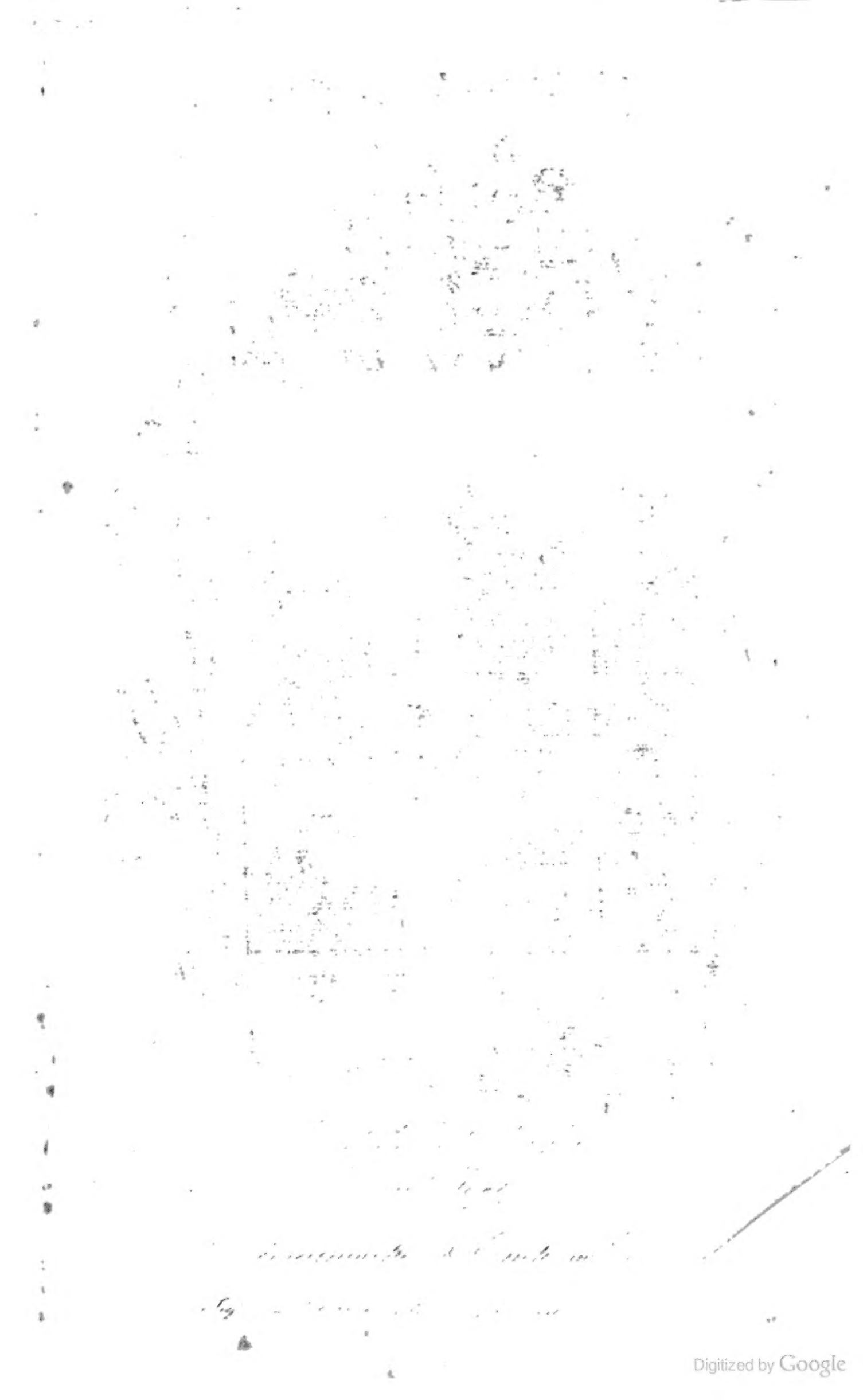
Germ. Sp.
104 P

Family, C. v.,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

30

DIE MOSEL.

Stahlstiche

mit Text

Schumacher & Comp. in Cöln.

per Lieferung / 1 Stück nebst 1 Bogen Text / 3 Silbergroschen

Digitized by Google

Die Mosel

mit ihren Ufern und Umgebungen

von Koblenz aufwärts bis Trier.

In Stahlstichen.

Mit dem begleitenden Texte

nebst

einigen Episoden aus der modernen Welt.

Von

Karl v. Damitz.

Köln. 1838.

Im Verlag der Stahl- u. Kupferstecherei von Schumacher u. Comp.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Köln, gedruckt bei Joh. Wilh. Dietz.

Vorbericht.

Wenn es der Zweck dieser Bogen sein soll, in möglichster Kürze Alles das, was man über die Mosel besitzt, und als interessant und gut bewährt fand, zusammenzustellen, um es, als einen begleitenden Text, den bildlichen Darstellungen derselben beizugeben — so wolle man mich nicht tadeln, daß ich an vorkommenden Stellen auf die Werke eines Klein oder v. Stramberg hinweise und einzelne Worte dieser geachteten Männer heraushebe. Es sollen ja keine Phantasiebilder sein, die ich hier entwerfe, denn was seit Jahrhunderten bestand, was sich, seit zehn, zwanzig Generationen im Munde des Volkes bis auf uns fortpflanzte, hat wahrlich so lange nicht gewartet, von mir berichtigt und mit graziösen Floskeln ausgeschmückt zu werden und die alten, im Strome der Zeit, verwitterten und grau gewordenen Trümmer einstiger Größe, wie sie ernst und düster auf ihren himmelhohen Felskuppen, unbekümmert um das Treiben der Welt, nur sich und ihrem Schmerze anzugehören scheinen, — würden es mir wenig Dank wissen, wollte ich elegante und modische Novellchen an sie anknüpfen, wollte ich Claurens Mariechen aus der Fliedermühle wie sie ihrem Eduard entgegenirrt, oder gar Lafontaine's Sonderling oder Sonderlingin in den verödeten Burghof spielen, und die Kleinheit des Füßchens, die Weißheit des Händchens, die Schneeähnlichkeit des Hälschens und die Beweglichkeit des Züngchens als historische Erfindung wieder auffrischen, die Alten da oben mit dem Reize der Neuheit zu beleben. Gewiß, das darf ich nicht und will ich auch nicht, das Wahre und Großartige der Sache entstellen; desunge-

achtet soll aber dies Werk nicht, wie so manches andere der Art, eine leere Kopie sein, da mir der Zufall und meine Stellung Gelegenheit gegeben haben, mich mit jener Gegend in vielfacher Beziehung vertraut zu machen, und mir denn dadurch die Mittel wurden, auch ohne zu erfinden, doch etwas Neues zu bieten.

Schon auf mehrfache Weise hat man den Verlegern dieser Blätter (Herrn Schumacher u. Comp.) freundlich die Hand zur Ausführung des Unternehmens geboten, wie z. B. die HH. Steinebach und Leroy (Besitzer der Eiljachten auf der Mosel) die dem mit der Aufnahme der verschiedenen Punkte beauftragten Maler die freie Fahrt auf der ganzen Strecke ihrer Wirksamkeit, unaufgefordert zusagten; gewiß eine um so erfreulichere Erscheinung, als der kaufmännische Geist unserer Zeit in der Regel nur dort die Kunst zu unterstützen weiß, wo der pecuniäre Nutzen einleuchtend in die Augen oder vielmehr in den Säckel springt.

Indem ich deshalb Namens der Verleger, diesen Herren sowie allen denen, die durch ähnliche Bereitwilligkeit die Sache gütigst zu fördern suchten, hiermit den herzlichsten Dank abstatte, bitte ich schließlich für mich selbst um kein zu strenges Urtheil, denn — vollkommen soll ja nichts auf Erden sein.

Drum nehmt, was ich Euch herzlich biete,
Nehmt, wie ichs gab es freundlich hin,
Daß einst ein glücklicher Gewinn
In Eurem Beifall mir erblühte.

Köln, im Juni 1838.

Der Verfasser.

Die Mosel.

Hört Ihr das Rauschen dort auf steilen Höhen
Von wo der Drumont in die Wolken steigt?
Wie wild und schaurig er dem Blick sich zeigt?
Des Himmels Säulen — eine — hier zu stehen?

Fühlt Ihr die Lüfte reiner Euch umwehen,
Wo weit das Auge in die Ferne reicht?
Und fühlt Ihr nicht so selig Euch und leicht,
Bewundernd in die Schöpfung hier zu sehen?

Es ist der Mosel klare Silberquelle,
Die hier zu Kraft und Leben sich entfaltet,
Wie sie zum Bach sich erst mit Blitzesschnelle,
Und dann zum Fluß, zum Mächtigen gestaltet.
Es ist der Strom mit seiner lichten Welle,
Den kein Jahrtausend, keine Welt veraltet,
Bis schäumend er sich in den Rhein ergießt,
Und mit dem Rhein hinab ins Weltmeer fließt.

Die Mosel, einer der bedeutendsten Nebenflüsse des Rheins, entspringt auf dem Wasgau-Gebirge (den Vogesen) auf dem südlichen Rücken desselben in Lothringen aus zwei Quellen, einer am mont de facilles bei Befort im Sundgau und der andern bei Haute chome, die sich bei Maxonchamps vereinigen und nun den Namen Mosel erhalten.

Durch die kleineren Flüsse Seille, Orne, Sur, Saar u. s. w. verstärkt, die zum Theil auch schiffbar sind, ergießt sie sich, nach einem Laufe von 76 Meilen (120 Stunden) und einer Breite von oft mehr, als 600 Fuß, bei Koblenz in den Rhein, mit dem sie die Städte Trier, Thionville, Metz, Toul u. a. m. verbindet, da sie weit hinauf bis ins

französische Gebiet schiffbar ist, und wegen der Wichtigkeit jener Orte sowohl, wie der verschiedenen Erzeugnisse an ihren Ufern und nächsten Umgebungen, eine sehr bedeutende Handelsstraße bildet. So werden Steinkohlen in ungeheurer Menge herab geschifft und die köstlichsten Steine, die — gewiß oft mit unzugehörigen Beimischungen — bis in den fernen Norden gebracht und gelobt werden, bestimmen uns, sie mit ihren Bergen zu preisen, wenn wir auch nicht die Gelegenheit fanden, die mannigfachen Reize, mit denen die Natur das Moselthal beinah verschwenderisch ausgestattet, und den ewig neuen und anmuthigen Wechsel in denen dieses Thal einschließenden Kuppen und Felsen selbst zu bewundern, und, ergriffen von so vielen Schönheiten, das überraschte Auge durch die Ferne schweifen zu lassen.

Hier die üppigsten Auen von duftenden Blumen und Kräutern erfüllt, dort wieder schroffe Klippen, unfruchtbare Granite, im Wechsel mit jenen nicht minder schön und ergreifend; hier freundliche Thäler, lachende Fluren, dort tausendjährige ungeheure Eichen auf steilen Bergen und daneben das verwitterte Gestein von einstigen Burgen, die nur entfernt auf das, was sie früher waren, hindeuten, während sie gleichwohl die Brust uns mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen.

So bietet sich dem Auge auf jeder Stelle und bei jedem Schritte, den man thut, eine neue Landschaft dar und der Geist ist zu schwach, Alles das auf einmal zu fassen, was man sieht, ist zu schwach, sich die Gebilde alle auszumalen, wie Kunst und Natur sie hier geben und Zeit und Menschen diese erstere wieder zerstörten, ist zu schwach, sich diese Menschen und ihr Thun und Treiben so wie es wirklich war, zu denken, und nur Ahnung bleibt es, was uns die Seele bei dem Rückblick auf vergangene Jahrhunderte oder Jahrtausende durchschauert.

„Wem das reiche Himmelsgeschenk, ein empfänglicher Sinn für Naturgenuß zu Theil ward," — sagt der Prof. Joh. Aug. Klein in seinem „Moselthal" — „wen dann Geschäftslast, schwere Sorge, herber Schmerz über den Verlust theurer Angehörigen niederbeugen, wer vom Gewühle rauschender Gesellschaft sich erholen, vom Uebergenusse städtischer Freuden abgespannt, sich stärken will — der bereise das schöne, ruhige Moselthal. Er wird sich neu belebt fühlen, wenn im Widerscheine des Morgenroths die Gebirgsfirsten glühen, leichte Wölkchen, vom Windhauch getrieben, durch das tiefe Azurblau des Luftmeers schweben; wenn der Duft gewürzhafter Traubenblüthe ihn umwogt und der Gesang zahlreicher Nachtigallen aus feuchten buschi-

gen Thälern verjährter Wonnesitze manches ihrer Geschlechter ihm entgegentönt. Mit stiller Lust wird am Mittag sein Blick auf dem klaren Spiegel der Kristallwellen ruhen, aus welchen das Bild dunkelgrüner Waldhöhen, hellerer Rebenhügel zurückglänzt. Friede wird beim Niedersinken der Sonne in seine Seele einziehen, wenn sie den Scheidegruß in das stille Thal sendet und zitternd ihre Feuerkugel hinter den Bergforsten verschwindet; wenn blökend die Schaafe, brüllend die Rinder mit harmonischem Schellengeläute nach Hause kehren. Der ernste majestätische Klang der Glocke, der in den Windungen vielfach zurückhallt, der fromme Gesang aus den benachbarten Dorfkirchen wird seine Brust mit heiligen Empfindungen erfüllen. So findet er denn im Vaterlande, was er umsonst vielleicht in der Ferne sucht.“ —

So sagt Klein, und er hat recht. Wohl dem, dem es vergönnt ist, dort in der herrlichen Natur sich dieser Natur zu freuen! und wohl dem auch, der im Inneren den Frieden, und des Lebens Freuden draußen in Gottes allmächtiger Schöpfung sieht; er wird sich nimmer täuschen, nimmer trügen und, ruhig und besonnen im Glücke, wird er auch den Stürmen des Schicksals nicht erliegen. —

Koblenz.

Koblenz wenn auch minder groß als Köln und Düsseldorf, doch in mancher Beziehung der bedeutendste Ort unter den preußischen Rheinstädten und die erste Stadt der Mosel, mit beinahe 15,000 Ew., liegt am Zusammenflusse vom Rhein und der Mosel unter 25½ Grad östl. Länge und 51 Grad nördl. Breite in dem anmuthigsten Thale, das die Schöpfung vielleicht nirgends schöner geschaffen. Aber auch sie selbst darf sich mit ihren vielen Kirchen, Prachtgebäuden und Palläſten, mit ihren großentheils neuen und schönen Häusern, den herrlichen Plätzen und breiten, geraden Straßen kühn in die Reihe der schönsten Städte der westlich preußischen Provinzen stellen, und man wird sie wahrlich daraus nicht zu verweisen wagen. Wenn man aber oben von der Spitze des ihr gegenüberliegenden Felsens Ehrenbreitstein auf sie herabsieht, und zwischen den hellglänzenden Dächern, die, wie Millionen kleiner Spiegel im Strahlenschimmer der Sonne dem überraschten Auge entgegenfunkeln, die blühenden Gärten und üppigen Bleichen und auf den Plätzen die dunkelgrünen Kastanien und Linden zu einem lieblichen Ganzen vereinet, von den beiden Hauptströmen des Landes eingeschlossen denkt, — so möchte man wahrlich die Feder bei Seite legen und an jeder möglichen Beschreibung verzweifeln.

Damit würde aber allen denen nicht gedient sein, die, in der Hoffnung, Koblenz hier treu und wahr beschrieben zu finden, diese Blätter in die Hand nehmen; darum steigen wir wieder jenen Felsen herab und sehen uns in der Stadt selbst um.

Koblenz, so wie es jetzt und seit etwa 50 Jahren ist, würde freilich von den Churfürsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nicht wieder erkannt werden, und täglich weiß der Kunst- und Bausinn unsers Zeitalters, so wie überall, auch hier, immer Neues und Schöneres zu erschaffen, daß man nach und nach das letzte Gebrechliche aus jenen Jahrhunderten — mit Ausnahme der Werke, die uns durch das Großartige ihrer Bauart, wie ihrer Bestimmung ewig heilig bleiben müssen — verschwinden sehn wird. Dennoch war es schon

damals ein bedeutender Ort und der Erzbischof Heinrich zählte um 1280 schon eine beträchtliche Anzahl Einwohner. Ob indeß die Römer den Grund zu der Erbauung der Stadt legten, oder ob früher schon die Trevirer hier Niederlassungen gehabt? bleibt unentschieden und wird, da alle Urkunden darüber fehlen, und man auch mit ziemlicher Ungewißheit um einige tausend Jahre zurücksieht, wohl eine ewige Streitfrage bleiben. Lassen wir indeß die Alterthumsforscher sich die Köpfe über diese, wie andere ähnliche Vermuthungen zerbrechen, die für uns ganz gleichgültig sein können und glauben wir, daß vielleicht Kaiser Valentinian es war, der hier Kastelle anlegte und Koblenz zu einer kleinen Grenzveste machte. Kaum aber entstanden, wurde der Ort von Jahr zu Jahr größer, bis er zur Zeit des deutschen Zwischenreichs einer der bedeutendern im rheinischen Städtebunde war. Mogte nun später der dreißigjährige Krieg, wie durch ganz Deutschland, auch auf Koblenz seinen verderblichen Einfluß ausüben, so stand es doch schon zu fest, um sich nicht schnell und vielleicht schöner wieder zu erholen. Im Jahre 1688 dann von Ludwig dem Vierzehnten selbst belagert und furchtbar zerstört, hielt sie doch das heftigste Bombardement aus und widerstand jedem Angriff der Franzosen, den der berühmte Vauban leitete. Aber hoher Muth, von je her das Erbtheil der Rheinländer, begeisterte die Soldaten und Bürger der Veste zur tapfersten Gegenwehr, und unbesiegt sahen die Belagerten mit Stolz und Selbstgefühl auf den zwanzigmal stärkern Feind, der Geld, Gut und Menschen umsonst aufs Spiel gesetzt, und Nichts als die Ueberzeugung dafür gewommen hatte: hier Nichts zu gewinnen. Immer enger war die Stadt eingeschlossen worden, immer ernster und trüber wurden die Aussichten für die Zukunft, dort zerstörte eine feindliche Bombe ein Pulvermagazin, daß es mit furchtbarem Getöse in die Luft flog und hundert Häuser mit zertrümmerte, hier zündete eine Brandkugel ein Stroh- und Brodmagazin an, daß die Flamme weit hin durch die Straßen schlug, aber muthig und unverzagt sah der Soldat unter seinem tapfern General, dem Grafen von der Lippe, auf die umringende Verwüstung und schwur dem Feinde Rache und Vergeltung, und muthig auch verachteten die Bürger die Stadtgefahr und verließen kaltblütig ihre brennende Wohnung, sich eine andere zu suchen. So die Väter, so die Kinder, und keins machte dem andern, keins seinem Vaterlande Schande.

Und manch blutiger Tag kam auch später noch über Koblenz, aber es bewährte stets seinen Ruhm, seine Ehre; nie verkäuflich, nie bestech-

lich, nie feige, nie treulos, behauptet es den Rang, auf den die früheren Churfürsten und Kaiser es gestellt hatten, und verdient gewiß die ihm von je her gewordenen Vorzüge.

Unter französischer Oberhoheit der Hauptort der Centralverwaltung und später der Präfektur des Rhein- und Moseldepartements, ist es jetzt der Sitz des Ober-Präsidiums der Rheinprovinzen, wie der des Generalkommandos vom 8. Armeecorps, des Landgerichts, des Tribunals, des Friedensgerichts, der Landrathur, der Inspektion der 3. Artillerie-Inspektion, desgl. der der Pionire ꝛc. — Es sind hier Konsistorium, Provinzialschulkollegium, Gymnasium, Seminarium, höhere Bürgerschule, Hauptsteueramt u. s. w.

Die älteste Kirche in Koblenz ist die Pfarrkirche unsrer lieben Frauen, in welcher der Kaiser Konrad der Dritte, ums Jahr 1150, in einem glänzenden Gefolge erschien und vor dem Hochaltare die Krone vom Haupte nahm. Ein anderes, nicht minder ehrwürdiges Denkmal frommer Religiösität des Alterthums ist die Kastorpfarrkirche, ums Jahr 836 von dem Erzbischofe Hatti oder Hatto eingeweiht, in der die Enkelin des Kaiser Ludwig des Frommen, die Herrin von Kobern Richenza begraben liegt. Sie hatte als Jungfrau, an ihres Großvates, des Kaisers, Seite, hier die Weihe der Christenheit erhalten, und in frommer Einfalt ihres Herzens nur dem Gottmenschen sich zu verbinden gelobt. Beifällig lächelte Ludwig ihr zu, doch ernst blickte der Erzbischof auf sie nieder, rühmte zwar ihr kindliches Gemüth, aber gab ihr eine Bedenkzeit von fünf Jahren, den Schritt, der nie zurück zu thun, auch mit Bedacht und voller Ueberzeugung erst zu wählen. Sie schüttelte das liebliche Haupt und wollte widersprechen, da legte ihr der Bischof den Finger auf den Mund und sagte: „in fünf Jahren, meine Tochter, wirst du mir deinen Antrag erneuen.“ — Ehe indeß noch die Prüfungsfrist vorüber war, hatte sie der Prüfung selbst erlegen und kam beschämt, ihre frühere Voreiligkeit einzugestehn. Doch Hatto war nicht der Mann, sie deshalb zu tadeln, gerührt reichte er dem holden Mädchen die Hand und segnete den Bund ihrer Liebe. Als aber später der ehrwürdige Prälat starb, der ihr so sanft und väterlich zur Seite gestanden, verfiel sie plötzlich in eine düstere Melancholie, trennte sich von allen Menschen, ließ ihren letzten Willen aufsetzen, nach welchem sie in der Kastorkirche ruhen wollte, und folgte ihm dann in die Ewigkeit nach, alle ihre Schätze und Reichthümer der Kirche zuwendend, die diese indeß nicht erhalten haben soll.

Im Jahre 1105 betete vor dem Altare dieser Kirche der unglückliche Heinrich der Vierte, der in einer fünfzigjährigen, von den heftigsten Stürmen bewegten Regierung, sich Nichts, als den Haß seiner Feinde und den Undank und Treubruch seiner Freunde erworben hatte. Stark und kräftig, mit vielen ritterlichen Tugenden, einem hohen Edelmuthe, ungewöhnlichen Regierungstalenten und heldenmäßiger Tapferkeit ausgerüstet, schien sich das Schicksal selbst gegen diesen Fürsten verschworen zu haben, ihm keine Ruhe, keine Freuden im Leben zu gönnen und ihm überall, wo er es am wenigsten glaubte, Feinde zu erwecken und in diesen den Frieden seiner Seele zu untergraben. Als ein Kind von fünf Jahren schon mit der deutschen Königskrone geschmückt, wurde seine Jugend von Bischöfen geleitet, und ihm ein hoher Begriff von Gottesverehrung und Verehrung für die Diener seiner Kirche eingeflößt; mit unbedingtem Vertrauen ergab er sich ihnen deshalb in seinen Jünglingsjahren, sah sich aber in dem ersten dieser Bischöfe, dem Papste, bitter getäuscht. Jetzt fing er an zu schwanken; was er sich hoch und heilig gedacht, für das er freudig seinen Thron, sein Leben selbst gegeben hätte, sah er in einem andern Lichte, und Nichtachtung trat jetzt an die Stelle der früheren Verehrung. Mehrere Päpste wechselten nacheinander während seiner Regierung, aber, war es Zufall oder Schickung, so friedlich er mit allen Menschen lebte, so sehr sein edles Herz jeden Streit zu vermeiden bemüht war — es mogte nun Gregor oder Urban, oder Clemens oder Paschalis sein — der römische Stuhl war sein permanenter und unversöhnlicher Gegner, und der Einfluß dieser Gegner verwickelte ihn unaufhörlich in neue Kriege. Er hatte seinen Sohn Konrad zum Nachfolger und deutschen Könige erwählen lassen, aber der Papst verleitete diesen, sich gegen den Vater zu empören und in offenem Felde ihm als sein Feind entgegen zu treten; Heinrich besiegte ihn zwar und Konrad starb, aber man kann sich bei diesem Siege die Gefühle eines liebenden Vaters denken. Darauf ließ der Kaiser seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger erklären, aber auch diesen reizte der neue Papst Paschalis zur Empörung auf, während er den Kaiser selbst in den Bann that. Ernst und kummervoll ging Heinrich nach Lützel-Koblenz und dann nach Koblenz selbst, in der Kastorkirche sein Herz zu Gott zu erheben und in einem innigen Gebete Trost für seinen tief gebeugten Geist zu erflehen. Erst 55 Jahre alt, war er doch durch die Leiden der Seele mehr vielleicht, als durch die Anstrengung des Körpers, einem Greise ähnlich, und mit Theilnahme ruhte das

Auge des Erzbischofs auf dem Betenden, der — als der Erste und Reichste auf der Erde, doch auch der Aermste und Elendste sein mogte. Durch seine Vermittelung bereute der ausgeartete Sohn seine Fehler und schwur dem Vater einige Tage später vor eben diesem Altare den Eid der Treue und kindlichen Gehorsams. Heinrich nahm ihn verzeihend in die Arme, aber ein Seufzer hob ihm dabei die Brust und keine ungetrübte Freude war es, die sich in dem zum Heilande erhobenen Blicke spiegelte. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihm die Brust und eine bange Ahnung schien ihm die nächste Zukunft zu entschleiern. — Und wie sehr richtig hatte ihm diese Ahnung geweissagt!

Vater und Sohn besprachen eine Zusammenkunft in Bingen am Rhein, mit erheuchelter Unterwürfigkeit, mit erkünstelter Liebe führte der junge Heinrich den Kaiser in die zur Aufnahme für ihn bestimmten Gemächer; aber kaum dort, warf er plötzlich die Maske ab, erklärte ihm, daß er aufhören müsse zu regieren und zum Unterpfande dafür seine Freiheit bürgen solle. Er ließ ihn auch sogleich gefangen nehmen und auf das Schloß Bekelenheim in Verwahrung bringen. Später brachte man ihn nach Ingelheim, wo er eine förmliche Abdankungsurkunde unterzeichnen mußte. Dessenungeachtet blieb er gefangen und nur durch List wußte er sich im folgenden Jahre wieder zu befreien. Ungewiß, was er beginnen sollte, der Regierung herzlich müde und Vertrauenlos gegen alle Menschen, die Wohlthaten ihm nur durch Verrath zu belohnen wußten, getäuscht selbst durch das Schicksal und beinah verzweifelnd an der ewigen Barmherzigkeit, eilte er düster und flüchtig von einem Orte zum andern, bis er in Lüttich sein elendes Leben, in eben zurückgelegtem 56. Jahre seines Alters und im 51. seiner unglücklichen Regierung beschloß.

Die Stelle aber, wo der Kaiser in der Kastorkirche gebetet, und wo der treulose und meineidige Sohn ihm Liebe und Reue gelobt, wurde noch lange von den Koblenzer Einwohnern sowohl, wie von Fremden, mit Haß und Abscheu gegen diesen und innigem Mitgefühl gegen jenen, den Kaiser, in heiliger Scheu betrachtet, der selbst im Tode noch keine Ruhe und christliches Begräbniß finden sollte und als ein Exkommunizirter 5 Jahre in einem steinernen Sarge über der Erde stehen mußte, ehe er in die geweihte Gruft seiner Väter gesenkt wurde.

Hier war es wieder, 1145, wo in der Kastorkirche der Abt Bernhard von Clairveaux mit solcher Beredsamkeit das Kreuz predigte, die Unterdrückung des Christenthums und die Nothwendigkeit eines

Zuges nach Palläſtina ſchilderte, daß Tauſende zum Schwerde griffen, daß Tauſende für den Glauben ihre Aecker und Felder verließen und ihre troſtloſen Gattinnen oder Kinder der Obhut des Allmächtigen empfehlend, mit ihrem Kaiſer Konrad dem Dritten fort ins gelobte Land zogen, ſich Hunger und Noth, Tod oder Gefangenſchaft hinzugeben, ohne dadurch etwas zu erreichen. Hunderttauſende zogen aus und nur Hunderte kehrten zurück. Der Wille war gut, aber das Mittel und die Ausführung falſch gewählt.

Da war es wieder in Koblenz, wo der Kaiſer — von dem Kreuzzuge heimgekommen — 1150 in der Kirche unſerer lieben Frauen am Pfingſtage vor dem Altare die Krone vom Haupte nahm, zu Gott zu beten, wie dies ſchon oben bemerkt worden.

Viele der deutſchen Kaiſer beſuchten Koblenz und beſchenkten dann das ehrwürdige Gebäude, deſſen tauſendjähriges Beſtehen man vor zwei Jahren auf das Würdigſte gefeiert hat. Die Kirche ſelbſt iſt vierthürmig und wurde nach einer alten Sage früher vom Rhein umfloſſen. Von Außen durchweg in antikem Styl gehalten, iſt doch das Portal wie der Hochaltar im altrömiſchen Geſchmack erbaut, und ſtimmt in dieſer Beziehung nicht miteinander überein; obwohl man eins, wie das andere ſchön nennen kann.

Eine Menge Denkmäler der Vorzeit, die hier aufbewahrt wurden, ſind jetzt verſchwunden, da im Jahre 1784 eine allgemeine Reparatur, nach jener außerordentlichen Waſſerfluth, vorgenommen werden mußte, die ganz Koblenz beinahe überſchwemmte, viele Häuſer und andere öffentliche Gebäude zertrümmerte und im Innern der Kirche bis hoch über die Altäre, dort Alles verwüſtend, ſtand. Man findet indeß im Rundchore noch die antiken Grabmäler mehrerer Erzbiſchöfe, wie das des Kono und Werner von Falkenſtein, des Johann von Iſenburg u. a. m., und Gemälde des berühmten Maler Zick zieren den Chor.

Eine andere Kirche in Koblenz, die Stiftskirche zu St. Florian, ſoll ſchon im dritten oder vierten Jahrhundert erbaut ſein, hatte aber durch mehrfache Stürme ſo ſehr gelitten, daß ſie vom Erzbiſchofe Bruno von Brettheim im dreizehnten Jahrhundert von Grund aus wieder neu erbaut werden mußte, doch auch nicht ſo wie damals, ſehen wir ſie heute noch, denn in den Jahren 1545, 1671 und 1791 vom Blitze getroffen, und durch das früher ſchon durch Vauban geleitete furchtbare Bombardement 1688 zerſtört, erlitt ſie viele Reparaturen und Veränderungen, ſo daß von ihrer urſprünglichen Aufführung heute nur

wenig übrig ist. Während der Revolution diente sie als Magazin, von Napoleon aber wurde sie der Stadt geschenkt und jetzt zur evangelischen Kirche eingerichtet.

Die St. Johann Jesuitenkirche und die zu St. Barbara, die der Dominikaner und Carmeliten, die jetzt für andere Zwecke eingerichtet sind, datiren ihr Entstehen aus späteren Jahrhunderten.

Ganz verschwunden ist seit etwa zwanzig Jahren der sogenannte Königshof, wo der letzte Thurm auch, bereits schon zu Trümmern zerfallen, abgetragen worden.

Dieser Königshof — an der Straße Altehof gelegen — der lange Zeit Erzbischöfliche Residenz, mehrmals verheert und ruinirt war, (von 800 an also auch schon älter, als 1000 Jahre) blieb seit dem vierzehnten Jahrhundert von den Erzbischöfen so gut, wie unbeachtet liegen, nachdem Heinrich von Vinstingen an der Moselüberfahrt die schönere erzbischöfliche Burg aufführen ließ und diese noch vor 1300 bezog. Heinrich war aber ein stolzer, eigensinniger und harter Mann, von Niemanden geliebt, und nur geachtet, weil man ihn fürchten mußte und er eben so unversöhnlich gegen seine Feinde und Beleidiger, wie strenge und lieblos gegen seine nächste Umgebungen war. Darum nannten die Koblenzer die neue Burg, zum Unterschied gegen den früheren Königshof, den Zwinghof. Heinrich raubte seinen Unterthanen fast alle ihre Vorrechte, und als einige sich mit Kraft und Einsicht dagegen auflehnten, für das Gemeinwohl zu sprechen und zu handeln, wurden sie ein Opfer ihrer Vertheidigung.

Mehrere Kaiser hielten hier in späteren Zeiten Rath über die Ausführung vorliegender Plane, so Friedrich der Dritte, Maximilian, Ferdinand der Erste u. a. — Hier kamen 1534 die drei geistlichen Churfürsten, von Koblenz (Trier), Köln und Mainz, zusammen, verabredeten eine Unterstützung für den Fürstbischof von Münster gegen die Wiedertäufer und sandten ihm ein Hülfskorps von 3000 M. Fußvolk und einigen hundert Reitern unter dem Herrn von Oberstein. Dies, so wie die vereinte Macht gegen jene Rotte bezwang sie endlich — freilich nur durch List — und übte nun eine schreckliche Vergeltung. Der Anführer, Johann, ein Schneider aus Leyden, wurde mit seinen beiden vornehmsten Offizieren, jeder in einen eisernen Käfig hoch oben an den höchsten Thurm von Münster gesetzt, ganz entkleidet mit Honig bestrichen, dem Hunger- und Martertode Preis gegeben, denn Tausende von giftigen Insekten setzten sich auf ihren Leib und zerwühlten ihnen fürchterlich den ganzen Körper. Zwei starben

nach drei Tagen, der dritte lebte aber beinahe eine Woche unter den entsetzlichsten Qualen. Auch nach ihrem Tode blieben sie dort oben, bis Vögel das Fleisch, theilweise schon lebend, jetzt ganz vom Knochen nagten, und diese endlich durch die eisernen Traillen zur Erde fielen; die drei Käfigte sind indeß als warnendes Beispiel am Thurm bis auf heute geblieben.

Im Jahre 1609 schlug in dieser Burg der Churfürst Lothar die sogenannte katholische Union vor, die auch wirklich zu Stande kam und später so einflußreich für ganz Europa wurde, deren Heer dann der baierische General Tilly befehligte, der mit Feuer und Schwerd halb Deutschland verwüstete und dessen Namen man in Magdeburg noch jetzt mit Schaudern ausspricht.

Jetzt ist die Burg, nachdem sie in der letzten Zeit von dem Grafen von Kesselstadt bewohnt wurde, Privateigenthum der H. Diezisch-Schaaffhausen, die dort Blech- und Lakirwaaren-Fabriken haben. Man erkennt indeß noch die antike Bauart und wird schon in der Ferne auf sie aufmerksam.

Nahe bei dieser Burg liegt der Metternicher Hof, vor etwa 200 Jahren auf den Grund eines alten Baues aufgeführt, in welchem außer dem Fürsten von Metternich, östreichischer Hof- und Staatskanzler, mehrere Churfürsten und Erzbischöfe von Trier gebohren sind.

Das größte und schönste Gebäude ist aber das vor 50 Jahren hier erbaute churfürstliche Residenzschloß, das der davorliegende Schloßplatz, mit vielen Reihen holländischer Linden besetzt, noch außerordentlich verschönert. Das Schloß selbst erstreckt sich in einer ungeheuren Ausdehnung mit zwei halbkreisförmigen Flügeln längs dem Rheine von Osten nach Westen, und wenn auch im einfachen Style aufgeführt, gewährt es doch einen herrlichen imposanten Anblick. Den Haupteingang verziert eine Säulenreihe jonischer Ordnung, neben welcher sich Bogengänge hinziehen — ebenso die Rheinseite, die eine gleiche Reihe und in dem Basrelief das churfürstl. Wappen mit den Flußgottheiten des Rheins und der Mosel schmückt. Von der Hauptfaçade eingeschlossen, ist die schöne Hofkirche von Außen nicht als Kirche zu erkennen, aber im Innern desto prächtiger. Glänzend weißer Marmorstuck überzieht die Wände, und die Decke, mit den Gemälden von Zick, und einem sinnigen Strahlenkranze über dem Altare, gewährt einen so überraschenden und eigenthümlichen Eindruck, daß sich auch die rohesten Krieger nicht an die Zerstörung dieses geweihten Ortes wagten, und sie deshalb noch jetzt in ihrer ganzen Schöne

dasteht. Die ganze innere Einrichtung des Schlosses war aber ausgezeichnet glänzend, Statuen, Gemälde, Spiegel, Gobelindtapeten und Fußböden aus den feinsten Holzen geschnitzt. Traurig, daß das Alles nur so kurze Zeit bestehen, und dann der rohesten Zerstörung Preis gegeben werden sollte! denn wie die Franzosen zur Zeit der Revolution nach Koblenz kamen und die späteren immerwährenden Kriege, Durchmärsche ꝛc. allerlei fremde Gäste dorthin führten, wurde dies herrliche Gebäude bald zur Kaserne, bald zum Hospital benutzt und beliebig, was sich darin vorfand, wieder ruinirt. Jetzt dient es dem Landgericht zur Sitzung und der frühere Konzertsaal ist jetzt für die Assisen bestimmt. Der obere Stock und die Flügel sind indeß von der Artillerie occupirt.

Um und neben den Schloßplatz schließen sich nun die schönen neuen und zum Theil großartigen Gebäude der Neustadt an, unter denen die Kommandantur, das Schauspielhaus, Posthaus, das Abtei-Mariminerhaus, das von Hontheimische, Mäberische, von Dännfeldsche, der Triersche Hof und andere sich anschließen.

Auch hier in Koblenz findet man einen Obelisken, der vielleicht nicht ganz so, wie der Pariser oder wie seine verstorbenen Brüder in Afrika, doch recht hübsch genannt werden kann. Die von dem Erbauer darauf gezeichneten Worte: Clemens Elector vicinis suis waren verwischt und undeutlich geworden, aber Napoleon ließ sie wieder herstellen.

Weiter am Rhein hin ist die Regierung, vom Churfürsten Franz Ludwig, vor etwa 100 Jahren, für junge Geistliche als Bildungsanstalt erbaut.

Die Brunnen der Stadt erhalten ihr Wasser eine Stunde weit aus den Metternicher Bergquellen, von wo es durch eiserne, gegossene Röhren über die Moselbrücke, in welche diese eingesenkt sind, und unter dem Straßenpflaster fortgehet. Mehrere sogenannte Brunnenstuben, von Zeit zu Zeit angebracht, haben den Zweck, hier einen Schlauch anzuschrauben, wodurch bei Feuersgefahr das Wasser bis in den dritten Stock der Häuser gespritzt werden kann.

Was die hier erwähnte Moselbrücke betrifft, so ist sie in der That ein Werk außerordentlicher Baukunst, denn fast, wie die ihr gegenüberliegenden Felsen, trotzt sie der rasenden Gewalt der Fluthen und den hoch sich aufthürmenden, furchtbar drohenden Eismassen, während andere Brücken über die Weichsel, Oder ꝛc. wie leicht hingeworfene Scherze in der wilderregten Natur zerstieben. Mehr als einmal wurde

Die Moselmündung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

die Brücke Retter der Stadt, wenn an ihren gewaltigen Pfeilern die heranziehenden Eiskolosse zerschellen und ihr Erbauer, der Erzbischof Balduin von Lützelburg, hat sich dadurch ein Recht auf die Bewunderung seines Volkes, ein Recht auf die innigste Anerkennung der Nachwelt erworben. Länger, als 500 Jahre steht sie nun, aber sein Andenken wird uns ewig neu bleiben, und die Namen Balduin v. Lützelburg, Hugo v. Orsbeck und Clem. Wenzeslaus von Polen werden nie aus den dankbaren Herzen der Trierer und Koblenzer entschwinden.

Der Bau der Brücke selbst verursachte außerordentliche Schwierigkeiten und ein minder starker Regent würde gewiß den Plan längst aufgegeben haben, den Balduin jetzt nur um so lebhafter verfolgte; unermüdlich, wie bei allen seinen Handlungen, setzte er auch hier durch, was er wollte, und wie schön gelang ihm dies! noch heute sehen wir auf das gewaltige Werk, das freilich immer großartig, aber lange nicht mehr das ist, was es damals war; denn verschwunden sind fast ganz die geschmackvollen gothischen Verzierungen, fort sind die Vorsprünge zum Umschauen in der so herrlichen Gegend, fort ihre vielen größeren und kleineren Thürme mit dem Wappen des Erzstiftes, entstellt ist durch nöthig gewordene Reparaturen so Manches daran, das jetzt ein anderes Ansehn bekommen hat, und verloren die schöne Ansicht daran, die besonders der am Ende der Brücke aufgeführte Thurm mit seinen prachtvollen Zinnen gewährte, der zur Zeit der Vaubanschen Belagerung in eine Vertheidigungsbatterie verwandelt und später ganz abgebrochen wurde.

Der Boden im Flusse war locker, von verwitterten Schieferadern durchschnitten und gestattete deshalb nicht den Bau von solcher Schwere; da gab der Erzbischof dem Strome eine ganz andere Richtung, er ließ nämlich eine Insel, den sogenannten Hundsschwanz, hoch über dem Wasserspiegel mit Büschen und Bäumen besetzt, die sich vom deutschen Eck her weit in den Rhein hinein zog, durchaus abtragen und wie den Grund des Rheines vertiefen, ebenso wurde das Bett auf der ganzen rechten Seite bedeutend vertieft, oberhalb Lützel-Koblenz ein hoher Damm aufgeworfen, und so der Fluß auf das andere Ufer gezwungen, statt daß er sonst einen Theil der heutigen Schartwiese überströmte, und von Moselweis aus mehr rechts und dicht neben Lützel-Koblenz vorbeifloß.

Die Pfeiler auf der Stadtseite waren währenddessen ohne Schwierigkeit gegründet worden, jetzt ging man an den Bau der andern Hälfte, die man früher nur provisorisch bis ans andere Ufer geführt

hatte, aber man hatte dabei noch mit unsäglichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, denn bald versanken die Mauern auf dem alten Flußbett, bald riß eine wachsende Wassermasse den fertigen Bau ganz wieder fort und die Mosel nahm ihre alte Richtung, bis endlich alle dem begegnet war und die Brücke nun schön und prächtig, jedem Ungemach und Sturme trotzend, vollendet dastand.

Kaiser Karl der Vierte war der erste, der sie mit seinem Gefolge passirte und dem Erzbischofe darüber die verbindlichsten Worte Worte sagte; der jetzt einen geringen Zoll von dem Ausländer für die Passage erhob. So steht die Brücke denn auf 14 Bogen, jeder durch dreifaches Gewölbe aus Quader-, Tuf- und Feldsteinen gebildet, 536 Schritt lang, in der Clemens Wenzeslaus die vorbemerkte Wasserleitung durch den Baumeister und Ingenieur Kapitain v. Kirn aus Trier, anlegen ließ.

Seit undenklichen Zeiten, vielleicht schon seit anderthalb Jahrtausend, war Koblenz befestigt, aber nach und nach vervollkommneten die Churfürsten die Festungswerke, wie sie die Stadt selbst erweiterten. So ließ Karl Kaspar von der Leyen diese nach dem 30jährigen Kriege in einem besseren System durch trierische und kaiserliche Ingenieure erweitern, ließ einen hohen kasemattirten Wall, einen tiefen, breiten Graben und die nöthigen Außenwerke anlegen, und so von der Mosel bis zum Rhein die Stadt aufs beste befestigen; und diese Werke gerade schützten Koblenz glücklich vor der Eroberung der Franzosen bei der Vaubanschen Belagerung; obwohl sie auch an zwei Millionen Gulden kosteten. Jetzt sind diese noch außerordentlich vermehrt und verstärkt, alle Höhen um Koblenz durch starke Forts, die — wie der Ehrenbreitstein, eigene Festungen für sich bilden, unter sich korrespondiren und die ganze Gegend beherrschen, vertheidigt, und so ist Koblenz zu einer der bedeutendsten Festungen Deutschlands gemacht. Auf dem Karthäuserberge (der Karthause) liegt die Veste Alexander und zwar auf der Hunnenhöhe die Oberfestung und an der Stelle des früheren Klosters die Unterfestung. Mitten durch beide geht die Straße nach dem Hundsrück aufwärts, die schon unter der Kaiserregierung chaussirt wurde. Die Festung beherrscht den Rhein und die Mosel und macht mit ihrem Nebenwerke den feindlichen Uebergang über beide Flüsse fast unmöglich. Die Aussicht von hier ist beinahe noch schöner als die, welche uns der Ehrenbreitstein von seiner Spitze gewährt, da man sie noch ferner und weiter als dort hat, und der berühmte Göthe nannte sie selbst ja auch: „die Aussicht in das Schönste."

Das Kloſter aber, das früher auf jenem Hügel lag, und wo nach einer alten Sage die Marterſtätte zur Zeit der Diokletianiſchen Chriſtenverfolgung war, wurde 1152 für Benediktiner eingerichtet, die Erzbiſchof Hillin dorthin berief. Zweihundert Jahre ſpäter aber wurden Karthäuſer daraus, und daher die Benennung des Berges. Auf der andern Seite der Moſel vertheidigt der Petersberg mit der Veſte Kaiſer Franz die Stadt wie die ganze Ebene und ſo auch die Chauſſeen von Köln und Trier, neben welchen noch kleinere Werke (Neuendorfer Fleche ꝛc.) eben auch zum Hauptfort gehörig, liegen. Jenſeit des Rheines aber erhebt ſich gegen 400 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Stroms die Feſtung Ehrenbreitſtein mit dem Helfenſtein und einem detachirten Fort und ſchließt ſo die Vertheidigung des Ganzen. Dieſer Ehrenbreitſtein, der in den letzten Jahren zu einer der ſtärkſten Veſten geſchaffen wurde, bildete ſchon im zwölften Jahrhundert eine feſte Burg, wo Erzbiſchof Hillin dort Schlöſſer anlegen ließ; mehrmals zertrümmert und wieder erbaut, wurden endlich zur Franzoſenzeit die Feſtungswerke alle geſchleift, bis ſie ſich in den letzten 20 Jahren ſo glänzend wieder erhoben. Die Moſel mündet beinahe ſenkrecht auf den Felſen.

Ueber den Rhein führt eine leicht gerundete Schiffbrücke, die ſich dem Strome entgegenwölbt und gegen 1000 Fuß (485 Schritt) lang iſt. Schon früher exiſtirte eine ähnliche, die aber von dem Churfürſten Hugo von Orsbeck gegen eine fliegende Brücke vertauſcht wurde. Die jetzige beſteht noch nicht 20 Jahre.

Unweit der Straße nach Köln befindet ſich das Grabdenkmal des franzöſiſchen Diviſionsgenerals Marceau, eine Pyramide aus Lavaſteinen, auf welcher der Name, die Thaten und der Tod des Generals bezeichnet ſind. Die Urne indeß mit der Aufſchrift: »hic cineres, ubique nomen« befindet ſich in Paris. Er fiel bei Jourdans Rückzug am Walde von Höchſtenbach, wo ihn ein Tyroler Scharfſchütze erſchoß. Marceau, ein junger, liebenswürdiger Mann, wußte ſich durch freundliche Herablaſſung und Wohlwollen die Liebe der Koblenzer, wie der Umgegend zu erwerben, er ſchützte ſie gegen die Wuth der Volksrepräſentanten, wie gegen die Anmaßungen der rohen Krieger, und ſicherte ihnen ihre alten Rechte. So errichtete er ſich in dem Herzen jedes Einzelnen ein freundliches Denkmal, das ihm ſchöner noch glänzt, als jenes aus Quaderſteinen.

Nicht all zu fern von Marceau's Denkmal ſteht das Bethaus Maria-Hilf unterhalb des Glacis, und faſt beſtändig ſieht man fromme Wallfahrer dort beten, die im Vertrauen auf die unendliche Gnade

des Schöpfers und die Wunderkraft der heiligen Jungfrau dieser ihre Andacht darbringen. Das Häuschen führt die Ueberschrift: „der stillen Andacht der Vorübergehenden geweiht.“ Aber nicht nur den Vorübergehenden, sondern weit entfernten Bewohnern der Moselorte diente es früher und noch jetzt zum Wallfahrtsorte, und schon Manche verließen dies einsame Plätzchen, das die reizendste Landschaft umringt, mit neuer Kraft und neuem Leben.

Zur Zeit der Revolution, wo Koblenz der Republik unterworfen wurde, sah man sich von den Franzosen, die jede Religion abschafften, auch hier verspottet, und mußte es sogar gestatten, daß diese es mit rohen Scherzen zertrümmerten; später indeß ließ es Napoleon wieder erbauen und die kaiserlichen Soldaten, eben so fromm und gottesfürchtig, als tapfer im Kriege, sahen nur mit stiller Ehrerbietung auf die Heilige und zollten ihr selbst den Tribut der Anerkennung. Ebenso wird es auch jetzt unter der Regierung des gütigen und gerechten Königs nicht nur gelassen, sondern aufs freundlichste geschützt und bewahrt.

Das zur Zeit der Churfürsten hier bestehende Gymnasium (mit dem ein Schullehrer-Seminar in Verbindung stand) zählte 600 bis 800 Zöglinge, und zeichnete sich, wie das heutige, in vielfacher Beziehung vortheilhaft aus. Alljährlich fanden achttägige öffentliche Prüfungen Statt, denen außer dem Erzbischofe (Churfürsten) noch die Aebte und Priore der Abteien und Klöster der ganzen Gegend, sowie die höheren städtischen Behörden beiwohnten. Auch unter der Kaiserregierung that man Alles, die Schulbildung der Jugend nicht zu vernachlässigen, und von dem Könige wird seit der neuen Einrichtung 1816 jährlich eine bedeutende Summe für diesen Zweck hergegeben, obwohl die Zahl der Zöglinge jetzt weniger groß ist.

Aber wie das Gymnasium ist auch der Unterricht in den Elementarschulen, sowohl den katholischen als den evangelischen, ausgezeichnet und die glücklichsten Resultate lohnen den Fleiß der Lehrer und Lehrerinnen, die Eltern der Schulkinder aber fühlen sich bei den öffentlichen Prüfungen gewiß zufrieden und dürfen stolz und getrost in die Zukunft blicken. Außerdem ist noch eine Schule für die Töchter bedürftiger Eltern — die Armenschule — durch einen Frauenverein gegründet und erhalten, wo neben dem Unterricht auch noch für Kleidung und Lebensbedürfnisse gesorgt wird. Noch einige Mädchenschulen sind nicht minder gut und zweckmäßig organisirt.

Die beste der Bibliotheken ist die des Grafen von Renesse-Breidbach,

mit der noch eine Münzen-, Alterthümer-, Gemälde- und Kunstsammlung in Verbindung steht, die, mehrere 100,000 Gulden an Werth, von keiner der Art in den Rheinlanden übertroffen wird. Es befinden sich hier nicht nur die vorzüglichsten neueren Werke, sondern auch sehr seltene Manuscripte, kunstvoll geschrieben auf Pergament, mit Gemälden in Goldgrund, Guttenbergischem Drucke, eine Menge von Kupferstichen und schönen Oelgemälden; über 40,000 seltene Münzen und viele Alterthümer, theils in der Umgegend, theils im nördlichen Deutschland und im Römischen gefunden.

Eine zweite ältere Büchersammlung besitzt das Gymnasium und eine dritte ist die durch den Oberbürgermeister Mähler gegründete, sich schnell sehr bedeutend vermehrte, nun städtische Bibliothek.

Der Handel ist leider noch nicht ganz das, was man wohl wünschte, obwohl die vermehrte Dampfschifffahrt auf dem Rheine, wo man täglich vier dergl. Schiffe nach Köln und ebenso drei nach Mainz abgehen sieht, sowie die eingerichtete Schnell- und Marktschifffahrt auf der Mosel nicht wenig dazu beitragen, ihn zu heben und mindestens doch den Verkehr lebhafter zu machen. Koblenz selbst besitzt Tabaks- und Blechwarenfabriken, verfertigt mehrere Arten Zeuge und liefert einen herrlichen Wein.

Wenn man aber die Stadt und die Gegend schön und mehr als schön finden muß, so kann man auch den Geist der Bewohner nicht anders, als rühmlich hier erwähnen, von denen Peter Bertius sagt: „die Koblenzer Bürger sind höflich, gefällig und aufrichtig, bei ihnen erscheint der Geist französischer Lebhaftigkeit, gemäßigt durch deutschen Ernst.“ — Und in diesen wenigen Worten drückte er richtig den Charakter derselben aus.

Aber auch eine musterhafte Ordnung wird von Seiten der Orts- und Polizeibehörden hier erhalten und der Fremde wird wahrlich aufs angenehmste überrascht, wenn er in die Stadt einfährt und die Reinlichkeit der Straßen, die zweckmäßige Beleuchtung im Winter, die lobenswerthe Akuratesse in allen Stücken gewahrt, und dann von jedem Einzelnen die ungeheuchelte Liebe und Achtung gegen diese Behörde bezeigen sieht.

Der Stadt Koblenz gerade gegenüber liegt, wie schon früher bemerkt, die Stadt und Festung Ehrenbreitstein, erstere im Thale und deshalb Thal-Ehrenbreitstein, letztere hoch oben auf einem beinehe 400 Fuß sich steil vom Rhein aus erhebenden Felsen, und darum Ober-Ehrenbreitstein genannt. Wenn nun auch beide Orte nicht an der

Moſel unmittelbar liegen, ſo bilden ſie doch gewiſſermaßen mit Koblenz und namentlich mit der Feſtung, ein korreſpondirendes Ganze und dürfte Ehrenbreitſtein alſo auch hier eine Stelle zu verlangen berechtigt ſein.

Hunderte von Menſchen ſieht man täglich im Sommer den Felſen erſteigen, von dort oben aus des entzückenden Anblicks der herrlichen Natur zu genießen, die, im Einverſtändniß mit der Kunſt, die Landſchaft zur ſchönſten gemacht hat, welche man, nächſt der Anſicht von Neapel und der von Danzig, vielleicht in Europa hat. Unten zu den Füßen des ungeheuren Steinkoloſſes erblickt man den majeſtätiſchen Rhein, wie er in dem klaren Spiegel ſeiner glänzenden Wogen des Himmels Blau und der Sonne Gold zurückgibt, und vereint dann mit den Gebirgswaſſern der Moſel ſchnell hinabeilt und dem begleitenden Blicke hinter den Bogenufern entſchwindet. Senkrecht vor ſich hat man nun die Moſel, von der Decius Magnus Auſonius in ſeinem Gedicht auf dieſelbe ſagt:

Deine Ufer umſpinnt nicht der Laien entſproſſenes Schilfrohr,
Noch ſchleppſt träge du dich durch ſchlammigtes Moor ans Geſtade,
Sondern die äußerſte Welle beſpült die trockene Erde.
Mag die geglättete Wand ein andrer mit Phrygiſchen Platten
Und mit Marmor belegen die Flur in getäfeltem Vorhaus,
Ich verachte, was Gold und Vermögen uns gab, und bewundre,
Was die Natur erſchuf und nicht die Sorge der Enkel,
Wenn ſich am eig'nen Verluſte ergötzt die vergeudende Armuth.
Hier iſt mit körnigtem Sand das feuchte Geſtade beſtreut, auf
Welchem der feſte Tritt nicht ſchmutzige Spuren zurückläßt.
Bis in die Tiefe dringt durch die ſpiegelnde Decke das Auge,
Nichts Geheimes verbirgt der Fluß; wie der Aether, der reine
Offen und unverhüllt vor dem Blicke des Sehers ſich ausdehnt,
Wenn den Horizont dem Auge, dem ruhenden Winde, nicht bergen,
So unterſcheiden bei dauerndem Blicke auch wir, was der Fluſſes
Unterſten Boden beſitzt, und das Dunkel der Tiefe enthüllt ſich.
Mancherlei Geſtalten, zerſtreut im bläulichem Lichte,
Bildet der Welle Lauf, wenn ſie ſanft hingleitet, die helle,
Und in lichten Furchen den Sand durchfurchet und aufſtört,
Daß der gebeugte Halm am graſigen Ufer erzittert.
So auf dem Raſen, gefeucht von der klaren Quelle, erzittern
Unter den Tropfen die Halme; es flimmert, es blinkt der Kieſel,
Abgeſpült, und auf mooſigem Grunde gewahrt man das Sandkorn.
Gleich dem berühmten Gemälde der kaledoniſchen Britten,
Wo die Hitze die rothen Korallen, das grünliche Meergras

Und die weißliche Beere der Perlmuſche ans Licht bringt,
Sie, des Reichen Ergötzlichkeit, und, unter den Wogen
Selbſt, des Halsgeſchmeides, ein Bild, des Schmuckes der Menſchen. —
So gewahrt man auch hier, im buntigen Raſen zerſtreut, die
Kieſel unter des ruhigen Stromes geſchwätziger Welle. —

Unter ſich die kleine Stadt Ehrenbreitſtein, drüben das herrliche Koblenz, in der Ferne aber unzählige Dörfen, Flecken, Meierhöfe, Kloſtermauren und Burgtrümmer entweder in einer reich geſegneten Ebene von Wieſen und Blumengärten, Getreidefelder, und Obſthainen, Rebengeländer und grünenden Geſträuchen umringt, oder zwiſchen romantiſchen himmelhohen Bergen und lieblichen Thalöffnungen hervorſehend. Stundenlang, Tagelang kann man hier ſtehen und ſehen und wird dennoch immer wieder etwas Neues und noch Schöneres zu erblicken meinen, da das Auge nicht auf einmal die millionen Abwechſelungen und all das Herrliche einer unvergleichlichen Landſchaft zu faſſen vermag. Hier die Rheininſel Ober- und Niederwörth, dort mit ihren Thürmen und Dächern am fernen Horizonte dem Blicke faſt verſchwindende weiter entlegene Orte, wie Münſtermaifeld in ſeinem ehrwürdigen Grau, das Schloß von Engers, die Abteygebäude von Rommersdorf, das freundliche Neuwied, ſelbſt Andernach und die Lavakirche von Niedermendig dem Lacher See zu, und am Bergabhange die romantiſche Genovefakirche; dann die ungeheuren Felskuppen des Hochſimmer bei Mayen, des Etringerkopfes und des Gänſehalſes, größtentheils alte Vulkankrater, wie auch der Laacher See zwiſchen dieſen Bergen ein ähnlicher geweſen ſein ſoll. Die Tiefe dieſes Sees iſt an den ſeichteſten Stellen über 200 Fuß, an vielen Stellen aber über 200 Klafter. Selten friert er ganz zu (1784 und in neueſter Zeit 1838 waren Ausnahmen) und obwohl er nur etwa eine Stunde lang und halb ſo breit iſt, ſo enthält er doch eine noch größere kubiſche Waſſermaſſe als der 200 Stunden lange und 1000 Fuß breite Rhein von ſeiner Quelle am St. Gotthard bis zur Mündung in die Nordſee.

Die Fabel erzählt uns von dieſem See, daß dort früher ein Kloſter geſtanden, die Mönche aber des Himmels Zorn erregt hätten und deshalb ein heftiger Erdſtoß dasſelbe mit ſeinen Mauern und Thürmen, ſeinen Bewohnern und blühenden Feldern verſchüttete oder verſchlang. Ein Krater, in der Form des jetzigen Sees, habe ſich geöffnet und ſtürmiſche Wogen ſeien über den Zinnen des Kloſters zuſammengeſchlagen und haben dies auf ewig begraben. Waſſerniren

wandeln nun auf dem Grunde und erregen nicht selten ein so gewaltiges Wogen und Treiben auf der Oberfläche, daß die darauf fahrenden Fischer oder Andere den Nachen nicht mehr schützen können, dieser umschlägt und die Menschen rettungslos in die Tiefe hinabgezogen werden.

Dies Mährchen, das die Meisten als wahr verbürgen, wie denn wirklich Beispiele genug angeführt werden, wo Menschen verunglückt sein sollen und man endlich die untrüglichsten Spuren von Kuppeln, Thürmen, Mauern u. s. w. in einer Tiefe von 1000 oder 1500 Fuß gefunden haben will, welche die Existenz eines großen Klostergebäudes dort unten beweisen sollen, wird auf der andern Seite mit mehrerem Rechte bezweifelt, da nirgends, in den allerältesten Klöstern, eines solchen auf jener Stelle gedacht wird, welches jedoch der Fall sein würde, wenn die ganze Begebenheit an und für sich nicht ins Reich der Fabelwelt gehörte. Ueberdies steht am Ufer des Sees schon seit 1000 Jahren ein wirkliches Kloster, das ebensowenig in seinen Archiven von jenem versunkenen etwas aufzuführen hat. Aber auch von diesem neuen erzählt man sich eine Sage, die eher wenigstens, als jene, glaubhaft sein dürfte.

Es hauste nämlich in der Gegend jenseit des Rheins ein mächtiger Raubritter, dem nichts auf der Welt heilig war, und der mit der Religion, wie mit den Dienern der Kirche überhaupt, sein frevelvolles Spiel trieb. Gegen diesen Gotteslängner nun hatte der Papst, da alle Ermahnungen der unteren Geistlichkeit fruchtlos geblieben waren, einen scharfen Bann gesprochen und die ganze Riterschaft aufgefordert, denselben gegen ihn kräftig auszuüben, d. h. ihn von aller Gemeinschaft mit dem Wahren auszuschließen und ihn als einen Ehrlosen und Geschändeten zu verstoßen. Der Ritter verlachte aber die päpstliche Bannbulle, ließ einen großen Scheiterhaufen errichten und dort das Allerheiligste verbrennen. Da ermahnte der Prior des Klosters am Laacher See die ganze Gegend zur Fehde gegen diesen Schrecklichen und die Pfarrer in der Nähe predigten darüber von den Kanzeln. Anfangs verhöhnte der Ritter diese Predigten, denn er war weit und breit gefürchtet und es wagte niemand ihm entgegenzutreten; der deutsche Kaiser aber, in vielfache Kriege verwickelt, hatte keine Zeit, sich um ihn zu bekümmern, später, als einige des Ritters Unterthanen diesem den Gehorsam versagten und sich dabei auf die Klostergeistlichen am Laacher See bezogen, ergrimmte er und schwur, sie alle zu vernichten. Unter dem Schein, als wolle er sich bekehren, liege auch krank auf seinem einsamen Zimmer, lud er den Prior und die

vornehmsten der Brüder zu sich ein, und gab der Einladung so viel Wahrscheinlichkeit, daß jene wirklich kamen und dem Allmächtigen schon dafür dankten, diesen Sünder zu retten. Es war gegen Ende des Februars, der Rhein seit einigen Wochen zugefroren, sie fuhren mit Schlitten über denselben nach der Burg des Raubritters zu; da aber kam ihnen dicht vor den Thoren ein Diener desselben entgegen und warnte sie vor der Einfahrt, da sein Herr sie Alle dort umbringen lassen wolle; sein Gewissen gebe ihm aber keine Ruhe, deshalb sei er gekommen, sie zu bitten, so schnell, als möglich umzufahren, und ihn mitzunehmen, da ihn sonst unfehlbar der Tod auf der Burg erwarte. Entsetzt hörten die frommen Brüder den verruchten Plan, nahmen den ehrlichen Knappen in ihre Schlitten und kehrten auf der Stelle um. Der Ritter hatte aber nicht sobald den Verrath bemerkt, als er ihnen mit seinen Raubgesellen nachsetzte und sie dicht an dem See einholte. — Der Prior sah die Gefahr und gab, seine Seele dem Herrn empfehlend, den Befehl gerade übers Eis nach dem Kloster zu fahren, dem einzigen Mittel, seinen Verfolgern zu entgehen, da diese auf dem glatten Eise vielleicht nicht schnell würden reiten können, wenn sie bei der Gefahr einzubrechen nicht den Plan, ihnen zu folgen, wohl ganz aufgeben mögten. Das Eis war mürbe und schwach, aber es trug die Schlitten glücklich hinüber bis vor die Pforten des Klosters. Kurz zuvor hatten die Verfolger sie beinahe erreicht, schon schwenkte der wüthende Ritter sein Schwerd über dem Haupte des Priors — da brach plötzlich unter ihm die Eisdecke und er mit allen seinen Gesellen stürzte hinab in die grause Tiefe, aus der seine Flüche schauerlich wiederhallten. So waren die Pater gerettet und die Gegend von dem schrecklichen Menschen befreit, der die Religion schändete und Gottes Allmacht und hohe Vatermilde so lange auf die Probe stellte. —

Hinter den Bergen, die diesen See einschließen, in einer Entfernung von 15 Stunden von Koblenz sieht man den Basaltgipfel der Hohenacht, über zweitausend Fuß hoch, die Nürburgfirste und den Hochkellberg. Im Vordergrunde aber erheben sich um den Riesendom des Kamillenberges bei Bassenheim, der über tausend Fuß hoch, eine Menge der verschiedenartigsten, zum Theil grünbepflanzten Bergkegel und schließen eine Einsiedelei ein, die weit und freundlich hinabschimmert.

„Nirgends lassen sich Schillers Götter Griechenlands besser lesen, als hier" — sagt Madame Klein zu ihres Gemahls Rheinreise von Mainz bis Köln, bei Gelegenheit der Beschreibung vom Ehrenbreit-

stein — „dort gegenüber auf der Zinne des tausend Fuß hohen Kuh- oder Stierkopfes thront Zeus blitzend und donnernd aus Süden. Der Name des Bergs erinnert ihn unaufhörlich an sein lustiges Abenteuer auf der phönizischen Küste und selten zündet der Wetterstrahl. Neptun, von Dämpfen gezogen, spaziert den Rhein aufwärts; golden sitzt er auf dem Steuerdecke der Nassauer Herzogsjacht, wenn er dem Ozean wieder zufährt. Mars droht von gewaltigen Bollwerken ringsum herab und Vulkan mit der Cyklopenschaar hämmert in den Eisenwerken zu Bendorf und Sayn. Auch Pluto versuchte sich schon in den Silberadern der Karthause. Steigt der Götterfreund dann nach Koblenz herab, so findet er den harmonischen Apoll in Conzerten musiciren, bei Liedertafeln singen, zuweilen auch im Theater pfeifen. Juno erscheint auf Bällen und Pallas erfreut sich bei den Paraden ihrer stattlichen Kämpfer. Auch Diana fehlt nicht, mit der Jagdflinte bewaffnet. So wird er die gesammte Götterwelt einzeln und im Chore finden, Ceres, Bachus und Herkules ꝛc. einen muntern Verein bildend."

Ein Römerkastell, wie Viele glauben, stand zwar niemals oben auf dem Ehrenbreitstein, da man mit den früheren Vertheidigungsinstrumenten von solcher Höhe herab nichts ausrichten konnte, wohl aber hatten die Römer dort eine Warte, über die ganze Gegend wegsehend, und es wurde der sogenannte Cäsarsthurm ebenfalls von ihnen angelegt, was man deutlich bei der Schleifung der Bastionen erkannte, da sowohl die Grundmauer, als die ersten zwanzig Höhenfuße seiner Seitenmauren aus Guß oder Kastenwerk bestanden und Bruchstücke römischer Grabsteinen enthielten.

Im Jahre 1152 ließ Erzbischof Hillin, der selbst in Ehrenbreitstein wohnte, die zerfallene Festung wieder herstellen, und nach ihm nannte man den Helfenstein Herrmannstein, wo er das eigene Palais sich erbaute, in welchem 100 Jahre später der Erzbischof Arnold den König Wilhelm mehrere Wochen lang bewirthete. Deutschland und zwar der Kaiser lebte in der damaligen Zeit oft in offener und geheimer Fehde mit dem Oberhaupte der Kirche oder, wie man es auch nannte, dem Oberhaupte der ganzen Christenheit, mit dem Papste. Eine solche Fehde veranlaßte die vielen unglücklichen Kriege in Deutschland und Italien und konnte natürlich nicht anders, als verderblich für das ganze Reich sein; von dem Papste wurden dann Gegenkönige hervorgerufen und Tausende mußten für die Meinung eines Einzelnen bluten. So hatte auch der Papst den Kaiser Friedrich den

Zweiten in den Bann gethan, und durch die drei geistlichen Churfürsten von Mainz, Trier (Koblenz) und Köln eine neue Königswahl in Deutschland bewirkt. Graf Wilhelm von Holland, ein junger Mensch von 19 Jahren, der keine anderen Vorzüge, als die der Tapferkeit und eines gefälligen hübschen Aeußern hatte, wurde im Jahre 1247 gewählt und im folgenden Jahre gekrönt. Es fehlte ihm aber der starke, kräftige Geist, ein Reich, wie das deutsche damals war, weise und zweckmäßig zu regieren, darum folgte er bald dem Rathe des einen, bald dem des andern, von denen keiner es treu und aufrichtig mit ihm meinte und vielmehr nur das eigene Interesse im Auge hatte. In Koblenz und Ehrenbreitstein, bei dem Erzbischofe Arnold dem Zweiten, hielt er sich am liebsten auf, und Arnold mag ihm vielleicht auch noch der beste Freund gewesen sein; er rieth ihm zur Heirath mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig-Lünneburg, wodurch er sich die sächsischen Fürstenhäuser befreundete; er begleitete ihn nach Frankfurt zu einer Reichsversammlung und setzte es endlich — nachdem Friedrich gestorben und dessen Sohn Konrad der Vierte vergiftet worden war — durch, daß Wilhelm einstimmig als deutscher Kaiser anerkannt wurde. Wenig Jahre darauf blieb er zwar in Ostfriesland im Kriege gegen die Friesen, wo er im Winter über einen Sumpf reiten wollte, aber einbrach und von den hinzueilenden Friesen niedergehauen wurde, nachdem er zum Unglück für Deutschland dasselbe 10 Jahre lang höchst albern regiert hatte. Der Stadt und insbesondere den Kirchen in Koblenz hat er aber mehrere reiche Geschenke gemacht, und ist in dieser Beziehung für unsere Beschreibung wichtig geworden.

Der Churfürst Johann von Baden ließ gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den ungeheuren Brunnen, bis auf den Wasserspiegel des Rheins, also an 400 Fuß tief, mit einem enormen Kostenaufwande durch den Felsen hauen, wodurch der Festung der große Vortheil des Wassers ward, das man bis dahin den beschwerlichen Weg in die Höhe fahren mußte. Längere Zeit wurde er auch benutzt, jetzt ist er indeß in Unordnung und es würde sehr viel, ihn wiederherzustellen, kosten; man hat deshalb eine Wasserleitung von den östlichen Bergen etwa eine Viertelstunde weit bewirkt, wodurch die neue Veste Friedrich Wilhelm an mehreren Stellen Wasser erhält. In sehr heißen trockenen Sommern fehlt aber manchmal der volle Bedarf für die große Anzahl Militär und man muß wieder zur Zufuhr seine Zuflucht nehmen.

Fast jeder neue Churfürst that nun etwas zur vollkommnern Befestigung des Ganzen, besonders zeichnete sich hierin Karl Kaspar von der Leyen aus, der nicht nur neue Gräben und Werke hinzufügte, sondern auch das Schloß Helfenstein abtragen und in eine Bastion verwandeln ließ. Spätere Fürsten ließen bombenfeste Kasematten anbringen und so vermehrte und vergrößerte sich die Festung fast jährlich, bis ihr in dem Frieden von Lüneville ein furchtbares Urtheil gesprochen, und das Werk von einem Jahrtausend in einigen Wochen aufs grausamste zerstört wurde. Fels- und Mauerwände, Gebäude und Kasematten, Thürme und Bollwerke, Alles wurde in die Luft gesprengt und bald war das Ganze — so lange die Bewunderung Aller die es sahen — Nichts mehr, als ein großer Trümmerhaufe. Jetzt sah man keinen mehr den Felsen ersteigen, sich an der herrlichen Aussicht da oben zu laben, denn der Schmerz, über den Untergang, über die muthwillige Zerstörung des Großen und wirklich zum Theil Ehrwürdigen, erfüllte die Brust jedes fühlenden Deutschen mit Schmerz und Abscheu.

Da trat in der neuesten Zeit der König, wohl einsehend wie wichtig Koblenz und Ehrenbreitstein als Vormauer Deutschlands gegen fremde Völker sei, hinzu und befahl die Anlage einer, der Lage, wie der Gegend angemessenen Veste, und schöner und stärker, als je, nach den besten Befestigungssystemen erhebt sie sich jetzt wieder, würdig des deutschen, des preußischen Namens. Unsterblich haben sich hier der Generallieutenant Aster, der Major v. Huene, v. Buschbeck ꝛc. gemacht; denn der Bau dieser Werke hier und um Koblenz wird von jedem mit der innigsten Bewunderung gesehen und als außerordentlich gepriesen. In bombenfesten Kasematten, die zugleich mit Schießscharten zur Vertheidigung versehen sind, liegen die Truppen, jetzt im Frieden gegen 2000 M., welche Zahl für den Fall einer Belagerung noch bedeutend erhöht wird, und alles was irgend geboten oder bedingt wird, findet sich hier vereint. In einiger Entfernung korrespondiren aber mit dem Ehrenbreitstein noch zwei Forts, eins auf dem Nellenkopfe gegen Neuendorf über, das andere auf der Pfaffendorfer Höhe, dem Bahnacker. Nach der Form, ohne Thürme und Thurmspitzen, aus der Ferne ganz flach erscheinend, erinnert uns das Ganze an die altrömischen Kastelle, die oben auch des äußeren Zierraths entbehrten, sich aber durch Tüchtigkeit des Baues auszeichneten. Von dem Rheine bis oben auf die Spitze des Felsens führt in einem Winkel von 45 Grad eine steinerne Treppe und zu den Seiten derselben

eine Kunstbahn aus Gußeisen zum Transport von den verschiedenen Materialien. Da indeß auf der Treppe vor einigen Jahren ein Mensch verunglückt ist, so ward sie gegen ¾ ihrer Höhe mit einem eisernen Gitter verschlossen und der Aufgang dadurch eben sowohl gesperrt, als verboten.

Der gewöhnliche Weg, etwa 10 Minuten weit, für Fußgänger und Wagen zugleich eingerichtet, führt von Westen her gerade durch die Kasematten des Helfensteins. Zu den Füßen des Helfensteins aber steht noch das frühere churfürstliche Residenzschloß, einfach und schön, einst mit einem herrlichen Garten, dem Rheine zu, geschmückt, jetzt indeß als Mehlmagazin benutzt, daher denn für die Erhaltung seiner Schönheit Nichts mehr gethan wird. Dicht daneben ist die königliche Kommandantur mit einem sehr geschmackvollen, bis in die Felsen reichenden Garten und dahinter eine große Artillerie-Kaserne mit Stallungen ꝛc.

Nahe bei Ehrenbreitstein, östlich der Festung, steht ein Telegraph, ein anderer ist auf dem ehemaligen churfürstlichen Schlosse angebracht, von wo aus die Verbindung über Köln und Kassel mit Berlin bewirkt wird und zwar so, daß man in einigen Stunden Antwort auf eine dorthin gerichtete Frage erhält.

Unterhalb der Festung nun liegt die Stadt Ehrenbreitstein, oder wie man sie auch gewöhnlich nennt, die Thalstadt, das Thal — seit 1712 zur Pfarrei gebildet, wo Churfürst Johann Hugo die schöne Kreuzkirche auf einem kleinen Berge erbauen ließ. Diese Thalstadt, obwohl auch mit einigen großen und hübschen Häusern versehen, ist doch im Ganzen nicht schön zu nennen, da die meisten Straßen eng und winkelig, und die Gebäude, mindestens die alten, wohl wenig die einstige Residenz des regierenden Fürsten verrathen; wenn man aus Koblenz kommt, so ist der Contrast in der That auffallend zu nennen. Mögen deshalb auch andere Autoren — wie Professor Klein und mehrere — das Städtchen hübsch finden, ich kann diese Meinung nicht theilen und auch nicht begreifen, woher jene diesen Schluß ziehen In anderer Beziehung indeß muß man die zweitausend und fünfhundert Einwohner recht hochachten, denn die ganze Stadt bildet vielleicht eine einzige große Familie, jeder kennt den andern, hilft ihm, wo er kann, ist gefällig, zuvorkommend, treu und aufrichtig, und man dürfte sich wahrhaft zufrieden im Kreise dieser gemüthlichen Menschen fühlen. Dazu kommt nun noch, daß auf dem Kreuzberge, an dem östlichen Ende der Stadt, und dem Fußsteige

nach dem weltberühmten Bade Ems zu, ein ganz vorzüglicher Wein wächst, der die Gemüther noch freundlicher und treuherziger stimmt, wenn die Thalstädter Abends im Schloß Helfenstein oder in andern Gasthäusern zusammenkommen und im traulichen Kreise näher aneinander rücken.

In einem alten Kloster, das von Augustiner Ermiten bewohnt wurde, hielt sich Luther auf einer Klosterumreise einige Zeit auf, und wirklich gingen auch, seinem Beispiele folgend, später die Mönche alle zur evangelischen Konfession über. Erbittert darüber rief Churfürst Philipp Christoph Kapuziner dahin. Während der Besetzung des Ehrenbreitsteins durch die Franzosen brannte das ganze Thal in einem furchtbaren Feuer total ab, und auch das Kloster natürlich mit. Sowohl Stadt, wie Kloster wurden indeß unter Karl Kaspar wieder aufgebaut.

Der jetzt verstorbene hochwürdige Bischof Joseph Ludwig von Hommer zu Trier ist hier in der Kreuzkirche lange Zeit Pastor gewesen und auch der Herr Generalvikar Günther und Weihbischof Milz sind aus der Thalstadt.

Seit einiger Zeit blüht Handel und Gewerbe hier wieder neu auf, und durch das viele Militär in der Festung sowie mehrerer Beamten aus Koblenz, die im Thal wohnen, hat die Stadt außerordentlich an Verkehr und Leben gewonnen; so daß sie sich in Hinsicht des Reichthums verhältnißmäßig wohl mit Koblenz messen kann.

Am östlichen Ende des Ortes sprudelt eine Mineralquelle, dessen Wasser man recht gerne im Weine trinkt. Aber seit dem vorigen Jahre ist man bemüht, Ehrenbreitstein gleich Ems auch zu einem Badeorte zu machen und einer warmen Quelle in jener Gegend nachzubohren, die nach der Prüfung der Mineralogen unbedingt vorhanden sein soll. Die Vorarbeiten wurdes deshalb 1837 begonnen, und die Kosten durch eine Gesellschaft auf Aktien gedeckt. Man suchte erst eine gewisse Tiefe in den Felsen (denn die ganze Gegend ist hier Felsen) zu hauen und wurde dann mit der Bohrung für mehrere hundert Fuß tief begonnen. Der Erfolg steht zu erwarten, glückt das Unternehmen aber, so würden Ehrenbreitstein und Koblenz dadurch unendlich gewinnen, ohne geradezu dem zwei Stunden entfernten Bade Ems zu schaden; im Gegentheil, der Ruf dürfte dann die Fremden, die sich in den letzten Jahren in Ems außerordentlich vermehrt haben, noch mehr hierher locken, mit dem Nutzen auch das Vergnügen zu verbinden; Viele aber, die bei einer Badereise keinen andern Zweck

Die Moselbrücke zu Coblenz.

Digitized by Google

als das letztere, nämlich das Vergnügen kennen, würden sich gewiß nicht täuschen, wenn sie hier und in Ems ihr Geld verzehrten und sich dafür eben so honnet, wie angenehm aufgehoben finden.

Dies Ems nun, zu dem man entweder bis Rothehahn auf der Frankfurter Chaussee fährt, von wo aus eine andere Chaussee nach Fals herabführt, die zur Seite grausenerregende Abgründe, Schluchten und himmelhohe Klippen hat, oder wohin man den näheren Fußweg durch das Mühlenthal bei Arzheim vorbei wählt, bis auf die Fachbacher Höhe, wo man rückwärts wieder die weite Aussicht in die ferne Eifel hat, dann mit einem Male tief unten die Lahn, rechts Fachbach und links Nievern mit den herrlichsten Partieen und Abwechslungen vor sich erblickt, perspektivisch aber in das Lahnthal und bis an das Tüngensche Schloß zu den vier Thürmen und den herzoglichen Kurhäusern sieht — dies Ems also nun, das von den Römern schon gekannt und als Festungswerk in Verbindung mit dem Pfalgraben benutzt worden, und das sich in alten Urkunden als Empß oder noch früher als Eymetz bezeichnet, ist der Ort, zu dem man jetzt Tausende von kurlustigen Fremden hinströmen sieht, in der Quelle zu baden, aus der Quelle zu trinken, in der lieblichen und auch wieder schauerlich schönen Natur das Auge zu weiden, in den bequem eingerichteten Gasthäusern zu wohnen, in den Speisesälen den kranken Körper durch 6 oder 8 Schüsseln zu restauriren und endlich an dem grünen Tische mit Karten oder Würfeln den Rest der langweiligen Zeit todt zu schlagen.

„Nach Ems, lieber Mann!" — bittet die junge Frau, die das einförmige Alltagsleben auf ihrem Gute gerne einmal durch die rauschende Lust des fröhlichen Badeorts ersetzt sehen möchte. — „Nach Ems!" bittet aber auch die Matrone, die dort diese und jene alte Bekannte zu finden hofft, und nach Ems bittet die gesammte junge Mädchenwelt.

So strömt also von allen Seiten im Juli und August die vergnügungslustige Welt nach Ems und man wird dort ebensowohl Russen, als Franzosen, Polen und Oestreicher, als Engländer, Preußen, Sachsen, ja sogar Italiener beisammen finden, die alle der Ruf, d. h. der Ruf der schönen Gegend, des kostbaren Weins, der gemüthlichen Lebenseintracht und des nahen Koblenz in Ems versammelt; natürlich werden die Leute dort auch nicht krank, da die Luft rein und gesund ist, und überhaupt wohl nur Gesunde sich dort versammeln, um aus dem Brunnen, den Brunnen der Freude, zu trinken. Die Aerzte haben indeß auch die Ueberzeugung, daß das Emser Bad selbst dem

wirklich Kranken nicht schädlich sein soll, und mehrere Erfahrungen sprechen hierüber zu ihren Gunsten; ja einige wollen sogar die Hypothese aufstellen, daß schon Kranke dort wirklich gesund geworden wären, ich kenne zwar keinen derartigen Fall, indeß das thut Nichts, wenn es nur ist, ob ich es dann kenne oder nicht. Genug, Ems ist ein allgemein beliebter und besuchter Badeort, in dem, glaube ich, im vergangenen Sommer an 4000 Fremde gewesen sind; ich sage Fremde, denn die Einheimischen gehen nicht dort hin, diese reisen in die Bäder von Côte d'or oder Karlsbad, mindestens aber doch nach Baden-Baden, Aachen, Wisbaden ꝛc., denn das nahe Ems hält der Arzt ihnen nicht zuträglich.

Man wolle mich wegen dieser kleinen Abschweifung nicht tadeln, denn Ems ist mit seinen 4000 Brunnengästen für Koblenz sehr wichtig, und dürfte darum wohl ein Plätzchen hier verdient haben.

Die Hauptbestandtheile des hier so hoch gepriesenen und besonders für Nervenschwache als heilsam anerkannten Wassers sind Kohlensäure, dergl. Gas und Laugensalz. Die Wärme steigt bis auf 25 Grad Reaumur. Unter den mehreren Quellen gibt man der Propagations- oder Bubenquelle vor den übrigen den Vorzug. Aus den beiden Trinkquellen, dem Kränchen- und Kesselbrunnen, werden jährlich zwischen 100 und 150,000 Krüge versendet.

In dem vormaligen hessischen Kurhause, von dem Landgrafen Wilhelm dem Vierten vor beinahe 300 Jahren erbaut, befindet sich das sogenannte Fürstenbad, vor 24 Jahren aus schwarzem Marmor aufgeführt, dem Herzoge von Nassau zugehörig. Ein anderes Palais, ebenfalls Eigenthum des Herzogs, ist das vor 100 Jahren erbaute, früher Nassau-Oranische, wo aus einer Tropfsteinmasse die so sehr wirksame Augenquelle sprudelt.

Auf der andern Seite der Lahn zeigt man dem Fremden eine Oeffnung, die erstickenden Schwefelgeruch verbreitet, ich sage erstickenden, denn er hat schon oft kleinere Thiere getödet und größere betäubt.

Ebenso merkwürdig scheinen hier in der Bäderley die Hanselmanns-Höhlen, die sich, als kleine Zellen, tief in die Felsmassen hinein verlieren, und deren Entstehung bis jetzt wahrhaft räthselhaft geblieben ist.

Einen nicht minder interessanten Anblick gewährt die Silberhütte wenn umgeschmolzen wird (Silberlicht ist), und man sieht dann eine große Zahl der Badegäste auf schöngeschmückten Reiteseln dorthin

wallfahrten. Wer den Fußweg von Ehrenbreitstein nach Ems gegangen oder die Chaussee über Rothehahn dorthin gefahren ist, der wählt vielleicht einen andern Rückweg Flußabwärts nach Niederlahnstein durch eine wildromantische Gegend, an dem Eisenwerke Ahl vorbei, und so den Rhein herab nach Koblenz.

Alljährlich wird in Ehrenbreitstein ein Schützenfest gefeiert. Die Schützengesellschaft, schon zur Zeit der Churfürsten gebildet, ziehet dann mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen hinaus vor das nördliche Ende der Thalstadt, wo sich ein geräumiger Kessel in einem reizenden Thale öffnet, und heitere joviale Freude belebt dabei die Gemüther, wozu der edle Rothe vom Kreuzberge (Bleichart) auch wohl das seinige beiträgt.

Es kommen jetzt täglich drei Dampfschiffe von Köln (Düsseldorf, Rotterdam, London) und drei dergl. von Mainz (Frankfurt, Mannheim, Straßburg) und an den kleinen Brücken in Koblenz, an denen sie anlegen, warten schon, um den Fremden ihre Dienste anzubieten, eine Menge Lohnbedienten, die man durch ein Schild auf der Brust erkennt. Da nun die meisten niederländischen Böte des Abends um 6 oder 7 auch wohl manchmal 8 oder 9 Uhr, je nachdem ihnen Wind und Wetter günstig oder entgegen ist, und je nachdem sie sich länger oder kürzere Zeit auf den Zwischenstationen durch Ab- und Aufladen der Frachten aufhalten müssen, und die Passagiere in der Regel am andern Morgen ganz früh wieder nach Mainz weiterfahren, so haben die wißbegierigen Fremden nicht viel Zeit übrig, sich in Koblenz ꝛc. alles Sehenswerthe anzusehen, und überlassen sich deshalb unbedenklich den vorerwähnten Lohnbedienten, die sie sogleich auf die Kommandantur führen, sich dort eine Erlaubnißkarte für den Ehrenbreitstein erbitten und nun in größter Eile mit ihnen den Felsen ersteigen, wo sich wieder gefällige Menschen finden, welche die Mühe übernehmen, den erstaunten Gästen die ganze Gegend zu verdolmetschen, wofür sie auf die Gegenerkenntlichkeit, besonders der reichen Engländer, zählen können, denen es für einen solchen Dienst oft nicht auf ein Pfund Sterling ankommt. Sind bei den Schaulustigen auch Damen, so hält im Augenblick eine Chaise zur Herauffahrt bereit, und die Gesellschaft steigt ein. Da der Berg außerordentlich steil ist, und es den Pferden sehr sauer wird, ihn hinanzusteigen und dabei noch zu ziehen, so sind die Damen in der Regel so mitleidig auszusteigen und den Berg hinauf zu gehen. Der Wagen bleibt nun so lange oben, bis man genug gesehen hat, oder bis es finster geworden ist, oder bis

man müde und hungerig und durstig sich ins Nachtquartier sehnt. Jetzt steigen aber die Damen aus Furcht, den steilen Berg herab zu fahren, wieder nicht ein, sondern gehen zurück so gut wie sie hingingen; unten bezahlt der Herr, welcher den Wagen gewünscht hat, indeß dafür 3½ Thlr., wundert sich, daß er so wohlfeil davon gekommen, läßt sich nun durch seinen Wegweiser in die drei Schweizer oder den Riesen, oder in das große Hotel von Belle-Vue führen und freut sich seiner wissenschaftlichen Ausbildung heute einen großen Zuwachs verdanken zu können, denn — er hat ja den Ehrenbreitstein bestiegen, hat von dort aus den Rhein und die Mosel und eine Menge Berge gesehen, und ist also zufrieden. Für den, der es vorzieht zu reiten, stehen auch beständig gesattelte und gezäumte Esel in Koblenz an der Brücke, die indeß mit sehr verdrießlichen Blicken die Fremden betrachten und ihnen durch ein leises Kopfschütteln zu verstehen geben, daß die Schaulustigen besser daran thun würden, sie stehen zu lassen und die schnellere Equipage der eigenen Beine zu wählen.

In der Regel haben die reisenden Engländer, die sich überhaupt vor allen Andern durch eine außerordentliche Gutmüthigkeit auszeichnen, in ihrem Taschenbuche bei Koblenz eine Notiz, d. h. Besichtigung des Ehrenbreitsteins; es ist ihnen dadurch gewissermaßen zur Pflicht gemacht, diesen zu besteigen. Kommen sie nun auch erst um 9 Uhr in Koblenz an, so müssen sie doch noch hinauf. Es ist also natürlich finster wenn sie oben sind, das thut aber Nichts, sie sehen sich nach allen Seiten in der Dunkelheit um, hören — obschon sie kein Wort deutsch verstehen — aufmerksam zu, wie ihnen der Ausleger die Gegend auf deutsch beschreibt, nehmen ihre Phantasie dabei mit zu Hülfe und — sind fertig. In dem Bewußtsein, auf dem Ehrenbreitstein gewesen zu sein, gehen sie ganz ruhig in ihren Gasthof. Andere, die noch bei Tage hinaufkommen, sind müde wenn sie oben sind, setzen sich dann, um sich auszuruhen, den Rücken nach der schönen Gegend gekehrt, auf die vordere Brustwehr (Bollwerk) sehen auf die Kasematten und die Soldaten vor sich, sehen und hören auf die dort herumspielenden Kinder oder auf einen etwaigen Disput unter den Waschfrauen, lachen sich darüber halb todt, beschenken die Kinder zu ihrem Spaße mit Geld und — laufen wieder hinab, ohne auch nur einen einzigen Blick in die Gegend gethan zu haben.

Bei solchen Gelegenheiten wird dann den Fremden auch erzählt, daß hier einst der französische General Büssy von dem berühmten Johann von Werth im 30jährigen Kriege hart eingeschlossen und

ausgehungert worden, und auf seiner Tafel täglich 60 gebratene Mäuse gespeist habe, während seine Offiziere und Soldaten sich mit Eselsfleisch hätten begnügen müssen, wozu eine dürftige Portion Brod verabreicht wurde.

Doch das thut alles Nichts, Koblenz und Ehrenbreitstein gewinnen dadurch, und diese und andere Anekdoten erhalten sich noch lange im Andenken der Einwohner.

Betreffs des Bohrversuchs nach heißem Wasser, so folgt hier eine Beschreibung, des, um dies Unternehmen sich so sehr verdient gemachten Hauptmannes v. Kirn, die vielleicht für Manchen um so mehr von Interesse sein dürfte, als durch die wirkliche Auffindung einer warmen Quelle dem Orte, wie der ganzen Gegend, ein unberechenbarer Vortheil erwachsen würde.

Den Gedanken, in Ehrenbreitstein nach warmen Quellen zu bohren, verdankt man dem berühmten Geologen Leopold von Buch, welcher sich über diesen Gegenstand und die hohe Wahrscheinlichkeit eines Erfolges nicht nur mündlich dahier, sondern auch am 13. August 1834 an den Stadtrath von Ehrenbreitstein schriftlich aufs Günstigste geäußert hat, welches Schreiben die eigentliche Basis unseres Unternehmens bildet. Die Gründe dieses ausgezeichneten Gelehrten sind in der Kürze folgende:

„Seit lange ist man der Meinung, daß die Ursache heißer Wässer sich nicht nothwendig unmittelbar am Ort ihres Hervorbrechens befinde, ja vielleicht in einer großen Entfernung. Das ganze Gebirg zwischen Koblenz und Frankfurt ist aber als ein solcher Sitz anzusehen. Heiße Wasser brechen in der Tiefe hervor, Sauerwasser auf der Höhe.“

Der Punkt, wo etwa der Versuch anzusetzen wäre, wurde ebenfalls von Herrn von Buch vorgeschlagen, und zwar unter der sogenannten Kniebreche, wo der alte Weg und die neue Chaussee nach Arenberg sich schneiden, derselbe wo gegenwärtig die Bohrkaue steht. Der Königl. Oberbergrath von Oeynhausen, welcher auf Veranlassung der Königl. Regierung und des Königl. Oberbergamts den Gegenstand in Untersuchung zog, hat sowohl die Ansicht des genannten Geologen vollständig getheilt, als auch den bereits von dem Letzteren bezeichneten Punkt für den zu Bohrversuchen geeignetsten erkannt.

Eine weitere Bestätigung dieser Ansicht und somit Vergewisserung der Aussicht auf Erfolg bei unserm Unternehmen dürften wir durch einen Blick auf den großen Reichthum an Mineralquellen in unserm

Nachbarlande an den Höhen des Taunus und des Westerwaldes, und auf die geognostische Beschaffenheit dieser letzteren gewinnen, welche durch den vormaligen herzogl. nassauischen Oberbergrath, jetzt königl. niederländ. geheimen Referendair für das Großherzogthum Luxemburg, C. E. Stifft, eine sorgsame Bearbeitung gefunden hat. Da dieses treffliche Werk für unsern Zweck zu umfassend, der Gegenstand aber in zu bedeutsamer Beziehung steht, als daß nicht Materialien von dieser Seite höchst willkommen wären, so nehmen wir keinen Anstand, diese Ergebnisse eines langen und sorgsamen Studiums unserer Gebirgskette, insoweit sie den uns vorliegenden Zweck berühren, hier als Autorität anzuführen und in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Der in dem Schreiben des Herrn von Buch angedeutete Sitz der kalten und warmen Mineralquellen zwischen Koblenz und Frankfurt ist von zwei Gebirgsrücken, dem Taunus und Westerwalde, bedeckt. Der eine erhebt sich hinter Homburg aus der Ebene der Wetterau und zieht aus N.-O. in S.-W. (das allgemeine Streichen der Gesteinlager ist in derselben Richtung) durch den südlichen Theil des Herzogthums Nassau fast gleichlaufend mit dem Nidda- und Main-Thale bis zu des letzteren Ausfluß in den Rhein, sodann durch das Rheingau, wo er bei Aßmannshausen den Rhein erreicht und übersetzt. Die Abdachung dieses Rückens in's Main- und Rheinthal im S.-O. ist durchgängig ziemlich steil. Die Abdachung des nordwestlichen Abhanges ist jedoch nur allmälig und verflacht sich nach und nach in's Lahnthal, welches demnach im N.-W. als der Fuß des Taunus anzusehen ist.

Die südöstliche Abdachung besteht aus Schiefergebilden, theils aus reinem Thonschiefer von röthlicher, grünlicher, bläulicher und grauschwarzer Farbe, theils aus mit Chlorit und Quarz, mitunter auch mit Talk und Quarz, seltner mit Glimmer, meistens in faserigschiefrigem Gefüge gemengtem, in Thonschiefer übergehendem Gestein. Ueber diesem lagert bald dichtes, bald sandsteinartiges, häufig mit Eisenoxydhydrat überzogenes Quarzgestein. Diese Bildung ist arm an Erzen, aber reich an Mineralquellen, wie die Weilbacher, Cronberger, Sodener, die Wiesbadener und Schlangenbader Quellen bezeugen karakterisirt theils durch den großen Gehalt an kohlensaurem Natron, theils an salzsaurem Natron, theils durch die hohe Temperatur.

Die nordwestliche Abdachung, deren Gestein durchgehends südliches Fallen hat, meistentheils steil, besteht aus Grauwacke und Grau-

wackenschiefer, vermischt mit Thonschiefer, mit Quarzadern durchzogen, welche erzführend sind, wie unter andern die silberreichen Bleierze an der untern Lahn bei Holzappel ꝛc. Hierin befinden sich die große Menge Säuerlinge des im Schreiben des Hrn. von Buch erwähnten Thales von Lorchhausen nach Schwalbach, die berühmten Quellen des Lahnthales ꝛc. — Vom rechten Lahnufer erhebt sich das Gebirge wieder nach dem zweiten Höhenzuge dem Westerwalde hin, das in gleicher Richtung wie der Taunus von N.-W. nach S.-W. streicht. Die Mitte desselben, der hohe Westerwald, besteht aus vulkanischen Bildungen, Basalt mit einzelnen Trachyt- und Phonolith-Bildungen, (der Basalt beginnt in nordöstlicher Richtung hinter Montabaur) im Südosten und Osten Schaalstein, Grünstein, Mandelstein, Kalkstein ꝛc.

Der südwestliche und westliche Theil desselben jedoch vom rechten Lahnufer an, zeigt nur die Fortsetzung jener Grauwacke- und Thonschiefer-Formationen in denselben Lagerungs-Verhältnissen, wie der nordwestliche Abhang des Taunus, worin wir überall kalte und warme Mineralquellen antreffen, welche sich vorzüglich durch bedeutenden Gehalt an kohlensaurem Natron auszeichnen.

Obschon die Behauptung aufgestellt wird, daß man im Allgemeinen dem Gebirgsstein der nächsten Umgebung der Mineralquellen wenig oder gar keinen Einfluß auf den Gehalt derselben zuschreiben kann, eine Nachweisung derjenigen Gebirgsarten, aus welchen die vorzüglichsten Mineralquellen des Taunus und Westerwaldes hervorkommen, in dieser Beziehung daher ohne Bedeutung sein würde, so dient es anderseits doch zur Vergewisserung, daß unsere nächste Umgebung, wie die in dem Bohrloch bisher angetroffenen Gesteinarten speziell beweisen, eine ganz gleiche Formation wie jene hat, woraus so viele berühmte warme und kalte Mineralquellen entspringen, und berechtigt uns daher auch zu analogen Schlüssen. So entspringen die Emser Quellen aus einer festen quarzigen Grauwacke, durch welche eine Menge mitunter ½ Lachter mächtige Quarzgänge durchsetzen, in denen sich beim Armenbade auch Spuren von Bleiglanz finden.

Der berühmte Mineralbrunnen zu Niederselters entspringt aus einem quarzigen Grauwackenschiefer-Lager. Die Langenschwalbacher Mineralquellen liegen im Tonschiefer, der mit Grauwacke und Grauwackenschiefer wechselt. Der Ahler Mineralbrunnen kömmt aus quarziger, mit Eisenocker bedeckter Grauwacke hervor. Der Marienfelser Mineralbrunnen liegt in plattenförmiger, mit vielen Glimmerschüppchen

beſetzter Grauwacke. Die vielen Mineralquellen um Naſtätten, der bei Buch liegende, der auf dem Schwall, beim Dorfe Grebenroth u. a. m. kommen aus Grauwackenſchiefer. Die Säuerlinge im Werker- und Sauerbornsthale an den gleichnamigen Bächen, welche der Wisper zufließen, kommen aus Thonſchiefer. Eben ſo die im Fiſchbachthale bei Fiſchbach und im Sauerthale. Die beiden Dinkholder Brunnen in der Thalſchlucht zwiſchen Oſterſpai und Braubach kommen aus Grauwackenſchiefer. Die Mineralquellen bei Braubach, der Salz- und der Eckel-Born, jene bei Camp, bei Oſterſpai, ſo wie der Oberlahnſteiner Mineralbrunnen kommen aus Grauwacke und mit gelbem Eiſenocker durchzogenem neueren Schiefer. Aus derſelben Geſteinart hervorſprudelnd fand man auch bei der neuen Faſſung unſern Thäler-Mineralbrunnen.

Eine weiter als allgemeine Regel feſtſtehende Thatſache iſt die Erfahrung, daß nicht leicht eine Mineralquelle für ſich allein erſcheint, ſondern daß jederzeit mehrere derſelben in einem ziemlich deutlich ausgeſprochenen Zuge vorkommen. Ein ſolcher Zug iſt der, in dem oben erwähnten Schreiben des Herrn von Buch angeführte, der unweit Lorch ſeinen Anfang nimmt, der Richtung des Streichens des Geſteins im Wisperthale bis zu ſeinem obern Ausgange öſtlich Ramſchied folgt, worin die Mineralquellen: der Daubenborn, Leyenkaderich, bei Sauerthal, bei Wollmerſchied, der Werker Brunnen, bei der Herzbachs Mühle, bei Diethardt, der Springer, bei Geroldſtein, der Fiſchbacher, der Ramſchieder, ſodann im Aarthale fortſetzt, wo die Quellen Langenſchwalbachs, der Lindenbrunnen, Brodelbrunnen, Stahl- und Weinbrunnen, der Rückershauſer, bei Rettert, der Dörsdorfer ꝛc. und dem Aarthale folgend von Süd nach Nord ſeine Richtung nimmt und mit der Schiesheimer und Burgſchwalbacher Mineralquelle ſich endigt.

Ein anderer Zug iſt der, welcher dem Lahnthale folgt und als Seitenzweig das Emsthal zählt mit den berühmten Quellen zu Nieder- und Ober-Selters, worin die Mineralquellen bei Löhnberg, Obershauſen, Dillhauſen, Probbach, Lindenholzhauſen, Fachingen, Geilnau, Scheuern, die Emſer Quellen, und die bei Nievern in der Lahn. Die Oberlahnſteiner und Ahler Quellen ſchließen im Weſten dieſen faſt der Streichungslinie (von N.-O. nach S.-W.) folgenden Zug, woran ſich denn der Ehrenbreitſteiner Mineralbrunnen mit der früher benutzten Mineralquelle im hieſigen Kapuziner-Kloſter (dem ſogenannten Kapuzinerbrünnchen) unmittelbar anſchließt. Im Allge-

meinen fällt die Hauptrichtung dieser Züge mit der des allgemeinen Gebirgsrückens zusammen, wenn auch Seitenverzweigungen mitunter eine diese Richtung mehr oder weniger schneidende haben, und hierauf mögen wir denn bei Betrachtung der Lage unseres Bohrortes, da das im Lahnthal bginnende neuere Schiefergebirge nördlich einfällt, gewiß die schönsten Hoffnungen bauen, zumal dieselbe Ursache, welche die Hebung des Gebirgsrückens bewirkte, auch die Hauprichtung der Züge von Mineralquellen bedingt zu haben scheint. Diese Hebung des Gebirges in unserer nächsten Umgebung beweist bei nur oberflächlicher Ansicht die Schichtung der Steinbrüche über der Bohrkaue, am Nellenköpfchen, am Ehrenbreitstein, am Neuwieder Thor, in den beiden Mühlenthälern, am Bonnacker — das Folgen der Richtung des Zuges der Mineralquellen — der Thäler Born, das Kapuzinerbrünnchen.

Es ist ferner eine begründete Beobachtung, daß die Mineralquellen dem Auftreten vulkanischer Gebirgsbildungen im Allgemeinen folgen. Die vom Taunus und Westerwald bedeckte Landstrecke liefert hierzu den Beweis, da die verschiedenen Gruppen der darin vorkommenden Mineralquellen rund um von einem weiten Kreise vulkanischer Gebirgsbildungen umschlossen sind. Im Osten die Basalt- und Dolerit-Gebirge von Frankfurt und der Wetterau, im Süden und Südwesten die Trapp-, Porphyr- und Basalt-Bildungen der Pfalz, im Westen die vulkanische Eifel, welche bis in unsere nächste Nähe den deutlichsten Beweis, den Laacher-See mit dem Tönnisteiner Mineralbrunnen und den vielen Säuerlingen des Maifeldes vorschiebt, im Nordwesten und Norden das Siebengebirge und der Westerwald, und im Nordosten der gleichfalls vulkanische Vogelsberg.

Ehe wir nun von Ehrenbreitstein und Koblenz scheiden, haben wir noch des Bildes von Heinrich Walpot von Bassenheim, Stifter des einst so berühmt gewesenen Deutschherrn-Ordens, zu erwähnen, von dem Klein sagt: „daß er am Eingange des Moselthales, da wo beide Ströme sich mischen, auf der Mauerzinne, gleichsam als Ehrenwart steht, jeden Wanderer beim Eingange freundlich zu grüßen. Der blendend weiße Mantel, mit dem schwarzen Kreuze darauf, umflattere den blinkenden Stahlharnisch und ein großes gewaltiges Schwerd hänge an seiner Seite; aus dem lichten Goldgrunde des Schildes aber drohe mit scharfer Kralle der gekrönte Reichsdoppeladler. Sein mächtiger Arm habe nach der Sage viele hundert Sarazenenschädel gespalten, seine freundliche Fürsorge aber auch in Jerusalem viele

hundert Pilger gepflegt. Das uralte Komthurhaus Balley-Koblenz ist es, von dem er herabsieht."

Herr Klein bemerkt bei dieser Gelegenheit wie die muthvollen Brüder durch den Herzog Konrad dem Massovier 1227 nach der Ostsee berufen, viel zu ertragen gehabt hätten, bis sie das Zeichen des Kreuzes in des Heidengottes Perkuno dunklen Wäldern aufgepflanzt und Menschlichkeit und Gesittung unter den rohen Bewohnern des Landes verbreiteten, und füge ich hier noch eine kleine Beschreibung der Sitten und Gebräuche eines Theiles jener Länder, der Insel Rügen — Deutschlands nördlichste Spitze — hinzu, deren Bewohner noch bis in neuere Zeit, als ringsumher schon Alles dem Christenthum anhing, ihrem Gotte Swantewit und anderen Götzen opferten und, Feind aller höheren Ausbildung, sich auch gewaltsam gegen jede äußere Einmischung verwahrten. Diese Insel Rügen, obwohl kalt und rauh, darf doch auch wieder zu den schönsten und fruchtbarsten Landstrichen Deutschlands gerechnet werden, und wird an Reichthum sich mit den reichsten seiner Nachbarländer messen. So wie man von hier aus in die Schweiz, von Sachsen aus ins Hochland oder von Schlesien in das Riesengebirge wandert, so sieht man die Norddeutschen in Rügen landen, sich die mannichfachen und überraschenden Naturschönheiten von Ankona, Stubbenkammar, Witter ꝛc. zeigen zu lassen. Auf Stubbenkammar, einem beinahe senkrecht vom Meere aufsteigenden Kreidefelsen, in dem aufs wunderbarste sich durch sich selbst Säulenreihen, Hallen, Grotten, Lauben ꝛc. gebildet, sieht man nun noch die Stelle wo vor einigen hundert Jahren auf einem steinernen Tische die schönsten und tugendhaftesten Jungfrauen des Landes ihrem heidnischen Gotte geopfert wurden, nachdem sie vorher von vier oder mehreren Sklaven an einem kleinen (dem sogenannten schwarzen) See gewaschen waren. Die Sklaven stieß man dann in die Tiefe des Sees hinab, daß sie von der Geweihten nichts nachsagen konnten, dem unglücklichen Mädchen aber, die sich für die Glücklichste hielt, schnitt man nun lebend das Herz aus der Brust und marterte sie langsam zu Tode; dessen ungeachtet drängte sich Alles nach der Ehre, für ihren Gott zu sterben, und weinend kehrten die nichtgewählten wieder heim. Nicht selten sah man den Jüngling, der einem solchen Mädchen liebend gefolgt, von ihr aber in Rücksicht des möglichen Glückes geopfert zu werden, verschmäht worden war — mit heiterem Muthe sich in den schwarzen See stürzen, wenn er die Geliebte erst zur Todesstätte begleitet hatte. Alljährlich kehrte dies Fest, ein Volks-

fest für das ganze Land, zurück und sehnsüchtig hofften die in diesem Jahre vernachläßigten, wie jetzt etwa ein Mädchen auf die Brautkrone, auf das nächste, ob sie dann vielleicht ihre Mitschwestern besiegen würde?

Man zeigt den Reisenden noch alle, die kleinsten, damals und für diesen schrecklichen Zweck nöthig gewesenen Apparate, und in dem Dorfe Altenkirchen, einige Meilen davon, sieht man in der Kirche auf Stein ausgehauen den Gott Swantewit.

Wenn wir nun über die Moselbrücke auf das jenseitige Ufer nach dem ehemaligen Lützel-Koblenz gehen, so erinnern wir uns, wie hier in früheren Zeiten zu Neujahr der Magistrat von Koblenz dort ein Fest feierte; man verzehrte nämlich dort das niederländische Käschen oder das Kapaunenpaar, welches die Deutschherrn nebst dem Kuchen, den die Klosterfrauen von Oberwerth, und einem Viertel gesottenen Eier, das die Karthäuser als Geschenke jährlich schickten. Während des Essens belustigte man sich untereinander durch Werfen mit Schneeballen, an dem alle die hohen Herren, mit Ausschluß des churfürstlichen Amtmanns, Theil nehmen durften. Auch am Walpurgisabend fand dort eine ähnliche Zusammenkunft statt, wobei freilich nicht mit Schnee geworfen werden konnte. Da gingen die beiden Bürgermeister, frisch gepflückte Maisträuße in der Hand, auf und ab, und beschenkten Frauen und Jungfrauen mit Blumen aus dem Koblenzer Walde. Die Rathsdiener brachten die gefüllten Körbe herbei. Am Prediger-Kirchweihfeste aber durfte das Volk der nächsten Straßen auf der Brücke bis es finster wurde tanzen, wobei indeß durch die Brunnenmeister scharfe Polizei für die Aufrechthaltung der Ordnung gehandhabt wurde.

Lützel-Koblenz.

Wer jetzt auf die linke Seite der Mosel über die Brücke tritt und rechts und links wenige neue Häuser stehen sieht, der ahnt wohl nicht, daß hier einst ein wichtiger, mit Mauern und Thürmen umgebener, Handelsort stand, in dem die Gewerbe blühten und der sich durch die Erbauung von Schiffen, wie durch gute und große Weinniederlagen auszeichnete. Besonders viel Wallfahrter versammelten sich hier, für die aufs freundlichste gesorgt wurde, und daß auch Kranke und Unglückliche nicht verlassen sein sollten, stiftete der Scholaster zu St. Kastor in Koblenz, Johann v. Rhense 1370 auf eigene Kosten ein Hospital.

Mehrere Kaiser und Könige in Deutschland versammelten hier ihre Heere, und der Stadt widerfuhr bei den bestehenden Kriegen abwechselnd manche bittere Auszeichnung. Im fünfzehnten Jahrhundert ließ sie der Erzbischof Raban selbst in Brand stecken, seinen Gegnern den Aufenthalt darin zu wehren. Sie erstand zwar aus den Trümmern wieder neu und schöner, aber 200 Jahre später hatte sie beinahe ein gleiches Schicksal, als der kaiserliche General Görz sie den Franzosen mit stürmender Hand abnahm; bis sie 1688 bei der Vaubanschen Belagerung ganz aus der Reihe der Städte verschwand und ihre vertriebenen Bewohner theils nach Koblenz, theils nach dem am Rheine gelegenen Oertchen Neuendorf flüchteten, sich neu anzusiedeln. Die Stellen aber, wo vordem Wohnhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude standen, überziehen jetzt blühende Kornfelder, Gärten und Wiesen.

Der Hundsrück und die Eifel.

Ehe wir weiter hinauf an die einzelnen Orte der Mosel gehen, werfen wir einen Blick auf die diesen Fluß einschließenden Gebirge und ihre Bestandtheile, und hören darüber das Urtheil der Mineralogen, wie neuere Schriftsteller sie diesen nachgeschrieben haben.

Der Hundsrück, von einer sehr beträchtlichen Höhe sich allmälig bis zur oberen Bergfläche der Karthause im Norden, in Form eines Dreiecks herabsenkend, wird von Rhein und Mosel eingeengt und ist auf seiner schmalsten Stelle etwa eine halbe Stunde breit. Das Gebirge gehört zum großen Schieferzuge, welcher vom Maine her den Taunus, dann, von Osten nach Westen zu uns überstreichend, rechts der Mosel den Hundsrücken, links die Eifel, bei einer Ausdehnung von siebenzig bis achtzig Meilen, bildet. Uebergangs-Thonschiefer, doch wenig als Dachschiefer benutzbar, und Grauwackenschiefer, vorzüglich aber Hornfelsschiefer, letzterer meistens Splitterhornstein, oft gemeiner Kieselschiefer, oder fast reiner Quarz laufen, wechselnd, in gewaltigen Massen zwischen Rhein und Mosel bis zur Saar. Aus ihnen besteht die rechte Thalseite zwischen Koblenz und Schweig, so wie das angränzende Land. Selten kommen beide Hauptarten in reiner Gestalt vor: indem das Gestein, als Zwischengebild bald mehr dem Thon, bald dem Kiesel angehörend, manchmal sogar, bei körnigtem Gefüge, Sandstein zu sein scheint. Ohngefähr gleiche Räume trennen die Hornfelslager, welche in der nämlichen Richtung ununter-

terbrochen nebeneinander herziehen. Längs der Mosel, wo der Fluß die Reihen durchbrochen hat, thürmen sich, wie am Rheine, steile Felsblöcke, von lockerem Gesteine umhäuft, welches Feuchtigkeit, Kälte oder gewaltsame Erschütterung losriß. Ihr wildes Aeussere gewährt in großer Zahl pittoreske romantische Ansichten, welche mit den gepriesenen rheinischen wetteifern dürfen. Wo Dachschiefer oder Grauwacke ausliefen, und die Lage gegen die Sonne günstig war, bildeten sich fruchtbarer Acker- und Weinbergboden.

Von den festen Hornfelslagern, gegen welche er schief anprallte, schief zurückgeworfen und gegenüber auf gleich feste stoßend, schnitt der Fluß in die weichere Grauwacke zwischen ihnen ein. Nach ihrem Streichen sich schlangenförmig fortbewegend, zernagten die Wellen sie langsam, oder durchbrachen sie mit Gewalt bei stärkerem Falle und angehäuftem Gewässer. So entstanden jene Krümmungen, welche am Rheine, dessen Lauf auf die Streichlinie seiner Ufergebirge beinahe senkrecht geht, nicht möglich waren. Gewaltsam möchte wohl der Durchbruch eine Stunde von Koblenz bei der Ortschaft Lay gewesen sein. Tief unter dem aufgeschwemmten Boden des linken Ufers, wo bis Güls eine fruchtbare Fläche rückwärts zum Gebirge ansteigt, liegen, offenbar von wilder Strömung herbeigeführt, zahlreiche Steinblöcke neben und aufeinander. Ungeheuere Stücke von Thonschiefer, Kieselschiefer, Grauwacke bedecken überall den Grund, wo Wasser oder Eingraben ihn entblößt. Sie folgen der Richtung des Flusses, der, an dem harten Felsgebirge gegen Moselweis über abprallend, sich rechts dem Kamperhofe zubog. Auch im Bette des Seitenlaufes, welchen derselbe, indem er erhöhteres Erdreich als Insel umfließt, noch gegenwärtig bei großen Anschwellungen nimmt, finden sie sich weithin. Fragmente rothen Sandsteins, der hier nirgends vorkömmt, Gerölle von Lava mancherlei Art, Bruchstücke ungewöhnlicher Seemuschel-Petrefakte sind untermischt. Bedeutende, zwischen den Moselkrümmungen aufgehäufte Wassermassen und höher liegende Bassins scheinen bei dem Durchbruche sich entleert zu haben. Die ganze Ebene, an deren Ende Koblenz liegt, ist sichtlich von der Moselseite her aufgeschwemmter Boden. Nach Süden zu begrenzt sie, über vierthalb hundert Fuß ansteigend, das Plateau der oberen Karthause oder der Hunnenhöhe, auf welchem die Veste Alexander aufragt, und der Uebungsplatz der Artillerie sich ausdehnt. Eine tiefe, romantische Schlucht, das Laubachthal, trennt dasselbe von dem höhern Gebirge des Hundsrückens, der mit dem Kühkopf beginnt. Nur eine

ſchmale Landzunge bleibt übrig, auf welcher, ſo wie vormals die Römerſtraße, gegenwärtig die Chauſſee weiter führt. Wohlerhaltene Verſteinerungen und Abdrücke, körnigter Kieſelſchiefer, vorzüglich an der Südoſtſeite durchziehend, in denen die feinſte Streifung der Schalen ſich dem Auge darſtellt, zeigen, daß die Abſetzung und Austrocknung nur allgemach ſtatt fand, ohne daß Reibung oder Druck, bei gewaltſamen Zuſammenflötzen unvermeidlich, die zarte Strahlung zerſtört hätte. Auf der Oberfläche des Plateau liegt, von Sande bedeckt, feſter Thon, der an mehreren Stellen des Abhangs als weicher Töpferthon oder Eulnerlehm hervortritt und häufig benutzt wird. Das ſich ſenkende Waſſer, beſonders nach heftigen Regengüſſen, bildet beträchtliche Strömungen gegen die Nordſeite hin.

Jenſeits des Rheines beginnt, mit den Felſen von Ehrenbreitſtein, Grauwackenſchiefer, der bis Andernach fortſetzt. Diesſeits, rheinabwärts, dem Weißenthurme zu, iſt die weitgeſtreckte Ebene gleichfalls aufgeſchwemmter Boden, auf welchem, rückwärts und gegen das weſtliche Gebirge hin, einzelne Schlacken, Vulkanaſche und Bimsſtein erſcheinen. Bei Bubenheim, eine Stunde von Koblenz, verſchwindet ein waſſerreicher Bach, der eben erſt ſtarke Mühlräder trieb, ohne die nahe kölniſche Heerſtraße zu erreichen, wahrſcheinlich in den Zerklüftungen der Tiefe. Seitwärts Koblenz, nach dem Mayfelde hin, erhebt ſich nach und nach die Flur zur Hochebene, hinter Rübenach, mit welcher das Hundsrückergebirg, zu derſelben überſtreichend, an die Vordereifel anſtößt. Sie iſt mannichfach von Thälern durchſchnitten und, alten vulkaniſchen Eruptionen nahe, zeigt ſie an mehreren Stellen Verſchiebungen und Verwerfungen ihrer urſprünglichen Lagerung. Die Vulkanerzeugniſſe werden häufiger und kommen ſelbſt zu Winningen am Moſelgeſtade vor, wo man Lava bricht, welche zu Balduins Brückenbau benutzt wurde. Bäche durchfließen die Hochebene nach mehreren Seiten, verlieren ſich aber zum Theile gleichfalls in den Feldern.

Die höchſten Bergrücken des Schieferzugs, welcher, zugleich Uferwand, nach der Eifel ſtreicht, erheben ſich zwiſchen 1800 bis 1950 Fuß, wenige über 2000, die Bergflächen gewöhnlich zu 1500 bis 1750. Wo Flötzgebirge anliegen, überſteigen dieſe ſelten die Hälfte jener Höhe; die meiſten bleiben weit unter ihr. So hat, in näherenden Angaben, der Idarkopf auf dem Hundsrücken, einer der höchſten Gipfel, 2265 Fuß, der Hüttcheswaſem 2155, der Thiergarten im Soonwalde 1655, der Hohekellberg in der Eifel 1860, der Hoheſimmer über der

Kette mehr als 1050, der Camillenberg auf dem Mayfelde bei Ochtendung über 1000 Fuß. Die Mitteltemperatur dieser hochliegenden Gegend fürs ganze Jahr ist 6°,3 Reaumur. In den Thälern und Niederungen nimmt die Wärme natürlich zu: der Pflanzenwuchs hat regelmäßig einen Monat voraus, so auch die Arbeiten des Landmanns.

Darum ist natürlich die Vegetation auf diesen Höhen bei weitem nicht der in dem Thale zu vergleichen, oft leiden die Erdfrüchte durch kalte Nächte so außerordentlich, daß der fleißige Landmann alle Mühen und Hoffnungen in einer solchen Nacht untergehen sieht, und nicht selten sogar den Brodbedarf kaufen muß; Pferde und Rindvieh sind klein und stehen jenen in den Ebenen bei weitem nach, nur die Schafe liefern sowohl eine gute Wolle, wie ihr Fleisch, wegen des häufigen Quadel- oder Thymianfutters, äußerst schmackhaft ist.

Kaum glaublich ist aber gerade in der Gegend von Koblenz der Wechsel der Temperatur und die öfteren plötzlichen Sterbefälle (besonders beim Militair), und am meisten haben die Nordländer mit dem Klima zu kämpfen, das von der größten Hitze schnell zu schneidender Kälte übergeht. Der Luftzug auf dem Höhenpunkte des Gebirges hat nicht selten Erblindungen und augenblickliche Todesfälle verursacht, und man darf nur in den Lazarethlisten zu Koblenz die Augenkranken der Soldaten des aus Posen dorthin kommandirt gewesenen 19. Infanterie-Regiments, nachschlagen, um einen traurigen Beweis davon zu erlangen. Nicht minder schädlich ist aber auch den Südländern dieser Wechsel, und wie jene aus dem rauhen Norden die Kälte traf, so wird diese, welche die größte Hitze gewohnt sind, doch die plötzliche Temperaturveränderung und namentlich diese Hitze aufs Krankenlager werfen.

Wenn wir den Lauf der Mosel sowohl auf der Karte, wie in der Wirklichkeit betrachten, so mögen wir uns über die ungewöhnlich vielen und großen Biegungen wundern und uns heimlich vielleicht dabei fragen: „warum das?" — berücksichtigen wir aber wieder, daß Koblenz 215, Trier aber 485 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, die Mosel von Trier bis abwärts in den Rhein also 270 Fuß Gefäll hat, so müssen wir es der Schöpfung Dank wissen, daß sie den Lauf dieses Flusses um das drei- oder vierfache durch jene, dem Schiffer lästig erscheinenden, Biegungen verlängerte und so die Gewalt des Wassers bedeutend zügelte, das sonst bei dem mindesten Regen, die Niederungen überschwemmen und beim Abgange des Eises im Winter oder Frühjahr Alles in gewaltigen Eisbergen begraben würde.

Von Koblenz bis Winningen.

Verfolgen wir nun den Weg des Stromes aufwärts, so sehen wir ihn zuerst sich um die Eisbrecke des Churfürsten Karl Kaspar von der Leyen, einem bisher allen Stürmen glücklich widerstandenen Steindamm, biegen und bald darauf erblicken wir rechts, wo der Fluß am meisten ausgreift, die Dächer des Rohrerhofguts, jetzt Privateigenthum, früher aber Besitz der Cisterzienser-Abtei Himerode in der Eifel, einem Orte, der, seiner Lage nach, zu einem Vertheidigungsplatze diente und als solcher auch mehrfach benutzt wurde. Am schlimmsten erging es ihm im 30jährigen Kriege, wo sich der schwedische General Baudissin mit seinen rohen Gesellen dort einquartirte, sich gegen die Spanier unter Verdugs zu schützen und es sich dabei zum Vergnügen gereichen ließ, die armen Mönche des Klosters auszusaugen. Rohrerhof hieß früher Rore praedium, bestand schon im 12ten Jahrhundert und wurde im 13. der Abtei Himerode von dem damaligen Herrn zu Metternich geschenkt.

Etwas weiter aufwärts liegt, ¼ Stunde vom Strome entfernt, das freundliche Dörfchen Metternich, das mit Koblenz und der ganzen Gegend in den vielen verderblichen Kriegen gleich trauriges Schicksal hatte. Wie jene, so erholte sich indeß auch dies wieder und wenn auch der antike Kirchthurm noch die Spuren jener Unglücksepoche trägt und ernst und finster auf die glänzenden Dächer der Wohnhäuser herabsieht, so findet man doch an dem Ganzen nur eine heitere gemüthliche Gegenwart.

Seitwärts liegt der ungeheure und unerschöpfliche Wasserbehälter, der das Wasser in unzähligen kleineren Kanälen bis zu dem Hauptkanale im Inneren des Berges dem Koblenzer Aquadukte zuführt, der Kümmelberg, der in ziemlich bedeutender Höhe eine reizende Aussicht gewährt. Zu dem Fuße des Berges liegt am Flußrande die Löhrsche Salmiak- und Farbenfabrik und gegenüber auf dem andern Gestade finden wir den Camperhof, früher Eigenthum des Karthäuserklosters.

Im Jahre 1250 tritt in Metternich als Hauptbesitzer Theodorich von Isenburg auf; 1351 aber kam Metternich oder Metteriche an den Erzbischof Balduin beim Ankaufe des Isenburger Drittheils der Oberburg und Herrschaft Covern.

Jetzt aber nahen wir uns dem Eingange in das eigentliche Felsthal und finden hier auf der Landseite den im Sommer so sehr von

Winnipeg.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

den Koblenzern besuchten Vergnügungsort Moselweiß, das aus älterer Zeit als der Geburtsort Kaisers Kaligula bezeichnet wird, und an dessen berühmtes Laurentius-Kirchweihefest, welches man in jedem Jahre Mitte August feiert, knüpfen sich manche recht interessante Erinnerungen. Die hier neu angelegte Heerstraße, längs der Mosel, hat schon jetzt einen nicht unwichtigen Einfluß auf den steigenden Wohlstand des Thales ausgeübt.

Moselweiß, sonst Wisse, kam gegen 1100 in einer Schenkungsurkunde für das Florinstift zu Koblenz vor. Im 13. Jahrhundert lebten dort die berühmten Ritter Wippert, Bertram und Kundengar von Wisse. Im Jahre 1201 setzte der Papst Bruno zu St. Castor in Koblenz einen eigenen Pfarrer nach Moselweiß, der aber zu Ostern und Pfingsten jeden Jahres einige neugeborne Kinder zur Taufe nach Koblenz schicken mußte, damit das Patronatsrecht hierdurch anerkannt bleibe; 1256 wurde ein zweiter Geistlicher dort angestellt.

Das Dorf selbst, oder doch der größere Theil desselben, liegt etwas vom Wasser entfernt, nach dem Hundsrück zu, von wo ein Bergpfad über die Karthause nach Koblenz führt. Die Gegend ist hier, wie überall in dem Thale, malerisch schön; aber es ist nicht blos die Natur, die man zu bewundern Anlaß findet, auch der Fleiß der Bewohner tritt im glänzendsten Lichte hervor, und die Wohlhabenheit derselben hier, wie in dem unweit davon gelegenen Pfarrorte Güls, spricht sich schon zur Genüge darüber aus. Schon Moselweiß gegenüber öffnet sich der Bergkessel, indem man mit Erstaunen einen ungeheuern Obstgarten voll von den mannigfachsten und edelsten Früchten findet, die sich mit jedem Jahre noch immer zu vermehren und zu verschönern scheinen. Ganze Ladungen davon, und namentlich Kirschen, gehen nach dem entfernten Köln, nach Düsseldorf und selbst noch weiter, und überall steht der Name Güls, in dieser Beziehung schon, hoch angeschrieben. Vielleicht war dieser Ort einst noch bedeutender, wenigstens findet man noch überall Spuren altrömischer Bauart, Mauern, abgebrochene Thürme ꝛc., und die Auffindung großer steinerner Särge, aus Lava gehauen, bestätigt diese Vermuthung.

Güls, früher Gulisa, ist einer der ältesten Orte an der Mosel, (dem Mayengau), der sonst dem St. Servatsstifte zu Mastricht gehörte; im Jahre 898 aber von dem Lotharinger Herzoge Zwentibold dem Erzbischofe Ratbod von Trier als Lehen übertragen wurde.

Eine halbe Stunde Flußaufwärts tritt das Ufergebirge schroff und steil in die Höhe und beengt den Raum am Flusse so sehr, daß

kaum ein Karren dort vorbei fahren kann. Dieser Felsen, sowohl wie das gegenüberliegende Dorf heißt Lay; wenn auch wie Güls sehr alten Ursprungs, ist doch — mit Ausnahme der Kirche, welche, wie die Castorkirche in Koblenz, eine sogenannte Kloster- oder Mönchshaube auf ihrem Thurme trägt — fast das ganze Dorf jetzt neu, da die älteren Gebäude theils in den vielen Kriegen der dortigen Gegend, insbesondere des 30jährigen, verbrannt, theils durch die oft wiederkehrenden schrecklichen Ueberschwemmungen zertrümmert sind. Diesen letzteren ist Lay mehr als irgend ein Thalort ausgesetzt, und die Jahre 1670, 1708, sowie die neuern geben darüber einen traurigen Beleg.

Lay, Leiu, wurde 1095 von dem Grafen Adelbert von Norvenich, als Vogt, besetzt, und der Abt von Siegburg erhielt darin ein Hofgut und übte das Patronatsrecht aus, welches ihm von dem Frauenkloster Kauffungen streitig gemacht wurde. Der Erzbischof Theoderich von Trier versühnte indeß beide Theile, und so wurde es wechselweise, und zwar von dem Frauenkloster zweimal und von jenem einmal bewohnt. Ebenso behielten die beiden Klöster den größten Theil des Zehnten.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts führt die Chronik einen Ritter Namens Walter auf, der, wegen seiner Frömmigkeit hoch berühmt, oft nach Bornhofen wallfahrtete und der dortigen Kirche reiche Geschenke machte.

Lay gegenüber wächst an der schroffen Felswand ein schmackhafter Wein; weniger ist dies weiter aufwärts und an der Seite des Hundsrück der Fall, wo das Gebirge hoch und steil bis zum Flußrande tritt, und der erwärmenden Sonnenstrahlen fast ganz entbehrt. Bald indeß wird die Gegend wieder freundlicher und in einer Viertel-Stunde hat man den hübsch gebauten Marktflecken Winningen, auf einem etwas erhöhten Gestade, vor sich. Winningen, das sich, ganz allein in dieser Gegend, zur evangelischen Confession bekennt, gehörte früher mit seinem Gebiet zur Markgrafschaft Baden, während die ganze Landschaft rings umher unter dem Churfürsten von Trier zu Koblenz stand. Trotz der Religionsverschiedenheit leben indeß seine Bürger mit allen Nachbarorten höchst verträglich, und auch hier, wie an der Mosel überall, findet man die wahre Gemüthlichkeit, die so sehr zum Herzen spricht. In früherer Zeit hausten hier die Hertweine, eines der edelsten aber auch trinklustigsten Rittergeschlechte, zu denen sich die tapfern Trinker aus der ganzen Gegend fanden, und dann nicht selten den Becher so oft kreisen ließen, daß sie nur zu Wasser den Rückweg finden konnten.

Ganz besonders lustig aber ging es stets am Pfingstdienstage eines jeden Jahres zu, wo man nach dem Bergwalde zog und es als ein Verbrechen ansah, nüchtern zurück zu kehren. Jenes früher so rauschend gefeierte Volksfest ist zwar jetzt das nicht mehr, was es damals war, aber der Tag wird doch noch zu fröhlicher Feier von den Einwohnern benutzt und von manchen recht hoch gehalten.

Winningen gegenüber fließt der Condbach in die Mosel, der 3 alte bedeutende Mühlen treibt, und ½ Stunde landeinwärts liegen die Trümmer des adligen Frauenklosters Marienrod, Prämonstratenser-Ordens, wohin man früher am Georgsfeste die Bewohner mehrer anliegenden Ortschaften wallfahrten sah, das aber gegen Ende des vorigen Jahrunderts auf eine beispiellose Weise durch eben diese Ortschaften, aus Rache, wegen einer ihnen zugefügten Beleidigung, vernichtet wurde.

In der Mosel, dicht bei Winningen ist die sogenannte Zichfuhrt, eine gefährliche Stelle, bei deren Befahrung der Schiffer auf seiner Huth sein muß.

Winningen (Windiga) gehörte in älterer Zeit zur Pfalz, und Sayn trug es von dieser zu Lehen. Durch die Schwester des letzt verstorbenen Grafen von Sayn, Adelhaid, kam es an ihren Sohn erster Ehe, Johann Grafen von Sayn und Sponheim. Später fiel Winningen dem Grafen Heinrich (1265) zu, welcher der Stifter der Sponheim-Starkenberger Linie war. Noch jetzt findet man Lehenbriefe von 1398, 1438 ꝛc., nach denen er den Flecken als Pfälzisches Lehen besaß. Später wurde der Markgraf von Baden, Jacob, und Friedrich Graf von Veldenz damit betheiligt, dessen Hälfte wieder an Pfalz-Simmern, dann an Pfalz-Zweibrücken und endlich an Pfalz-Birkenfeld kam, bis in dem Trarbacher Theilungsvertrag Winningen 1776 ganz an Baden fiel.

Die ersten Nachrichten über Winningen dürften wir vom 9. Jahrhundert herleiten, wo es in einer Schenkungsurkunde des Kaisers Arnulph auftritt. Später wird dort ein Ritter Hertwin um 1300 genannt, ein anderer Hertwin 40 Jahre darauf, so auch 1400 ein Hertwin und Johann; den Oberherren gehörten Wasser und Weide sowie die Backgerechtigkeit, und wurden diese Gerechtsame den Einwohnern nur pacht- und leihweise überlassen. Die Markgrafen zogen den Zehnten als Vermögenssteuer bei gewissen Veranlassungen, Umzuge, Verkauf von Grundstücken ꝛc. oder Freilassung. Eben so bestand das Herrn- und Besthauptrecht, der jährliche Leibschilling — eine Abgabe,

die aber mit den andern der Markgraf Carl Friedrich 1783 aufhob. Von dem Kaiser Heinrich II. war der Domprobstei zu Bamberg ein Hof in Winningen geschenkt, mit dem später, 1428, der Burggraf auf Rheineck belehnt war.

Das eben schon bemerkte, nahe bei Winningen gelegene, Kloster Marienrod, Rode, soll 1120 durch die Herren von Schönecke gestiftet worden sein. Es wird in der Stiftungsurkunde der Abtei Romersdorf, um 1137, erwähnt, wo man es Cella Rode juxta Mosellam sita nennt, und den Geistlichen Floresser als Aufseher bezeichnet.

Es wurde sowohl von dem Erzbischofe Johann 1122, wie später von dem Herrn zu Eppenstein, Gotfried, dann von des zu Güls verstorbenen Ritter Eymods von Grensau Wittwe und ihren Kindern, und am reichsten von den Herren von Elz beschenkt. Da indeß bei der Plünderung 1794 Alles, was das Archiv enthielt, zerstreut wurde, so fehlt es natürlich an den richtigen Angaben, weil man vor jener Zeit sich nicht sonderlich für die Veröffentlichung dieser und ähnlicher Gegenstände interessirte. Die Schreibelust oder vielmehr die Lust, mit dem Geschriebenen und zu Beschreibenden Geld zu verdienen, hat erst unser Jahrhundert mitgebracht und sich namentlich in den letzten Jahren so außerordentlich gesteigert, daß wir in dieser Beziehung unsern Nachfolgern wenig oder gar nichts mehr zu thun übrig lassen werden. —

Ob das ganze Moselthal auch etwas eigenthümlich Hübsches und Anziehendes hat, so fängt doch erst hinter Winningen und namentlich bei Dieblich das wirkliche Ritterthal der Mosel, das wahre Romantische an. Schroffe Felsmassen streben von dem linken Ufer des Stroms steil zu den Wolken empor, und auf den Gipfeln dieser Felsen schauen eine Reihe von Burgen auf die Tiefe hinab, deren Trümmer uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen müssen, und wahrhaft erfüllen. Aber nicht nur diese Berge, auch der unermüdliche Fleiß der Bewohner ergreift uns mit hoher Achtung, der das Unmögliche möglich zu machen gewußt, und die steilsten Bergabhänge cultivirte und bebaute. In Terrassen erheben sich die Rebenpflanzungen von unten bis in die Höhe, und feste Mauern halten das lockere Schiefererdreich, wenn Gewölbe die Felsspalten verbinden. Der Nordländer, dem so etwas fremd und unerklärlich ist, geräth bei dem Anblicke der Winzer und Winzerinnen, die er jeden Augenblick aus der schwindelnden Höhe herabstürzen glaubt, in die heftigste Angst, und schaudernd wendet er das Auge davon ab, während sie selbst da oben

so ruhig und sicher umhergehen, wie wir etwa auf einem chaussirten Wege.

Diese Weinberge, welche die Mittagssonne haben und deshalb einen vorzüglichen Wein liefern, gehören theils zu Winningen, theils zu Cobern. Im Celler Wiesengrunde, einwärts davon, finden sich zwei, leider nicht allgemein bekannte, aber dessen ungeachtet doch vorzügliche, Mineralquellen. Aufwärts macht das Langenthal die Grenze. Etwa ½ Stunde entfernt ist die Trierer Hauptstraße.

Kommen wir aber wieder zu den Riesenwerken der Alten, zu den Burgen zurück, die uns an die Zeit der Größe und Kraft erinnern.

Mag diese Kraft manchmal auch eine verkehrte Richtung genommen, mag jene Zeit im Allgemeinen eine trübe, eine unglückliche gewesen sein; das, was durch sie und in ihr geschah, bleibt immer außerordentlich, und läßt uns gewiß die ganze Gegend mit besonderem Interesse betrachten.

Den Felsen gegenüber sieht man eine weite Fläche mit üppigen Getreidefeldern und herrlichen Obstbäumen, die die edelsten Früchte liefern, und mitten darin den Pfarrort Dieblich, dessen trefflicher rother Wein sowohl von den Rittern, wie von den Stifts- und Klosterherren nicht verschmäht wurde. Die Einsiedler, die im Mittelalter hier ebenfalls waren, fühlten sich in dem lebhaften Orte nicht recht heimisch, und verschwanden dort früher, als in andern Orten, um so mehr die Sage eines Ritters gedenkt, der als Wächter (Klausenhund) hier gehauf't, und durch galante Abentheuer sie besonders mit vertrieben haben soll. Die Klause wo sie gewohnt, oder doch wenigstens die Stelle, wo die Klause gestanden haben soll, zeigt man noch jetzt im Unterdorfe. Auf dem Berge hinter dem Orte aber sieht man mehre Gebäude und Häuser.

Die Vergebene dehnt sich eine Stunde weit aus, bildet aber weiter aufwärts ein steiles Flußufer; rückwärts liegen einzelne Höfe: der Thiesenhof, Lohbüschhof, Bauhof und Churhof.

In alten Urkunden traten schon 1221 Ritter Arnold und sein Sohn Heinrich in Dieblich, früher auch Divelich, als Zeugen auf. Der Dechant Theoderich von Münster-Maifeld stiftete 1292 dort eine Klause für 8 Klausnerinnen, deren wir vorhin erwähnten. Ein Theil des Dieblicher Zehnten gehörte als Erzstiftslehen damals zur Burggrafschaft Treis. Hundert Jahre später übertrug der Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein das Dorf Dieblich mit allen Rechten als Lehen dem Ritter Johann von Virneburg; denn Dieblich sowohl, wie Nieder-

fell und Chur gehörten zum Hochgerichte Sonnig, den Besitzungen der alten Moselpallenz. Mehrere Male wurde der Ort von den Nachfolgern Virniburgi an die Erzbischöfe verpfändet, und endlich gar nach Koblenz verkauft.

Im Revolutionskriege hatte Dieblich den Vorzug, ein französisches Chasseurregiment 6 Wochen lang bei sich einquartiert zu sehen. Die Gäste benahmen sich aber auf eine Weise, daß man sie, wie eine Landplage, mit Schreckensfarben in das Ortsbuch von Dieblich eingezeichnet findet.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde auch Dieblich, wie alle andere Orte des Erzstiftes Trier, durch den schrecklichen Paroxismus der Hexen- und Zauberwuth verwüstet, denn Alles, was Einem nicht so geschah wie er gewollt, ein ungelegen gekommenes Gewitter, eine Mißerndte, Viehseuche u. dgl. m. war das Werk der Hexerei oder Zauberei, und Männer und Frauen wurden auf das grausamste gemartert und endlich als Zauberer verbrannt.

Der Dieblicher Berg war besonders eine verrufene Stelle. Hier war es, wo sich die gehörnten, mit Schwanz und Pferdefuß versehenen Kobolde versammelten, behutsam aber dem alten Bethause an der Linde, als einem heiligen Platze, scheu ausweichen; hier war es, wo sie im höllischen Tanze überlegten, wie sie die Brüder in Dieblich und den anderen Orten auf die boshafteste Weise kränken könnten, und von hier aus schütteten sie also alles Ungemach auf die Gegend nieder.

Der Erzbischof und Churfürst Johann VII. hörte die Klagen der Unterthanen, und auf besonderes Anrathen des Weihbischofs Binsfeld ordnete er Gerichte in allen Orten, also auch in Dieblich an, wo schnell hintereinander 25 unglückliche Opfer dieser Wuth lebendig verbrannt wurden.

Vielleicht dürfte es Manchen auch nicht uninteressant sein, über diesen Gegenstand den Pfarrer Peter Konrad zu hören, der in seinem Werke: „Triersche Geschichte bis zum Jahre 1784" davon sagt:

Da man durchgängig dafür hielt, daß die, mehrere Jahre nacheinander erfolgte Unfruchtbarkeit von Hexen und Zauberern aus teuflischer Mißgunst sey verursacht worden, stand das ganze Vaterland zur Vertilgung der Zauberer auf. Diese Gährung unterstützten viele Beamte, welche sich aus dergleichen Asche Gold und Reichthum versprachen. Daher liefen in allen Städten, Flecken und Dörfern des Bisthums bei den Gerichtsstühlen die zu dem Ende auserſehenen An-

kläger, Ausspäher, Gerichtsdiener, Schöffen, Richter und Schergen herum, welche Leute beiderbei Geschlechts vor Gerichte und zur Folter zogen, und in großer Menge verbrannten. Kaum einer von denjenigen, die angeklagt wurden, entging der Todesstrafe. Nicht einmal die Personen vom ersten Range in der Stadt Trier wurden verschont. Denn der Schultheiß Dieterich Fladt, die zwei Bürgermeister, einige Rathsherren und Schöffen wurden dem Feuer zum Opfer. Stiftsherren aus verschiedenen Kollegien, Land-Dechante und Pfarrer wurden mit der nämlichen Strafe belegt. Diese Wuth ging endlich so weit, daß kaum ein einziger gefunden wurde, dem man nicht einigen Antheil an diesem Laster aufbürdete. Indessen bereicherten sich die Notarien, Gerichtsschreiber und Gastwirthe. Der Scharfrichter ritt in Gold und Silber gekleidet auf einem stolzen Pferde gleich einem adeligen Hofherrn einher. Seine Frau stritt mit Personen vom Range im Kleiderschmucke um die Wette. Die Kinder der Unglücklichen wurden des Landes verwiesen, und ihre Güter öffentlich verkauft. Es gebrach an Leuten, welche die Aecker und Weinberge pflegen sollten. Und daher entstand Unfruchtbarkeit. Kaum wird eine verderbliche Seuche, oder ein grausamer Feind im Trierischen Lande jemals so gewüthet haben, als jener zu einem solchen Grade der Ausschweifung gestiegene Untersuchungs- und Verfolgungsgeist. Diese Verfolgung dauerte mehrere Jahre; und einige Gerechtigkeitspfleger rühmten sich wegen Mehrheit der Pfähle, an deren jedem ein menschlicher Körper den Flammen zum Raube gegeben worden. Endlich da dieser herrschende Wahn durch das unaufhörliche Feuer nicht erschöpft wurde, die Unterthanen aber in Noth und Armuth geriethen, wurde den gerichtlichen Untersuchungen, den Gerichtspersonen und ihrer Gewinnsucht Einhalt gethan. Und siehe! auf einmal hörte, wie zu Kriegszeiten beim einreißenden Geldmangel, die Wuth der Verfolgung auf.

Von diesen berühmten gerichtlichen Untersuchungen, die in unserm Vaterlande angestellt worden sind, reden auswärtige Schriftsteller weitläuftiger. Delrio berichtet, jenes Gift habe sich von dem Kriegsheere Alberts, Markgrafen von Brandenburg, zu Trier ausgegossen. Von der Todesstrafe des Hofraths und Doktors Fladt, der, wie schon gesagt, Stadtschultheiß zu Trier, auch der juridischen Fakultät Dechant, und im J. 1586 Rektor Magnificus der Universität gewesen war, und von der Gerechtigkeit des gegen ihn gefällten Urtheils handelt erwähnter Delrio. Allein diesen rechtschaffenen Patrioten, sagt die

diplomatiſch Trieriſche Geſchichte, hat ſo bündig als artig vertheidiget Hauber in ſeiner Bibliotheca magica Tom. III. Cap. 184, p. 583 seq. Nichts deſtoweniger ſchreibt Herr Profeſſor Neller in den unter ſeinem Vorſitze den 28. des Heumonats 1779 vertheidigten Sätzen, er ſtelle zwar nicht in Abrede, daß der Hexenprozeß im Trieriſchen bis auf das Jahr 1591, in welchem der Erzbiſchof Johann von Schönenberg eine Vorſchrift über deſſen Art erlaſſen hat, ſehr pöbelhaft und übereilt geweſen ſei; dennoch käme es ihm unglaublich vor, daß Fladt ein rechtſchaffener und unſchuldiger Mann geweſen, oder durch eine voreilige Juſtiz verurtheilt worden ſei, indem er bei der erſten Unterſuchung das Laſter eingeſtanden, und nach vorgeſchriebenen heilſamen Mitteln der Buße und h. Communion von der Strafe befreit, nachher aber zurückgefallen ſei; und da er ſollte gefoltert werden, ſich ſchuldig erkläret, und endlich die Todesſtrafe gottſelig ausgeſtanden habe. Ferner legt Herr Profeſſor Neller das vom Churfürſten Johann an den Rektor Magnificus der Trieriſchen Univerſität (welche Würde damals Helias Heymans, erzbiſchöflicher Siegler und Dechant zu St. Simeon, bekleidete) und an die theologiſche Fakultät erlaſſene Reſcript zur Einſicht und Erwägung aus dem Original ſelbſt vor. Auch wir wollen es hier zur Ehre und Rechtfertigung des Erzbiſchofes einrücken.

Johann, von Gottes Gnaden Erzbiſchof zu Trier und Kurfürſt.

Ehrwürdige, Würdige, auch Ehrſame, Hochgelahrte, und Geiſtliche liebe Andächtige. Euch wird zweifels ohn vorlängſt fürkommen ſeyn, in was geſchwind Geſchrey unßer Schultheiß zu Trier, Doktor Dietherich Flad der Zauberey halben gerhaten, was ſich auch folgents mit der Flucht zugetragen. Ob nuhn woll wir erſtmahls, als durch ein, oder zwo Zauberey halben hingerichte Perſonen beſagt, davor gehalten, daß darauf nit ſonderlich zu gehen geweßen, und derwegen die Sach ein zeithero ſeines Ehren-Standes halben dreyben laßen; So iſt aber noch folgents das Geſchrey je länger je weitter erſchollen und die Beſagungen alßo häufigh von Exequirten, hohen, und geringen Alters, Manns- und Weibs-Perſonen ervolgt, daß wir verurſacht worden, die Procels, ſo viel dieſelbige Inen Dietherichen Fladen belangen, extrahieren zu laßen, und befinden, daß drey und zwantzigh Zauberey halben hingerichte Manns- und Weibs-Perſonen

uf Inen bekendt, ſtandhaftigh daruff verharret, und ein chriſtlich End genhommen haben, daß er mitt und bey inen uff iren Tanz-Platzen geweßen, den vorgangh in böſen Anſchlägen gehabt, auch dieſſelbige einstheils Perſönlich ins Werck richten helfen. Welche Bekantnüſſen nicht nur unter einem Gericht, ſondern von vielen unterſchiedlichen Gerichten, von Trier, Maximin, Paulin, Euren, Eſch, St: Mattheiß, Pfaltzel, und Sarburg und ſonſten herfließen, daß dan den Verdacht großer gemacht, daß andere ſo von denſelben Perſonen beſagt, ſchuldig funden, und Ir verdiente Straf ausgeſtanden haben, unter denen etliche zimbblichenn Ehrenſtands geweſen, außerhalb daß ſie, eins theils ires Geitz, andern theil unnkeüſchheitt und ſonſtigen teuffliſchen anreitzen halben in ſolch unglück gerathen; wie dan ihr aus beyliegenden Extract ein ſolches mit mehrerem zu erſehen habtt, und ſonderlich, was über ſolche bekantnus ein Junger Knab, der zu ſolchen Zaubereyhandel verfürt, frey und ungezwungen uff Inen Fladen, den er doch zuvorn nit gekent gehabtt, mit Description ſeiner Perſon, Stand und Waeßen bekennt, und als Inen ungewärlich bey einer execution geſehen, alsbaldt ohne jemands errinnerung uff Inen gedeutet, und geſagt, daß er derjenigh ſeye der bey den Tanzplätzen jederzeit geweſen. Neben dem ſo iſt auch unverborgen, was ſich volgents zugetragen mit der zum andernmahll underſtandenen Flucht; thun auch hiebey euch zufertigen, was gemelter D. Flade an uns supplicierend gelangen laſſen, do er am End ſich faſt bloß gibt, und begert, Ine zu erlauben vitam Speculativam anzunehmen, und uns die disposition über ſeine Güter heimbgeſtellt; welches zwar, do er ſich nit ſchuldig wuſte nit leichtlich vonn Ime, als der notori geitzig und vermög hiebevon beſchehener inquisition alſo geſchaffen befunden, daß Geitzigkeits halben die Justitia faſt übel administriret worden; dadurch wir woll vormahls Urſach genugſamb gehabt, Inen ſeines habenden Bevelchs zu beurlauben. Wan wir aber nuhn daneben bedenken ſeinen hergebrachten Ehrenſtand, uns auch erinnern, daß bey den Gelerten, belangen die bekantnüſſen, daß dieſer oder jener uff dem Dantzplatzen geweſen, allerhand difficultäten fürleuffen, haben wir mehrerer Nachrichtungs halben, ſonderlich dieweill die Zauberey under die Crimina Ecclesiastica gerechnet würde, auch Ecclesiastici Judices hiebevorn über ſolche Laſter inquirirt, darauff nach befindung ad judicem Laicum remittirt worden, nicht underlaſſen wollen, bey der Theologen Facultaet dieſe ſah ſo woll, als den Rechtsgelerten zu Consultiren damit hierin niemandt, er ſeye hohen, oder niedrigen

Standes, sich Rechtens zu beschwehren hab, wir auch in Handthabung Justitien in keinen ungleichen Verstand gerathen. Und so ist demnach unser gnädigst Gesinnen, Ihr, so in Facultate Theologica seytt, wöllet euch in der geheimb zu sammen verfügen, diese Sache Irer Hochwichtigkeit nach in Bedenck ziehen, und wie Ir sie den geistlichen Rechten, und der Theologen einhelliger Meinungh nach beschaffen finden werdett, alsbald schrifftlich zukommen lassen, damit wir die Gebüer hierin ferners fürnehmen mögen, und der Justitien Ir Lauf ohne respect der Personen gelassen werde, daran geschieht unser Gnediger Will und Meinungh. Datum Witlich den 14ten Januarii Ao. etc. 88. moro Trevirensi: nämlich im Jahr 1589 nach der jetzt üblichen Zeitrechnung. *)

Johann.

Die Aufschrift war folgende:

Den Ehrwürdigh, Würdigen, auch Ehrsamen, Hochgelerten, und Geistlichen, unsern lieben andächtigen, Rektorn, und der ganzen Facultaet Theologorum unserer universiteten in unserer Statt Trier.

Es war noch beigelegt dieser Zettel:

Wan auch beyverwarte Acten und Prothocolla von euch ersehen, so wöllet diesselbe neben eurem Bedencken fürderlich wieder in unsere Cantzlei khomen lassen. Signatum ut in literis.

Das letzte Opfer, das in Dieblich, nicht der Gewinnsucht, sondern dem Aberglauben fiel, war eine Gondorffer Frau, eine Mutter von 6 Kindern, 6 hülflosen unerzogenen Kindern, die nach dem Tode ihrer Mutter von aller Welt als böse teufliſche Brut verstoßen, dem Jammer und Hunger preisgegeben waren und nach und nach, wahrscheinlich aus diesem Grunde, der Unglücklichen in jene Welt folgten. Die Frau hatte selbst das schreckliche Schicksal der so nachgebliebenen Waisen von Andern gesehen, und das Mitleid hatte sie getrieben, von ihrer Armuth jenen etwas zu geben und überhaupt darüber zu sprechen,

---

*) Das Jahr, welches sich jetzt vom ersten Januar anfängt, nahm ehedessen bei den Trierern erst am 25sten März, oder am Feste Mariä Verkündigung, seinen Anfang. Diese Gewohnheit wurde noch im vorigen Jahrhunderte von den Trierischen Notarien bei Abfassung gerichtlicher Schriften befolgt. Endlich haben auch diese unter der Regierung des Erzbischofes Karl Kaspar den Gebrauch ihrer besondern Zeitrechnung verlassen. Wenn man also eine Jahrzahl des alten Trierischen Styls, welche zwischen dem 1ten Jänner und dem 25sten März angegeben ist, auf die heutige bringen will; so muß man zur alten eine Einheit zusetzen.

daß es Pflicht sei, solcher unschuldigen Geschöpfe sich anzunehmen; das hatte indeß den ersten Grund zum Verdacht gegen sie selbst erweckt, denn wie konnte sie sonst Gefühl für solche jungen Teufel haben. Jetzt zog sich plötzlich ein Gewitter über der Gegend zusammen; es hagelte und regnete fürchterlich, daß alle Feldfrüchte verdarben und der Bach, zum Strome angeschwollen, einen Theil der Burg Leyen wegriß. — „Das hat niemand anders gethan" — hieß es — „als sie, die solch außerordentliches Mitleid mit jenen hatte." Man durfte damals nur eine solche Aeußerung machen, um jemanden zu verdächtigen; bald ging es von Mund zu Mund: „dort steht die Hexe" — und gleich wurde die Unglückliche verhaftet. Umsonst rief sie Gott und alle Heiligen zu Zeugen ihrer Unschuld, umsonst hielt sie die gräßlichsten Folterqualen aus und läugnete die That, die sie empörte, vielleicht weniger um sich das elende Leben zu erhalten, als ihre armen Kinder, denen der Vater vor einem Jahre gestorben war, vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie wurde von den Schöffen zu Münstermaifeld, unter Vorsitz des Herrn auf Elz, weil jenes Naturereigniß sonst nicht habe entstehen können, der Hexerei für schuldig erkannt und zum Feuertode verurtheilt.

Mit Frohlocken führte das Volk sie zu dem furchtbaren Pfahl und bald schlug die Flamme lodernd um sie zusammen; aber mit Entsetzen sehen wir jetzt auf solche Marterstellen und fragen uns dabei: „wie war es möglich?"

Auf dem linken Ufer sehn wir jetzt den Pfarrort Cobern (Coverna) zwischen zwei in das hohe Gebirge einschneidenden Thälern, von denen die Ritter — wie die Sage geht — das untere zu Kriegszeiten mit einer Kette verschlossen, und man es deshalb „gehauener Stein" nannte, eine Benennung, die sich bis heute erhalten hat. In dem oberen, durch das ein kleiner Bach fließt, findet sich, wie an den meisten Orten der hiesigen Gegend, Mineralwasser.

Cobern selbst beweist mit seinen Trümmern von Mauern, Thoren Thürmen ꝛc., daß es einst fest gewesen ist, und bietet im Wechsel zwischen diesen und den daran sich schließenden neueren Bauten, Häusern und Hütten keinen uninteressanten Anblick dar; vielleicht dürfte der Alterthumsfreund zu bedauern haben, daß die merkwürdige, aus vielen Jahrhunderten uns überlieferte Kirche in der neuesten Zeit abgebrochen und gegen eine andere geschmackvollere vertauscht ist. Werthvoll sind ihm aber gewiß immer die dort gefundenen, eingemauert gewesenen Fragmente römischer Lapidarinschriften, die man

sammt den alten Münzen, Aschenkrügen ꝛc. nach Koblenz zur Aufbewahrung gebracht hat. Die neueren Bauten Cobern's sind recht hübsch; gerade regelmäßige Straßen ziehn sich nach dem sogenannten Markt- oder Rathhausplatz, und durch die Burgen auf den Bergen, den auf einem Felsvorsprunge stehenden Thurm mit den Ortsglocken u. a. m. wird das Ganze zu einem der interessantesten Punkte an der Mosel. Jene Burgen sind erstlich die Niederburg, hoch über diesem Thurme auf einer fast senkrechten Felswand, welche mit der Nebenseite ein scharfkantiges Dreieck bildet, von der man noch die Umfassungsmauern und den Burgthurm in Ruinen sieht, und die noch ältere etwas weiter liegende Ober- oder Altenburg, auf die wir später zurückkommen werden.

Von der Niederburg aus hat man wieder eine der herrlichsten Aussichten auf die gegenüber und weiter aufwärts in mannichfacher Abwechselung gelegenen Berge, das schöne Moselthal mit dem uns so interessanten Flusse, die Menge von Ortschaften an seinen Ufern und dazwischen wieder die Trümmer und Andenken verflossener Jahrhunderte. Recht hübsch sagt der Prof. Klein von dieser Burg: „Seltsame Veränderung der Zeiten und Menschen! dort oben schritt 1195 mit klirrendem Eisensporne, stahlgeharnischt, der mannhafte Gerlach, Herr zu Covern, dessen Faust einen Lanzenschaft zerbrach, hoch auf der Zinne einher. Sein Adlerblick schweifte abwärts das Moselthal entlang, ob nicht sein Gegner, der Trierer Erzbischof, von Koblenz sich nahe. Gegenwärtig schleicht leisen Trittes im modernen Leibrock der wohlgenährte Besitzer über den leeren Burgplatz, sich sorgsam umschauend, ob nicht ein Einfall drohendes Mauerstück die Eigenthümer der unten liegenden Weinberge zur Entschädigungsklage berechtige. Nebenan saß 1301 auf einer steinernen Bank „das schöne Kleeblatt von Cobern" im einfachen Hauskleide: Cunigunde, später Gräfin von Sayn, Mechald, Herrin auf Isenburg und Jutta, Freiherr von Pittingen. Vor ihnen standen ehrfurchtsvoll ihre Herzerwählten, und empfingen den vollen kredenzten Silberpokal, während sie von der letzten Fehde und dem letzten Tournier erzählten. Jetzt seht Ihr ein Theetischchen da, ein Paar Damen daran mit wehenden Federn auf leichten Strohhüten; aber auch sie haben Rittersinn. Sie sehen verwundert zur Tiefe. Die schön geordneten geraden Rebenstöcke erinnern an die schlanken Krieger und an die Gallopaden der letzten Winterbälle, die den Stoff zur Unterhaltung geben.

Dieſer Vergleich hat mir zu den nachfolgenden Verſen den Stoff gegeben.

Cobern.

Seht wie da droben in ſchwindelnden Höh'n
Groß noch in Trümmern,
Groß noch und ſchön
Jene zerfall'nen Gemäuer uns ſchimmern!
Und wie das alte Geſtein,
Wo wohl ſo manche Lanze zerſplittert,
Kaum noch des Früheren Schein
Langſam und mälig verwittert;
Einmal zertrümmert — ſich nie zu erneu'n. —

Stumm weilt gewiß hier des Reiſenden Blick,
Und auch den Athem
Sucht er zu wehren,
Hält ihn mit heiligem Beben zurück,
Nicht die Begeiſtrung der Seele zu ſtören. —
Stumm ſteht er noch lange und ſieht hinauf.
Ein dumpfer Schmerz
Löſt in der Wehmuth Zweifel ſich auf,
Durchzuckt ihm das Herz,
Und leiſe ſtiehlt ſich ein Seufzer herauf. —
Da ſenkt er den Blick,
Und ernſt ſieht man weiter ihn ſchreiten.
Doch, läßt er die Burg auch, den Felſen zurück,
Ihr Bild wird ihn ſinnig begleiten.

Da war es, wo einſt mit eiſernem Muth,
Gepanzert die Bruſt,
Die Seele begeiſtert zu heiliger Gluth,
Das Schwert geſchwungen für Hab' und für Gut,
Der Kraft ſich bewußt,
Der Ritter einherſchritt mit flammendem Blick,
Daß weithin der Sporen erklirrte,
Den Edlen umarmte,
Den Falſchen verwirrte,
Den Böſen verdammte,
Den Tapfern belohnte —
Und gleichſam der Herr, dem eignen Geſchick,
Stolz wie die Gottheit des Felſens hier thronte.

Da geht nun heut mit bedächtigem Tritte,
Im leichten Fracke,
Mit langsamem Schritte
Den öden verlassenen Hofraum entlang
Der Herr der Ruine
Und sieht hinab durch den einsamen Gang;
Und sieht in das Thal des Stromes hinein
Und sieht dann zurück,
Mit sorglichem Blick,
Und sieht, ob der Mauer verwittert Gestein,
Dem Einsturz auch nahe,
Der längst schon gedroht
Und rings dann die blühende Pflanzung verheert
Und in der Trümmer
Verwüstendem Fallen
Die Arbeit der fleißigen Winzer zerstört,
Und Alles von ihm
Ersatz nun begehrt,
Daß weit ihre Klagen im Echo erschallen? —
Und geht mit ernstem gesenktem Blick,
Und denkt dabei
Mit heiliger Scheu
Der Ritterzeit,
Der Zeit der Kraft und der Stärke zurück,
Und wie es heut
Doch wohl so ganz anders, als damals sei! — (K. v. D.)

Die vorhin schon erwähnte Ober- oder Altenburg ist mit jener (der Niederburg) durch einen bequemen Weg verbunden, welcher den Rücken des Berges bildet. Ihr Bau scheint aus der Zeit der Karolinger zu stammen, und weicht gegen alle andere der Gegend bedeutend ab. Die gewaltigen Steinmassen, mit ihren kleinen Gemächern über einander, welche als Wohnungen aller Gemächlichkeit entbehren und auch ohne andere Vortheile, nichts für sich haben, verstanden die Franken im 10. Jahrhundert etwa so schön zu bauen, wurden aber später bei neuen Anlagen natürlich gegen andere vertauscht. Die Treppe, die von dem Innern oben auf das Gewölbe führt, ist zum Theil verschüttet. Den weiten Hofraum umgiebt eine verfallene Mauer. Merkwürdig ist aber in diesem Hofraum eine Burgkapelle, die in Form eines Konstantinischen Baptisteriums (sogenannter heil. Grabskirche) dem Apostel Mathias geweiht, aus dem Orient plötzlich hierher zu uns gezaubert zu sein scheint; wenigstens finden wir selten

oder vielleicht gar nicht eine ähnliche hier. Das Gebäude, das sich trotz seines Alters bis auf einige Kleinigkeiten unversehrt erhalten hat, ist in Form eines Sechsecks, 25 Fuß im Durchmesser, aufgeführt. In diesem Sechseck erhebt sich als Kuppel noch ein kleineres 10 Fuß weites; 6 Säulen, die noch von 4 Stützpfeilern umstellt und durch Spitzbogen mit jenen verbunden sind, tragen dasselbe und 6 Fenster geben ihm Licht. Die Hauptseiten sind von fächerförmig verzierten Klostergewölben bedeckt. Ueberall findet man reichen architektonischen Schmuck.

Aus all dem wird der Baumeister, und mindestens der Prachtbaumeister, mit Recht den Schluß ziehen, daß für den kleinen Raum die Kapelle zu überladen, im ächt architektonischen Geiste, nicht schön genannt werden kann; desungeachtet ist sie freundlich und hübsch und wer nicht mäkeln, sich aber um 800 Jahre zurück denken will, wird sich zur Anerkennung, wie zur Bewunderung der Solidität im Bau veranlaßt fühlen, denn während so Manches von damals her jetzt entweder nicht mehr, oder doch nur ein Trümmerhaufen ist, steht sie, die Stürme der Zeit belächelnd, ruhig und fest auf ihrem Felsen. Ihre Erbauung kann für kein bestimmtes Jahr angegeben werden, man glaubt indeß, daß der Burggraf Heinrich von Isenburg, mit dem Beinamen Cruces ignatus — der Kreuzfahrer — die Risse dazu aus Palästina mitbrachte, und so wie mehrere andere Bauten auch diesen aufführen ließ.

Diese Kapelle nun war bis in die neuere Zeit eine Hauptstation auf dem großen Wallfahrtszuge der St. Mathias-Prozession, welche die Koblenzer alle Jahre von dort nach Trier längs der Mosel hielten. Ein Klausner, dem man eine Wohnung in dem nahen Bergbau eingeräumt und wohnlich gemacht hatte, sorgte dann für ihre Unterhaltung. —

In den Rheinlanden ist die sechseckige Gestalt der Kirchen selten, da diese entweder im Viereck oder rund vorkommen; desto gewöhnlicher kommt indeß diese Form weiter aufwärts im Norden unseres Staates vor, und man trifft sie dort als etwas ganz Gewöhnliches auf vielen Dörfern.

Durch den Eschenberg ist ein unterirdischer Kanal gebrochen, der in der Nähe eine Mühle treibt. Die Aussicht ist hier, wie von der Niederburg, so schön, daß es schwer halten dürfte, einen Ort dem andern vorzuziehen oder einen dem andern nachzustellen; was den hier ergreift, entzückt dort jenen, und umgekehrt, und nur der ganz Gefühllose wird hier kalt bleiben.

Auch bei Cobern iſt einer jener vielen Mineralbrunnen (Sauerbrunnen), deren wir hier ſo oft haben, und ſein weißer Wein gehört, wenn auch nicht zu den vorzüglichſten, doch zu den recht guten trinkbaren. Der fromme Lubentius, ein Zeitgenoſſe des heil. Caſtors, predigte hier zuerſt das Evangelium und that, ſo wie jener, auch Wunder. Im Ganzen beruhen aber die frühern Nachrichten nur auf Sagen und Legenden. So ſoll einſt betreffs jener Wunder ein Streit zwiſchen Canonich (Kanonikus) Peter in Carden und dem Kaplan Wilhelm zu Covern entſtanden ſein, aus dem endlich ein Fauſtkampf geworden, in welchem letzterer, ein Rieſe von Körper, den Sieg behauptete. Als Symbol des evangeliſchen Lichts wurden am Lubentiusfeſte, wie auch am Caſtor- und Martinsfeſte, des Nachts Burgfeuer entzündet, damit ſie die heidniſche Dunkelheit des Moſelthals erleuchten ſollten. Bei ſolchen Feſten, mit denen auch das Kirchweihfeſt zugleich gefeiert wurde, kamen indeß, da es gerade in die gefährliche Zeit des gährenden Moſtes fällt, in jedem Jahre eine Menge Streitigkeiten vor, die ſich mitunter recht traurig endeten. So war z. B. an dieſem Tage die Vermählung zwiſchen einem jungen Winzerpaare geweſen, und herzlich umſchlang der glückliche Gatte ſein blühendes Weibchen. Die andern jungen Leute ſcherzten und lachten darüber, und einer, der dem Safte der Trauben ſchon zu fleißig zugeſprochen, kam auf den Einfall den Bräutigam, der auch gar zu zärtlich war, eiferſüchtig zu machen. Es bildete ſich ein förmliches Komplott gegen die Liebenden, einige nahmen den Winzer in die Mitte und ſuchten ihn zu beſchäftigen, während jener zu der Braut ging und mit ihr ſchön that, doch ſo, daß der Mann es ſehen mußte. Dieſer wurde unruhig, und durchbrach endlich mit Gewalt den Kreis der Freunde, eilte zu ſeiner Gattin und warf dem unberufenen Störer ſeiner Seligkeit einen flammenden Blick zu. Derſelbe zog ſich zu den Andern zurück und — lachte. Man ſchlug einen Spaziergang nach der oberen Felsſpitze vor, um von dort aus das Schauſpiel der brennenden Feuer recht ausgedehnt zu haben; zur Herz- und Körperſtärkung wurden aber erſt einige Anker geleert. Schon auf dem Spaziergange wurde der junge Menſch, der die Stelle des Nachbars aus Kotzebues Poſſe hier zu ſpielen beſchloſſen hatte, immer dreiſter und jener immer aufgeregter, ſo daß er ſich ſogar einigemale gegen die Geliebte vergaß und ihr wiederholt Bitterkeiten ſagte. Sie, durchaus unſchuldig, und im Gefühl des Rechts und edlen Stolzes, fand ſich durch dieſe Behandlung gekränkt, wurde erſt einſylbig, dann kalt, —

Cobern, die Niederburg u. St. Matheis.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ſcheinbar kalt wenigſtens, denn im Innerſten des Buſens mogte es ihr heiß genug ſein — und ſuchte endlich ſeine Anſpielungen auch verdienen zu wollen; denn wie ſehr zuwider ihr anfänglich des Fremden Geſpräche und Dienſtleiſtungen geweſen waren, ſo ſuchte ſie dieſen doch jetzt ſelbſt durch Freundlichkeit zu animiren, nahm willig ſeinen Arm, als ihr Bräutigam ſie losgelaſſen hatte, ging bald vor, bald blieb ſie zurück, und ſuchte nun Alles hervor, ſeine Wuth zu ſteigern; dabei lachte ſie und ging auf die ausgelaſſenſten Scherze ein, obwohl ſie in der Stimmung war, ſich am liebſten begraben laſſen zu mögen. Wie oft hat aber nicht eine ſolche Neckerei, bei welcher man ſich ſelbſt aufreibt, zu den traurigſten Reſultaten geführt! — ſo auch hier; der junge Winzer ſchien eine Zeit lang über einen Plan nachzudenken, der ihm in unheimlichem Feuer das Auge erglühen machte. Jetzt waren ſie oben auf der Kuppe, man trat an den Rand des ſchroff emporſteigenden Felſens, da ergriff er mit wilder Haſt der Gattin Hand, drückte ſie ſchnell an ſeine Bruſt, ſagte: „Lebe wohl! lebe glücklich!“ — ließ die Hand los und — ſtürzte ſich, eh' es jemand hindern konnte, in die Tiefe hinab. Ein Schrei des Entſetzens tönte hundertſtimmig durch die Luft, aber das Trauerſpiel war noch nicht zu Ende, denn nachdem ſie ſich von dem erſten Entſetzen erholt hatte, rief ſie begeiſtert: „ich gehöre dir! ich bleibe dir treu!“ und mit zum Himmel gewandtem Blick, als ob ſie Vergebung für den Selbſtmord von dort erflehen wollte, ſprang ſie ihm nach.

Eine dumpfe Stille und bange Trauer nahm die Stelle der rauſchenden Freude ein; der junge Mann aber, der ſich alle Schuld des ſchrecklichen Auftritts beimaß, wurde einige Wochen darauf wahnſinnig und machte einſt in einem Anfalle von Raſerei ſeinem elenden Leben durch einen Sturz in den Strom ein Ende.

Die Feier dieſes Tages ſoll in den folgenden Jahren auf Befehl der Ortsobrigkeit aufgehoben, und erſt ſpäter wieder eingeführt worden ſein.

Ob dieſe Begebenheit wahr oder eine jener Legenden iſt, die durch nichts weiter verbürgt werden kann, als: man ſagt, man erzählt es ſo — vermag ich freilich nicht zu entſcheiden; ſie hat ſich aber in dem Munde von Einigen des Volkes erhalten und ſo iſt ſie auch auf mich gekommen.

Die Winzerhochzeit.

Es ſprengt der Ritter zur Burg hinauf,
Ihm folgen die Diener, die Knappen,
Und knarrend ſchließet das Schloßthor auf,
Er ſchwingt ſich vom ſchäumenden Rappen,
Doch unten im Thal
Da kreiſ't der Pokal,
Da glänzt, in den trunkenen Blicken,
Der Liebe, der Freude beglückender Strahl,
Der Liebe, der Freude Entzücken.

Denn mit dem bräutlichen Kranz im Haar,
Trat unter des Ritters Geleite
Die holde Lucie vor den Altar,
Dem kräftigen Ludwig zur Seite,
Und ſelige Luſt
Durchglühte die Bruſt,
Durchglüht' ihn mit heiligem Beben,
Der, ſtolz ſich der Liebe der Jungfrau bewußt,
Ihr fröhlich ſich weihte für's Leben.

Und längſt der Ritter zur Burg hinauf,
Erklingen die Gläſer im Thale,
Und traulich ſchließen die Herzen ſich auf
Beim kreiſenden blanken Pokale,
Doch, Arm in Arm,
Dem rauſchenden Schwarm,
Entziehen ſich leiſe die Beiden,
Denn unter der Menge wird's ihnen zu warm,
In ſich nur erblüh'n ihre Freuden.

Und als er glühend die Braut umſchlingt,
Die heute der Prieſter ihm weihte,
Und ſie ans Herz ihm erröthend ſinkt
Und leiſe den Schwur ihm erneute,
Da lächeln und ſtehen
Die Andern und ſehen,
Und einer tritt ſchnell aus dem Kreiſe:
„Und ſoll nicht ein Späßchen das Feſt uns erhöhn?"
Und nähert den Beiden ſich leiſe.

Und neckt den Bräut'gam, ſcherzt mit der Braut,
Und winket den andern Genoſſen,

Und wie auch voll Unmuth der Freier ſchaut,
Nur toller noch treibt er die Poſſen,
Denn einmal noch heut,
So meint er, iſt's Zeit
Die beiden Verliebten zu necken,
Bis erſt ſie dem Gatten den Morgengruß beut,
Und ſchnell ſich die Gnomen verſtecken.

Und immer ernſter ſteht Ludwig da,
Und blicket auf Lucien hinüber,
Und was er ſo rein, ſo göttlich ſah,
Es wird immer trüber und trüber.
Ein ſchneidender Schmerz
Durchzuckt ihm das Herz,
Durchzuckt ihn mit tödlichem Beben,
Denn Lucie, meint er, ſie theile den Scherz,
Und theil' ihn vielleicht für das Leben.

Und der Abend dunkelt und bricht herein,
Da ſieht man an tauſenden Stellen
Der Kerzen lodernden Fackelſchein
Die Thäler der Moſel erhellen;
Man feierte heut,
Dem Lubentius geweiht,
Auf daß man den Teufel verbannte,
Das fröhliche Volksfeſt, das jährlich erneut,
In nächtlichen Feuern hier brannte.

Und beſſer die Lichter zu überſehn,
Beſchließt man zum Gipfel zu ſteigen,
Und klimmt hinan die felſigen Höhn,
Zu denen die Wolken ſich neigen,
Und Alles eilt
Jetzt unverweilt
Zum Berge mit lärmender Freude,
Wer aber den Jubel der Menge nicht theilt,
Es ſind — wir errathen's — ſie Beide.

Und ſtumm der Vermählte neben der Braut,
Und ſtumm neben ihm die Geliebte,
Doch liſtig von fern der Andre ſchaut,
Der ihnen den Hochzeitstag trübte,
Und bietet der Maid
Jetzt ſicher Geleit,

Und reicht ihr den Arm, ſie zu führen.
Doch Ludwig, der froh ihr ſein Leben geweiht,
Glaubt ewig ſie hier zu verlieren.

Und höher dem Winzer die Wange glüht,
Es treibt ihm das Blut nach dem Herzen,
Und was aus dem finſtern Auge ſprüht,
Nicht paßt es zu fröhlichen Scherzen.
Und hält ſich nicht mehr,
Denn zentnerſchwer,
Droht ihn eine Welt zu erdrücken,
Es erſcheint die Geliebte ja liebeleer —
Wozu noch Gefühle erſticken?

Doch wie war es möglich, um leichten Scherz,
Gab er ihre heiligſten Eide?
Verkannte das treu ihn liebende Herz,
Und ſtörte die ſchuldloſe Freude;
Wohlan, er mag ſchau'n,
Und will er nicht trau'n,
So ſoll ihn der Zweifel beſtrafen,
Feſt mög'ſt auf die Tugend der Weiber du bau'n,
Bis grade die Zweifel ſie trafen.

Und geht auf die Scherze der Andern ein,
Und fängt an zu lachen, zu necken.
Und mags auch ums Herz ihr nicht ſo ſein,
Sie will jetzt die Eiferſucht wecken.
Und ſo der Hauf
Zum Berge hinauf:
Da hört man ſie jauchzen und ſingen;
Nur Ludwig geht ernſt, ſchlägt das Auge nicht auf,

Und tritt jetzt ſchnell an des Felſens Rand
Und blickt in die Tiefe darnieder,
Faßt ſeiner Gattin bebende Hand
Und drückt ſie, und drücket ſie wieder,
Und wirft den Blick
Noch einmal zurück
Und grüßet noch freundlich die Brüder:
„Leb' wohl, meine Lucie! mich ruft mein Geſchick!" —
Und ſtürzt in die Tiefe ſich nieder.

Und Alles ſteht da, entſetzt, erbleicht,
Gleich Geiſtern im nächtlichen Schimmer,

Doch ob es auch droben ängſtlich ſchweigt,
Von unten tönt leiſes Gewimmer,
Und wecket die Braut
Mit ſchneidendem Laut,
Daß tief bis ins Mark ſie erzittert,
Und wie vor ſich ſelbſt ſie erſchrickt und ſich graut,
So ſtehn auch die andern erſchüttert.

Da färben ſich plötzlich mit dunklem Roth
Ihr die ſchon erblichenen Wangen:
„Treu dir im Leben, treu dir im Tod,
Ich folge dir, ohne zu bangen!“ —
Und wie ſie es ſprach,
So ſtürzt ſie ihm nach,
Daß grauſend ſie Alle erbeben,
Und unten am Felſen zerſchmettert ſie lag,
Im Tod ihm vereint, wie im Leben.

Da leuchten die Feuer, wie Grabesſchein,
Vom Thale in grauſiger Helle,
Und jammernd ſteht man und ſieht hinein,
Und bebt vor der gräßlichen Stelle.
Doch einen reißt kalt,
Mit Sturmes Gewalt
Der Wahnſinn die Thäler hernieder,
Daß weit durch die Felſen ſein Wehe verhallt,
Und Keiner ſah jemals ihn wieder.

Hier in Covern (Kobern) war die Enkelin Ludwig des Frommen, die ſchwärmeriſche Richenza, Herrin, von der bereits bei der Beſchreibung von Koblenz und der Kaſtorkirche Erwähnung geſchehen, in welcher letztern ſie begraben liegt: und von daher ſchreibt ſich der Beſitz eines Hofguts jener Kirche her. Auch die heil. Genovefa ſoll, wie die Sage dies wiſſen will, im 10. Jahrhundert hier gewandelt haben.

In alten Urkunden erſcheinen als Ritter von Cobern: Guntram, Conrad und Volmar bis 1150, ſpäter Berthold u. a. m. bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der rieſige und tapfere Gerlach von Iſenburg, durch eine Heirath mit der Cobern'ſchen Erbtochter, dieſe Beſitzung an ſich brachte und ſich einen hoch berühmten oder berüchtigten Namen machte, denn er war eben ſo tapfer als grauſam, eben ſo groß als rachſüchtig und boshaft. Sein ganzes Leben hindurch iſt eine lange Fehde mit dem Trier'ſchen Erzbiſchofe Johann,

und nicht nur mit diesem, sondern mit allen andern geistlichen und weltlichen Herren.

Durch List hatte ihn der Erzbischof einst gefangen genommen und ließ ihn nun in einen finstern feuchten Thurm werfen; da wurde sein Starrsinn auf Augenblicke gebrochen, er bat um Frieden und versprach, seine Güter als erzstiftliche Mannlehen anzuerkennen. Dessenungeachtet blieb er des Erzbischofs Feind und chikanirte sowohl ihn wie St. Kastor, Marienabtei- und Laacherabtei-Stifter, deren Vogt er war, und sein Todestag war ein Freudentag für die ganze Moselgegend.

Dieser Gerlach ist es, der früher schon in dem Vergleiche des Prof. Klein angeführt worden.

Gerlachs Stamm erlosch indeß bald, und der Erzbischof belehnte nun einen Herrn zu Neuenburg mit Cobern; so wechselten die Häuser Isenburg, Neuenburg, Sayn, Gondorf, Elz u. s. w.; auch wurde von dem Erzbischofe Werner der Agnes von Elz die Besitzung als Frauenlehn übertragen, ein sehr seltener Fall, da Frauen niemals Güter von solchem Umfange zu Lehen erhielten. Darauf kam es an die von der Leyen. Die Altenburg indeß nahmen die deutschen Kaiser, als nicht zu Cobern gehörend, für sich selbst in Anspruch, und führten dafür an: daß sie schon uraltes Reichsgut gewesen sei.

Im Jahre 1536 endete mit Johann Lutter, der zu Güls ein Hofgut hatte und dort wohnte, das Coberner Rittergeschlecht. Dieser wurde indeß von den Koblenzer Bürgern wegen seiner rohen und wilden Sitten gehaßt, und freudig ergriff man die Gelegenheit zu einer Anklage gegen ihn, als er sich des Straßenraubes schuldig gemacht hatte. Er wurde deshalb von den Schöffen zu Koblenz zum Tode verurtheilt, und der Fürsprache des Erzbischofs ungeachtet 1536 daselbst enthauptet.

Ganz von allen andern Burgen und Burgschlössern an der Mosel abweichend finden wir das alte Schloß in Gondorf, nur vielleicht 10 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstande des Stromes auf einem felsigen Grunde erbaut; aber gerade deshalb wird uns das Gebäude wie das ganze Dorf interessanter, daß letzteres in früheren Zeiten eine jener vielen Festen gewesen zu sein scheint, deren man an der Mosel, theils von Rittern und Grafen, theils von den Landesfürsten gegen feindliche Ueberfälle angelegt fand. Wenigstens spricht ein am unteren Ende des Dorfs isolirt stehender alter Thurm für jene Behauptung, und die Ritter Werner, Marsil, Sibold, Johann

Groyese u. a. m. bestanden hier mehrere Belagerungen der Münster-Maifelder und Koblenzer Barone. Erzbischof Egbert, ein baulustiger und reicher Mann, hat in Gondorf schon im 10. Jahrhundert Vertheidigungswerke anlegen lassen, und noch früher gedenkt die Sage eines Ritter Sigismund und dessen Hausfrau, der Magdalena von Pyrmont, die ebenfalls schon in der Feste Gondorf oder, wie es früher hieß, Gundereva wohnten. Das jetzige Schloß, wie wir es mit seinen Thürmen und Erkern dort finden, wurde indeß erst später und zwar um 1560 von dem Churfürsten Johann von der Leyen, vermuthlich auf den Grundmauern früherer Burgtrümmer, aufgeführt, dessen innere Einrichtung aber ganz in neuester Zeit durch den kürzlich in Köln verstorbenen letzten Besitzer des Geschlechts v. d. Leyen, den Grafen Philipp ganz verändert und wohnlich eingerichtet; eben so suchte er den Wartthurm zu verschönern, eine oben künstlich gewundene Treppe dort anzubringen und Alles, wenn auch nicht nach dem besten, doch nach einem guten Geschmack herzustellen. Leider berücksichtigte der Graf nicht die Zeitumstände und daß die Goldquellen im 19. Jahrhundert, ohne Zufluß, bei unverhältnißmäßigem Ausschöpfen bald an Dürre und endlich an förmlichem Versiegen laboriren, während der Ritter des 12. oder 15. Jahrhunderts davon keinen Begriff hatte. Wäre ein solcher wirklich einmal in Geldverlegenheit gerathen, so legte er sich allenfalls einige Tage oder Nächte auf die Straße, machte den Reisenden ein höfliches Kompliment, stellte ihnen mit dem langen gewaltigen Hieber seine momentane Noth recht dringend vor und durfte gewiß sein, daß diese Fremden so viel Einsicht und Menschlichkeitsgefühl hatten, ihn nicht vergeblich bitten zu lassen, und ihm vielmehr mit dienstfertiger Eile auch den letzten Stüber übergaben. Heut zu Tage, wo indeß so allerlei Gesetze und Einrichtungen dergleichen Bitten verpönen und die Bittsteller sich dadurch wohl gar den Strang erbitten dürften, ist es mit diesem Erwerbszweige nichts mehr, und der Ritter, der daran nicht denkt und auf gut Glück in die Welt hinein wirthschaftet, wird für seine Ansprüche verlacht und zuletzt von Haus und Hof vertrieben. Dies Schicksal hätte nun der Fürst Philipp von der Leyen vielleicht nicht verdient, denn nicht um seinen Leichnam zu pflegen, verschuldete er die väterlichen Besitzungen, sondern Rücksicht für die ärmere Volksklasse, der er beständig Arbeit zu schaffen bemüht war, ihnen so einen bleibenden Verdienst zu sichern, verleitete ihn zu größern Anstrengungen und Ausgaben, daß er — wie schon bemerkt — in Köln, verlassen, und durch

Unterstützungen seines Sohnes dort erhalten, endlich sein Leben beschloß. Mehr aber als das vieler Reichen wird sein Andenken noch lange gesegnet bleiben, und die guten Straßen längs des Stromes in den Felsen gehauen, wie so manche andere zweckmäßige Einrichtungen werden auch dem Fremden Achtung einflößen, und man wird sein Schicksal beklagen.

Schon seit den ältesten Zeiten fand man unter den Grafen — früher Freiherrn — von der Leyen ausgezeichnete Männer, die eben so tapfer im Kriege, als edel und klug im Frieden, zu den Ersten des Landes gerechnet wurden. Aber nicht nur hier, sondern auch als Geistliche waren die Mitglieder der Familie berühmt, und sowohl Trier als Mainz wissen Churfürsten und Erzbischöfe, Pröbste und Dechanten aus diesem Geschlechte aufzuweisen, die den gerechten Stolz des Hauses vermehrten.

Man kennt fast kein einziges Beispiel, daß ein v. d. Leyen anders als groß da gestanden hätte, und freundlich und herablassend gegen ihre Untergebenen wurden die Leyen'schen Pächter und Hofleute stets von der ganzen Gegend ihres Wohlstandes halber beneidet; unermeßlich reich, ist ihnen von allen ihren hiesigen Gütern und Besitzungen nichts, gar nichts geblieben, und wo einst Karl Caspar, Triers Churfürst, die fremden Gesandten Europas mit Hoheit empfing, und die Fürsten dieser Gesandten selbst sich durch die Freundschaft des Erzbischofs geehrt fühlten, da mußte ein Verwandter und Sprößling der Familie — wie Graf Philipp, enden. Sein letzter Wunsch, in Gondorf beerdigt zu werden, wurde zwar erfüllt, aber ohne das rauschende Gepränge der früheren Besitzer, ohne Fackelzug und Kerzenglanz, einfach und stille, nur von den bangen Seufzern eines Einzigen begleitet, senkte man ihn in die ernste Behausung des Todes.

Das Gewölbe in Gondorf, das tief in die Erde gegangen war, ist schon seit längerer Zeit bis auf die kleinste Spur verschüttet; eben so kann man alte Gänge vom Schlosse unter der Erde durch bis zur Kirche und wieder bis zu jenem vorbemerkten, isolirt stehenden Thurm nicht mehr auffinden, obwohl der Ritter Groyese von Gondorf dieselben angelegt, und Arken von Koblenz wie Mielen von Dieblich sie hin und wieder vervollkommnet haben sollen.

Das Gondorfer Schloß, jetzt von der Gemeinde angekauft, ist zur Hälfte Rathhaus und zur Hälfte Schul- und Pfarrwohnung und darf man deshalb vor einer gänzlichen Zerstörung, wie dies wohl

ſonſt bei faſt allen derartigen Schlöſſern und Burgen der Fall iſt, nicht bangen.

Gondorf iſt übrigens, wie man mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, die oft beſtrittene Contrua des Venantius Honorius Fortunatus; wenigſtens treffen ſowohl die Strophen ſeines Gedichtes: „de navigio suo“

„Contrua nahen wir jetzt, wo ſich drängen Flöße an Flöße,
Wo vom alten Geſchlecht weilte das edelſte Haupt,“

als manches Andere mit dieſer Vermuthung überein; denn unſtreitig liegt Gondorf als Holzſtapelplatz in der ganzen Gegend am beſten und wurde deshalb auch ſchon im 11. und 12. Jahrhundert als Zollſtätte benutzt, deren Ertrag Graf Bertolf von Trier, letzter Sproſſe der Burggrafen zu Trier, einzog.

Theils die dem Strome ſo nahe und angenehme Lage des Gondorfer Schloſſes, theils die Schönheit und Anmuth der ganzen Gegend führten, außer denen oft hohen Beſitzern, auch eine große Anzahl vornehmer Fremde hier her, und dürfen wir unter andern den Erzbiſchof Egbert von Trier, Erzbiſchof Poppo, ſpäter Erzbiſchof Bruno und mehrere anführen. Letzterer ſchenkte den vorbemerkten Zoll der Domkirche zu Trier.

An den Aufenthalt des Erſteren knüpft ſich noch eine Sage, die möglicher Weiſe wohl wahr ſein kann; denn wir finden ja ſo manches andere Aehnliche als wahr begründet.

Gondorf hatte mehrere Beſitzer zu gleicher Zeit — verſchiedene Hofgüter — eins davon gehörte dem ſchon früher angeführten Ritter Sigismund v. d. Leyen, deſſen Gemahlin Magdalena von Pyrmont wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt war; eins dem Ritter Werner; ein anderes der herzoglich Sachſen-Billung'ſchen Linie und zwar dem Grafen Theodorich von den Niederlanden, dem Vater des ſpäter ſo hoch geſtellten Erzbiſchofs Egbert, u. dgl. m.

Nun dürfen wir aber nicht bis ins 10. Jahrhundert zurückgehn, um zu ſehen, wie die Töchter ſolcher Ritter und Grafen, und nicht ſelten auch die Söhne derſelben, keinen andern Willen, als den ihrer Väter kannten und kennen durften, mindeſtens in Bezug auf eine zu ſchließende Heirath, denn noch vielleicht vor 100 oder 200 Jahren beſtimmten jene Herren bei der Geburt einer Tochter ſchon in dem Sohne des Freundes den Gatten, wenn nicht, wie in unſerm jetzigen Zeitalter, das Geld den Ausſchlag gab und die Mädchen ſelbſt ſo vernünftig ſind, die Liebe hintenan zu ſetzen und nach der Menge der

Thaler die Güte der Parthie zu bestimmen. Geld fehlte aber damals fast nie in den Schlössern der Grafen und Ritter, denn schon in der Stellung zu ihren Unterthanen arangirte sich ihr Verhältniß. Waren auf einer Burg der Söhne zu viele, so zogen die Brüder in der Regel alle mit dem deutschen Kaiser ins Feld, suchten diesem persönlich nützlich und dienstbar zu werden und erhielten als Lohn der bewiesenen Treue nach beendigtem Kriege eine Besitzung vom Monarchen als Lehn, auf der sie sorgenlos leben und ihr Alter in Ruhe genießen konnten, wenn nicht etwa Ueberzeugung und Geschmack sie an die Fersen des Fürsten fesselten und sie ihr ganzes Dasein dem Kriegsdienste widmeten. Also Geld war es nicht, was damals die Eltern und die Töchter für die Wahl bestimmte, desto öfter aber eine hohe oder mindestens alte Geburt, und manchmal auch freundschaftlicher Verkehr mit dem Nachbar; die edleren suchten damit das Gefühl von Ehre und Ehrliebe zu vereinen, so daß der Tapferste unter einem Freierheere, wenn nicht gerade Flecken auf seinen Ahnen hafteten, auch wohl als Sieger in dem Streite hervorzugehen pflegte. Ob die Tochter dann mit diesem oder jenem Edelknappen oder auch selbst Ritter ein zärtliches Band zu weben begonnen, ob sie dem Geliebten schon einige Anhänglichkeit geschworen — das war einerlei, und selbst der wirkliche Gatte achtete darauf nicht und führte sie eben so ruhig zum Altar und eben so ruhig zur Kammer, als wenn ihm allein das kleine Herzchen in glühender Liebe geschlagen hätte; bei den Begriffen, die man von Ehre hatte und bei der hohen Tugend jener Hausfrauen durfte er auch nicht im Entferntesten vor der Untreue seiner Gattin besorgt sein, denn mit dem Schwur im Tempel des Herrn und mit den Thränen des Hochzeitstages hatte sie dem Geliebten ein ewiges Lebewohl gesagt. Er selbst war auch nicht unedel genug, sie in Versuchung zu führen, er eilte ins Feld, das damals beständig offen stand und — sah die Jugendgespielin nie wieder. Jahre milderten ihren Schmerz, Gewohnheit fesselte sie an den Gatten, Liebe an die Kinder, und in der Mitte ihres Lebensalters war sie glücklich. Wann dann die Zeit heran kam, wo die Töchter nach der Wahl ihres Vaters vor den Altar treten sollten, und mit Thränen in den Blicken ihr, der Mutter, um den Hals fielen, eine andere Liebe zu gestehn; da streichelte sie ihnen freundlich die Wangen, sagte aber: „das giebt sich, ich habe es auch so gemußt" — und die Sache war abgemacht.

Auf diese Weise hatte auch der Ritter Werner in Gondorf für seine Tochter einen edlen und tapfern Mann ausersehn, und Bertold

bewarb sich mit ritterlicher Galanterie um Elisens Hand. Sie kannte keinen Anderen, dem ihr Herz entgegengeschlagen hätte; wenn sie auch keine Liebe für den Freier fühlte, so war er ihr doch nicht grade zuwider und sie hörte gern von seinen Thaten im Kampfe mit Kaiser Otto, ließ ihm ruhig die Hand, wenn er sie dann faßte und an die Lippen zog und dachte sich das Leben an seiner Seite gar nicht so übel.

Schon war der Hochzeitstag vom Vater bestimmt und nicht mehr fern, als sie mit ihrem Verlobten die enge Straße nach Münster-Mayfeld spazieren geht, und ihnen plötzlich ein Trupp kriegerischer Reiter entgegenkommt. Der Führer schwingt sich sogleich vom Rappen und macht mit edlem Anstande dem Brautpaare sein Kompliment aber ein niegekanntes Gefühl ergreift die Jungfrau beim Anblick dieses herrlichen Ritters, der in der Fülle der Kraft das schönste Ebenmaaß im ganzen Körper bewahrte und dessen dunkles Auge mit dem Feuer der Lebhaftigkeit doch auch wieder das Sanfte inniger wahrer Liebe zu vereinen schien. Alle drei wählten den Weg nach Gondorf zurück, und bei jedem Worte, das der Fremde sprach, stieg Elisens Verlegenheit. Jetzt stellte Bertold sie ihm als seine Verlobte, als seine baldige Hausfrau vor und nannte sie die Tochter des Ritter Werner; da erglühte sie noch mehr, denn jetzt erst fühlte sie den Sinn des Wortes: Verlobte, — Hausfrau, — das sie bis dahin vielleicht mehr als Spielerei betrachtet hatte; sie fühlte, daß sie in diesen Worten den Freuden und Hoffnungen ihres Lebens valet sagte, sie fühlte, daß sie einem trüben finsteren Leben entgegengehe; wie erbebte sie aber, als der Fremde jetzt mit ungeheuchelter Herzlichkeit ihr nahte und zu der Parthie Glück wünschte, indem er sich zugleich als ihr Nachbar in Gondorf, als Egbert, Erzbischof von Trier, zu erkennen gab.

Wer den Geist der damaligen Zeit kennt, wird sich nicht wundern, einen Erzbischof in der Tracht des Kriegers zu erblicken, um so weniger, als er, zugleich Fürst eines großen Landes, in häufige Kriege verwickelt, seine Heere selbst ins Feld führte. Von einer solchen Fehde kam Egbert auch jetzt zurück und wollte in dem bis dahin noch nicht gekannten väterlichen Erbe in Gondorf einige Wochen der Ruhe pflegen, nachdem er die äußern Händel glücklich geschlichtet und für die innere Wohlfahrt nicht minder weise gesorgt hatte.

Egbert soll der schönste Fürst, der schönste Mann seines Jahrhunderts gewesen sein, dabei tapfer im Felde, groß im Kabinet, edel

gegen seine Feinde, freigebig gegen Dürftige und ein Mann ganz im Sinne seiner Religion, wie nur Wenige vor und nach ihm waren; wer darf sich wundern, daß er, den man weit und breit verehrte und liebte, auch die empfängliche Seele der Jungfrau begeisterte?

Schon frühzeitig von seinem Vater, dem Grafen Theodorich für den geistlichen Stand bestimmt, wußte er sich bald die Liebe und Zuneigung aller seiner Mitbrüder zu erwerben und gelangte in den zwanziger Jahren schon zu der höchsten geistlichen Würde, der Stelle des Erzbischofes und Fürsten des Landes durch einstimmige Wahl aller dazu Berechtigten, und es durfte Niemanden später oder früher diese Wahl gereuen.

Bald nach dem Antritte seiner Würde war es, wo er nach einem bestandenen kriegerischen Unternehmen sein Gut Gondorf besuchte und den Grund zum Baue eines Schlosses legte, das in den folgenden Jahren beendigt, in späteren Jahrhunderten aber durch häufige Kriege und Belagerungen fast ganz ruinirt und zertrümmert wurde.

Bis in's Dorf Gondorf begleitete er das Brautpaar, dann beurlaubte er sich, seine Burg zu beziehen, die ihm freilich, alt und verfallen wie sie war, wenig Bequemlichkeiten darbot; er gehörte indeß nicht zu denen, die nur in reichen goldenen Zimmern sich heimisch fühlen, und war in den alten düstern Gemächern eben so zufrieden, als in seinem prächtigen Trierischen Pallaste.

Kaum erfuhr der Ritter Werner die Anwesenheit seines Herrn, des Erzbischofs, als er sich beeilte, ihm seine Achtung und Ergebenheit zu versichern. Egbert nahm ihn freundlich auf und stattete ihm bald darauf einen Gegenbesuch ab. Elise mußte zugegen sein, wie gerne sie ihn auch geflohen wäre, und doch fühlte sie, daß sie, bei freiem Willen es nicht über sich vermocht haben würde, ihm auszuweichen; sie sah den Abgrund und — mußte dennoch hinein.

Vierzehn Tage war Egbert in Gondorf gewesen und die ganze Gegend war schon seines Lobes so voll, daß Alles aus der Eifel und vom Hundsrück herbeilief, den herrlichen Fürsten zu sehen, der als solcher auch der gemüthlichste Mensch war; mancher Seufzer eines fühlenden Mädchenbusens, die den schönen Mann nur in der Ferne sah, war, ohne daß er es ahnte und suchte, sein Werk, und manche Thräne wurde der Erinnerung an ihn geweiht. Da trat, ohne sich vorher bei ihm melden zu lassen, Elise zu ihm ins Zimmer, erröthete, wie sie das schöne Auge zu ihm emporrichtete, faßte sich aber schnell wieder und bat: ihr eine Bitte zu erfüllen, von der ihr Glück abhänge.

Befremdet aber doch freundlich sah der Fürst das liebliche Mädchen an und versprach ihr, mit Vergnügen Alles für sie zu thun, was in seinen Kräften stehe, ob er gleich nicht begreife, wie er etwas zu ihrem Glücke beitragen könne.

Ob er es konnte? — sie antwortete darauf nicht, aber fiel vor ihm auf ein Knie nieder und flehte ihn an, sie zur Priesterin zu weihen, da sie nur im Kloster den Frieden ihrer Seele bewahren würde.

Erstaunt sah er sie an und hob sie von der Erde auf, dann aber fragte er: Ins Kloster? Du? und ich dachte Dich bald als die glückliche Gattin des edlen und tapfern Bertold zu begrüßen?

„Nein, nein!" — unterbrach sie ihn — „um Gottes Willen nicht! ich achte und schätze Bertold, aber —" sie wollte noch mehr sagen, da trat ein Beamter ein, und Elise zog sich zurück.

Egbert fühlte sich unangenehm ergriffen, er gehörte nicht zu denen, die sich freuten, ein unerfahrenes Mädchen fürs Kloster zu gewinnen, und suchte vielmehr jeder einen Stand nicht als glänzend anzupreisen, der, nach seiner innigsten Ueberzeugung, das nicht war und nicht werden konnte. Und nun vollends Elise, die er schon an Bertolds Seite gedacht, wie sie dann in Gondorf mit dem Ritter Sigismund und Magdalenen eine einzige trauliche Familie ausmachen würden. — Kopfschüttelnd ging er mit großen Schritten im Zimmer umher, dann aber schickte er zu Werner, ihn zu sich bitten zu lassen, und erzählte ihm, was Elise ihm gesagt.

Werner hatte indeß tiefer in der Tochter Seele geschaut, als Egbert selbst, der zu anspruchlos die Wahrheit kaum zu ahnen vermochte, und ernst schlug er das Auge zu Boden, ihm nicht zu verrathen, was er fühlte. Bald aber antwortete er ihm gefaßt, wie er es für zweckmäßig halte, ihre Hochzeit zu beschleunigen und das junge Paar zu einem Verwandten nach Metternich zu schicken, daß Elise sich zerstreue. Der Erzbischof war mit ihm einverstanden und beide Männer schieden mit einem herzlichen Händedruck von einander, Egbert sich freuend, das Unangenehme durch seine Beihülfe auszugleichen, und Werner überzeugt, daß sein Herr das Verbrechen nicht nur nicht theile, sondern auch nicht einmal entfernt glaube.

Elise wurde blaß wie eine Leiche, als ihr der Vater den Befehl verkündete, ihren Schmuck und Anzug zu ordnen und morgen mit Bertold vor den Altar zu treten. Bertold aber umschlang in glühender Liebe sein Mädchen und war diskret genug, ihr Erbleichen auf

Rechnung der Freude zu schieben. Den ganzen Tag wich er nicht von ihrer Seite, und als er es endlich am Abend mußte, drückte er einen langen Kuß auf ihre Stirne und sagte leise: „O, wie glücklich bin ich doch!“ —

Armer Bertold! es sollte dich bald und schrecklich aus diesem seligen Traume reißen.

Der Erzbischof war auf eine Stunde zu Werner gekommen und hatte Elise genau zu beobachten gesucht; ihre Bläße machte ihn für sie bangen und er erkannte, daß sie den Schritt, zu dem er selbst gerathen, nur gezwungen und wider ihre Ueberzeugung thue. Sinnend sah sie vor sich nieder, und erst beim Abschiede hob sie das große ausdrucksvolle Auge zu ihm auf, in diesem einen Blick lag aber so viel, so unendlich viel, und eine Thräne stahl sich dabei durch die langen Wimpern, daß Egbert aufs Neue verlegen wurde, dies zu deuten.

Der Hochzeitstag kam; festlich geschmückt trat der stattliche Ritter zu seinem Schwiegervater und die Freude leuchtete ihm aus den Augen, aber eine trübe Ahnung hatte dem die Stirne gefurcht, und mit einem Seufzer erwiderte er den herzlichen Gruß.

Auch Egbert war nicht heiter erwacht; er hatte den alten Werner, wie den edlen feurigen Bertold, während seiner Anwesenheit in Gondorf, liebgewonnen, und wünschte ihnen aufrichtig ein glückliches Schicksal. In seiner Amtstracht trat er jetzt zu den beiden Männern in Werners Schlosse, und ihm folgte der Pfarrer des Orts; aber die Braut erschien noch nicht; endlich wurde man unruhig und Werner schickte nach ihr, — sie war hinab in den Schloßgarten, erklärte verlegen die Zofe; Bertold suchte sie dort überall, rief ihren Namen, daß das Echo der Berge ihm ihn widergab, aber; — Elise war fort. — „Sie mag hinaus aufs Feld gegangen sein“ — glaubte das Kammermädchen, sah dabei aber so aus, als glaubte sie es nicht. Da wurde der Vater, der bis dahin auch ängstlich gesucht hatte, auf sie aufmerksam, redete scharf auf sie ein und erpreßte ihr so das Bekenntniß, daß Elise schon den Abend zuvor, als Alles schlafen gewesen, aus dem Schlosse gegangen und in ihrem Zimmer einen Brief zurückgelassen habe, während sie ihr aufgetragen, ihre Flucht so lange als möglich zu verheimlichen.

Man erbrach nun die verschlossene Thüre und fand den Brief. Sie hatte geschrieben:

„Mein theurer, verehrter Vater! Vergeblich bat ich den Erzbischof, mich in ein Kloster zu führen und mir die Weihe zu geben; er hat Euch gerathen, mich schnell zu verheirathen, ich glaube wenigstens, daß er es gethan, und er mag es auch mit mir recht gut gemeint haben; aber — bittet für mich bei Bertold, ich achtete, ich liebte ihn wie einen Bruder; doch seine Gattin hätte ich nie, nie sein können. Vielleicht habt Ihr mich durchschaut, mein Vater, und werdet mich dann bemitleiden, entdeckt aber mein Geheimniß Niemanden und laßt es mindestens zwischen uns Beiden Geheimniß bleiben. Ich muß Euch verlassen, mein Vater! ich muß! glaubt mir, daß der Abschied von Gondorf, von Euch, von Bertold, von dem Orte meiner frohen glücklichen Kindheit für mich sehr hart ist, und daß ich mit diesem Briefe nicht nur von Euch, sondern von allen Freuden des Lebens scheide. Wollt Ihr mir aber die letzte Bitte freundlich gewähren, so forscht nicht, wohin ich bin und was aus mir geworden. Wenn einige Zeit vergangen, werde ich unaufgefordert von mir hören lassen. Lebt wohl, mein Vater! lebe wohl mein Freund Bertold! grüßt unsern fürstlichen Nachbarn, und sucht zu vergessen Eure Elise.“ —

Man kann denken, was dieser Brief für Sensation erregte. Werner war leichenblaß und hatte mühsam bis ans Ende gelesen; Bertold zitterte heftig und wollte, trotz des Verbots, dennoch auf der Stelle nachreiten; Egbert, der von Allem gerade am meisten betheiligt war, wußte gar nicht, was er davon denken sollte, und versuchte endlich die beiden andern damit zu trösten, daß er an alle Nonnenklöster einen Erlaß ausgehen lassen wollte, nach welchem sie, wo sich Elise zur Aufnahme melden würde, sogleich nach Gondorf zurückgebracht werden sollte.

Diese Scene hatte ihm aber den Aufenthalt dort verleidet; er kehrte in seine Residenz zurück und that, was er den beiden trauernden Männern versprochen hatte; aber es wurde ihm keine Meldung von ihrer Ankunft oder Aufnahme in irgend einem geistlichen Stifte, und erst nach einem Jahre erhielt Ritter Werner aus dem Orden der Büßerinnen zu Thionville im Französischen die Nachricht, daß Elise dort als Novize ein Jahr gewesen; jetzt aber, nach einem 4 wöchentlichen Krankenlager gestorben sei. Ihre letzten Worte seien „Vater und Bertold“ gewesen, und ihre letzte Bitte, ihr Verzeihung von diesen zu erflehen.

Der Erzbischof hielt in der Kirche zu Gondorf ein feierliches Todtenamt für die Verstorbene und schenkte dann die ganze Werner-

sche Schenkung mit der Kirche ꝛc. dem Marienkloster zu Trier, bei dem es bis in die spätern Zeiten geblieben.

Alljährlich weilte Egbert gewöhnlich noch einige Wochen in Gondorf, aber es war diese Zeit nicht der Erhohlung und der Freude wie das erste Mal geweiht, er ging dorthin, wenn er sich still in sich selbst verschließen wollte, und kehrte mit wehmüthigen Empfindungen wieder zurück.

Wie schon früher bemerkt, weicht die Lage der Burg in Gondorf von den meisten oder vielmehr von allen andern an der Mosel ab, da sie eben und flach auf dem Horizont der Felder sich erhebt, aber in der Ferne, gegenüber, zu allen Seiten steigen die Felsen bald schroff und steil, bald in sanften Windungen himmelan, und nur die Gegend um den Ort selbst und von Cobern ½ Stunde her, bietet die Aussicht in ein äußerst romantisches freundliches Thal, das rückwärts (nach der Eifel zu) längs einem kleinen, sich vielfach krümmenden Bache, bis eine Strecke nach dem Mayfelde zu fortläuft.

Die Franzosen, über die man in dieser Beziehung so sehr zu klagen hat, wußten auch Gondorf und dessen reiche Güter, in den Kriegen mit Deutschland, zu finden, und namentlich verheerten sie die blühende Gegend wie den Ort selbst, unter Ludwig XIV. Hier war es, wo sie bei der Koblenzer Belagerung durch Vauban ihre Reserveheere hatten, und hier war es, wo sie bei der Revolution nicht nur zehrten sondern auch sengten und brennten. Erst unter Napoleons geregelter Herrschaft suchte man wieder gut zu machen, was unter den einzelnen Korps- oder Trupp-Führern vernichtet worden; aber läßt sich auch das, was war, so wie es war, wieder ersetzen? Dem die tödtliche Wunde einmal geschlagen, er muß verbluten, muß sterben, ob man ihn immer auf seidene Polster bettet und sein Blut in goldenen Gefäßen auffängt.

Mancher mag gewonnen, Tausende werden verloren haben; aber dem Wechsel ist Alles auf Erden unterworfen und heilig muß uns des Allmächtigen Ausspruch und Wille sein.

Vielleicht dürfte es manchem Leser nicht uninteressant sein, über das Gondorf'sche Geschlecht von der Leyen zum Schlusse der Beschreibung dieses Orts noch etwas Ausführlicheres zu hören, und lasse ich deshalb mit den Worten des Professor Klein das hier folgen, was er aus alten Urkunden darüber gesammelt hat.

„In Urkunden werden die Leyen nach der Mitte des 12. Jahrhunderts genannt" — sagt er. — „Erzbischof Johann I., um 1190,

Gondorf

Schwarzenberg b. Bonn a. Elbe

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

trugen die Brüder a Petra ihr castrum Leyen als Lehn auf „sub vinculo hominii ligii.“ Bei Abtei Himmeroder Vogteistreitigkeiten zu Pomern ist ein de Petra als Zeuge aufgeführt. Eben so 1331 Heinrich von Leyen im Lehnerkenntnisse Bayer's von Boppard, hinsichtlich der dortigen Burg Königshaus. Peter und dessen Gattin Agnes übernehmen 1357 Verbindlichkeiten von ihrem „huse zu der Leyen uf der Museln gelegen“ gegen Johann, Grafen zu Spanheim und Heinrich, Grafen zu Veldentz, mit Vorbewußt Erzbischofs Boemund. Cuno, 1360, Zeuge in der Rumlian'schen Belehnung mit Hof Solich. Werner, Amtmann zu Münstermaifeld, erkennt, 1396, die Gondorfer Vogtei als Kempenicher Lehn an. Johann der Alte, nebst den Rittern von Wunneberg und Bassenheim, beschwört, 1435, mit dem trier'schen Amtmann, Hermann von dem Nikenicher Weiher, den Beilsteiner Burgfrieden. Dem nämlichen Leyen verleiht Erzbischof Jakob, vier Jahre später, als Mannlehn ein Haus zu Koblenz „in der Judengassen, genant zu Haene, stoessend an die Moiselporte.“ So erhielt er auch, als Erzstiftslehn 1444 Schloß und Güter Kaldenborn, früher im Besitze Diedrichs von Brohl. Johann der Junge, stellt im nämlichen Jahre einen Lehnrevers aus, wegen Güter und Gefällen, die von seiner Mutter Lyse von Covern, herrührten. Georgen von der Leyen, Mitburgherrn auf Olbrücken, wählten, zwischen 1476 und 1486, die Gemeinde Gleeß und andere zu ihrem Schirmvogte. Seine Söhne, Bartholom und Johann, erhielten vom Erzbischofe Philipp, dem Ebersteiner 1512 als kölnisches Lehn, Dorf und Gut Saftig, mit Hoheit, Herrlichkeit und Zugehör. Daher erscheinen auch später von der Leyen in kölnischen Hof- und Landdiensten, z. B. als Amtmänner zu Andernach. Hans Endreff, Philips Erwein, Hans Henrich, Hans Wolf, Marsil Gottfried und Johann, Gebrüder, traten 1571 als Wild- und Rheingräfliche Mitbelehnte, wegen Hundsrücker Güter auf, unter andern eines Theils der Vogtei zu Simmern. Sie hatten sich in zwei Linien getheilt: Leyen zu Gondorf Saftig und Leyen zu Adendorf. Einer von den ersteren, Georg, kölnischer Landhofmeister-Rath 1572, machte testamentarisch eine neue Theilung unter seine drei Söhne, wodurch die besondern Stämme Gondorf, Saftig und Nikenich entstanden. Der älteste Herr übernahm immer die sämmtlichen Lehn für alle vier Aeste. Von diesen starb der Gondorfer 1692 aus, der Saftiger 1703, der Nikenicher 1714. Letztere Erbschaft fiel größtentheils an das Haus Breidbach zu Bürresheim, aus welchem Reinhard die Schwester des

Mainzer Domprobstes Ferdinand Heinrichs, Endzweigs, zur Gattin hatte. In den Grafenstand wurde das freiherrliche Geschlecht 1711 erhoben. Aus dem Adendorfer Stamme waren die Churfürsten Carl Caspar von der Leyen, Erzbischof zu Trier, seit 1652, und sein Bruder Damian Hartard, Erzbischof zu Mainz, seit 1675. Beide, ersterer vier und zwanzig Jahre hindurch, letzterer freilich nur drei Jahre, thaten Alles zum Flor des Leyen'schen Hauses: wie dieses bereits früher Churfürst Johann, Trier'scher Erzbischof seit 1556, gethan hatte. Geistreich, unerschrocken, kräftig, gleich allen Leyen, noch jung gewählt, war er an dem Tage gestorben, an welchem er zum Priester sollte geweiht werden. Carl Caspar kaufte für sich und seine Erben von der Freifrau Marie Walpotin zu Bassenheim auf Godenau und Drachenfels und deren Kindern, ihre zwei Drittheile an dem Reichserblehn, der Burg und Herrschaft Landskron. Diese vertauschte er 1660 an Philipp Wilhelm, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen von Jülich, gegen die Neuenar'schen Ortschaften Adendorf, Eckendorf und Vilip, nebst ihren Vogteien, Gerichten und Gefällen. Kaiser Leopold I. dessen treuester Anhänger Carl Caspar stets gewesen war, erhob dieselben zur unmittelbaren Reichsherrschaft. So gab der Churfürst auch seinem Hause zehn Jahre später, als Mannlehn, Schloß Ahrenfels bei Linz mit Zugehör, welches dem Erzstifte durch den Tod des letzten Grafen von Isenburg, Ernst, heimgefallen war. Dazu kam noch die reiche Herrschaft Blieskastel. Carl Caspar von der Leyen war es, welcher Ehrenbreitstein mit Koblenz zu einer der ersten Reichsfestungen machte, und über eine Million Gulden, aus eigenem Vermögen, zuschoß. Daß die vornehmsten rheinischen Adelsfamilien sich mit diesem reichen, hochangesehenen Geschlechte zu verschwägern suchten, braucht kaum hinzugesetzt zu werden. So finden wir in Verbindung mit Leyen'schen Wappen jene der Dalberge, Orsbecke, Schönborne, Elze, Pyrmonte, Metterniche ꝛc. ꝛc.

Leyen besaß eines der wichtigsten Archive für die Landesgeschichte, vermehrt durch die reichen Privatsammlungen der Churfürsten Johann, Carl Caspar und Damian Hartard. Während der Stürme des dreißigjährigen Krieges wurde es, nur Wenigen bekannt, in einem Gewölbe des Gondorfer Schlosses aufbewahrt. Ebenso während der französischen Einfälle, die, unter Ludwig XIV., Verderben über das Erzstift brachten. Späterhin diente ein Eckthurm an der Bachmündung zur Aufstellung. Dieser wurde, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, bei einer Ueberschwemmung umgeworfen, und die

meiſten Urkunden ein Raub der angeſchwollenen Fluth: nur den kleinern Theil konnte man retten. Ein unerſetzlicher Verluſt!

Am Sarge des Fürsten Philipp von der Leyen zu Gondorf. *)

In tiefes Dunkel hüllet ſich die Erde,
In dumpfes Schweigen Berge, Thal und Flur,
Und wie die Wolken auf den Felſen lagern,
So deckt die Nacht die ſchlafende Natur.
Nur leiſe hört man hier die Welle ſchlagen,
Die unabläſſig hin zum Meere eilt;
Und in dem Thurme nur des Uhu Stimme,
Wo er, des Unglücks treuer Wärter, weilt.

Da öffnet ſtill ſich eine Winzerhütte,
Und ernſt und ſtille tritt ein Mann heraus,
Sieht in die Nacht und nach dem Thurm hinüber,
Und geht dann leiſe nach dem Gotteshaus.
Und tritt hinein, das heute unverſchloſſen
Geöffnet jedem treuen Diener ſtand;
Und ſchreitet weiter durch des Grabes Dunkel
Bis an des Altars hohe Gitterwand.

Und knieet jetzt vor einem Sarge nieder,
Der eine theure, theure Hülle barg,
Und faltete die dürren Knochenhände,
Und rückte näher, näher nach dem Sarg.
Er betete für ſeines Herren Ruhe,
Für ſeinen Herrn, der grade *ihn* verkannt,
Für ſeinen Herrn, der Tauſende beglückte,
Und jetzt von Tauſenden verlaſſen ſtand.

Und kniete noch, als ſchon der Morgen graute,
Und ihm der Küſter mit der Fackel naht,
Und auf dem Altar jetzt die Kerzen zündet,
Und dann der Pfarrer in die Kirche trat.

*) *Anmerk.* Wie ſchon früher bemerkt, ſtarb dieſer letzte Fürſt v. d. Leyen als Beſitzer von Gondorf vor etwa 12 Jahren arm und verlaſſen in Köln, wünſchte aber in Gondorf begraben zu werden, weshalb die Leiche dorthin gebracht wurde und einige Tage in der Kirche daſelbſt ſtand, bis ſie dicht an der Kirchthüre, ohne Gepränge und ganz in der Stille, begraben wurde.

Und kniete noch, als ſchon die Leichenträger
Sich kalt und fühllos um den Sarg gereiht,
Und kniete noch, als von der heil'gen Stätte
Der Pfarrer jetzt die Leiche eingeweiht.

Und kniete noch und konnte ſich nicht trennen,
Als jeder Träger ſeine Hänge nimmt,
Und kniete noch und hielt des Sarges Deckel
Als nun das Volk das de profundis ſtimmt;
Bis man gewaltſam ihn davon getrieben,
Bis ſpöttelnd man ihn aus der Kirche drängt,
Und dann den Mann, der Aller Willen lenkte,
Wie einen Bettler in die Gruft geſenkt.

Da ſah der Alte ſtumm nach allen Seiten,
Doch Keinen ſah er an der heil'gen Statt;
„So iſt denn Niemand — fragt er — übrig blieben,
Der für den Fürſten eine Thräne hat?"
Habt Ihr ſo ſchnell denn Alle ſchon vergeſſen,
Was liebevoll und freundlich er Euch gab?
Und Keiner greift, ihn einmal noch zu ſehen,
Zu folgen ihm, nach Hut und Pilgerſtab?" —

Doch Keiner kam, wie auch der Alte fragte,
Ihm noch den letzten, letzten Gruß zu weihn;
Und wie man einſt im Leben ihm gehuldigt,
Im Tode ſtand er einſam und allein. —
Er war ja arm, war elend ja geſtorben,
Wozu ſich noch an ſeine Bahre dräng'n?
Kein Erbe ſtand, die Thräne zu belohnen,
Drum was für Grund, ſie mühſam vorzuzwäng'n?

O ew'ges Fatum! wunderbar dein Wechſel! —
Was einſt du groß und mächtig hier gemacht,
Du läßt es plötzlich, wie es kam, verſchwinden
Und ſeine Herrlichkeit verſinkt in Nacht.
Da liegt der Mann, der Tauſende beglückte,
Von einem Einz'gen heute nur beweint. —
Bis ſich die Nacht um Thal und Felſen lagert
Und klagend ihm der Uhu ſich vereint.

(K. v. D.)

Gondorf gerade gegenüber liegt an der Mosel das Dorf Niederfell, Felle inferior, und unmittelbar davon der kleinere Ort Chür, Curei; ober und unterhalb Niederfell ist die Mosel im Sommer meistentheils so flach, daß man durchreiten oder durchwaten kann, doch nur an diesen beiden Stellen, da sie an anderen auch oft 8 und 10 Fuß tief ist; namentlich ist dies bei Niederfell selbst der Fall. Von hier aus führt ein in den Felsen gehauener Weg auf den Hundsrück, der dafür zeugt, daß man von dort her früher einen starken Verkehr mit der Mosel hatte.

Unterhalb des Dorfes mündet ein kleiner Bach, wie gegenüber bei Gondorf einer, in die Mosel, und beide, ob sie auch im Sommer unscheinbar und klein sind, schwellen bei starken Regengüssen im Frühjahr, wo der Schnee schmilzt, oft so gewaltig an, daß die Wasserkraft die Dämme der Mühlen und die Mühlen selbst mit fortreißt, die sonst friedlich und ruhig fortklappern. Die Fußstege, welche von hier über die vorspringende Ecke des Hundsrücks nach Winningen führen, sind so steil, daß man an einigen Stellen auf Händen und Füßen die Felsen überklettern muß, und, sonderbar genug, am obersten Abhange findet man neben den Felsen wieder sumpfige Wiesen, von kleinen Quellen fortwährend bewässert und deshalb üppig und schön grünend.

Auch in Niederfell besaß der Erzbischof Egbert Weingüter und schenkte dieselben mit den Gondorfern zugleich dem Marienkloster in Trier. Später 1030 bestätigte Erzbischof Poppo diese Schenkung und fertigte die Urkunde darüber bestimmter aus. Die Vogtei hier sowie jene von Chür, war halb Virneburgisch-Pfälzisches, halb Isenburgisches Lehen. Beides vereinigte um das Jahr 1425 der Ritter Gerlach Kolb von Boppard unter seiner Herrschaft, welcher durch die beiden Besitzer, den Ruprecht von Virenburg und Selt auf Isenburg, damit belehnt wurde, aber noch in dem nämlichen Jahrhundert kam der Virenburger Antheil an den Grafen Wilhelm Schilling von Lahnstein.

Den kleinen daranstoßenden Ort Chür und dessen Weinberge, die alljährlich durchschnittlich 60 Karrenfässer Wein lieferten, besaß der Archidiakonus Adalbero, von dem ihn Erzbischof Poppo, um 1025, kaufte und seinen Chathedralgeistlichen zu Trier schenkte. Jene 60 Fässer Wein bestimmte er als Labetrank am Tische und hatten die Bewohner die Verpflichtung, denselben frei nach Trier zu schaffen. Im Anfange unseres Jahrhunderts (1802) wurde die ganze Besitzung

als Staatsgut öffentlich versteigert und ein Israelit kaufte den größten Theil davon; aber weshalb kaufte er ihn? — damit die eigentliche Bestimmung und der Wille des Erzbischofs nicht umgangen werde, übergab er dasselbe dem Bürgerhospital in Koblenz und vermachte es auch später, als er seinen nahen Tod fühlte, jenem wohlthätigen Institut für ewige Zeiten. So behält es also den Zweck, Kranken und Unglücklichen, wie früher müden Stiftsbrüdern, als Labetrank zu dienen.

Poppo, ein guter Mann und guter Christ, war einige Male in seinem Leben von Juden übervortheilt worden, und hatte deshalb aus Ueberzeugung einen tödtlichen Haß gegen alle Juden gefaßt; hatte dieser Israelit vielleicht die Manie des Erzbischofs gegen sein Geschlecht gekannt und wollte er ihn nun noch im Grabe zurechtweisen? —

Chür gegenüber sieht man wieder die Berge und Felsen hoch in die Luft ragen und oben auf der Bergfläche hat man eine weite, bis nach Münster-Maifeld sich erstreckende, und gegen das Erzthal sanft verflachende Ebene. Eine halbe Stunde von Gondorf aber breitet sich wieder der Pfarrort Lehmen, Liemene, längs der Mosel aus, wohin jetzt ein schmaler Fahrweg von Gondorf aus in den Felsen gehauen ist.

Lehmen selbst, minder interessant vielleicht als die andern Ortschaften, in denen uns die Ruinen der alten Burgen und Burgschlösser an eine ritterliche Vorzeit erinnern, bietet doch auch dem Auge manches Schöne dar, und darf in seiner Umgegend wirklich ausgezeichnet genannt werden.

In dem freundlich gelegenen Weckbeckerschen Landhause sollen die reichsten Leute des ganzen Distrikts wohnen und das Anerkenntniß der übrigen Einwohner ist das sicherste Zeugniß für eine gute und menschenfreundliche Anwendung dieses ihres Reichthums.

Früher hatte Lehmen zwei Kirchen, jetzt ist nur noch eine da und in dem Thurm des andern finden wir die Glocken. Das Schiff derselben ist schon lange eingefallen und abgerissen. Auch hier in Lehmen, wie an den meisten andern Orten der Mosel, baut man viel Wein, hält aber den hiesigen rothen für den besten der ganzen untern Gegend.

Hinter Lehmen liegen am Arberge 4 Höfe, die sogenannten Lehmener Berghöfe. Eine ausführliche Beschreibung findet sich über diese Höfe in Kleins Moselthal; ich übergehe diese aber, sie für den

größten Theil meiner Leſer als ziemlich gleichgültig betrachtend, und führe nur von dem Orte ſelbſt an, was darüber zu hören intereſſant ſein dürfte.

Lehmen, Liemene. Erzbiſchof Eberhard gibt 1052 dem Trierer Simeons-Stifte Güter daſelbſt, ſo wie im Jahre darauf der Münſter-Maifelder Martinskirche. Eben ſo ſchenkte 1115 Erzbiſchof Bruno ein ihm eigenthümliches Hofgut mit Weinbergen, Aeckern und Wieſen ſeiner Cathedrale. Aus dem Ertrage ſollte alljährlich am Dreikönigsfeſte, ſeinem Ordinationstage, ſpäter an ſeinem Sterbetage den Stiftsbrüdern ein Liebesmal „caritas refectionis" gegeben werden. Nebſt reichlichem Kuchen und Traubenſafte mußte der Erbpachter des Guts fünf untadelhafte Schweine „perfecte laudabiles" ein junges Schweinchen, zwei Ferkelchen, zwanzig Hühner, eben ſo viele Käſe, ein Pfund Pfeffer, hinreichende Bierhefen, Honig ꝛc. in die Stiftsküche liefern. Fiel das Jahrgedächtniß auf einen Faſttag oder in den Sommer, ſo waren Speiſen von gleichem Werthe nach der Jahrszeit vorgeſchrieben „servitii equipollentia sufficienter subministretur." Weiter beſtimmte der Erzbiſchof, daß bei der jedesmaligen Leichenfeier zwei Kerzen, nach Väterſitte, an ſein Grab geſetzt und jedem Bruder eine Kloſterkanne Wein ſollte gereicht werden. Wie ganz anders als jener niederländiſche Biſchof, der für ähnlichen Fall verordnete, daß die Chorgeiſtlichen faſten und an ſeinem Grabe ſich geißeln ſollten! Bruno kannte ſeine Trierer beſſer: ſie ſcheinen, unbeſchadet ihrer übrigen Frömmigkeit, ſchon damals keine allzugroßen Freunde mehr von dergleichen heroiſchen Bußübungen geweſen zu ſein. Bruno's Urkunde bezeugten Graf Wilhelm von Lüzelemburg, Graf Walram von Arlo, Vogt Wirich ꝛc. Offenbar ſind die drei würdigen Erzbiſchöfe Poppo, Markgraf von Oeſtreich, Eberhard, Pfalzgraf bei Rhein und Bruno, Graf von Brettheim am Neckar, von dem Erfahrungsſatze ausgegangen, daß die Flamme feurigen Dienſteifers nie heller lodert, als wenn der Lebensdocht von feurigem Weingeiſte genährt wird. Doch mag es mit der Lehmener Naturalienlieferung nicht ſo pünktlich hergegangen ſein. Denn ſchon 1134 verwandelten ſie Domprobſt Godfried und Domdechant Gerhard in einen Geldzins von drei Mark „probati argenti" wovon ſie die Koſten des Jahrfeſtes ſelbſt beſtritten. Aber auch das Geld muß ausgeblieben oder unregelmäßig bezahlt worden ſein. Nach einem mißglückten Verſuche, das Gut ſelbſt zu bewirthſchaften, gaben ſie es 1150, weil es zu entfernt lag, in gewöhnlichen Erbpacht gegen die

Hälfte des Ertrages. Lehmener Wein hatte damals vorzüglichen Ruf. Zu seinen schon beträchtlichen Gütern kaufte 1187 das St. Simeonsstift von seinem Probste noch einen Berg gegen vier und eine halbe Ohm Jahreszinsen, um ihn mit Reben zu bepflanzen. Das St. Castorstift zu Carden hatte den Kirchensatz investituram der Oberkirche, in welchem es Pabst Urban III. 1186 bestätigte. Jenen der Niederkirche, zu welcher die dortigen Wein- und Fruchtzehnten, so wie auch die Oberfeller, Niederfeller und Dreckenacher gehörten, besaßen die Herren zu Isenburg schon vor 1338 als trierisches Lehn: sie übertrugen es wieder den Herrn von Elz. Ersteren, welcher der Cardener Kirche lange entzogen war „longi tractu temporis subtracta et pene alienata" gab 1192 Erzbischof Johann wieder zurück. Von dem Ueberschusse der Gefälle sollten an seinem Sterbetaggedächtnisse ein Bestimmtes an Korn, Erbsen, Wein ꝛc. unter die Armen vertheilt, jedem Stiftsgeistlichen, der bis zum Schlusse der Messe gegenwärtig geblieben, an Gelde ausbezahlt werden „cuique fratrum praesenti usque ad consummationem missae sex nummi trevirenses tribuentur." Langes Verweilen unter kalten Kirchengewölben mag demnach auch den Cardenern Canonichen nicht immer zugesagt haben.

Ritter Warner von Lehmen, sein Vater Otto, seine Mutter Sibylle und sein Bruder Heinrich erscheinen 1227 in einer Stubener Urkunde. Ritter Theodorich 1230 Zeuge in der Coverner Verpfändung der Vogtei Münster-Maifeld an das Erzstift Trier. Ritter Stephan beschenkt 1245 das Kloster Rosenthal mit Gütern. Ritter Rudolph 1274 Zeuge in einem Burgener Vergleiche. Ein Hof zu Lehmen, Dinglichhof, gehörte 1330 zur Gondorfer Burgfeste als erzstiftliches Lehn. Auch Covern besaß Güter und Rechte daselbst, wovon 1351 das Isenburg'sche Drittheil an Erzbischof Balduin mitverkauft wurde. Lehnsmann desselben wurde 1348 Sifrid Wepeling: in dieser Eigenschaft besaß er fünfzehn Jahre später ein Burglehn auf der Coverner Aldenburg, welches Johann von der Museln aufgegeben hatte. Noch befanden sich zu Lehmen trierische Lehen, welche nach Thuron gehörten. Diese hatten, nebst den Catenesser und Sürscher die Herren auf Elz inne. Daß übrigens die Umgegend schon frühe bewohnt war, beweisen mehrere hier und in Gondorf neuerdings ausgegrabene Steinsärge, in welchen sich, neben den Gebeinen, Streitärte, Schwerter, Lanzenspitzen fanden.

Etwas oberhalb Lehmen auf dem rechten Moselufer liegt Oberfell, ehemals Filial von Lehmen und dann zur Gerichtsbarkeit von

Alken gehörig. Jetzt hat der Ort schon seit längerer Zeit seine eigene Pfarre.

Oberfell, Felle superior, bietet, so wenig wie Lehmen, etwas anderes dar, als von seinen Bergen eine herrliche Aussicht und in sich selbst ein stilles friedliches Oertchen, umgeben von üppigen Fruchtfeldern und herrlichen Obstgärten.

Jutta von Pyrmont schenkte ihre in Oberfell gelegene Besitzungen 1268 dem Frauenkloster Rosenthal und bemühte sich gleichzeitig für die Einführung eines eigenen Geistlichen, aber erst 100 Jahre später 1375 erlaubte Erzbischof Kuno die Errichtung eines Taufsteins daselbst und gab der Kirche einen Pfarrer.

Diese Jutta von Pyrmont oder von Oberfell verdient hier vielleicht einer näheren Erwähnung. Zu einem ihrer Verwandten mütterlicher Seits, einer gebornen von der Leyen, nach Frankfurt gereist, machte sie dort die Bekanntschaft des Prinzen Konradin und dessen Freundes Friedrich von Baaden. Konradins Vater, Kaiser Konrad II. war von seiner Thronbesteigung an in Händeln mit dem päpstlichen Stuhle gewesen und dadurch in viele und langaussehende Streitigkeiten verwickelt worden. Der Papst erklärte ihn als einen Jüngling von 22 Jahren sowohl der Kaiserwürde als auch seines angeerbten Königreichs Sicilien für unwürdig, that ihn in den Bann und rief den Grafen Wilhelm von Holland zum deutschen Gegenkönige auf, während er in Sicilien nicht wieder sein gutes Recht zu untergraben suchte. Wilhelm, der neue König von Deutschland, ebenfalls ein junger rüstiger Krieger und voll Ehrgeiz, die Kaiser Krone zu tragen, warb eine Armee und rückte gegen Konrad ins Feld; 1251 stießen beide Heere am Rheine aufeinander, es kam bei Oppenheim zur Schlacht und Wilhelm trug den Sieg davon. Von diesem Tage an mehrten sich seine Freunde in dem Maaße Konrads Anhang abnahm. Dessungeachtet hatte er noch mehrere der großen Fürsten auf seiner Seite und nur von den geistlichen Fürsten am Rhein wurde Wilhelm im Sinne päpstlicher Wünsche unterstützt und als König anerkannt. Da gebrauchte der Papst eine andere List, den Kaiser aus Deutschland zu locken, er suchte sein Erbreich Sicilien in Gefahr zu bringen und veranstaltete einen förmlichen Verkauf dieses Staates an den Meistbietenden. Es hatten sich auch bereits drei Kandidaten zur sicilischen Krone gemeldet, der Graf Richard von Cornwall, der wegen seines außerordentlichen Reichthums in Europa damals berühmt war, da man behauptete, seit tausend Jahren habe es keinen so reichen

Mann gegeben; ferner den Grafen von Provence, Karl von Anjou und den König Heinrich III. von England. Für den Ersteren war die reine Goldzahlung eine Kleinigkeit, aber damit war es, wie er wohl denken konnte, nicht abgemacht, denn Konrad würde doch seinen rechtmäßigen Besitz nicht gutwillig hingeben; es kam also darauf an, ihm Sicilien mit gewaffneter Hand abzunehmen, und dazu hatte er keine Lust; da ihm also der Papst keine andere Gewähr leisten konnte, so zerschlugen sich die Unterhandlungen und Richard trat so gut wie Heinrich und Karl von Anjou bis auf eine gelegenere Zeit zurück.

Inzwischen war Konrad von dem Vorhaben des Papstes in Kenntniß gesetzt, sammelte ein starkes Heer und ging über die Alpen, das deutsche Gebiet in die Hände seines Schwiegervaters, des Herzogs Otto von Baiern, als Reichsverweser, legend.

Glücklich war Italien von den deutschen Truppen erreicht, die päpstlichen Völker wurden besiegt und dem Kaiser stand der Weg nach Sicilien offen; da wurde er plötzlich krank, sein Bruder Manfred wachte als treuer Freund an seinem Lager und schwur dem Frevler Rache und Tod, als Konrad ihm erklärte, daß er sich vergiftet glaube. Er hatte auch Recht gehabt, denn Manfred ließ ihn nach einigen Tagen schon begraben, aber wer war der Mörder gewesen? kein anderer, als der zärtliche Bruder selbst, der die sicilische Krone gerne für sich behalten wollte.

Konrad IV. starb in seinem 26. Jahre, und Deutschland wie Sicilien konnten den Verlust eines Fürsten betrauren, der ihnen sobald nicht ersetzt, sie statt dessen in große und unabsehbare Händel verwickelt werden sollten; denn er hatte, so jung er auch war, die Umsicht eines Mannes und die Tapferkeit des Helden, dabei war er milde und schonend gegen seine Unterthanen und freigebig gegen den Unglücklichen, er mochte ihr Freund oder Feind sein. Zu spät erst fühlte man allgemein, was man an ihm verloren hatte.

Er hinterließ einen 2jährigen Sohn, Konradin, der ihm als rechtmäßiger Erbe in Sicilien folgen mußte. Deutschland, als Wahlreich, hatte keine Verpflichtungen gegen den Sohn des Kaisers, und Konrad war auch in dieser Beziehung zu tolerant, das vor seinem Tode noch verlangen zu wollen.

Sein Mörder und Bruder Manfred erklärte sich aber zum Vormund für seinen minderjährigen Neffen und ließ sich als Regenten in Sicilien huldigen. Mit der bloßen Regentschaft war aber dem Stolzen nicht gedient, darum brachte er das Gerücht von dem Tode

Konradins, der in Baiern bei seinem Großvater Otto erzogen wurde, aus, und suchte sich so die Krone zu sichern. Allein der Papst, der das ruchlose Treiben Manfreds nicht billigen konnte, entdeckte die Wahrheit und bot die Stände gegen den Mörder auf. Dieser war im Besitz des Heeres und so erhielt er sich auch im Besitz des Königreichs, wo er sich einige Jahre später mit Gewalt die Krone aufsetzte.

Papst Alexander sowohl als Papst Urban thaten ihn in den Bann; gleichwohl konnten sie, ohne Heeresmacht, nichts gegen ihn ausrichten, so daß Papst Clemens IV. den Bruder des französischen Königs, Karl von Anjou, gegen diesen Störer der öffentlichen und Privatruhe aufrief und ihm zu Rom die sicilianische Krone aufsetzte. Gegen diesen zog nun Manfred mit seiner wilden Kriegeshorde und es kam bei Benevento zur Schlacht.

Meuchelmörder sind gewöhnlich feige, wo es auf persönliche Tapferkeit ankömmt, und der, welcher mit der größten Ruhe und Sicherheit seinem Freunde den Dolch in den Rücken bohrt oder den Gifttrank bereitet, zittert, wenn er dem Feinde als Mann ins Auge sehen soll. So auch der Held Unteritaliens, der es an Prahlerei nicht fehlen ließ, als man den Franzosen entgegenzog, in der entscheidenden Stunde aber den Kopf verloren hatte und sein Heer selbst in Verwirrung brachte. Von Anfang an war deshalb auf Seiten Karls von Anjou der Vortheil und lange noch hatte der Abend sich nicht über das Blutfeld ausgebreitet, als kein Italiener dort mehr zu sehen war. Manfred selbst, alle Generale und der größte Theil der Armee blieben todt auf dem Platze, und Karl zog ohne weitere Wehr in das ihm übertragene Königreich ein.

War er denn dadurch auch wirklich König, rechtmäßiger König von Sicilien? lebte jener nicht vielmehr, wenn auch als Kind, im entfernten Deutschland? — Freilich! indeß so gut als Manfred, konnte Karl sich ja auch für den Monarchen halten und halten lassen, und wollte Konradin sein väterliches Erbe zurückfordern, so mogte er nur das Schwert ziehen.

Manfred wurde von einer Stelle zur andern geworfen, er war ja im Banne gestorben und ehe dieser zurückgenommen wurde, konnte man auf kein ehrliches Begräbniß hoffen. Wer war aber da, der sich für ihn interessirt und den Papst darum gebeten hätte? Niemand! jeder freute sich der Behandlung und der zeitlichen Vergeltung des Scheusals, der auf dem ganzen Erdenrunde auch kein einziges Herz sein nannte. So blieb denn der Leichnam des Königs, ein warnendes

Beiſpiel, lange Zeit über der Erde, bis er endlich durch Henkers Hand an einem unehrlichen Orte eingeſcharrt wurde.

Nach dem Tode Konrads IV. war Wilhelm von Holland als alleiniger und rechtmäßiger König von Deutſchland anerkannt worden, er hatte indeß bei den größeren Reichsfürſten wenig Anſehn, denn wenn auch perſönlich tapfer, fehlte es ihm doch an Kraft, ein ſo weitläuftiges Reich zu halten, und an Verſtand, es weiſe zu regieren. Sein Regiment dauerte indeß nicht lange und ſchon nach einigen Jahren wurde er in einem Kriege gegen die Frieſen, als er im Moraſte ſtecken blieb, erſchlagen.

Das plötzliche Abſterben des Königs veranlaßte ein Interregnum, in welchem die Verwirrung im Reiche immer höher ſtieg. Die großen Reichsſtände hatten die Macht in Händen und wollten jetzt die Krone nach Gefallen vergeben; ſie ließen nicht undeutlich merken, daß ſie wohl dieſen oder jenen begünſtigen würden, wenn er ſie tüchtig bezahlte. Jeder hatte ſeine Anhänger und der Freigebigſte hatte die meiſten. Wie konnte man unter dieſen Umſtänden eine glückliche Königswahl erwarten?

Der Erzbiſchof von Mainz, der unter den deutſchen Reichsfürſten das meiſte Anſehn und den erſten Rang behauptete, ſollte die neue Wahl lenken, aber er war damals in einem Kriege mit dem Herzoge Albrecht dem Großen von Braunſchweig gefangen und in ſtrengen Verhaft genommen worden, weshalb ſich die Erzbiſchöfe von Trier und Köln — unſtreitig damals die edelſten und uneigennützigſten Fürſten — für die Sache intereſſirten. Sie warfen ihr Augenmerk auf den jungen Konradin und würden es wahrſcheinlich durchgeſetzt haben, ihn auf den Thron zu erheben, wenn der Geiz der weltlichen Herren nicht dem Papſte jene Wahl von der gehäſſigſten Seite vorgeſtellt und ſie ihm nicht bemerkt hätten: wie die Hohenſtaufen von jeher die Gegner des römiſchen Stuhls, ſich gewiß auch in dem kleinen Konradin nicht verläugnen würde, der noch dazu, als Erbe von Sicilien, für Rom ſehr gefährlich werden könne. Unter der Hand war ihnen nämlich ein Anerbieten von dem Grafen Richard von Cornwall geſchehn, der, wie ſchon früher bemerkt, der reichſte Herr der Chriſtenheit war; das mußte natürlich lockender ſein als das, was der arme Konradin ihnen bieten konnte. Der Papſt verbot alſo den geiſtlichen Churfürſten (oder damals noch Erzbiſchöfen, obwohl ſie doch gleiche Rechte mit den andern Reichsfürſten hatten und dieſen wohl noch vorſtanden) bei harter Ahndung keinen Hohenſtaufen zum Könige zu wählen, und ſo mußte der Prinz zurückſtehn.

Richard wurde nun von der einen Parthei und Alfons von Kaſtilien von der Andern gewählt, während die Großen ſelbſt thaten, was ſie wollten, und die Verwickelungen immer ärger wurden. Später ſuchte der Erzbiſchof von Köln noch einmal die Sache aufzuregen; indeß die Mehrzahl und Richards Geld waren ihm entgegen und zur Ehre des deutſchen Reichs regierte dies ein engländiſcher Lord auf der einen, und ein ſpaniſcher Graf auf der andern Seite; beide nannten ſich Könige oder wohl gar Kaiſer, zogen ſo viel ſie konnten, drückten, wo es ſich drücken ließ und — lachten die Deutſchen hintenher und vom mittelländiſchen Meere her tüchtig aus.

Konradin war 16 Jahr alt, aber er war ſo völlig erwachſen und ausgebildet, daß man ihn für einige zwanzig halten mußte; doch nicht nur der Körper, auch der Geiſt war den Jahren voraus geeilt, und ſein liebenswürdiges Benehmen gegen jedermann gewann ihm alle Herzen. Bei ſeinem Großvater Otto die erſte Bildung genoſſen, kehrte er ſpäter in ſein Herzogthum Schwaben zurück und lebte dort, fern von dem Treiben der großen Welt, nur den edleren Genüſſen; ein treuer Freund ſtand ihm in dem Grafen Friedrich von Baaden zur Seite, der freilich etwas älter als er, aber doch wie ganz für ihn geſchaffen, nur das, was er liebte und wünſchte, ſelber wollte. Beide Freunde gingen nach Frankfurt und dort ſahen ſie die, ihrer anſpruchsloſen Schönheit wegen berühmte, Jutta von Pyrmont genannt von Oberfell. Beide konnten nicht genug von ihrem Aeußern, von ihrem Wiſſen, von ihrem trefflichen Gemüthe erzählen, und als ſie ſchlafen gingen, war es Juttas freundliches Bild, das ihnen noch vorleuchtete, das ihnen auch im Traume wieder erſchien. Und Jutta? — ſie hatte ſchon ſo viele Männer kommen und gehen ſehen, hatte oft ein freundliches Wohlwollen in ihrem kleinen Herzen für ſie bewahrt, aber noch nie war ihr einer ſo intereſſant erſchienen, als die beiden Prinzen; und wer war es von ihnen denn eigentlich, der ihr die Bruſt höher hob? — vielleicht ſollte es der nächſte Tag, die nächſte Zuſammenkunft entſcheiden. Und — ſie entſchied. Friedrich war es, mit ſeinem männlichen Ernſt, mit ſeinem ſtarken, kühnanſtrebenden Geiſte, Friedrich, in ſeiner ebenmäßigen Schönheit, in ſeinem gefälligen Benehmen, in ſeinem — aber hören wir die beiden Freunde erſt einmal, ob Jutta nicht vielleicht den Unrechten traf. — Still und nachdenkend hatte Friedrich den Kopf in die Hand geſtützt und ſah gerade vor ſich hin, da ſtand Konradin plötzlich mit hellglänzendem Auge vor ihm und rief ihm zu: „Bruder, du haſt ein herrliches Mädchen gewon-

nen, — Jutta, — bestimme den Verlobungstag — die Aussteuer besorge ich dir. — Erröthend wollte Friedrich den Wunsch zurückgeben, aber Konradin fiel ihm um den Hals und ein herzlicher Kuß verschloß ihm den Mund.

Von jetzt an näherten sich beide täglich einander mehr und mehr; der junge König von Sicilien trat, wenn sie zusammen sprachen, ans Fenster und sah auf die Straße, vielleicht, weil er eben so wie sein Freund für Jutta fühlte, und dies Gefühl gewaltsam unterdrücken wollte, und ungestört gehörte ihnen so manche Stunde, die schnell wie ein Augenblick ihnen verschwunden war. Aber, ob sie auch einer in des andern Herzen lasen, was sie sich waren, hatte doch noch kein Wort ihre Gefühle verrathen.

Da traten plötzlich Abgeordnete aus Sicilien vor Konradin, man haßte den französischen Usurpator Karl von Anjou und verabscheute seine Regierung, deshalb flehte der ganze Staat ihn, Konradin, den rechtmäßigen König an: er möge sie befreien von dem fremden Joche und in ihre Mitte eilen; er würde sie Alle bereit finden, Gut, Blut und Leben für ihn zu geben.

Ein Königsthron ist ein lockender Preis, sollte er, der er ja schon König war, vielleicht aus Furcht diesem Preise entsagen? durfte er ihm entsagen? — gewiß nicht! er konnte nicht und durfte nicht — jetzt, da man ihn selbst aufforderte, — um Alles in der Welt nicht; bereitwillig nahm er also öffentlich den Titel eines Königs von Sicilien und Jerusalem an und folgte mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baaden den Versuchern.

Im ersten Freudenparoxismus hatte Friedrich seinem Freunde Konradin Alles versprochen und noch mehr, als dieser verlangte; schon den nämlichen Tag wollte er aufbrechen und so viel er konnte in seinem eigenen Gebiet für seinen Freund thun; Konradin ging in sein Herzogthum Schwaben, wo er auf die Liebe und Anhänglichkeit der Seinen trauen zu können glaubte, und beide fanden sich in Zeit von einer Woche wieder am Rheine zusammen, dann gemeinschaftlich den weiten Weg nach Sicilien anzutreten, wo ihnen, nach der Aussage der Abgeordneten, mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde neue Haufen zulaufen würden, so daß sie sich den Uebergang über die Alpen erzwingen und schon als Sieger in Sicilien einrücken müßten; dort aber würde Karl auch nicht einen einzigen Mann behalten, und im Triumph stände der König vor den Thoren Neapels, aus dem die beglückten Unterthanen ihm trunken entgegenstürzten. Daß sich

hieran noch eine lächelnde Ferne — der König von Neapel auch als römiſcher und deutſcher Kaiſer — ſchließen dürfte, ließen die klugen Italiener leicht hingeworfen merken, und ſo etwas konnte für den feurigen Jüngling, bei der Erinnerung an das, was ſein Vater geweſen, und an das, was er hätte ſein müſſen, nicht gleichgültig bleiben.

Auch Friedrich ſah dies Bild der Zukunft, es erſchien ihm Alles ſo natürlich, ſo leicht, ein Unglücksfall war gar nicht möglich und mit der heiterſten Miene von der Welt trat er zu ſeiner Jutta und erzählte ihr das Glück ſeines Freundes und wie er ſelbſt ſich bei dieſem Unternehmen ſeine Spornen zu verdienen hoffte. Jutta wurde bleich wie der Tod, erſt jetzt fühlte ſie ganz, was Friedrich ihr war, und daß mit ihm auch die Freude, die Hoffnung ihres Lebens dahinſinken würde. Sich mühſam nur an der Lehne ihres Stuhls erhaltend, wünſchte ſie ihm Glück zu dem Abenteuer, an deſſen Erfolg man gewiß bei der Rechtlichkeit des Unternehmens nicht zweifeln dürfe.

Friedrich ſah ihr Erbleichen und erſt jetzt fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß er ſie zurück wiſſen müſſe, und lange, lange, vielleicht nie mehr ſehen würde; es fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß während der Zeit ein Anderer — ha! entſetzlicher Gedanke! faſt ſcheiterte daran der ganze Eroberungsplan; aber durfte er dann das auch fürchten? hatte er nicht die Ueberzeugung, daß ſie ihn liebe? ihn ſo liebe, wie er ſie? glühend und ewig! zeigte ſie es ihm nicht durch ihr Erbeben noch deutlicher? — Er ſtand ihr einige Minuten ſchweigend gegenüber, da ſagte ſie, ſich gewaltſam faſſend: „Wohl Prinz! Ihr werdet nach Italien, nach der äußerſten Spitze von Italien ziehen und Eurem Freunde die Krone aufſetzen; Ihr werdet ihm ſeine Feinde beſiegen und demüthigen helfen, und der verſöhnte Papſt wird dem jungen Könige noch die römiſche Kaiſerwürde dazu verleihen; der Kaiſer kehrt dann nach Deutſchland zurück, aber der Freund bleibt, von dem dankbaren Fürſten mit dem Thron von Sicilien belohnt. Nicht wahr? ſo wird es kommen? ſo muß es kommen? — Nun, ich wünſche Euch im Voraus Glück dazu und — werde Euch dort, wie hier wiſſen und — für Euch beten," — ſie hätte vielleicht noch mehr geſagt, aber Rührung erſtickte ihre Stimme und ſie wendete ſich ab ihm die Thränen nicht zu zeigen, die ihr jetzt unaufhaltſam von den Wangen rollten. Da ergriff er haſtig ihre Hand und rief: „Jutta! nur unter einer Bedingung würde ich die Gnade des Königs, wenn es Alles ſo kommen ſollte — nicht zurückweiſen, nur unter der einzigen,

daß meine Jutta den Thron Neapels mit mir theilte; sonst — bei Gott im Himmel, baute ich mir in Oberfell eine Burg, in die ich die Geliebte führte, und gäbe Königs- und Herzogstitel Preis! — Mehrere Eintretenden hinderten eine vielleicht zärtlichere Ergießung. Friedrich nahm deshalb Abschied und in kurzer Zeit hörte man nichts, als den Zug des jungen Königs von Sicilien und seines Freundes Friedrich von Baaden nach Italien.

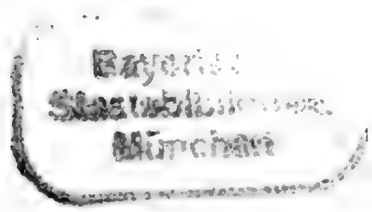
Nur spärlich gingen die Nachrichten von dort ein, wo der Briefwechsel und die Postverbindung zwischen dem adriatischen und mittelländischen Meere mit dem Rhein noch nicht den heutigen Höhepunkt erreicht hatte, und sich die Ritter überhaupt besser aufs Schwerd als auf die Feder verstanden. Dessungeachtet hieß es nach einiger Zeit, daß der Anfang des Unternehmens ganz den Erwartungen entsprochen habe. Das Heer nur sehr klein zuerst, sei nach und nach gewachsen, und Konradin schon an der Spitze von 16000 kampfbegierigen Soldaten über die Alpen gegangen. Jetzt schwiegen die Berichte lange Zeit, ein anderer Gegenstand lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: König Richard, der von London aus das deutsche Reich regierte, war an den Rhein gekommen, sich einmal in seinem Besitzthum umzusehen, und etwaigen Unruhen, zu Gunsten des jungen Konradin, vorzubeugen, vielleicht auch, um sich Geld zu holen.

Ein halbes Jahr war seit der Abreise der Prinzen aus Frankfurt verstrichen, da verbreitete sich plötzlich ein dumpfes Gerücht von der Niederlage der Deutschen und dem Siege Karls von Anjou. Zitternd lag Jutta von Oberfell auf den Knieen vor dem Altare des Klosters Rosenthal und betete für ihren Friedrich, aber eine dunkle Ahnung weissagte ihr Unglück. So lange als möglich suchte man dem verlassenen armen Mädchen die Wahrheit zu verbergen, da sprach aber schon Jeder längs dem Rheine und der Mosel davon und die Priorin übernahm es nun, ihr das, was sie lange schon gefürchtet, so schonend als möglich beizubringen.

Wie die Sage berichtet, war Konradins Heer glücklich über die Alpen und siegreich bis in Unteritalien vorgedrungen, aber Karl von Anjou verließ sich nicht blos auf seine Sicilianer, er schaffte sich, bei der Annäherung der Deutschen ein französisches Hülfskorps und rückte jenem nun bis Tagliacozzo entgegen. Konradin nahm die Schlacht sogleich an, und schon waren die vordersten Reihen der Feinde über den Haufen geworfen, und freudig glaubte der jugendliche Feldherr nun den Sieg verfolgen zu müssen, da stürzte der erfahrnere Karl

Alken

Digitized by Google



mit seinem Hinterhalt hervor, umringte die zu raschen Gegner, schlug sie total und nahm die beiden Führer Konradin und Friedrich mit vielen andern Verwundeten gefangen.

Ohne einen gerechten Grund zu haben, ließ der erbitterte Karl ihnen den Prozeß machen und beide öffentlich zu Neapel enthaupten.

Halb ohnmächtig hatte Jutta das Entsetzliche angehört, dann ließ sie einen Akt aufnehmen, nach welchem sie alle ihr zu Oberfell gehörigen Güter, Waldungen, Zinsen ꝛc. dem Frauenkloster Rosenthal vermachte und nur eine jährliche Abgabe, 6 kölnische Denaren, zu ihrem Unterhalt auf Lebenszeit ausbedung, mit denen sie sich in die abgelegenste Stille zurückzog und ihrem Schmerze so wie dem Troste der Religion lebte.

Vor Oberfell wird der Pfad längs der Mosel allmälig schmaler, bis er durch einen gesprengten überhängenden schroffen Felsen führt und man nun, um eine Ecke biegend, plötzlich die Aussicht auf den ansehnlichen Flecken Alken und der früher so bedeutenden Burg Turon oder Thurant an und auf dem von dort sich steil erhebenden Berge, hat.

Hier soll früher eine der Schifffahrt sehr gefährliche Stelle gewesen sein, und manches Fahrzeug ist, von der Strömung gegen den Felsen geschleudert, an jener Ecke zertrümmert. Wahrscheinlich ist dies der Grund, daß man dort die Statue des heil. Johann von Nepomuck, zwischen den Klippen angebracht, wenigstens erinnert es uns an eine Zeit, wo der Glaube die fromme Brust des Christen erfüllte, und nur ein kalter Spötter wird ungerührt zu dem sinnigen Bilde hinaufblicken.

Die Burg Turon macht noch jetzt in ihren Trümmern einen ganz eigenen erhebenden, oder wenn man will schaurigen Eindruck, und das Großartige, das noch unverkennbar in den beiden wohlerhaltenen Thürmen sowohl, als in der sich weit an dem Berg fort erstreckenden freilich größtentheils zerfallenen, Ringmauer liegt, zeigt uns gleich, daß sie, abweichend von den meisten andern gewöhnlichen Burgen, einem vornehmen Herrn als Aufenthalt gedient hat.

Ums Jahr 1209 durch den Bruder des Kaisers Otto IV., den ritterlichen Pfalzgrafen Heinrich, Herzog von Braunschweig, erbauet, der damals, als der Kaiser nach Rom gezogen, das deutsche Reich verwesete und sich häufig am Rhein und an der Mosel, besonders hier in Alken aufhielt, wo er seine Geliebte, die Erbfürstin von der Pfalz, Agnes, zum Altar führte (eine Begebenheit, auf die ich später, wenn es mir der Raum gestattet, wieder zurückkommen werde), erhielt es

sich bis 1250 unter pfälzischer Herrschaft, bis es denn auf eine Zeit lang an Köln kam. Die Nachfolger des edlen Heinrich waren nicht von dessen Geiste beseelt und Burggraf Zurn hauste furchtbar in der ganzen Gegend. Ein Menschenleben galt ihm gar nichts und eine brennende Hütte oder ein ganz in Flammen stehendes Dorf begeisterte ihn zu der ausgelassensten Freude. Um seinen Gästen ein interessantes Schauspiel zu geben, ließ er seine unglücklichen Unterthanen an die äußerste Spitze des Felsens führen und sie mit beispielloser Grausamkeit hinab in den Abgrund, in den Strom stürzen, oder in der Nähe ein Dorf in Brand stecken, sich an dem Jammergeschrei der Armen, die dadurch Alles verloren, zu weiden. Jeder, der diese Straße zog oder zu Schiff die furchtbare Burg passirte, lief Gefahr, durch seine Leute rein ausgeplündert und nicht selten auch ermordet zu werden; zu dem Ende soll er auch eine ungeheuer schwere eiserne Kette von einem Ufer der Mosel bis zum andern gezogen haben, wodurch der Strom gesperrt und jeder von selbst schon zu einem gewissen Durchgangszoll gezwungen wurde.

Da wandte sich die Gegend an den Landesfürsten, den milden und gerechten Erzbischof Arnold von Trier, und obwohl selbst in andere Kriege und Händel verwickelt, fühlte dieser Edle doch die Noth der Armen und die Wichtigkeit, ihnen Beistand zu leisten, weshalb er mit einem starken Heerhaufen nach Alken zog und die Burg von allen Seiten einzuschließen anfing. Täglich kamen neue Beschwerden, neue Klagen bei ihm ein und man konnte nicht genug von dem Tyrannen erzählen, der Gott und Menschen lästerte und kein anderes Recht kannte, als das, welches ihm die Gewalt seines Armes, die Kraft seines Schwertes gab.

Vergeblich aber mühten sich die tapfern Trierer, denen viele benachbarte Krieger zu Hülfe kamen, die feste Burg zu erobern und so mancher Brave blieb beim Sturme durch einen feindlichen Pfeil oder Stein, den sie von Oben herabwälzten, oder Bäume, die auf gleiche Weise heruntergeschleudert wurden und oft hunderte zugleich, welche eben den Berg erklettern wollten, mit in die Tiefe niederrißen. Höhnend stand aber der wilde Zurn oben auf der Zinne des Thurms und sah lächelnd auf die Belagerer hin, die sich, wie er schwur, alle den Schädel an seinen Burgpfosten, dem Felsen, zerschmettern sollten. Da rückte Erzb. Konrad mit einem köln. Heerhaufen seinem Freunde Arnold als Beistand heran, und Beide suchten nun vereint zum Wohle der Menschheit das Raubnest zu stürmen.

Zwei Jahre hatten sie es belagert, aber unermüdet gelobten sie sich Stand zu halten und so wie jener den Teufel, riefen sie den Allgütigen zum Zeugen ihres Schwures. Jetzt endlich wurden die Lebensmittel nach und nach im Schlosse verzehrt, auf eine so ausdauernde Belagerung hatte Zurn nicht gerechnet und er mußte zu seinem Vetter, dem Pfalzgrafen schicken, und um Unterstützung und Entsatz bitten. Dieser kam auch mit einem Kriegsheere die Mosel herauf gezogen, schloß indeß mit den Erzbischöfen einen Vergleich, nach welchem den Belagerern die Burg übergeben werden und Zurn die Gegend räumen sollte.

So wurde also das Ungeheuer vertrieben und die Alliirten zogen in Turon ein. Die Bewohner der benachbarten Dörfer konnten sich wieder ihres Eigenthums erfreuen, die Kette wurde zerschlagen und Schiffer und Wanderer zogen ungestört ihres Weges; auf dem der Burg gegenüberliegenden Berge ließ aber der Erzbischof eine Kirche bauen um der ewigen Barmherzigkeit hier den Tribut des Dankes und der Liebe darbringen zu können, und noch in spätern Jahrhunderten wurde sie mit frommer Gottergebung und der Erinnerung an jene frühere schreckliche Zeit, von den umliegenden Einsassen, fast täglich besucht.

Die Sage will nun noch als wahr verbürgen, daß in dem entscheidenden Augenblick, wo eine Rettung der Veste nicht mehr möglich war und Zurn einer vielleicht schmählichen Gefangenschaft entgegensah, die ganze Besatzung durch einen unterirdischen Gang, dessen Oeffnung weit davon entfernt, jedem Andern unbekannt, zu entkommen gesucht hätte und nur noch ein einziger übrig gewesen, als die Thore gewaltsam gesprengt wurden. Zurn selbst habe sich in die italischen Kriege gemischt und sei auf diese Weise aus Deutschland verschwunden. Andere lassen ihn wieder zwischen vier feuchten Thurmwänden langsam verhungern und noch andere führen ihn über den Rhein, wo er sein Raub- und Mordsystem von Neuem anfängt.

Gewisser aber als dies soll eine Strafe sein, die man mit dem Dorfvogt vorgenommen, der unter der Maske der Freundschaft die Belagerer getäuscht, und heimlich dem Zurn immer Nachricht von jedem wichtigen Ereigniß gegeben, früher aber schon alle seine Schuld und Bubenstücke getheilt habe. Man ließ nämlich von der Burg bis zum gegenüberliegenden Felsen quer über die ungeheuere Thalschlucht ein Seil spannen und den Vogt in jener grausigen Höhe hin und her wippen. In der schrecklichsten Todesangst suchte er sich mühsam

zu halten, da wurde plötzlich das Seil zerschnitten und er stürzte in die Tiefe hinab.

Man zeigt noch jetzt ein altes auf Tuch gemaltes Bild, auf welchem die Scene, wie dieser Vogt dort proper und hübsch gekleidet, mit vorgestreckten und gefaltenen Händen gleichsam in der Luft schwebend, gewippt worden; ein warnendes Beispiel allen Verräthern, daß die Strafe früh oder spät den Schuldigen treffe, und im Verzuge nur um so härter wird.

Noch mehrere Gemälde und Alterthümer finden sich unter den Häusern in Alken und häufige Ausgrabungen von alten Münzen, Hausgeräthen, Armaturstücken, — Waffen, Kopfbedeckungen, Schildern — und Särgen, hier wie weiter aufwärts an beiden Moselufern, bezeugen den frühern langen Aufenthalt der Römer, so wie dies noch näher die in Stein gehauenen, noch lange lesbar gebliebenen Worte: „Tullo Volcatio Tribuno" bezeichnen dürften. Der Stein selbst, ein Verlust für Freunde von Alterthümern, wurde von einer Wasserfluth 1745 von dem Hauptfelsen los und in den Strom gerissen, von wo man ihn später zur akademischen Sammlung nach Manheim gebracht haben soll. Der ganze Weg von Alken bis zur Höhe ist mit recht gutem Weine bebauet und liefert fast alle Jahre eine ergiebige Erndte; das war aber auch besonders bei der vorbenannten Belagerung nöthig, denn wie die Münster-Maifelder Nachrichten sagen, sind während derselben von den Belagerern nicht weniger als drei Tausend fünf hundert Fuder Wein getrunken worden. Durst werden sie also nicht gelitten haben. (Ein Fuder Wein enthält 7 Ohm oder 840 Quart, also 3500 Fuder 2,940,000 Quart.

Am Fuße des Berges liegt noch ein anderer, vermuthlich später erbauter Burghof, den Herren v. Wiltberg früher zugehörig, die außer dem noch bedeutende erzstiftliche Güter zur Lehen trugen. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war einer derselben, Freiherr Franz George, Geheimerath und Amtmann zu Wittlich, wie Befehlshaber der churfürstlichen Leibgarde. Man erkennt von der Mosel und dem gegenüberliegenden Ufer das noch jetzt wohnliche Hauptgebäude dieser Burg, auf das man die Spitzen und Thürmchen im Jahre 1600 vor Anfang des 30jährigen Krieges von der obern Burg Thuron herabgeholt und gleichsam verpflanzt. Jene muß also schon damals nur noch als Ruine und Ueberbleibsel früherer Zeiten betrachtet worden sein, von der man das beste und passendste beliebig für andere Werke verwendete. Wir wollen indeß kurz noch das Geschichtliche dieses so

interessanten Ortes durchgehen, wie wir es in alten Urkunden sowohl als in späteren Nachrichten finden, und wie auch Klein in seinem Werke darüber spricht:

Schon im Jahre 1012 gab Erzbischof Megingaud zu Trier der Münsterer Martinskirche in Alken (Alkene) Weinberge und der Pfalzgraf Heinrich, der den Ort dann besaß, schenkte ihn 1093 mit allen Einkünften der Abtey Laach. In damaliger Zeit traf es sich indeß wohl, daß der Sohn oder Erbe eines solchen Verschenkers mit dem Schwerte in der Hand das Eigenthum seines Erblassers zurückforderte und man durfte einer solchen Gabe deshalb niemals länger, als bis zum Tode dessen, der es gegeben, versichert sein; ja oft fiel es einem wohl noch bei Lebzeiten ein, das Verschenkte zu reklamiren, da er sich wieder besonnen hatte, und so dürfen wir uns nicht wundern zu hören oder zu lesen: der Sohn schenkte dasselbe, was schon der Vater geschenkt hatte; aber der Sohn bestätigte eine solche Schenkung. So auch hier; der Stiefsohn des Pfalzgrafen Heinrich, Pfalzgraf Sifried, wiederholte diese um 1110 und im nämlichen Jahre wurde sie bestätigt vom Kaiser Heinrich V. (nicht wie Klein angiebt von Heinrich IV., denn der war schon im Jahre 1006 gestorben), der gesetzlich hiezu berechtigt war.

1138 wiederholte Papst Innocenz II. dies in der allgemeinen Bestätigungsurkunde für die Laacher Besitzungen, und später Erzbischof Arnold von Köln, als er nach der Verzichtleistung des Grafen Otto von Reineck Schutz- und Vogteirecht hier übernommen hatte.

So war also das Erzstift Trier Diöcesanoberer und Besitzer von Allodialgütern dort und Köln Laacher Schutzherr; deshalb machten auch diese beiden Erzstifter ihre Hoheitsrechte gegen spätere Eingriffe und Anmaßungen der Fürsten v. d. Pfalz geltend.

Erzbischof Friedrich von Köln verpfändete für 3000 Goldgulden dem Erzstifte Trier seine Hälfte an der Stadt Alken. Später kam diese Pfandschaft an den Schöffen Johann Sale zu Koblenz, der sie indeß minder theurer bezahlen mußte, dessen Wittwe, Meckel von Achenbach diese an den Erzbischof Theodorich 1419 zurückgab. Der reiche Conrad Beyer von Boppard mußte dem Erzbischofe das Geld dazu vorschießen und trat dafür in den Besitz anderer Pfandrechte, der Burg Zeltank, Dorf Rachtig u. a. m. Alken mit der Burg Thuron kamen an Köln, jedoch nur auf kurze Zeit, denn 1443 wurden sie aufs neue verpfändet und zwar mit Rhense für 1000 oberländische Gulden an Johann v. Pyrmont, Herr zu Ehrenberg. Von

diesem kamen sie 100 Jahre später mit der Hälfte der ganzen Herrschaft an Augustin von Braunsberg, kölnischen Amtmann zu Nurberg und Alken als Mannlehn. In der Urkunde heißt es: Unser Schloß und Ampt Alken, von Alters Duerant genannt, wovon erstes gantz buwesellich, und wie augenscheinlich solcher Gestalt ist, wo ime in Zeiten nit geraiten oder zu Hilff kommen, gantz und zumail gruntlich verwuesten wuerde. Der Belehnte verpflichtete sich dabei, eine Summe von 4000 Goldgulden hinein zu verbauen, welche Summe nach Erlöschen der Mannserben mit dem Pfandschillinge erlegt werden sollte. Später erhielten das Lehn der v. d. Beck, dann Wilhelm Reinhard Schöffert, abermal v. d. Beck und abermal andere. 1584 gab es Erzbischof Johann von Trier dem Heinrich von Wiltberg, und daher konnten auch die Wiltberg und der Burg Thuron beliebig abbrechen und auf ihre Burg zu Alken verpflanzen.

Diese Wiltberge nun stammen von Arnold her, welcher Herr des Schlosses Wiltberg im Sahnwalde war und um 1250 lebte. Ums Jahr 1436 erschienen Wiltberge zu Alken, und bald darauf verkauften sie ihr Besitzthum im Sahnwalde und blieben zu Alken. Merkwürdig wie diese Familie das Privilegium gehabt zu haben scheint, sehr alt zu werden; es gab nicht selten unter ihnen 70, 80 und 90, ja sogar 100jährige Greise, und 1622 starb einer von 106 Jahren. So auch die Frauen, welche in allgemeiner Achtung, oft als Aebtissinnen zu Marienburg und Engelport ein so hohes Alter erreichten. Ein Herr von Wiltberg, Maximilian, befand sich in spanischen Diensten unter Philipp II. auf der sogenannten — unglücklichen — unüberwindlichen Flotte. —

Wir haben bereits gesagt, daß die Burg Thuron (Duerant) oder doch mindestens das Schloß darin, durch den Pfalzgrafen Heinrich, bald nach seiner Rückkehr aus Palästina, etwa 1109, erbaut wurde; wir haben gesagt, daß die vereinte Kraft der Trierer und Kölner dasselbe 1248 erobert und auf dem sogenannten Blaidenberge, wo die Wurfgeschütze der Belagerer (Bliden oder Belyden) standen, zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau eine Kirche erbauet wurde, aber wir haben dadurch leider noch nicht die Kriege und Fehden ableugnen können, die fortwährend die Burg umtobten.

Um 1273 nahm Pfalzgraf Ludwig, obgleich er nicht im Besitz war, Burgmänner für Thuron in Pflicht; Erzbischof Boemund ließ sich 1300 vom Kaiser den Besitz des Kastrums durch eine eigene

Urkunde ſichern und erſt 1314 verzichtete Pfalz, nachdem dieſer Streit noch manches Menſchenleben gekoſtet hatte, auf ſeine Rechte an Münſter-Maifeld und Thuron. 1344 gab Erzbiſchof Balduin das Schloß für 1000 Schildgulden an die Ritter von Schöneck in Pfand. So auch der kölniſche Antheil; bald hatte es Johann, Graf von Sponnheim 1334, 1426 Elze von Oberſtein u. a. m., bald mit, bald ohne Alken in Verſatz. Trieriſche Burgmänner darauf waren: Diethard und Heinrich von Pfaffendorf, welche 1261 auf Befehl des Erzbiſchofs Heinrich von Vinſtingen, deſſen Gegner, den Abt von St. Mathias bei Trier, Theodorich mit ſeinen Begleitern dort gefangen hielten. Sie hatten ihm, als er von Rond auf der Koblenzer Straße nach Trier zurückkehrte — wo er eben den Erzbiſchof bei dem Papſte verklagt — aufgelauert, überfallen und gefangen genommen. Erſt nach viertehalb Jahren, als der Gefangene vor Gram beinahe geſtorben war, gab ihn Heinrich von Vinſtingen wieder frei; aber auch dieſe Begnadigung war für den Abt noch eine tiefe Demüthigung, und ſchwermüthig vertrauerte er den Reſt ſeines Lebens in ſeinem Kloſter, bei jedem leiſen und unvorhergeſehenen Geräuſch in ſeiner Zelle oder in der Kirche ängſtlich zuſammenfahrend, da er immer glaubte, man komme und hole ihn in's Gefängniß. Vergeblich hatten während der Dauer jener Einkerkerung ſeine Freunde und Verwandte für ihn gebeten, vergeblich hatten die Klöſter ſeiner Abtei ein reichliches Löſegeld für ſeine Freilaſſung zuſammengebracht; der Erzbiſchof wollte kein Geld, er wollte die Qual und den Schmerz ſeines Feindes. Selbſt der Papſt hatte fruchtlos durch Briefe und Geſandte ſeinen Schützling zu befreien geſucht und erſt als Clemens IV. nicht undeutlich merken ließ, daß, wenn ſeine Bitten fruchtlos bleiben ſollten, er auch zu andern Mitteln greifen könne; erſt als noch andere Fürſten laut ihre Unzufriedenheit äußerten, — erſt da befahl er den Gefangenen zu entfeſſeln, weidete ſich an ſeiner bleichen zerrütteten Geſtalt und ließ ihn nach St. Mathias begleiten. Mit Thränen der Freude und des Kummers umringten ihn die Seinen und führten ihn in den Tempel wo ſie alle um ihn her, ſo wie er ſelbſt auf den Knieen, ein ſtilles Dankgebet gegen den Höchſten verrichteten.

Von 1318 an folgten mehre Burggrafen als: Hertwin von Winningen, Conrad von Schöneck, Johann von Löf, Werner v. d. Leyen, Peter v. Elz u. ſ. w. Die Thuroniſchen Lehngüter lagen auf beiden Seiten der Moſel von Müden abwärts bis Winningen, aber auch in den anliegenden Gegenden des Hundsrückens und der Eifel.

Jenseits Alken ist wieder, wie an den meisten Stellen der Mosel, eine herrliche Gemarkung und alle ländlichen Acker-Erzeugnisse sieht man in der üppigsten Fülle.

Dem Flecken gegenüber am Anberge liegt Catanas, das vielleicht seinen Namen von „catena" (Kette) ableitet, die nach der Sage, wie oben bemerkt, zur Flußsperre bestimmt gewesen. Weiter aufwärts finden wir den recht angenehm gelegenen Pfarrort Löf, wenn auch minder wichtig und historisch als Alken, Gondorf, Cobern ꝛc., doch auch in mancher Beziehung ehrwürdig, und es gab hier der ritterlichen Besitzer so gut wie anderswo. Besonders hielten sie (die Wepelinge und ihre Nachkommen) auf den Ruhm, die größten Trinker zu sein, und wie sehr sich auch andere, als die Waldecker, Schönecker und Ehrenberger darauf zu Gute thaten, in dieser Beziehung ein Wort mitsprechen zu können, so waren doch alle ihre Bestrebungen, jene nieder zu trinken, umsonst. So erzählt man sich noch eine Anekdote, die freilich nicht verbürgt ist, aber doch wahr sein soll: Johann von Ehrenberg hatte sich systematisch darauf geübt, seinen Gegner zu bezwingen; ein ganzes Jahr hindurch beschäftigte er sich mit nichts als trinken und hatte es bis zum Pfingstfeste so weit gebracht, daß er sich fähig fühlte, nach Löf hinüber zu schiffen; er hatte sich einen Pokal von 10 Quart Größe machen lassen, den er auf einen Zug wohl zwei, drei Mal hintereinander auszutrinken gelernt hatte, ohne deshalb merklich betrunken zu werden; und mit diesem seinem Probierstein forderte er nun seinen Feind heraus. Die von Waldeck und Schöneck sahen ihn erstaunt den ungeheueren Behälter leeren und wollten ihm versuchsweise beherzt nachtrinken; aber der Erste verschluckte sich und der Zweite bekam etwas in die unrechte Kehle, daß sie beide sich überwunden erklären und um gewöhnliche kleine Quart-Gläser (Pokale) bitten mußten, die sie lieber zehn Mal nach einander austrinken wollten. Selbstgefällig blickte der von Ehrenberg auf sie hin und nöthigte nun den Hauswirth, den Ritter Gerhard von Löf bald zu trinken, da er schon wieder durstig geworden sei. Gerhard ließ sich den schweren Pokal füllen und trank ihn nach, dann aber sprang er auf und sagte: „Ihr klagt über Durst Herr Ehrenberg, auch mir wird die Zunge wieder trocken, wißt Ihr was? kommt mit hinunter in den Keller, wir wollen da uns jeder ein volles Stückfaß vornehmen, den Hahn herausziehen, uns davor legen und die Tülle in den Mund stecken, da lassen wir es eine oder einige Stunden laufen, und sind die leer, wird weiter gegangen. Der Löf läßt nicht

gerne von sich sagen, er habe seine lieben freundlichen Gäste durstig des Weges ziehn lassen. Und Ihr andern Herren begleitet uns und nehmt Eure Fingerhüte (Quartgläser) mit, man wird sie Euch, wenn sie leer sind, wieder füllen.

Johann von Ehrenberg konnte die Aufforderung nicht von der Hand weisen, da er ja eigentlich der Herausforderer war und in der Hoffnung, der Gerhard werde auch das Unmögliche nicht möglich machen können, folgte er, Muth zeigend, die steinernen Stufen hinab. Man ordnete das Gefecht, jeder legte sich unter ein Stückfaß von 1000 Quart, die andern setzten sich mit ihren Fingerhüten neben ein frisch-angezapftes ditto und die Diener klopften auf ein Signal des Herrn die Hähne los, daß der goldene Traubensaft schäumend hervor und ihnen in den Hals strömte. Der Ritter Löf ließ ihn, ohne zu schlucken, ruhig laufen, der von Ehrenberg aber, auf diese Waffen nicht vorbereitet, fing an zu schlucken, zu nießen, zu pruschen und — da lief ihm der Wein aus Nase und Mund wieder hervor; eine Weile versuchte er es noch, die Gegenquelle zu ersticken und gewaltsam zurückzudrängen, aber das ging nur, wie gesagt, eine Weile, dann mußte er den Mund zumachen und sich dadurch stillschweigend für überwunden erklären. Aber jetzt kam noch das schlimmste; im Scherze hatten sie sich selber an ihre resp. Stückfässer angebunden, und so konnte er mit dem Kopfe nicht fort und riskirte in der That, im Zeltinger (das war er) zu ersaufen. Sein Kumpan sah mit halben Augen die Gefahr des Freundes (momentanen Feindes) und lachte still vor sich hin, ohne den Mund vom Trichter zu ziehen, denn er gönnte ihm die Schlappe; endlich schrie der Unglückliche aus Leibeskräften, bis der zuströmende Wein ihm wieder den Mund verschloß, und die Diener eilten herbei, den Hahn zu verschließen und ihn loszubinden; ein gleiches geschah nun mit dem Ritter Löf, der dem Freiherrn die Hand reichte und wegen des gehabten Unfalls lachend bedauerte. Oben im Zechsaale angelangt, nöthigte er wieder zu Tisch und wollte nun mit den andern auch erst trinken, aber die hatten insgesammt genug; der von Ehrenberg, der ganz dick aufgeschwollen war, eilte ins Bad und die übrigen Herren machten sich ebenfalls reisefertig. Seit dieser Zeit hat aber nie wieder einer den Kampf mit Gerhard versucht und auch seinen Nachkommen glaubte man aufs Wort, wenn sie sich für die besten Trinker des Mosellandes ausgaben.

Darin setzten die Alten ihre Ehre, darin versuchten sie ihre Kraft. Freilich waren sie auch im Kriege ganze Männer und ein einziger

hätte es vielleicht mit dreien unserer heutigen Ritter aufgenommen, aber oft und wohl meistentheils war der Kampf auch nicht gerecht und so manches unschuldige Opfer fiel der Rache oder Verfolgung eines unversöhnlichen Feindes.

Etwas höher als Löf, am Gestade herauf, liegen die Trümmer der Sternburg, ein altes Burghaus, noch von grünen Gesträuchen und Zweigen umgeben und bewachsen, daß es sich aus einiger Ferne eben so malerisch als romantisch ausnimmt. Früher nannte man die Ruine auch den Tempelhof.

Der vorbenannte Gerhard, sowie Johann und Lorenz Gewer und Gebrüder Arnold und Lambert Hering waren Lehnsmänner Erzbischof Balduins. Johann und Friedrich von Löf waren 1344 des Erzbischofs Amtleute zu Alken und letzterer auch als Burggraf zu Ehrenburg. Die Vogtei dort war ein der Abtei zu St. Maximin zugehöriges Lehn. Vom Grafen Ruprecht dem Virneburger, wurde es als Pallenzort an den Trierer Erzbischof Otto mit verpfändet. Ritter Heinrich zu Carden erhält 1423 Löfer Lehngüter vom Churfürsten Ludwig von der Pfalz. Später kam dies Lehn, das noch Heinrichs Bruder Arnold inne hatte, an Hans von Walbrunn, Burggrafen zu Alzei, bei dessen Familie es sich bis in spätern Zeiten erhalten hat. Die Freiherren von der Leyen erhielten von dem Erzbischofe Jakob jährlich 2 Fuder Thurnaer Wein. Als Koverner Lehn des Erzstifts brachte Agnese ihrem Gatten, Herrn auf Elz das „Himmelreich" zu. Dies Weingut, sowie alle andern größern und kleinern wechselten fast alle Jahrzehnten in ihren Besitzern.

Auf dem rechten Moselufer, etwas oberhalb Löf, liegt der recht anmuthige Ort Brodenbach; eine kurze Landstrecke und ein Bach, der sich durch die ungeheuren Felsen windet, trennt es von Alken. An dem ersten Hause des Dorfes sieht man ein steinernes Kreuz in den Thorweg eingemauert, das neben dem Ehrenberg-Pyrmonter Wappen die Jahreszahl: »anno myly. CCCCXLIIII.« trägt. Ueber dem sterbenden Heilande öffnet ein Pelikan seinen Jungen die Brust, und unten betet ein sterbender Ritter. Man glaubt, daß es früher in Ehrenburg gestanden und als ein Pfandstück an die Vorfahren des jetzigen Besitzers gelangt ist.

Weiter hinauf, jenseits des Dörfchens, ist ein nicht unbedeutender Steinbruch, neben einem Bergbache, der, wie die andern alle, im Frühjahr durch den geschmolzenen Schnee der Gebirge sehr reißend wird. Verfolgt man diesen Bach und kommt durch die von Bergen

gebildete Schlucht hindurch, so wird man plötzlich aufs angenehmste durch den Anblick auf die Ehrenburg, in historischer Beziehung vielleicht eine der interessantesten Burgen Deutschlands, überrascht, die sich im Hintergrunde eines üppigen Wiesenthales, etwa eine halbe Stunde von der Mosel auf einem ganz isolirt stehenden steilen Bergkegel erhebt. Man sieht freilich jetzt nichts mehr als Trümmer, aber auch diese Trümmer, rings von Bäumen und Gesträuchen umgeben, nehmen sich wahrhaft schön aus und geben das eigentliche Pikante der Ritterzeit mehr und ergreifender, als alle andern Burgen und Ruinen der Umgegend. Es ist, als ob sich das Thun und Treiben der Männer, die dort einst gehaust, dem Blicke deutlich vergegenwärtigte, und als müßte man jeden Augenblick noch den stahlgeharnischten, von seinen Knappen gefolgten, Gebieter dort den schmalen Schneckenpfad heraufsprengend, auf uns zu kommen sehen, so klar und tief greift das Bild jener Trümmer uns in die Seele.

Die Ritter der Ehrenburg waren weit und breit wegen ihrer Tapferkeit und ihres großen Besitzthums im Reiche geachtet; aber auch wegen ihrer Strenge und schonungslosen Härte überall gefürchtet. Sie waren zu einer Zeit so mächtig, daß die Erzbischöfe von Trier nicht selten in Kriegen mit ihnen den Kürzeren zogen, und am liebsten suchten diese deshalb so viel als möglich ihren Anforderungen zu genügen, sie nicht zu offenen, oder, was noch schlimmer war, zu geheimen Feinden zu machen und gaben deshalb gerne nach; oft aber wo sich dies nicht thun ließ, fühlten alle Diözesan-Länder die harte Faust der mächtigen Ehrenberge, die sich dann ein Vergnügen daraus machten, alles, was dem Erzbischofe angehörte, zu verderben und auf das grausamste zu verheeren. Oft belagerten sie mit starken Heereshaufen selbst Koblenz, und einmal steckten sie diese Stadt sogar in Brand, daß ein großer Theil davon abbrannte. Der Frieden kostete dem Erzbischofe große Summen und war doch nur temporär, denn auf eigene Verlassung aus Liebhaberei zum Kampfe oder auf Antrieb der pfälzischen Prinzen, fielen sie ihn immer von neuem an. Eine glückliche Zeit war dann für die Nachbaren, wenn — wie dies auch häufig geschah — die Herren der Ehrenburg mit dem Kaiser zu einer Landfehde ins Feld zogen, oder wie in den Zeiten der Kreuzzüge die Ritter selbst nach Palläſtina ins gelobte Land gegen die Türken rückten. So z. B. focht einer unter dem Erzherzog Leopold von Oestreich mit bei Ptolomais, ein anderer vor Konstantinopel und ein dritter, als Templer, in Afrika, wo er bei der Landung Königs Ludwig des Hei-

ligen, dort gefangen wurde. Worauf wir später wieder zurückkommen werden.

So imposant aber die Burg in ihren Trümmern oben von dem Kegel herabsieht, so elend und klein ist das Dörfchen Ehrenberg, das rund um den Fuß des Berges liegt und mit seinen Lehm- und Strohhüttchen ein Bild des Kummers, des Jammers gewährt.

Eine historische Reihefolge, wie sie Prof. Klein in seiner interessanten Schrift geliefert hat, dürfte vielleicht manchem willkommen sein, deshalb lasse ich das, was dieser darüber sagt, hier folgen:

„Kaiser Friedrich der Rothbart entschied 1261 zwischen Pfalzgraf Conrad und Erzbischof Hillin von Trier, daß ersterem Burg Ehrenberg als erzstiftisches Lehn bleibe, letzterem Lohnstein und Kaimbt zurückgestellt werde. Zwei Ritter von Ehrenberg Zeugen 1190 bei der Belehnung der Pfalzgräfin Irmentrud und ihrer Tochter Agnes mit Schloß Stahleck durch Erzbischof Philipp von Köln. Conrad, Herr zu Ehrenberg, verzichtet 1242 auf den Hof Markenberg zu Gunsten der Abtei Romersdorf. Beide Friedriche, Vater und Sohn, um 1265 in vielfachen Fehden verwickelt. Heinrich 1276 vir nobilis de Ehrenb. Lehnsmann Erzbischofs Syfrid zu Köln gegen acht Mark Renten auf dessen Wald bei Namedy. Seine Wittwe Catharine von Brodenheim stellt die Capelle in Nörtershausen »sitam infra limites parochie de Lemene« wieder her, und weist aus ihrem Vermögen den Unterhalt eines Geistlichen an, der unbeschadet der Mutterkirche täglich dort Messe lesen soll, auch für sie und ihre Eltern fleißig beten. In der Elzer Sühne mit Erzbischof Balduin kommen 1336 nebst den Schöneckern und Waldeckern, Heinrich der Alte und sein Brudersohn Heinrich der Junge, Ritter auf Ehrenberg, vor. Letzterer stellt drei Jahre später einen Lehnbrief aus an den Pfalzgrafen Ruprecht über die ihm von seinem Oheim verpfändeten »Turn und Backhusz dasz darane stet und das Egelshusz etc. uff der Burg.« Vergleich, geschlossen 1356 von den gemeinen Rittern auf Ehrenberg mit mehreren benachbarten Schlössern auf die nächsten zwölf Jahre, bei welchem Herr Friedrich zu Ehrenberg, Herr Johann zu Elz, Herr Philipp zu Schöneck, Herr Conrad von Spegilberg zu Waldeck als künftige Schiedsrichter ernannt wurden. Schon früher traten Ehrenberger als Schultheise der Stadt Boppard auf, z. B. im Anfange jenes Jahrhunderts. Ein solcher bei Festsetzung der Waldgrenzen und Wiederherbeischaffung davon entkommener Stücke. Friedrich, Herr zu Ehrenberg, 1368 belehnt von Graf Johann zu Sponheim mit dem erledig-

ten, früher Waldeck'schen Marschallamte, wozu Dorf, Gericht und Kirchsatz zu Sevenich gehörten: unter der Verbindlichkeit, jederzeit das gräfliche Banner zu tragen. Er, der letzte Mann seines Stammes, war es, der mit Koblenz in Fehde lebte, deren Bürger 1394 und 1395 vor das Schloß Ehrenberg zogen, daselbst großen Schaden anrichteten, aber es nicht erobern konnten. Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, Unterlehnsherr des Schlosses, dabei Pfandbesitzer von dessen Hälfte, stellte deshalb den Koblenzer Magistrat zur Rede. In seinem Briefe heißt es: »wir han vernommen, daz ir etwic dick fur dem Slosse gewest sin, und habent understanden, in den Borgfrieden daselbs, den wir verbonden sin zu beschutzen, grosen schaden zu dun.« Der Streit aber dauerte fort, und die Limburger Chronik erzählte auf das Jahr 1397: »Da verbrandten zu Coblentz mehr als zweihundert Gehusz: das Feur thät ein Ritter anstossen von Ehrenberg, der war ihr Feind.« In dieser Fehde, an welcher auch Erzbischof Werner Antheil nahm, verbrannte gleichzeitig Beckelnheim im Erzstifte Trier, von den Ehrenbergern angesteckt. Doch wurde dieselbe im Jahre darauf vom Pfalzgrafen Ruprecht und dem Grafen zu Nassau und Saarbrücken, Philipp, friedlich entschieden. Brandschatzung und aller Verlust sollten gegenseitig aufgehoben sein, die Gefangenen frei herausgegeben, die Getödteten vergessen. Ueber den eigentlichen Gegenstand des Streites, die von Trier eingezogene Lehnsschaft des Frohnshofes, der Güter und Gefälle in den fünf Stremminger Dörfern, den Hof zum Forst, Kirchsatz ꝛc. sollte ein Manngericht zu Boppard sprechen, und dabei der Ehrenberger hinsichtlich seiner Behauptungen »sweren zu den Heilgen und mit yem zwene unversprochen Manne, die zum Schild geboren sin, die die Sache nit angeet, und in siner degelicher Kost nit sin.« Am meisten Schwierigkeit machte der Wiedererſatz von hundert dreißig dem Erzbischofe genommener Schweine, für welche dieser hundert fünf und neunzig Gulden forderte. Friedrich, der sie zu theuer angesetzt fand, verstand sich endlich zu hundert Gulden. Im Jahre 1414 wurde Burg und Herrschaft Ehrenberg zu drei Theile getheilt, zwischen Pfalzgraf Stephan und den Erben Johann von Schonenberg dem Jungen und Cuno von Pirmont, zugleich ein Burgfrieden geschlossen. Nach dem Erlöschen des Schonenberg'schen Stammes mit dem genannten Johann, belehnte der Pfalzgraf 1426 den Cuno mit dessen Antheile. Ihm selbst, gleich mehreren seiner Vorfahren, stellte 1446 Churtrier einen Lehnsbrief über Burg und Heerschaft Ehrenberg, die Hälfte Rhein-

böllens, Burg und Stadt Simmern nebst Mannen, Leuten, Kirchsatzen u. s. w. als Oberlehnsherr aus. Nach dem Oberhirznacher Weisthume von 1451 hat »wer den obirsten Steyr zu Erenberg inne« zwei Dingtage wegen der Vogtei daselbst, zu der auch jene von Carbach und Quintenach gehörten, den dritten der Probst im Namen der Abtei Siegburg. Die Pirmonter Besitzer der Herrschaft zogen auch fortwährend die Sponheimer Lehnsgefälle der Umgegend. Kaiser Maximilian erhob 1495 Heinrichen in den Reichsfreiherrnstand. Durch den Tod des letzten Herrn von Pirmont waren dem Pfalzgrafen Johann, zugleich Grafen zu Sponheim, dessen zwei Drittheile zugefallen. Zwischen ihm und Philipp von Elz, dem Gatten Elisabeths, der Schwester des Verlebten, entstanden deshalb Irrungen. Nach mannigfachen Unterhandlungen wählten sie den Erzbischof Richard zum Schiedsrichter, der für seinen »besundern lieben Freundt und Gevattern« den Pfalzgrafen 1526 entschied. In Gemäßheit eines spätern Vergleiches mußte Elz 1538 die beiden Drittheile mit Zubehör nebst Registern, Zinsbüchern und Mannbriefen herausgeben: erhielt aber durch gütliche Uebereinkunft als Lehen für einen seiner Söhne den Ehrenberger Wald bei Nörtershausen, den Hof zu Boppard, das Dorf Ney ꝛc. Auch kamen beide 1545, Heinrich von Elz, als Aeltester gemeinschaftlich mit seinem Bruder Friedrich, Herr zu Pirmont, in den Lehnsbesitz der ganzen Herrschaft mit Schloß und Thal, Gütern und Gefällen gegen achttausend Gulden rheinisch in Gold, welche sie an den genannten Pfalzgrafen bezahlten. Nach Friedrichs Tode belehnt 1561 Pfalzgraf Georg zu Simmern dessen vier Töchter, oder den von ihnen bevollmächtigten Dham Quad zu Landskron und Tomberg, Elisabeths von Elz Gatte, mit Ehrenberg, welches er auch bei der Theilung der Erbschaft behielt. Er und sein Sohn Johann Friedrich Quad wurden wiederholt von Chur-Pfalz damit belehnt: letzterer 1606 und 1612: sowie 1666 dessen Enkel Diethrich Daniel und Ernst Giesbert von Cloidt, Söhne Mariens Julianens v. Quad. Dieses geschah wiederholt 1686, 1702, 1734, 1744 ꝛc. Benedikt, Freiherr von Clodt, Herr zu Landskron und Ehrenberg, trierischer Hofrichter, adelicher Lehnshof-Thürwärter ꝛc. starb unverheirathet 1798. Freiherr von Stein zu Nassau, Abkömmling einer Schwester des letzten Johann Friedrich Quad und Graf von Nesselrode, Erbe der Herrn von Prempt, deren Altmutter Schwester der Marie Juliane Quad, Verehligte von Clodt gewesen, ergriffen sofort Besitz.

Hinsichtlich der Pfälzisch-Trierischen Lehnsverhältnisse ist noch im

Allgemeinen zu bemerken, daß Kaiser Ludwig der Baier 1340 einen Vertrag beurkundet, der zwischen Erzbischof Balduin von Trier und dem Pfalzgrafen Rudolph geschlossen wurde. In Gemäßheit desselben erkennt letzterer alle seine Besitzungen auf der linken Rheinseite als trierische Lehen an, ausgenommen seine Güter in den Thälern von Bacharach und Diebach, nebst wenigen andern »bona seu feoda et rotrofeoda, quae in archiepiscopatu Trevirensi tenent aut tenere debent Comites Palatini ab illa parte Reni, ubi Treviris sita est, quae a nobis, seu ab imperio, aut ab aliis dominis in feodum non dependent, hominibus et bonis suis in vallibus Bacharach et Dytpach etc., duntaxat exceptis recipere et tenere debeant in feodum Trevirense.«

Es war schon früher eines Ritters von Ehrenberg gedacht, der unter dem Erzherzog Leopold von Oestreich vor Ptolomais mit focht.

Friedrich, so hieß dieser, war von der Natur schön und kräftig gebildet und hatte viel ritterliche Galanterie gegen die Damen, deshalb durfte man bei den übrigen Vorzügen, die er, vermöge seiner Stellung, als der mächtige Herr von der Ehrenburg, bieten konnte, sich nicht wundern, den stolzen Mann in der Damenwelt sehr accreditirt zu finden. Friedrich war gewandt und geistreich und belebte so eine jede Gesellschaft, die er besuchte; dabei hütete er sich wohl, sein abstoßendes Wesen hier zu zeigen, und wie jähzornig und hart, wie eigensinnig und willkürlich er sonst war, davon sah man im geselligen Kreise nichts, und fand nur, was er freilich auch war, den liebenswürdigen galanten Ritter. Deßungeachtet schlug ihm aber gerade das Herz, das er am meisten für sich schlagen wünschte, das Herz der sanften und frommen Adelheid, am wenigsten; ob auch manches andere zarte Mädchen den herrlichen Mann mit heimlichem Sehnen kommen, mit einem bangen Seufzer scheiden sah.

Adelheid war die Tochter des Grafen Rudolph, eines älteren Waffengefährten Friedrichs; denn Friedrich war kein Edelknabe von 20 Jahren mehr, er hatte sich schon im Felde versucht, und in des Kaisers Gefolge bewiesen, daß er des Ritterschlags würdig sei. So war er, seinen Freund, den Grafen in Wittlich, zu besuchen ausgezogen, und ließ dort, was er gewiß nicht geahnt hatte, sein Herz zurück.

Adelheid sah ihn, hörte ihn gern, aber sie fühlte keine Liebe für den Mann, der ihr, bei ihrer einfachen Erziehung, zu vornehm, zu kalt schien. Friedrich — gewohnt überall zu siegen, selbst eh' er es

noch wollte, bemerkte recht gut, daß er Adelheid gleichgültig für ihn ließ, und nur desto leidenschaftlicher regte sich in ihm der Wunsch, sie zu besitzen. Geliebt oder nicht geliebt, am Ende gleich viel, er entdeckte sich dem Vater, dem Freunde, und willig gab Rudolph ihm seinen Segen; denn die Parthie gehörte zu den glänzendsten im Lande. Adelheiden wurde, nach der Sitte der damaligen Zeit, nur gesagt, daß Friedrich ihr Verlobter sei, und sie erwiderte, ebenfalls nach der Sitte der damaligen Zeit, diese Anzeige mit einem sittsamen Knix, während sie mädchenhaft erröthete. Bald kam auch der Hochzeitstag heran, und die Vermählung wurde mit dem einem solchen Bräutigam gebührenden Glanze vollzogen. Dreihundert Gäste von nah und fern mußten das Fest, das acht Tage dauerte, verherrlichen, und so wie die holden Mädchen still bei sich die glückliche Adelheid beneideten, gestand sich andererseits wieder die junge Männerwelt, daß Friedrich wirklich ein herrliches Weib habe. Am meisten von Allen fühlte dies vielleicht des Bräutigams jüngerer Bruder Heinrich, der weniger auffallend schön, als Friedrich, dennoch etwas sehr einnehmendes in seinen Gesichtszügen hatte; ein leiser Anflug von Schwärmerei machte dies noch interessanter, und in unsern Tagen würde Heinrich unbedingt den Rang vor seinem Bruder, und bei jeder Dame vor diesem den Sieg davon getragen haben; damals aber imponirte die Stärke, die Kraft, und ein weibischer Mann, wozu man alle diejenigen rechnete, die nicht mit kaltem Blute einige Dutzend Köpfe herunterhauen und seinem besten Freund um geringer Ursache willen, das Schwert durch den Leib rennen konnte, war ein zwitterhaftes Wesen, das sich nur in sehr seltenen Fällen der Theilnahme des schönen Geschlechts erfreuen konnte; deshalb machte auch Heinrich kein Glück, und wenn er neben dem herkulischen Friedrich stand, so schien ihm höchstens ein mitleidiges Achselzucken zu werden.

Nicht aber so Adelheid; das bescheidene stille Wesen des jungen Mannes, der leise Kummer, der aus den hübschen Augen, von der gefurchten Stirn sah, und alles was er that, was er sagte und zu fühlen schien, alles das machte auf sie einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllte ihre Brust mit inniger Theilnahme für ihn. Aber bei der Theilnahme blieb es auch, denn mochte sie immerhin mit einem unterdrückten Seufzer fühlen, daß sie mit Heinrich, der so ganz für sie geschaffen war, glücklicher sein würde, als mit dem Gatten, so war sie doch einmal mit unauflösbaren Ketten an diesen gebunden und hatte für den Schwager nur — Freundschaft.

Burgen und Bischofstein.

Schumacher & Comp.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Friedrich führte seine junge reizende Gattin auf Burg Ebrenburg ein, und die Vasallen kamen herbei, ihr zu huldigen.

Er war stolz darauf, die schönste Frau der Gegend, vielleicht des ganzen Landes zu haben und Alles bestätigte ihn darin noch mehr.

Die Flitterwochen verstrichen unter Besuchannehmen und Besuchgeben, und Adelheid fand in ihm noch den galanten, zärtlichen Liebhaber; als aber diese Zeit vorbei war, sie sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich blieb, nämlich zuvorkommend, höflich und willig für seine Wünsche, aber ohne Liebe, ohne Leidenschaft, wurde er nach und nach ernster, kälter, hörte auf ihr zu schmeicheln, sah sie finster an und zog sich endlich immer mehr von ihr zurück; wild stürmte er hinaus in den Forst, durch die Berge zu jagen, und oft kam er in vielen Tagen nicht mit ihr zusammen. Sie wurde nachdenkend; aber es schmerzte sie wenig, sie liebte ihn ja nicht und wußte in ihrem Betragen gegen ihn nichts zu ändern. Im Gegentheil, es war ihr dies Verhältniß lieber, als jenes frühere; denn ungestört konnte sie sie nun ihren Träumereien nachhängen. Aber wie das Erste war auch das Zweite nur vorübergehend gewesen, und er warf die Maske, die er noch vorgenommen, jetzt plötzlich von sich. „Wozu mich verstellen?" — fragte er sich selbst — „ich bin des Gaukelspiels müde und will mich zeigen, wie ich bin."

Arme Adelheid! das hattest du wohl nicht in ihm gesucht, das hatte auch dein edler Vater nicht geglaubt, sonst wärest du wahrlich nicht seine Gattin geworden!

„Ich weiß es wohl!" — sagte er zu ihr — „daß Ihr mich nicht liebt, daß Ihr mich geheirathet habt, weil Euer Vater dies gewünscht, und — weil Ihr selbst vielleicht den Wunsch hattet, groß und geachtet zu werden; aber Ihr sollt Euch doch verrechnet haben, wenn Ihr auch den Mächtigsten im Lande Euch in ritterlicher Galanterie unterthänig glaubtet; ich konnte meinen Stolz bezwingen und Euch so manches Opfer bringen; aber der Mann, dem tausend Weiberherzen sonst entgegenschlugen, und dem die Ersten in Deutschland sich freudig hingeben würden, der glaubte auch ein Recht auf die Liebe der Einen zu haben, die er allen andern vorzog und zu sich empor hob. Ich wollte Euch nicht übereilen und ließ Euch bis heute Zeit; aber jetzt ist meine Ruhe, meine Geduld am Ende. Unser Verhältniß wird sich nun in soweit ändern, daß Ihr in mir — nicht den Geliebten, nein! der sollte ich Euch ja nicht sein — sondern den Herrn, den Gebieter zu sehen habt, und auch die kleinste Gunstbezeugung nur

eine Gunstbezeugung ist, die Ihr von mir zu erbitten wissen werdet. Ich will Euch Zeit lassen, in Eurer Kammer zu überlegen, was besser war: des Herrn Sklavin oder des Herrn Herrin zu sein. Jetzt geht und verlaßt Euer Zimmer nicht, ohne meine Erlaubniß."

Er ging und ließ sie betroffen, erschrocken stehn. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume? ob es möglich sei, daß ihr Gatte in solchem Tone mit ihr gesprochen habe, oder ob —? da trat, um sie zu überzeugen, einer der alten Diener des Ritters, der Kerkermeister Filiot, mit einem Gesicht, das der Teufel selbst hätte für sich beneiden können, zu ihr heran und ersuchte sie, ihm auf ihr Zimmer zu folgen, da er Befehl habe, sie dort zu verschließen, und entsetzt erkannte sie ihre Lage.

Mit Thränen verlebte die Unglückliche ihre einförmigen Tage, deren keiner ihr die mindeste Freude brachte; aber auch der Ritter fühlte sich nicht froh, mogte er in dem Gewühle der Zerstreuung, in dem Jubel der Jagd für den Schmerz, den er nicht bekämpfen konnte, Erleichterung suchen — es preßte ihm nur um so heftiger die Brust zusammen, und oft sprang er Nachts wild von dem Lager, auf dem er vergeblich die Ruhe der Seele hoffte, empor und schritt, wie ein schreckbringendes Gespenst, durch die Säle des Schlosses.

Da kam ihm der Ruf nach Ptolemais wie erwünscht, er bereitete Alles zu seiner Abreise vor, befahl dem alten, hämischen Filiot seine Gemahlin, die er gegen jeden für krank ausgab, strenge zu bewachen; übergab seinem Bruder Heinrich, der zu Trier wohnte, seine Besitzungen provisorisch und bestimmte ihn, für den Fall, daß er nicht wieder heimkehren sollte, zum Erben aller dieser Güter.

„Und deine Gattin?" — fragte Heinrich verwundert — „mich dünkt, sie steht dir doch näher, als ich?"

„Schweig von ihr" — fiel Friedrich ernst und befehlend ein — „komme ich nicht wieder, so mag sie zu ihrem Vater zurückziehen, sie hat keine Ansprüche an mein Herz, sie kann auch keine an meine Reichthümer haben. Doch — sie wird vielleicht einen andern Ausweg wissen und hoffentlich mich nicht überleben; sie soll, wie ich höre, beständig kränkeln; ich habe sie lange nicht gesehen. — Stirbt sie, wohl, so wird sie begraben, und ich will nichts dagegen haben, daß sie in unserer Gruft beigesetzt werde."

„Du hast sie lange nicht gesehen?" — fragte Heinrich verwundert — „und doch ist sie krank? und sie hat keinen Anspruch an dein

Herz? — wie verstehe ich das? — und ich sollte dein Erbe sein, wenn du selbst vielleicht beerbt, und ein Sohn —"

„Schweig!" — donnerte ihm Friedrich mit wildrollenden Augen zu — „schweig! ich befehle es, wenn du nicht den Bruder dir in den bittersten Feind verwandeln willst. Es bleibt bei dem, was ich darüber bestimmt habe, und nun kein Wort weiter."

Heinrich, der sanfte stille Heinrich vermochte nicht, dem Bruder zu widersprechen, und wie heftig er sich auch erschüttert fühlte, war er doch von je her Gehorsam gegen den Aeltern gewohnt gewesen. Friedrich reichte ihm ohne Gefühl die Hand, die Heinrich innig gerührt ans Herz drückte, und warf sich dann auf das wiehernde Roß, auf dem er, gefolgt von einigen hundert Vasallen, den Berg hinab und weiter den Wiesenpfad durch die Thalschlucht nach dem Strome sprengte.

Stumm sah ihm Heinrich nach und blieb noch lange auf der Stelle stehen, die ihm durch Friedrichs Abschied wichtig geworden. Dann aber ging er langsam ins Schloß zurück und auf sein Zimmer, sich seinen Gedanken, seinen wechselnden Empfindungen zu überlassen.

Adelheid sollte Friedrichs Liebe nicht verdienen? — sie, die so ganz dazu geschaffen, einen Mann zu beglücken, sie sollte ihn kalt gelassen haben? o wenn er, er selbst — halt! was war das? Adelheid war die Gattin, war das Eigenthum seines Bruders und mogte dieser auch ihren Werth verkennen, ihm sollte sie unantastbar, heilig bleiben.

Die ersten Tage ging er still umher und wagte nicht, nach ihr zu fragen, er wollte sie, wo er sie fände, vermeiden, wollte mindestens nicht mit ihr sprechen, und wünschte deshalb, ihr nicht zu begegnen; desungeachtet glaubte er sie bald auf dem Hofe, bald im Garten, bald im Schlosse selbst zu bemerken, bis er sich immer getäuscht fand, und nun erst fiel ihm ein, daß sein Bruder gesagt, sie sei krank, und sogar die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß sie bald sterben würde. Jetzt konnte er sich nicht länger bezwingen, es war ja Theilnahme, war Pflicht, der hülflosen zu nahen und Hülfe zu schaffen. Er fragte nach ihr, man zuckte die Achseln und schwieg; er fragte dringender, man verwies ihn an den Kerkermeister Filiot. „Was kann denn der mit der Burgfrau zu thun haben?" — er nahm nun einen der andern Diener vor, drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit gestehen werde, mit harter Strafe, und erfuhr — was er für unmöglich gehalten hatte. Seit drei Monaten war die Arme, wie eine Gefan-

gene in ihrem Zimmer verschlossen worden, ohne ein anderes menschliches Wesen, als den Filiot zu sehen, der ihr Kost gebracht hatte, und auch die kleinste Bitte hatte man ihr kalt und fühllos verweigert. So ruhig und sanft auch Heinrich immer war, so empörte ihn doch eine solche Handlung, und er beschloß, ihr die Freiheit zu geben, möge auch daraus entstehen, was da immer wolle.

„Wo ist die Burgfrau?" — redete er den Burghort oder Schließer an, den er sogleich zu sich rufen ließ.

Filiot zuckte die Achseln, sah vor sich nieder und schwieg.

„Werde ich bald Bescheid erhalten?" — wiederholte Heinrich in strengerem Ton — „wo ist meines Bruders Gattin?"

„Das ist meine Sache, Herr Ritter," — antwortete Filiot jetzt — „mir ist sie vom Herrn übergeben."

Da faßte Heinrich, sich selbst vergessend, den alten Sünder bei der Gurgel, schüttelte ihn, daß ihm alle Knochen im Leibe knackten, und donnerte ihm zu: „Wirst du bekennen, Schurke?"

Das half, Filiot zog den Schlüssel vor und bat den Erzürnten, ihm zu folgen. Hastig öffnete der Ritter selbst das Zimmer und sah — Gott im Himmel! war das möglich! — sah das gramgebleichte Geschöpf, keine Spur mehr des einstigen herrlichen Mädchens, wie es vor einem halben Jahre so frisch und blühend vor ihm gestanden hatte.

„Adelheid!" — rief er erstarrt — „Adelheid! arme Adelheid! man hat mit Euch schrecklich verfahren. Gott sei gelobt, daß es mir vergönnt war, Euch zu retten." — Er wußte selbst nicht wie, aber er öffnete die Arme, ging auf sie zu, und sie — vielleicht von den nämlichen Gefühlen ergriffen, sank ihm mit einem Ausruf der Freude ans Herz.

Filiot stand in der Thüre und sah die Scene mit an, „gut," — dacht' er — „der Herr hat sich zu seinem Stellvertreter keinen besseren ausersehen können; muß doch weiter sehen, was daraus wird." —

Die Umarmung, der Kuß vielleicht auch, hatte beide in einem Augenblick näher gebracht, als sie vielleicht sonst bei der gegenseitigen Schüchternheit, und bei beider Begriffe von Ehre und Tugend in einem Jahre gekommen sein würden. Nun aber einmal die Bahn gebrochen, siegte auch die Liebe vor allen andern Gefühlen, und Heinrich gestand ihr, wie er seit jenem Tage, da er Abschied von ihr genommen, nur ihr Bild im Herzen getragen, und nichts als sie gedacht

und gewünscht habe, und leise aber innig drückte sie ihm die Hand und sagte in diesem Drucke vielleicht, daß sie alles das erwidere. Er erzählte ihr dann von der Abreise seines Bruders und nannte ihr seine letzten Worte, und sie zeigte sich erstaunt, da sie durchaus nichts davon erfahren. Man pries das Geschick, daß es so gekommen wäre, und wollte, um sie nur in Sicherheit zu bringen, dem Grafen, ihrem Vater, sogleich einen Boten mit der Nachricht von der Behandlung ihres Gemahls schicken und ihn bitten, sie sogleich zu sich zu nehmen. Was sie später noch für Wünsche und Hoffnungen daran knüpften, möge dahin gestellt bleiben; wahrscheinlich ist es indeß wohl nicht, daß Heinrich zu Ehrenburg und Adelheid in Wittlich bleiben wollten. Bis zur Antwort des Vaters schwur ihr der Ritter Schutz und reichte ihr jetzt den Arm, sie hinaus in die Luft zu führen, die sie so lange entbehrt; da merkten sie erst, daß halb und halb vor der Thüre Filiot sie belauscht habe, und Heinrich wollte ihn, zur Sicherheit und da er es reichlich verdient habe, in den Thurm werfen lassen; sie bat aber für ihn, und erhielt ihm dadurch die Freiheit.

Gerührt küßte der Teufel der gnädigen Gebieterin die Hand und versprach ihr diese Huld zu lohnen; und er hielt auch treulich Wort, denn noch eh' der Knappe aufsaß, um in Wittlich dem Grafen die Gefangenschaft der Tochter und deren weitere Plane zu melden, war schon längst ein anderer mit seiner Meldung dem Burgherrn nach, der ihm für dringende Fälle eine solche Zusendung geheißen hatte.

Schon war der Erzherzog Leopold, zu dessen Heere Friedrich mit den Seinen gestoßen, an der Gränze der Schweiz, da trat höchst aufgeregt der Ritter von Ehrenburg zu ihm heran und bat um einen Urlaub von mehreren Tagen; dann sprengte er aber, nur von zwei Knappen begleitet, nach seinem Schlosse zurück.

„Der Herr ist wieder hier," — hieß es eines Morgens auf der Burg, und alles zitterte vor seinem Auftreten; bald aber wurde man anders belehrt; er war da gewesen, um noch ein Geschäft abzumachen, das er bei seiner Abreise vergessen hatte und lange vor Tage war er schon wieder zum Heere des Prinzen fort.

Noch wußte keiner aus dem dunkeln Gerüchte klug zu werden, und forschend blickte man umher, die Wahrheit zu erspähen, da kam von der Mosel her aufs neue ein Trupp Reiter, kam näher und näher, und man erkannte an den hellblauen und gelben Farben den Grafen Rudolph, des Burgherrn Schwiegervater zu Wittlich, mit dem er seit längerer Zeit gespannt und getrennt gelebt hatte.

Ehrerbietig trat man ihm, der die Liebe des Landes genoß, entgegen, aber zornig warf er das blitzende Auge um sich und fragte dann: „Wo ist meine Tochter, die Burgfrau?“

„Gewiß in ihrem Zimmer,“ — antwortete man ihm und führte ihn die Stiegen zu Adelheidens Schlafgemach hinan. Filiot öffnete lächelnd die Thüre und zeigte sie ihm — im Sarge.

Am Abend desselben Tages sah man zwei Trauerzüge den Berg hinabziehen, in der Mitte des ersten fand man den Sarg Adelheids, und den zweiten bildeten die Freunde Heinrichs, der von ihnen dem Mordneste entführt wurde, um auf den eigenen Besitzungen bei Trier beerdigt zu werden. Beide waren in einer und derselben Nacht gestorben.

Nach zwei Jahren kehrte Friedrich zurück, aber es war nicht mehr der starke, blühende Mann, es war nur des früheren Schatten. Scheu und unstätt irrte er am Tage durch die Felder und Dörfer seiner Herrschaft; scheu und unstät lief er Nachts durch die Säle seines Schlosses. Er ließ sich sein Bett von einem Zimmer zum andern bringen, und zwei Knappen vor demselben Wache halten. Deßungeachter hielt er sich nicht sicher, und nahm sein großes Schwert immer mit sich zu Bett. Eines Tages fuhr er den treuen Filiot barsch an, und beschuldigte ihn, von seinem ganzen Unglück die Ursache zu sein. Filiot, der alle Welt, nur ihn nicht, verrathen hatte, schien unwillig zu werden, und wollte gehen, da rannte ihn der Ritter mit seinem Schwerte zu Boden und ließ ihn, noch nicht ganz todt, den Berg hinab werfen.

Mit jedem Tage wurde sein Zustand toller, nur wenn er Blut sah, wurde er ruhig, und zitternd lief ihm alles Stunden weit aus dem Wege. Da ließ er einen Seitenverwandten zu sich kommen, schenkte ihm die Ehrenburg und alle anderen ihm zugehörigen Besitzungen, und zog wieder zum Heere des Kaisers ins Feld, wo er in der ersten Schlacht den Tod suchte und auch fand. Sein Name blieb aber noch in spätern Jahrhunderten der Schrecken der Burg, wie der Gegend, und erst in neueren Zeiten, als andere Familien die Güter besaßen, erlosch das grausige Andenken an ihn.

Aber kommen wir wieder an die Mosel zurück, wo auf der entgegengesetzten Seite, oberhalb Brodenbach, in einem geräumigen, von schroffen Felsen und leichtansteigenden Bergen, von den schönsten Weinreben und herrlichsten Obstbäumen umschlossen das Dorf Hatzenport, Hattenportzen — Hattonis porta — hart am Strome liegt, und mit seinen recht hübschen Häusern und seinem alten, von der Höhe

herabsehenden, Kirchthurme, einen recht angenehmen Anblick gewährt. Ehe man aber nach Hatzenport kömmt, sieht man an dem Ufer steile senkrecht abgeschnittene Klippen und aufs wundersamste gestaltete Zacken und Blöcke. Hier mußte erst der Weg, den wir jetzt ganz bequem gehen, reiten und fahren, mit außerordentlicher Arbeit gesprengt werden. Erzbischof Hatto hat dies Werk unternommen, und nach ihm heißt das Dorf auch Hattonis porta, später Hatzenport. Die Mosel bildet hier etwas oberhalb eine Insel, wo sie in dem linken Arm, der von Booten und Nachen befahren wird, ein so großes Gefälle hat, daß man die Fahrzeuge pfeilschnell durchjagen sieht. Ein Reiter muß, um gleich bleiben zu können, scharfen Trab, wo nicht Galopp daneben im Wege reiten.

Von beiden Seiten, aus dem Hundsrück sowohl wie aus der Eifel, münden sich hier kleine Bäche. Von Hatzenport führt durch die Berge eine Straße hinauf nach Münstermayfeld, die noch aus der Ritterzeit herstammt. Auf dieser Straße und weiter bis Mayfeld, wurden aber auch nicht wenig Unbilden verübt, darum ließ der Erzbischof Heinrich von Vinstingen 1280 den Ort Münster mit Mauern umgeben und zugleich die kleine Veste unterhalb Hatzenport anlegen, die vielleicht das vorerwähnte Sternburg war.

Im Jahre 1335 verpfändete Graf Heinrich von Virenburg seine dortigen Weingüter an den Erzbischof Balduin nebst dem Pallanzer Viergerichte. Erzbischof Cuno verkaufte alles wieder an dessen Bruder den Grafen Gerhard; aber unmittelbar darauf ließ sich Gerhard wieder vom Erzbischof 2000 Gulden darauf vorschießen. Im 15. Jahrhundert erhielt der Burggraf von Alzey, Hans von Walborn, das Gut mit dem Dorfe von dem Churfürsten von der Pfalz zu Lehn, dessen Nachkommen es bis zur französischen Besitznahme behielten.

Den Malsberg erhielt 1504 Georg von Schöneck vom Erzbischof und Churfürsten Jacob zu Trier. Das Fahr hatten 1545 Friedrich von Pyrmont-Ehrenberg als pfälzisches Lehn. Dann besaß es Johann von Nassau, dann Philipp Jakob von Elz, Daniel von Mundersbach und gegen 1600 Christoph von Stein, dessen Nachkommen es sich von jener Zeit her zu erhalten wußten.

Eine halbe Stunde aufwärts des Stromes erhebt sich auf einem runden Berge, etwa zur Hälfte der Höhe der himmelhohen steilen Felsen der Thurm des Schlosses Bischofstein zu dem man auf einem mit Bäumchen bepflanzten Bergpfade an zwei halb verfallenen Kapellen, mit Heiligenbildern, vorbei zieht. Hier kehrten früher die

frommen Pilger und Wallfahrer, wenn sie nach Carden oder weiter hin nach Trier in großen Zügen vorüber gingen, ein, und stiegen brünstig betend, den Berg hinauf. Die Stelle erscheint auch wirklich ganz zu einem solchen Orte geeignet, und man sehnt sich noch jetzt den verlassenen Pfad hinan, dem Schöpfer, dem Erlöser die Gefühle des Herzens darzubringen und sich zu ihnen zu erheben.

Von dem Archidiakon Heinrich um 1270 etwa erbaut, war das Schloß stets Besitz der Castorkirche zu Carden, wenn auch unter erzbischöflicher Oberlehnsbarkeit, und daher rührt vielleicht der Wechsel ritterlicher und kirchlicher Gebäude untereinander hier ab. Die Gegend, sonst überall an der Mosel so hübsch, ist gerade an dieser Stelle gleichsam eine schaurige Thalschlucht mit nackten ungeheuren Felsen, durch die sich ein Bach hervorwindet, rauh und unwirthbar; aber eben dieses Unwirthbare erweckt jene Gefühle, die mit Begeisterung die Stufen zum Tempel hinauf führten.

Es hatten aber die Erzbischöfe bei der Schenkung des Bischofssteins an Carden die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß die Burg und deren Lehnsherren die Verpflichtung hätten, die freie Moselüberfahrt gegen die Willkühr der Ritter zu schirmen, und für den Fall des Krieges, das Schloß zur Disposition zu geben, und in der That wurden diese Zwecke glücklich erreicht und in den Archiven jener Schlösser, Klöster, Kirchen, ꝛc. findet man, wie sehr weise diese Einrichtung von den Landesfürsten berechnet war, namentlich hat dies der Markgraf Albrecht von Brandenburg empfunden, wie er als Feind hier einfallen wollte.

Schloß Bischofstein.

Auf Feld und Fluren senkte sich der Abend
Und Burg und Thal und Schlösser hüll' er ein;
Und an des Felsens dunkelgrauem Schiefer
Brach sich der Sonne letzter Feuerschein.
Und bald erschien in sanftem Schlaf die Erde,
Wie ausgestorben schien die Welt zu sein;
Nur auf der Burg sah man sich's emsig regen
Und Leben herrschte von dem Bischofstein.

Und jetzt der Ritter mit dem dunkeln Schilde
Und stahlgepanzert, seiner Schaar voran,
Und folgen ihm die Knappen und die Diener
Und seine Reis'gen alle, Mann für Mann.

Und als vorbei dem Mutter Gottesbilde
In der Kapelle sie am Berge ziehn,
Da sieht man ernst und andächtig sie beten
Und gläubig vor dem Heiligsten sie knien.

Dann aber steigen sie hinab zum Strome
Und bergen heimlich sich im Uferwall,
Denn ihrem Feinde galt es aufzulauren,
Drum horchen sie auf fernen Hufes Schall.
Ein wilder Raubgraf, drüben aus den Bergen
Zog neuer Fehde, nach dem Mayfeld hin,
Ein Läst'rer gegen Gott und gegen Kirche,
Bekehrte nichts den starren Eigensinn.

Da that der Bischof selber ein Gelübde,
Zu ruhen nicht, bis er den Feind besiegt,
Der seiner Unterthanen Frieden störte
Und ihm, das Land mit Grausamkeit bekriegt.
Und zog von Trier her zum Bischofstein,
Umgürtet sich mit Stahl- und Ritterschwert,
Wirft einmal noch sich vor dem Kreuze nieder,
Daß der Erlöser freundlich ihn erhört.

Und kaum daß er am Ufer sich verborgen,
Hört er von fern die Raubgesellen nahn
Und ordnet still und heimlich seine Schaaren
Und sperrt geschickt ihm so die weitre Bahn.
Denn als der Graf den Fuß zur Erde setzte,
Fühlt er von allen Seiten sich umringt,
Und unnütz wird ihm jede Gegenwehre,
Wo man vereint in seinen Haufen dringt.

Da läßt der Fürst ihn schnell in Fesseln schlagen
Und führt ihn so zum Schlosse Bischofstein
Und wirft ihn hier, dem Laster zum Exempel
Tief in den Kerker seiner Burg hinein.
Doch jetzt versammelt er die Seinen alle,
In deren Blicken Lieb' und Freude glühn:
„Die gute Sache, Kinder, half uns siegen,
Laßt uns im Dankgebete niederknien!" —

Bischofstein gerade gegenüber zeigt sich der Pfarrort Burgen, dessen unterer Theil früher den besondern Namen Rohm führte. Auch Burgen ist historisch und kommt schon im zehnten Jahrhundert vor,

wo man es als Uebergangspunkt der Hundsrücker Ritterschaft bezeichnete. 982 gab der Herzog Giselbert den Ort nebst Güls an den Trierer Erzbischof Rudger. Die Waldecke besaßen eine Münstermayfelder Pachtung, so wie das Fahr daselbst, und der Erzbischof von Köln erhielt ebenfalls einige Hof- und Weingüter in Burgen. Oberhalb Burgen sehen wir wieder ein langes grünes Wert, gleichsam im Flusse schwimmend, wodurch der Strom auf der Fahrseite, bei starkem Gefäll sehr schnell wird. Bei Burgen selbst, oder eigentlich bei Rohm windet sich aber ein Flüßchen (die Ren-Rach), die im Frühjahr oft sehr reißend wird. Der Zusammenfluß dieses Baches und der auf der andern Seite vom Bischofstein in die Mosel, so wie die Lage und Biegung der Mosel selbst, soll im 15. Jahrhundert eine solche Fluth hervorgebracht haben, daß das ganze Dorf bis über die Dächer hinaus im Wasser gestanden hat, und die Einwohner sich aufs Eiligste nach dem Gebirge flüchten mußten. Einen Tag dauerte diese unerhörte Fluth, dann fiel sie allmählig wieder, aber den unglücklichen Bewohnern hatte sie alles Mobilar und Speisevorräthe geraubt; einigen sogar ihre Häuser zertrümmert und fortgeschwemmt. Der Erzbischof that alles, was er konnte, die Armen zu entschädigen, und lange nachher wurde sein Andenken noch gesegnet. Am Thurme des Schlosses zu Bischofstein hat man aber einen breiten weißen Streifen zum Zeichen der Wasserhöhe gezogen. Wenn man im Sommer den niedrigen Stand der Mosel sieht, ja wenn man sie sogar durchreitet oder durchwatet, und hebt dann das Auge bis zu jenem Streifen, der vielleicht 60 oder 70 Fuß hoch die Marke angeben soll, bis wo der Strom gestanden habe; so kommt einem die Sache freilich unwahrscheinlich vor, und man kann sich bei der Erzählung der Bewohner eines gewissen Lächelns nicht erwehren; wenn man aber im Frühjahr dort ist und sieht, wie bei dem Stopfen des Eises sich dies manchmal 20 und mehr Fuß an den Seiten aufthürmt, und in wenigen Stunden auch das Wasser so hoch anschwillt, nimmt man doch eine ernstere Miene an, sieht nach dem Streifen am Thurme, denkt: bei Gott ist Alles möglich, und macht, daß man fortkommt, um nicht etwa zum Zeugen oder Opfer einer ähnlichen Ueberschwemmung zu dienen.

Keine Viertel-Stunde oberhalb des Werts breitet sich auf dem linken Ufer der ziemlich bedeutende Pfarrort Moselkern aus, in dem sowohl jetzt als auch früher, viele Boote und Fahrzeuge gebaut wurden. Rings umgiebt den Ort eine üppige, zu Gartengewächsen und Obstbaumanlagen benutzte Landschaft, an dessen Eingang vom

Bischofstein zu, eine kleine vielbesuchte Kappelle steht. In früheren Zeiten war in Moselkern lebhafter Verkehr, denn hier wurde von den Erzbischöfen das Geleitsgeld und zwar für jedes Pferd an einem Karren oder Wagen gespannt, das Kaufmannsgüter über Land führen sollte, eine große Tournose erhoben.

In dem Moselkerner Taufbuche finden wir eine Beschreibung des Elends, das durch den dreißigjährigen Krieg und nach Beendigung desselben veranlaßt; vorzüglich hatten die eigenen Landsleute und Nachbarn dort gewüthet, und was die Schweden (die Feinde) noch übrig gelassen, vollends vernichtet. In jenem Buche heißt es, daß besonders das päpstliche Jubeljahr, 1650, ein trauriges gewesen sei. Zwei Regimenter schwedischer Reiter, die während des langen Winterquartiers ihren Hauswirthen wahrlich nichts geschenkt hatten, waren eben ausmarschirt, als zwanzig andere, lotharingisch-kaiserliche Infanterie und Kavallerie, nebst 10,000 Lastpferden, das linke Moselufer besetzten. An Rohheit und Wildheit es den feindlichen Schweden zuvorthuend, mißhandelten sie Geistliche und Weltliche, plünderten in Dörfern, Klöstern und Kirchen. Die Landleute flohen in die Wälder und auf die Berge, die Pfarrer in nahe Schlösser. Acker und Weinbau blieben unbesorgt liegen. Der ungezügelte Soldat zerschlug alle Geräthschaften, brach Dächer und Hütten ab, verbrannte das Holz oder warf es in die Mosel. Nur gegen tägliche Lieferung von Brod, Fleisch und Wein, welches kaum für Geld zu erhalten war, erlaubten die Befehlshaber endlich den Besitzern, ihre Felder zu bestellen. „Dieses Unglück" — sagt der Berichterstatter — „fügte uns kein Ketzer, kein ungläubiger Jude oder Türke, sondern ein befreundeter angrenzender Nachbarfürst, obendrein ein katholischer, ohne alle Anreizung zu." »Princeps vicinus, quasi conterraneus, concatholicus, non lacessitus, non laesus, nulla injuria affectus.« Glücklich in diesem Jahre waren unsere Frauen" — heißt es am Schluß — „nur ein einziges Kind kam zur Welt und auch dies wurde anderwärts getauft: welches Kinderlosbleiben ich nicht, wie man vormals that, für einen Fluch, sondern vielmehr für eine Segnung halte." »Felices sane fuerunt mulieres nostrae Kernenses, quia tamquam steriles ab anni hujus initio huc usque, una solummodo excepta, non pepererunt: id quod non maledictionem ut olim, sed magnam benedictionem credo.«

Oberhalb Moselkern mündet sich das Flüßchen Elz, einer der größten Bäche in dieser Gegend, die der Mosel zufließen, die mit

ihren vielen Krümmungen und Bergen leicht einen Lauf von einigen 30 Stunden berechnen läßt. Eine neue, erst jetzt erbaute Brücke führt über dieselbe dicht an der Mündung, wo der Besitzer oder Pächter des danebenliegenden bedeutenden Mühlwerks in diesem Jahre einen Kanal stechen ließ. In diesen Krümmungen und Bogen läuft das Flüßchen nun bald zwischen himmelhohen nackten Felsen, bald in einem freundlichen Thale von der Eifel her, so daß man über den plötzlichen Wechsel vom Schaurigen zum Schönen, vom Rauhen und Wilden zum Angenehmen aufs höchste ergriffen, sich unwillkührlich zum Stillstehen, zum Sehen und zum Bewundern hingezogen fühlt.

Eine Stunde mag man etwa dem Bach aufwärts gefolgt haben, da scheint es in einiger Entfernung, als ob sich das ohnedies schon enge Thal ganz schlösse, und man findet sich versucht, zu glauben, die Elz habe dort in einer Quelle ihren Ursprung. Man kommt aber heran und — alles, was man bis dahin schon Ueberraschendes gefunden hat, ist dennoch nichts gegen den Eindruck, den die Landschaft, die Natur, jetzt auf die Seele macht; denn auf steiler Felskuppe erblickt man plötzlich, was man hier gewiß am wenigsten erwartet, eine Bergfeste, das Schloß Elz; noch jetzt zum Theil bewohnt, zum Theil zertrümmert, gewährt es eine andere Perspektive als die früheren zerfallenen Burgen, wo man die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen muß, sich das, was da einst war, und wie es einst war, zu denken oder zusammenzustellen. Himmelhohe schroffe Felsen umgeben das üppige Thal, in welchem die Burg, nicht wie die Ehrenburg, auf einem isolirten Bergkegel, sondern auf einer vorspringenden Klippe, die sich rückwärts dem Hauptgebirge anschließt, sich in einer gewaltigen Höhe erhebt, wozu die Thürme, die übereinander emporzusteigen scheinen, wohl noch mehr beitragen mögen. Der Felspfad zum Schlosse hinauf, ist, wie dies bei den meisten solcher Burgen der Fall, sehr mühsam und beschwerlich zu erklettern; oben aber angekommen, erfüllt uns der dunkle gewölbte Eingang und der enge düstere Hofraum, in den man tritt, gewiß nicht mit angenehmen Empfindungen, im Gegentheil, dürfte sich vielleicht ein Gefühl uns in die Brust schleichen, das uns mit heimlichem Schauer ergreift und die Bewohner des Schlosses wahrlich nicht beneiden läßt.

Die Burg Elz, wenn auch nicht unmittelbar an der Mosel liegend, dürfte doch wohl auf eine specielle Beschreibung hier Anspruch machen können, und gebe ich deshalb das, was Klein darüber sagt, unverändert, da dieser es gewiß mit großem Fleiße bearbeitet hat.

Neben dem Eingange — beschreibt er die Burg und das Schloß, — befindet sich die kleine Hauskappelle, aufgeführt von Erzbischof Jakob dem Elzer mit so spärlichem Aufwande, daß die gesta Trevir. nicht umhin können, die Bemerkung zu machen: „das Werk entspreche dem Fürsten nicht.“ Gegenüber schließt ein zerfallenes, dachloses Burghaus, wo überall die blaue Luft durchleuchtet, den Raum. Links ragt ein besser erhaltenes hoch auf. Gothisches Aeussere, antiker Erker, bestaubte Fenster, Sammelplatz zahlreicher Spinnen, verrammelte Thüren geben ihm etwas Unheimliches. Eine alte Sage setzt den Burggeist in dasselbe. Hier mag es wohl gewesen sein, wo ein Ritter von Braunsberg seiner Geliebten, weil sie ihm einen Kuß versagte, jenen Faustschlag gab, die Veranlassung langer Fehde. Rechts steht das Hauptgebäude, aufgeführt theils auf Felsenfundament, theils auf uralten Substruktionen. Es rührt aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, seitdem, wie sich auf den ersten Blick ergiebt, von keinerlei gewaltsamen Verheerung getroffen. Der gefällige Verwalter des Grafen mit dem Hausgesinde wohnt darin. Treppe auf, Treppe ab, geht es durch Säle, Zimmer, Stuben und Stübchen: bald links, bald rechts wenden, durchschneiden, begegnen sich die Gänge. Eine friedliche Zeit hat daran gebaut, wieder gebaut und verändert, je nach dem Geschmack, Bequemlichkeit oder Bedürfniß dem jedesmaligen Besitzer den Plan vorzeichnete. Das ganze Innere eines vormaligen Burghaushaltes liegt offen. Auffallend sind die ungeheuren Kamine, welche eine Pferdelast Holz aufnehmen: die Wälder müssen unerschöpflich gewesen sein. Abbildungen von Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen schauen drohend, ernst, freundlich von den Wänden: schwarz-, braun-, blondlockigte Köpfe, darunter wahrhaft schöne Formen. Muth, Kühnheit, Hochsinn sprechen sich in den meisten aus. Geharnischt und gehelmt, oder häuslich gekleidet, begrüßen sie uns in dem Schmucke, in welchem sie zum Kampfe zogen, oder die Huldigungen ihrer Treuen empfingen. Antikes, mitunter kunstvolles Hausgeräthe wechselt mit modernem. Der Waffensaal enthält noch vieles Merkwürdige: Turniersättel, Lanzen, Schwerter, Pfeile, Sturmhauben ꝛc. Unter den Harnischen befindet sich ein weiblicher, von einer kleinen Kugel durchlöchert. Die frühere vollständige Sammlung wurde bei Gefahr des ersten französischen Einfalles 1791 nach Mainz geflüchtet: dort soll sie zu Cüstine's Zeiten verkommen sein, ohne daß man ihr weiteres Schicksal kennt. In derselben waren mehrere mit dem Kreuze bezeichnete Rüstungen Elzer Ritter, welche

mit Kaiser Friedrich dem Ersten nach Palästina zogen. Eine schöne Hinabsicht gewährt das Gärtchen. Unten beschreibt die kristallhelle, forellenreiche Elz einen Silberbogen durch das schimmernde Sammetgrün der Wiesen, auf welche Waldung und Buschwerk von Berggipfeln und Abhängen dunklere Schatten werfen. Eine schmale Steinbrücke, schöne Malerstaffage, führt über das Flüßchen: einige ländliche Hütten verstecken sich zur Hälfte in den Wendungen des Ufers. Oekonomiegebäude und Stallungen ziehen sich auswärts am Schlosse hin. Auf der andern Seite des Felsens, aber tiefer als dasselbe, beobachtet eine alte schwarze Vertheidigungsmauer mit Thürmen den Thalgrund. Wo der Burgpfad, zum Fahrwege erweitert, gegen das Maifeld ansteigt, springt schroff eine ungeheuere Felsmasse hervor. Sie übersieht Elz aus der Nähe und beherrscht die Gebirgsgegend weithin. Auf dieselbe stellte, bei der langwierigen Blokade des Schlosses, während der bekannten Elzer Fehde, Erzbischof Balduin seine Gegenfeste „Baldenelz" oder „Trutzelz." Sie hängt in der Höhe, wie ein Adlerneſt, indem ihre starken Mauern sich theilweis bis jetzt erhalten haben: ein trefflicher Standpunkt für Naturfreunde. So immerwährend Meister aller Verbindungen der Burg, konnte der Erbauer leicht die trotzigen Ritter zur Nachgiebigkeit nöthigen. Bei der Sühne 1336 übergab er die Veste als trierisches Lehn den Elzern selbst, die aus eigenen Mitteln dieselbe mit unzertrennbaren Gütern versahen und zu dem Titel Herren auf Elz, jenen der Burggrafen auf Baldenelz fügten.

Fernhin blickt das zerstörte Schloß Pyrmont weiß über die Berge. Die Umgebung, wo das Flüßchen neben einer Mühle eine höchst malerische Caskade bildet, ist äußerst romantisch. Mehr abwärts, nahe der Brücke, auf welche der Cardener Weg zuführt, quillt ununtersuchtes Salzwasser.

Wer zuerst diese ehemals gewiß furchtbar wilde Gegend zur Anlegung einer Burg wählte, ist geschichtlich unbekannt. Nur Festigkeit der Lage und daraus hervorgehende Sicherheit des Aufenthaltes konnte dazu bestimmen. Auch war sie jedem Angriffe unbezwingbar, so lange Stärke des Arms allein den Ausschlag gab. Unter Ludwig XIV. soll sie der Verheerung entgangen sein, weil ein Herr von Elz, der sich als Obrist bei der Boufleur'schen Armee befand, sich eigends für seine Stammburg verwendet, und der französische Feldmarschall das mächtige Geschlecht schonen wollte. Am Fuße derselben fand man schon mehrmal Aschenkrüge, die zwar aus Römerzeit, aber keine

römische Arbeit zu sein scheinen. Zwar kommen die Ritter von Elz bereits zu Anfange des zehnten Jahrhunderts vor, aber nur in Legenden und in Sagebüchern der Turnierbeschreiber. Diese lassen sie z. B. bei dem Waffenspiele zu Magdeburg, vier Jahre später bei jenem zu Rottenburg an der Tauber erscheinen. Conrad, Herr zu Elz, lebte ums Jahr 1080. Seine beiden Enkel theilten sich in zwei Linien: die eine, mit ihm gleichen Namens, führte einen gelben Löwen, der andere, Wilhelm, einen weißen. Alle Söhne, besondere Eigenheit dieses Geschlechts, führten, so lange der Vater lebte, den Namen „Söhne von Elz," so wie die jüngern Brüder, wenn der ältere den Besitz übernahm: die Jungfrauen jenen „Töchter von Elz." Der Stamm verbreitete sich nachher in noch mehrere Aeste. Zwei davon erhielten sich bis jetzt: Elz Kempenich, später in den Grafenstand erhoben, mit dem gelben, und die Freiherrn von Elz Rübenach mit dem weißen Löwen. Jene von Pyrmont, Rodendorf, Langenau, Blieskassel ꝛc. gingen aus, ihre reichen Herrschaften und Güter den Uebriggebliebenen lassend. Das Schloß gehört ganz dem Grafen von Elz-Kempenich, welcher vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren den Elz-Rübenacher Antheil an sich brachte. Von jeher zeichnete sich dieses Geschlecht durch Muth und Entschlossenheit aus. Mehrere Sprossen desselben machten Epoche in der Geschichte des Deutschen- und Johanniterordens. So stieg Georg von Elz zur Würde eines Obersten Marschalls von Preußen, Comthurs zu Mainz und im Elsaß. Johann war Ordens-Comthur zu Trier, Land-Comthur der Ballei Lotharingen, so wie früher schon Heinrich jener zu Koblenz und Breitbach. Ein Elzer trug das Johanniter Ritterkreuz um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ein zweiter focht auf dem Maltheſischen Geschwader unter Don Juan d'Austria in der Seeschlacht von Lepanto, ein dritter fiel auf dem Meere, im Kampfe gegen die Türken vor Coron. Auch bei den kaiserlichen Heeren zeigten sie sich als erprobte Krieger. Zwei kamen um als Freiwillige in Ungarn, einer soll vor der Schlacht von Nikopolis durch einen Janitscharenhaufen Sultans Bajazeth gefangen worden sein. Anton, Herr zu Elz, Obrist der Kronen Spanien und Frankreich um 1560, erscheint nachher als Chur-Cöln'scher Marschall. Aber so tapfer die Ritter waren, so trotzig waren sie auch. Erzbischof Boemund nannte sie nicht umsonst »die Ysenköpfe« Eisenköpfe. Immer lebten sie in Fehde, immer in Streit untereinander. Schon 1340 kam Heinrich, Herr zu Elz vom gelben Löwen, durch die Hand Johanns vom weißen um; ähnlicher Fälle, wo

Verwandte durch Verwandte fielen, nicht zu gedenken. Doch führte jedesmal schnell entglühte Leidenschaft das Schwert, nie Rachedurst den Dolch, wie bei andern Geschlechtern jener Zeit. Zahlreiche Elze, und zwar bereits sehr früh, werden als Erzdiakone, Pröbste und Dechante deutscher Domstifter genannt, Elzinnen als Abtissinnen adelicher Frauenklöster. Jakob von Elz saß bis 1581 auf dem Churstuhle zu Trier, Philipp Carl bis 1743 auf jenem zu Mainz. Mit den vornehmsten Edelgeschlechtern des Inlandes finden wir das Elz'sche verschwägert: mit Waldeck, Schonenburg, Ehrenberg, Pyrmont, Bassenheim, Leyen, Landskron, Wiltberg, Heddesdorf ꝛc.

Das Flüßchen, nebst der Nette und dem Karenbach kommen schon vor der Mitte des neunten Jahrhunderts unter Erzbischof Hetto als Gränzen der Pfarrei Nachtsheim vor; als solche wiederholt unter Erzbischof Robert 950, so wie des Clottener Hofguts der Königin Richeza 1056, und des Sprengirsbacher Besitzes in einer Bulle Papst Eugen III. 1145. Johann und Wilhelm von Elz schwören 1203 zu Trier im Namen der erzstift'schen Ritterschaft, mit noch zwölf andern Edlen, König Philipp dem Hohenstaufen, Treue und Heeresfolge. Ersterer und sein Bruder Peter, Zeugen 1210 in dem erzbischöflichen Bestätigungsakte der von Wilhelm, Herrn auf Helfenstein, erbauten Kapelle des Oberwörther Frauenklosters bei Koblenz. Eine wohlthätige Stiftung des Erbauers gab wahrscheinlich zu ähnlichen längs der Mosel für die Klöster Engelport, Rosenthal, Stuben ꝛc. Veranlassung. Derselbe bestimmte nämlich eine Ohm Wein, welche jedesmal am Tage seiner Gedächtnißfeier zum Morgen- und Abendtrunke der Klosterfrauen sollte verwendet werden. Dem Kaplan war dabei aufgegeben, ihnen vorzutrinken: »de ama vero una in aniversario praedicti Wilhelmi in sero propinabit sacerdos officians dominabus: reliquum vini cedet refectioni ipsarum in mane.« Die damaligen Frauen gesund und kräftig, konnten einen solchen Ueberreiz wohl vertragen: wie hätte sonst der fromme Erzbischof Johann eingewilligt? Allerdings war das Maas etwas reichlich, doch tranken sie wohl nicht allein. Ritter Wilhelm um 1264 war der einzige seiner Zeit, der ein Reitersiegel führte. Carl von Elz 1270 lebte in genauer Verbindung mit Grafen Heinrich von Virneburg und seiner Gemahlin Ponzetta. Werner Brender, Herr auf Elz, giebt 1312 seinem Sohne Peter die Vogtei zu Rübenach. Im Jahre 1336, nach langwieriger Fehde wurde die Elzer Sühne mit Erzbischof Balduin geschlossen. Von Elzer Seite unterzeichneten sich Lantzlod, Thiderich

Die Ehrenburg.

Schumacher sc. Bingen am Rhein.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

und Richart, Ritter, ferner Heinrich, Gemeiner der Burg. In Gefolge dieses Friedens versprach Jahres darauf Johann, Herr auf Elz, dem Erzstifte unverbrüchliche Treue, und »Landwerunge zu tunne nach Moge uf unser Koste, dat wir abe des Nachtes wider heim komen, oder in der funf Burge eyne zu Waldecke, Erenberg, Schonecke, Elz, odir zum Steine.« Als neu belehnter Burggraf von Baldenelz — Trutzelz — bestimmte er, bis zum Werthe von sechszig Mark Geldes, eigene Güter, die, als erzstift'sches Lehn, immer dazu gehören sollten. Balduin erscheint also in dieser Angelegenheit minder großmüthig als klug, der Burggraf mußte sich selbst dotiren. Auf einer Rheinfahrt von Koblenz flußabwärts bei Wallersheim gerieth indessen 1345 Johann von Elz mit dem jungen Grafen Adolph von Virneburg in einen Wortstreit, der beinahe einen abermaligen Kampf herbeigeführt hätte. Adolph warf ihm vor, er habe die Gräfin von Cleve, Frau zu Monreal, von der Mayenner Veste aus gebrannt und gebrandtschatzt. Es heißt in der Urkunde: »derselbe sprach dise Wort wider ihn: »ir lüget als eyn Bosewyt und ich sage war, grif dan mit der rechten Hant in sin Messer, mit der lingeten in sin Swert und trat vorwerter. Da fasste der vorgenante Here von Triere Baldewine nach demselben, und da er yme entwussete, hiss er in halden, umb den Frevel, den er da begangen hatte.« Der Streit wurde verglichen, aber die Spannung zwischen den beiden Brauseköpfen dauerte noch lange fort. Kaiser Karl IV. belehnte 1354 das Erzstift zur Mehrung der schon besessenen Reichslehen mit der Veste zu Elz und den dazu gehörigen Gütern. Er sprach zugleich die Gemeinen daselbst von ihren Reichseiden los, und wies sie künftig an die trier. Kirche. Dieses geschah auch zwei Jahre später hinsichtlich der verpfändeten Burgen Eifel-Dauns und Schönecks. Seitdem folgen sich die erzstift'schen Lehnsbriefe fast ununterbrochen. In einem solchen bewilligt Erzbischof Otto auch den weiblichen Nachkommen des Richart von Elz die Erbfolge in dessen Antheile am Schlosse und den übrigen Gütern. Am merkwürdigsten ist der Burgfrieden von 1430, geschlossen zwischen Johann, Wilhelm und Lentzgen, Gebrüder, Herrn auf Elz. Er zeigt uns, welche furchtbare Verwirrung oft im Innern dieser Burgen zwischen den eigenen Familiengliedern herrschte. Wir wollen nur einige Verfügungen daraus anführen. »Were von uns den andern, sin Broder oder sin Kinde binnen diesen Burch oder Burchfreden, dot schlüge, da Got vor sy, derselbe sal von Stond an

das Huss rumen, und hie, noch sine Erben sullen sieh nummer keins Rechten an Schlosse Elze vermessen bis zur Besserung des Doitschlags.« Ferner: »Wer unter uns den andern oder sin Wiff, sin Broder oder Kinde lam schlüge, derselbe soll uch us der Burch zihen, und nummer wider kumen.« Dann noch: »Wenn einicher den andern wondt schlüge oder steche, derselbe der dat gedane het, sull binnen eim Jar druss bliben.« Auf einen Faustschlag waren sechs Wochen, auf eine Beschimpfung im Ernste einen Monat Entfernung als Strafe gesetzt. Was würde man heut zu Tage von solchem Familienvertrage eines Geschlechtes sagen, das Archidiakone, Dechante und Pröbste hoher Cathedralkirchen unter sich zählte? In der nämlichen Urkunde wird noch bestimmt, daß Bau und Vertheidigung des Schlosses gemeinschaftlich sein sollten; ferner ein immerwährender Caplan auf der Burg gehalten mit Lohn und Kost. Den Priester, die Wächter und Pförtner zu stellen, ist der Baumeister beauftragt. Wer unter den Gemeinen jährlich seine drei Kaufmannsgulden, oder sonstige Beiträge nicht regelmäßig bezahlte, mußte bis zur Entrichtung „in eine Herberge nach Münstermeifeld einreiten." Fürst, Graf und Ritter, welche die Burg besuchten, waren verbunden, vorerst den Burgfrieden zu beschwören. Aus der Belehnung Erzbischofs Jakob 1440 geht hervor, daß der Bann des Schlosses Elz mit Höfen, Wäldern, Weiden, Wassern und Fischereien von der Mosel bis an die gehauene Leye zu Monreal ging. Jene von 1453 aber zeigt, wie wenig Freude die Herren auf Elz an ihrer Burggrafschaft Baldenelz oder Neuelz hatten. Es wird nämlich darin gesagt, daß dieser Bau „von des Erbauers Gezeyten an bisher unbewohnt, und dadurch verwüstet, und vergänglich geworden sei." Der neu belehnte Burggraf Johann, erzbischöfl. Hofmeister, soll es demnach herstellen, so wie mit Wächtern, Hütern ꝛc. auf seine Kosten versehen, der Erzbischof aber ein- und ausziehen dürfen »by Tag und by Nacht mit viel ader wenig gewapenden ader bloissen Luden.« Bürgermeister und Rath der Stadt Koblenz verleihen 1460 diesem Johann, als ihrem Bürger, seiner Hausfrau Agnes und Söhnen den Franzishof, so wie ihn sein Schwiegervater Römlian von Covern besessen hatte, vorbehaltlich aller Verbindlichkeiten deshalb gegen Graf Simon, Herrn zu Creuznach. Sophia von Gülpen, Frau auf Elz, vereint sich 1476 mit Heinrich, Herrn zu Pirmont und Erenberg, ihre Tochter aus erster Ehe, Metze Walpod und dessen Sohn »zu hauff zu geben« und die Hillich zu

vollführen. Ritter Wilhelm trug 1482 Güter der vordern Grafschaft Sponheim, und zugleich mit Cuno andere der hintern zu Lehen. Bei der reichen Theilung der Brohler Erbschaft 1486 mit Wunnenberg, Boos-Waldeck, Leyen-Olbrück ꝛc. erhielt Elz noch einen Zusatz, welchen die letzte Herrin Elisabeth, Wittwe von Blatten, ihm gab »umb das der widder geplantzt, gewachsen und viel Personen und Anhangs hait.« Aehnlicher Art mit dem obigen Eheversprechen ist der letzte Wille Johann's von Schöneck, niedergeschrieben 1484 in Gegenwart Wolf's, seines Arztes, Conrad's, Pfarrers zu Langen, des Schiffers Anthus von Oppenheim ꝛc. Auch darin wird bestimmt, daß der junge Georg, sein Sohn, damals noch Knabe, mit Johann's von Elz ihm verwandter Tochter zur künftigen Ehe verlobt werden sollte, „doch vorbehaltlich ihres eigenen Willens, wenn beide zu ihren mündigen Tagen kommen.“ Dann verordnete der Vater, ein wackerer Helfer der Elzen in allen Fehden, auf den Todesfall die Niederlegung seines Harnisches bei den Mönchen zu Boppard. Dort sollte Georg nach einem Jahre ihn lösen, und einen Grabstein mit Schild und Helm setzen lassen. Ferner erklärte er, mehrere Wallfahrten und Kirchengeschenke schuldig zu sein. Nach dem Tode Johann's, letzten Mannes von Pirmont-Erenberg im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, erbte denselben seine Schwester Elisabeth, Gattin Philipps von Elz, dessen Söhne Heinrich und Friedrich 1550, ersterer sich Herr zu Elz, letzterer nach den beiden andern Schlössern und jenem zu Drimborn schrieb. Dieser hatte vier Töchter, von welchen Irmgard den Franz von Elz geheirathet hatte. Bei der Theilung der schwiegerväterlichen Erbschaft 1586 erhielt derselbe die Herrschaft Pirmont. Von seinen drei Schwägerinnen fiel der unverheiratheten Anna das Haus zu Koblenz nebst Zubehör, Elisabethen, Vermählten Quad's zu Landskron, die Herrschaft Ehrenberg, Margarethen, Gemahlin des Damian von Harf, Drimborn zum Loose. Franzens Tochter Felicitas, Gattin des Johann Caspar von Elz, mußte 1650 zufolge Amtsurtheil, ihrer Schwester Dorothea, verheiratheten Ritter, die Hälfte Pirmonts mit Renten und Gefällen vertragsmäßig einräumen. Diese Hälfte verkauften die Besitzer nach zwei Jahren an die Gebrüder Freiherrn Walpoten zu Bassenheim, Herrn zu Sevenich, gegen den Hof Curven und andere Maifelder Güter, für vierhundert zwanzig sechs Reichsthaler baar und „eine Kohe.“

Nachträglich ist noch zu bemerken, daß 1542 Erzbischof Johann Ludwig Schloß Wernerseck an der Nette dem Georg von Elz pfand-

weis einräumte, mit Erlaubniß, einen Burggrafen oder Diener auf ihre Kosten darin zu halten, und tausend Goldgulden zu verbauen. Als ähnliches Unterpfand für achttausend Goldgulden, welche er dem Erzbischofe Jakob vorgeschossen, erhielt durch dessen Nachfolger, der trier. Marschall Anton von Elz 1581 Schloß und Herrschaft Kempenich, hinsichtlich welches ersteren er zur Unterhaltnng der Gebäude viertausend Goldgulden aufwenden durfte. Diese Herrschaft, bei dem Ableben Georgs von Schöneck, mit letzterer zugleich an Churtrier heimgefallenes Lehn, hatte dessen Wittwe Wilhelmine von Lutzerath, Namens ihrer unmündigen Tochter für eine gleiche Summe in Versatz erhalten, zu deren Bezahlung das durch Elz vorgeschossene Geld war verwendet worden. Elz hielt die Herrschaft fortwährend in Besitz. Erst 1775 wurden Unterhandlungen wegen der Einlösung angeknüpft. Noch ist zu bemerken, daß unter allen Urkunden, die Moselburgen betreffend, jene über das Schloß Elz die interessantesten sind. Keine, wie schon obige Auszüge zeigen, verbreiten ein helleres Licht über das damalige häusliche Leben und Treiben, über die derben, rohen Sitten, aber auch zugleich über die Gradheit und den Biedersinn der Ritterschaft. Komplimente waren freilich nicht, weder schriftliche noch mündliche, an der Tagesordnung, doch selten erscheinen Hinterlist und Tücke. Beim schäumenden Humpen entglühte schnell die Leidenschaft, und schnell war der Arm zum Schlage bereit, selbst unter Brüdern und Verwandten. Schnell indessen erlosch der Zorn, und friedlich senkten sich die entblößten Klingen in die Scheiden. —

Das Flüßchen Elz scheidet oberhalb Moselkern das vormalige Nieder-Erzstift Trier von dem oberen. Ein schmaler Fahrweg, den oft eine Mauer vor dem Herabstürzen einzelner Felsschieferstücke sichern muß, zieht sich bis zu dem Dorfe Müden, einem kleinen, aber reinlichen, Orte, dessen Kirche sich hart am Strome mit ihrem alterthümlichen Thurme erhebt, und nur dem einzelnen Wanderer die Passage neben sich vorbei an der Mosel gestattet.

Oberhalb Müden ist wieder ein, der Schifffahrt hinderliches, Wörth in der Mosel, das sich mehrere hundert Schritte hinauf zieht und beim Eisgange im Frühjahre der nebenliegenden Landschaft oft gefährlich wird. Bei der jetzt projektirten Dampfschifffahrt, wird man genöthigt sein, den Fluß hier zu vertiefen und auch von dem Wörth abstecken zu müssen, wodurch so manche Nachtheile verschwinden werden.

Auch oberhalb Müden drängt sich der Strom wieder dicht an das schroff emporsteigende Gebirge, so daß der Leinpfad darin

gesprengt werden mußte. In diesem Gebirge steht in einer Steinnische ein Eremit, den St. Castor vorstellend, dem die verschiedenen Ideen auch ein verschiedenartiges abentheuerliches Gewand gegeben haben. Deßungeachtet macht dies Bild, wenn man mit der Geschichte vertraut ist, doch einen eigenthümlichen Eindruck, und man wird unwillkührlich in jene Zeiten zurückversetzt, wo dieser fromme Mann hier lebend gewandelt und sowohl mit Rath, als mit That dem Bedrängten zur Hülfe herbei eilte, für die gute Sache aber im innigen erhebenden Gebete vom großen Vater im Himmel Schutz und Segen herabflehte.

Uebel gewählt ist die Anlage einer Mühle — der Sonntagsmühle — in der Nähe des Heiligen, an einem wasserlosen Bach, von der die Sage behauptet, der Fluch des Himmels ruhe auf ihr, da man in früheren Zeiten Steine, Platten, Fenster und selbst Zierrathen aus der Castorkirche zu Carden und den umliegenden Klöstern für sie verwendet und vielleicht den Heiligthümern gewaltsam entriß. Das mag nun wohl kein Grund sein, aber wo kein Wasser ist, kann man natürlich auch kein Wasserwerk in Bewegung setzen wollen. Wahrscheinlicher ist indeß, daß man nicht aus böser Absicht jene Reliquen dort verbauet, sondern im Gegentheil mit Rücksicht auf alle diese Sachen und den heiligen Castor in der Nähe im frommen Aberglauben den höchsten Schutz und Gedeihen hier erwartete.

Müden gegenüber mündet wieder ein kleines Flüßchen, die Lütz oder der Lützbach, der, wie die andern Gebirgsbäche, bei langem Regen sehr anschwillt und reißend wird.

Oberhalb des kleinen Einsiedlers, eine halbe Stunde von Müden, also am linken Moselufer, finden wir, rings von Bildern, Bethäuschen und Wallfahrtsstationen umgeben, das Dorf oder den Flecken Carden, den Geburtsort des frommen Castors, der im 4. Jahrhundert mit dem heiligen Lubentius dem Orte wie der Umgegend sein nur dem Guten und Edlen geweihtes Leben zollte. Verkannt und Anfangs verfolgt, da er die Heiden bekehren und das Wort des Herrn verbreiten wollte, wußte er sich dennoch durch unermüdliches Streben endlich bei Allen beliebt zu machen, und man verehrte ihn schon bei Lebzeiten als einen Heiligen. Unterhalb Carden bewohnte er eine wilde und finstere Felsschlucht, und dies ist auch wohl der Grund, weshalb man zu seinem Andenken jenes Bild in die Steinnische des Gebirges stellte. Er war ein Schüler des trierischen Bischofs Maximin, eben auch eines vielverdienten frommen Mannes, dem man nach

seinem Tode unter die Heiligen versetzte. Der Erzbischof Hetti brachte 836 die Gebeine Castors in die zu seiner Erinnerung zu Koblenz neu erbaute Castorskirche dort, und seit zwei Jahren feiert man jetzt alljährlich — früher alle hundert Jahre — diesen Tag in Koblenz mit vielem Gepränge.

Aber auch Carden, wo der Heilige sein Leben zugebracht, wurde noch bis in die späteren Zeiten als ein Wallfahrtsort von weit entlegenen Gegenden besucht, und die St. Castorkirche daselbst mit frommen Sinn betrachtet und beschenkt; ja Herzoge und Grafen kamen im Pilgergewande hierher und kehrten gestärkt von Castor's wunderthätiger Wohnstätte in ihre Heimath zurück. Die alte Castorkirche in Karden war aber im zwölften Jahrhundert zum Theil zerfallen und mußte nun 1183 renovirt werden. Es finden sich indeß auch jetzt noch Ueberbleibsel und Trümmer jener ersten Bauart, die für den Architekten gewiß von Interesse sind. Die Kirche hat drei Thürme und ist von ihrer zweiten Erbauung her, freilich auch schon ziemlich lange, noch recht gut erhalten. Das Stift ist aber eins der ältesten erzstift'schen Archidiakonate und umfaßte die meisten Seelsorgen auf dem Hundsrück und dem Maifelde, die ganze Mosel von Koblenz aufwärts bis hinter Trarbach und wieder den Rhein herauf bis hinter Boppard und Oberwesel, und enthielt die drei Landkapitel Zell, Ochtendung und Boppard. Ein Kapitularherr der Domkirche zu Trier führte den Titel des Erzdiakons von Carden.

Von dem in Carden gelegenen Frauenkloster — der Cardener Klause — will die Sage wissen, daß ihr Stifter ausdrücklich bedungen: sie solle aufhören, so bald Zucht und Ordnung darin aufhören werde; und da dies in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich der Fall war, seien die Nonnen vertrieben und aus Besselich andere dorthin versetzt worden, die indeß dem Franziskanerorden untergeordnet blieben, bis sie im dreißigjährigen Kriege mehrere Male flüchten mußten, und in neuerer Zeit das Stift ganz aufgehoben wurde. Aber nicht nur den Nonnen erging es im dreißigjährigen Kriege schlecht, der ganze Ort, im Rufe, einer der reichsten der ganzen Gegend zu sein, mußte viel leiden. Es drängte sich alles dorthin und verlangte nun, eben in Rücksicht dieses Rufes, auch mehr, als geleistet werden konnte. Wurden solche übertriebene Anforderungen nicht realisirt, konnten sie nicht realisirt werden, so ergrimmten die wilden Krieger, denen meist alles Gefühl für Liebe und Menschlichkeit in der Brust erstorben war, und als Belohnung für vielleicht mannigfache

Dienstleistungen und Aufopferungen der unglücklichen Bewohner, zerschlugen sie diesen alle häuslichen Geräthe, warfen Fenster, Thüren ꝛc. ein, zündeten mitunter wohl gar die Hütte, die sie wirthlich unter ihrem Dache Wochen oder Monden lang beherbigt hatte, in Brand, oder zerprügelten deren Besitzer, wenn sie sie nicht gewaltsam mit sich nahmen und in Reih und Glied stellten. Aber nicht nur der dreißigjährige Krieg war es, der die Einwohner Cardens bis zur Verzweiflung trieb, fast in allen andern Kriegen mußten sie den Reichthum ihres Stiftes auf's Härteste empfinden, und nicht selten wünschten sie, daß der heilige Castor lieber gar nicht, oder doch wo anders geboren sein mögte, oder daß sein Andenken mindestens durch nichts anders, als durch jenes einfache Steinbild verherrlicht worden wäre, für den die bärtigen Kriegsgäste keine sonderlichen Hoffnungen mitbringen würden, statt daß man das Cardener St. Castorstift bis in die fernsten Gegenden als unendlich reich verschrie.

So im Jahre 1590, als der wilde Oliver Tempel, früher Befehlshaber zu Brüssel, mit seiner Horde dort erschien und nicht allein die größten Grausamkeiten seiner Soldaten billigte, sondern diese selbst befahl, als er in seinen Hoffnungen auf reiche Beute sich getäuscht sah. Aus Wuth verheerte er die ganze Gegend, und hat seinen Namen und sein Andenken dadurch unsterblich gemacht, wenn freilich nicht auf die Weise, wie der fromme Castor. Die Limburger Chronik nennt ihn: »von perschon kurtz, gesatzen, dick von Leib, etwas greiss, mit breitlichtem Angesichte.« — Dieser Teufel trieb hier sein Wesen, bis sich von Clotten her ein Haufen tapferer Moselaner verband, ihm muthig entgegen zog und sie ihn zum Heile des ganzen Landes erschlugen.

Doch auch die Franzosen, die sich in den mannigfachen Kriegen nicht minder nobel, als Oliver benommen, erlaubten sich hier furchtbare Räubereien, und namentlich führten sie nach der Erbauung der Festung Montroyal alles, was nur irgend wegführbar war, aus der Kirche, dem Kloster ꝛc., davon, so daß auch ihr Andenken, neben jenen andern, sobald noch nicht im Munde des Volkes jener Gegend erlöschen wird.

Das Dorf selbst, an dessen unterer Seite (dicht an der Mosel), sich noch ein antikes Burghaus aus älterer Zeit her mit Giebelspitzen und vielen Thürmchen erhebt, ist groß, reinlich und hübsch und verdient mit zu den angenehmsten Moseldörfern gezählt zu werden. Die Trübsale der Kriegsgreuel sind bei dem jetzt anhaltenden glücklichen

Frieden verschwunden, und neue, schöne Häuser ersetzen die Stelle der früheren Hütten.

Das Mainzer St. Stephansstift trat 1103 dem Christophoroskloster Ravengirsburg auf dem Hundrücken gegen Kirche, Zehnten und Güter zu Alzei seine Besitzungen an der Mosel, auf dem Maifelde und in dem Trechirgaue ab. Unter diesen befand sich ein Hof zu Treis, zu welchem Cardner Felder gehörten. Erzbischof Bruno bestätigt 1121 die Schenkung des Rothardgutes in Caradono an das dortige Castorstift. Der Akt ist ausgefertigt »eodem anno quo dominus Imperator pernoctavit in villa Treis, cum iret expugnatum castrum, quod comes Ottho contra eum erexerat.« In einer andern Urkunde vom nämlichen Jahre sagt derselbe: „daß allgemeine Raubgier damaliger Zeit die Einkünfte der Brüder beinahe zernichtet habe, und ihr altes Kircheneigenthum, schriftlicher Urkunden ungeachtet, ihnen, er wisse selbst nie wie, entzogen worden sei.“ Im Jahre 1183 befand sich die Stiftskirche, von ihrer ersten Gründung an, arm an Gefällen, dabei schwach gebaut, in einem schlimmen Zustande. Denn Dechante und Canoniche sagen selbst: »ecclesia Cardenensis, a prima fundatione sua, in possesionibus pauper, in reditibus tenuis, in constructione templi ceterarum officinarum multum fuit debilis, unde jam multis quassionibus patet et ruinis.« — Sie bestimmten damals eine erledigte Präbende zur Vollendung eines neuen Gotteshauses und der Erweiterung der jüngst begonnenen Hauptkirche »ad amplificationem templi nuper inchoati.« Graf Lothar von Wied übertrug 1230 dem Cardner Collegiatstifte das Eigenthum beträchtlicher Güter zu Treis, in deren Lehnbesitz ein gewisser Dithard war. Da mehrere Ritter der Umgegend Ansprüche darauf gemacht, entspann sich langjähriger Streit, namentlich mit den Schönecken und Waldecken. Heinrich von Bolanden, trier. Archidiakon und Probst zu Carden, beschenkte 1268 das Stift reichlich, so wie 1285 Theodorich von Gondorf, Schatzmeister von der Münsterer Kirche, in Gefolge eines, dem heiligen Castor gethanenen Gelübdes. Das Nämliche geschah von Heinrich von Pfaffendorf, Probste 1334. Henricus de littore, custos und sein Bruder Cuno hatten sechszehn Jahre vor dieser die untere Klause daselbst gestiftet »oratorium et reclusorium sororum beatae Mariae Virginis.« Da diese bis auf eine einzige Klausnerin zurückgebracht war, vereinte Erzbischof Werner 1412 ihre noch übrigen Einkünfte mit dem Cardner Stifte. Eine obere Klause bei der Pfarrkirche übergab 1477 der Archidikon Johann

von Vinstingen den Nonnen zu Besselich am Rheine. Acht Jahre früher sagte Dechant und Capitel in einer Vorstellung an Sixtus IV. „daß sie seit vielen Jahren die Gewohnheit hätten — der Papst nennt sie laudabilem consuetudinem — den vier Mendikantenorden omnibus et singulis reichliche Almosen zu geben, deren Brüder wegen der bequemen Lage Cardens sich häufig dort einfänden »quorum non parva illii propter loci comoditatem, confluit multitudo.« Derselbe befahl deshalb die Einverleibung der Pfarrei Bruttig und ihrer Filialen Valwig und Ernsch mit den Stiftsgütern, deren Patronatsrecht den Herrn auf Brohl zustand, mit Vorbehalt der Einwilligung Elisabeth's, Witte von Blatten. Viel Aufsehen machte übrigens um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Cardner Geistlicher, dort zu Hause, den Trithemius »haereticum perniciosum et nimium astutum, subtilitate ingenii et linguae volubilitate cunctis, etiam doctissimis viris, formidabilem« nennt. Er wich hinsichtlich des heiligen Abendmahles von der Lehre der katholischen Kirche ab. Egbert, Abt von Schönau, in einer zahlreichen Versammlung, brachte ihn endlich zum Widerrufe.

Auf dem rechten Moselufer steigt auf einer schroffen Klippe eine Kapelle, Johannes dem Täufer geweiht, empor, die nach ihrem Erbauer Zils die Zilskapelle heißt und den Beschauer ernst und feierlich stimmt. Kaum eine halbe viertel Stunde aufwärts aber liegt in einem geräumigen, fast überall von steilen Felsen eingeschlossenen Bergkessel, der Marktflecken Treis, größer, wenn auch nicht hübscher, als Carden, obwohl die Lage, beinah rings von Weinpflanzungen und Weingärten umgeben, im Sommer äußerst schön ist. Wo der Wein aufhört, schließen sich Gesträuche und hohe Bäume an, so daß das Ganze doch denselben Charakter behält. Ueber die Berge führt von dem Flecken ein Fußpfad, der aber keinem Fremden anzurathen sein dürfte, denn er mögte leicht seinen Vorwitz, hier gehen zu wollen, mit einigen Gliedmaßen, wo nicht gar mit dem Leben bezahlen, so halsbrechend und steil ist er. Längs dieses Pfades stehen überall kleine weiße Kapellchen, Bethäuschen, und gewähren zu dem Grün der Weinstöcke von der Mosel oder dem gegenüberliegenden Ufer einen eigenen Reiz.

Auf einer der Vorhügel, die vom Gebirge ins Thal springen, erhebt sich der vom Erzbischofe Hillin erbaute, gewaltige Thurm des alten Schlosses Wildburg, der anliegende Hügel trägt noch ein anderes, mehr verfallenes, Burggebäude.

Treis mag wohl, wie Carden, ein uralter Ort sein und auch, wie jener, sich durch den Besitz von geistlichen Obern oder weltlichen Großen eines gewissen Vorzugs rühmen dürfen. Noch jetzt findet man Häuser, die auf früheren Wohlstand hindeuten, und die alte Kirche, vermuthlich aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, mit ihren Wappen und Verzierungen, drei Schiffen, von einem und demselben Dache bedeckt, hat etwas eigenthümliches, das man jetzt bei der Erbauung einer neuen Kirche, durch den Herrn von Lassaulx in Koblenz, beibehalten hat.

Wie schon früher bemerkt, ist Treis, der Sitz eines Friedensgerichts, an und für sich nicht schön, obwohl es einen mit ziemlich ansehnlichen Häusern umgebenen kleinen Marktplatz hat; dagegen ist seine Lage schöner, und wenn man eine der ihn umgebenden Höhen ersteigt, ist die Aussicht in der That unvergleichlich.

Treis sowohl, wie andere Orte der Gegend, waren gewiß schon sehr früh von den Römern gekannt und bewohnt, und daß dies war, darüber hat man die sprechendsten Beweise, und Brower spricht schon von römischen Grabsteinen, die er dort und in Carden gefunden. Auch Wiltheim sagt: er habe einen solchen in Luxemburg im mannsfeldischen Garten mit der Inschrift: Lallio Atticino defuncto fratri et Popae matri etc. gesehen.

Rückwärts Treis auf dem sogenannten Schock dürfte man, als mit ziemlicher Gewißheit, einen festen und längeren Aufenthaltsort der Römer bezeichnen. Es ist dies einer der höchsten Gebirgskuppen längs der Mosel, und zählreiche dort gefundene Münzen in fortlaufender Reihe von Kaiser August bis Theodosius, Pfeile, Helmen, Panzer, Lanzenspitzen, Lanzenschuhe, Schwertgriffe, Schwertklingen, Bein- und Armschienen und Aschenkrüge sprechen deutlich dafür. Von diesem Punkte (dem Schock aus) gingen über den Hundsrücken durch die nahen Waldungen Wege, und bezeichnen hier noch überall Reste einer Römerstraße. Der zweite Punkt des Römeraufenthalts ist die zwischen Carden und Pomern isolirte hohe Bergfläche, die an der Mosel von Thälern auf zwei andern Seiten begränzt ist. Sie beherrscht sowohl die Flußfahrt, als die nahe Moselüberfahrt. Danach nennt man den Abhang nach Carden zu: Eisenberg; den andern nach Pomern hin: Marr. Man findet hier, als Beweis für die Befestigung, im Boden starke Mauern, Gewölbe mit gemalten Wänden, auf denen sich die Farben frisch und lebhaft erhalten haben, Ziegelsteine, Hausgeräthe, Medaille und Waffen. Eben so Urnen,

Schaalen, Aschenkrüge, Töpfe ꝛc. Im vorigen Jahrhundert hat man das meiste dieser Alterthümer ausgegraben, und der Erzdiakon von Carden nahm es nach Trier hin in Anspruch. Eine andere Stelle, Römerstation, liegt weiter den Strom hinauf nach Clotten zu, und man findet noch Spuren einer Steinstraße von der Felsenschlucht bis Kaisersesch auf der Höhe fortlaufend. Ja noch vor zehn und zwölf Jahren stieß man bei der Wiederherstellung des Leinpfades bei Treis auf starkes Mauerwerk nah am Flußende, um welches zerbrochene Gefäße aus Ziegelerde, Trümmer von Wasserrinnen, und Münzen aus den ersten Jahrhunderten lagen.

Die Römerwege oder öffentlichen Landstraßen im Trierischen unter den Römern verdienen eine besondere Betrachtung. Einige derselben waren dies=, andere jenseits der Mosel. Die eine der jenseitigen führte nach Rheims, die andere nach Köln. Diesseits des Flusses führten einige nach Mainz, andere nach Straßburg, andere nach Metz. Die Stationen oder Mittelörter, welche man zwischen diesen Städten auf der Reise passirte, waren folgende:

Von Trier nach Rheims:

Trier, Antwen*), Arlon, Ivoy, Vonus, Rheims.

Von Trier nach Köln:

Trier, Bidburg, Dos, im Gebiete der Abtei Prüm, Junkerat, in der Herrschaft der Grafen von Manderscheid, Marmagen, Boulg**), Zülpich, Köln.

Von Trier nach Mainz:

Trier, Neumagen, Baldenau, Dhaune***), Bingen, Mainz.

Von Trier nach Metz:

Trier, Riseianim, Haccenberg, Metz.

Von Trier nach Straßburg:

Trier, Metz, Saarbrücken, Straßburg.

Von diesen Wegen sind noch beträchtliche Spuren allenthalben übrig. Auch trifft man noch Merkmale eines Römerweges längs dem Walde zwischen dem St. Maximiner Grünhause und der Abelsbach auf der Höhe, drei viertel Stunde von Trier, und eines andern bei der Stadt selbst, der nach St. Barbara führt. Der namhafteste aber ist zwischen Reval, dem Helenenberg und Bidburg, auf dem Wege nach Köln, wo man noch wirklich zum Theil darüber fährt.

---

*) Dieser Ort ist eine deutsche Meile von Luxemburg gegen Trier zu gelegen.

**) Statt dieses Ortes setzen einige Bullingen, andere Balchhausen.

***) Ein sehr altes, herrliches und befestigtes Schloß.

Die Alterthumsforscher liefern uns von dem Bau der Römerwege folgende Beschreibung: Die Unterlage oder der Grund war verfertigt aus flachen, aber unbehauenen Steinen, so wie man sie aus den Steinbrüchen herausgräbt. Sie lagen aber nicht mit Kalk, sondern mit gelbem Sand gegen einander gebogen, nach Art eines gegitterten Werkes, jedoch ohne Kunst, und wie es sich von ungefähr fügte. Der Grund war einen Schuh hoch. Darüber waren kleine Steine fest eingestampft, in der Dicke von einem Schuh. Demnächst wurde es in gleicher Höhe meistens mit dem feinsten Kies überschüttet; doch waren auch darunter Steine von der Größe eines Hühnereies, und der Kalk war so fest und dicht dazwischen gestopft, daß man es wegen der Härte kaum mit Piken aufgraben konnte. Zuletzt wurde um einen halben Schuh ein etwas größerer Kies aufgeworfen und sehr dicht zusammengeschlagen, auch allenthalben etwas von dunkelschwarzer Erde darunter gemischt.

Nachdem mit dem Grafen Bertolf zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Familie der Besitzer von Treis ausgestorben war, bekriegte der Graf Otto der Reinecker von Salm, ein Nebenverwandter jener Dynasten-Familie die Lehnsleute Kaiser Heinrich V., der die Herrschaft für sich in Besitz nehmen ließ, schlug sie auch daraus zurück und baute zu dem einen Schlosse, das er vorfand, noch ein zweites. Aber Heinrich brachte ein Heer gegen ihn auf, belagerte ihn und nahm ihn selbst gefangen. Otto fiel nun dem Kaiser zu Füßen, bat um Gnade und um die Erlaubniß, ihn in seinen Kriegen unterstützen zu können. Gerührt verzieh ihm Heinrich darauf und belehnte ihn aus freien Stücken mit dem Besitz, den Otto aber dem Trierer Erzbischof Albero schenkte und selbst in ein Kloster ging, dort seine Tage zuzubringen. Die Sage will wissen, daß Otto seinen Vetter den Grafen Bertolf vergiftet habe, um Herr seiner Burgen zu werden, was ihm so viel leichter wurde, als jener ihm unbedingtes Vertrauen schenkte und als einen armen Seitenverwandten gastfrei und liebend bei sich aufgenommen. Nachdem aber Otto sein Ziel nun erreicht und er als Herr im Schlosse aufgetreten, sei ihm jede Nacht der Geist des Gemordeten mit drohendem Blicke und ernst erhobener, zum Himmel deutender Rechte erschienen. Otto habe nun keinen Rath gewußt und — in der Meinung, daß die Erscheinung an dem Schlosse hänge, ließ er unfern davon auf's Eiligste ein neues Schloß erbauen, und wirklich stellte sich der Geist auch Anfangs hier nicht ein. Vielleicht hatte dieser nun ein anderes Mittel gewählt,

seinen Zweck zu erreichen und den Kaiser zur Fehde aufgereizt. Otto wurde gefangen, er mußte gefangen werden, da dies des Gespenstes Absicht war, und der Kaiser schlug ihn in harte Fesseln. Wir haben indeß gesehen, wie er dort sich wieder befreit, wie er für Heinrich das Schwert zog und aus Erkenntlichkeit von diesem wieder mit der ganzen Herrschaft belehnt worden. Vergnügt zog Otto in das neuerbaute Schloß und wollte sich des ungetrübten Genusses dieses, wie er meinte, nunmehr rechtlich erworbenen Eigenthums erfreuen. Aber kaum warf er das Auge in der Gegend umher, sich zur Vollendung seines Glückes eine Lebensgefährtin auszusehen, als die Erscheinungen plötzlich wieder anhoben und mit jeder Nacht, er mogte schlafen wo er wollte, so überhand nahmen, daß er verzweifelt ausrief: „Herr, Du bist gerecht! Dein Wille geschehe!" — seine Burgen dem Erzbischofe schenkte und ins Kloster ging, wo er büßend und reuig in einigen Jahren starb.

Geschichtliche Notizen über Treis (Dreise) und das Schloß Wildenburg (Wildenbergk): In Richeza's, der Polenkönigin, Schenkung des Clottener Prädiums an das Kloster Braumeiler 1056 kommen dortige Güter vor. Eine alte Dynastenfamilie wohnte dort; mehrere Ritter aus derselben waren im ersten Kreuzzuge mit Herzog Gottfried von Bouillon gezogen, und hatten vor der Abreise die Klöster der Umgegend reichlich beschenkt. Der letzte Sprosse, Graf Bertholf von Treiß »de Tribis« starb vor 1122. Graf Otto von Reineck, Sohn des Grafen Hermann von Salm, vielleicht Verwandter Bertholfs, scheint sich in den Besitz der Erbschaft gesetzt zu haben. Er baute ein neues Schloß daselbst, gegen welches Heinrich V., wie früher bemerkt, der Treis als Reichslehn in Anspruch nahm, mit einem Heereshaufen zog. Unter Erzbischof Albero von Monsterol hielt es Pfalzgraf Hermann besetzt, und befestigte es noch stärker. Ersterem trat nun der Erbauer mit Einwilligung seiner Gattin, der Pfalzgräfin Gertrud, dasselbe ab. Albero zog demnach mit zahlreicher Ritterschaft, welche die gesta Trevir. nicht glänzend genug schildern können, vor das Schloß. Er selbst, obgleich schon Greis, ordnete als erfahrener Feldherr seine Haufen, deren Kriegsbanner er dem Grafen von Namur übergab. Mit dem Kreuze in der Hand, auf welches der Pfalzgraf, Schirmvogt der trierer Kirche, geschworen hatte, rückte er entschlossen zum Sturme. Da fügte sich Hermann und übergab es dem Erzbischofe. Sein Nachfolger Hillin ließ den noch stehenden gewaltigen Thurm von Grund aus aufführen. Dem Erzstifte bestätigten die Päpste Eugen III., Adrian IV. und Clemens III.,

so wie die Kaiser Friedrich I., Adolph, Ludwig der Baier, den Besitz des Schlosses, mit Bann und Zubehör. Everhard von Burgetseim, Graf und Freier, hatte 1163 mit Sibert von Ulmen die Gerichtsbarkeit zu Treis. Ritter Werner war 1278 trier. Burgmann des Schlosses. Wernher Frie von Trys, Erbburggraf unter Erzbischof Balduin 1341, hatte jährlich einen Heimburger und zwei Vorsteher zu setzen, dann von jeder „Herdestad" zu Weihnachten zwei Bürden Holz, um Fastnacht ein Huhn zu fodern, nebst vier Fuder Weingülten ꝛc. Cuno von Wunnenberg, Herr zu Beilstein, erhielt 1363 das erzstift'sche Burglehn seines „Aynche" Gerlachs von Brunshorn. Um 1390 entstand Streit zwischen Pirmont-Leyen und Ehrenberg einerseits, dem Erzstifte Trier anderseits über alte Rechte, welche erstere an das Schloß Treis zu haben behaupteten. Ein Manngericht, unter Vorsitz Grafen Ruprechts zu Virneburg 1435, konnte die Parteien nicht einigen, doch kam im nämlichen Jahre zwischen den Rittern und Erzbischof Ulrich ein Vertrag zu Stande, nach welchem dieselben, gegen dreitausend schwere oberländische Rheingulden ihre Forderungen aufgaben. Aber schon zehn Jahre später nahmen die Pirmonter den Erzbischof Jakob von neuem deshalb in Anspruch, jene nicht verglichenen, erblich an sie übergegangenen Rechte der Ehrenberger vorschützend. Erst lange nachher ging der Streit durch gütlichen Austrag zu Ende. Die Mielen von Dieblich, die Herrn von Schonenberg, die Herrn von Waldeck hatten erzstift'sche Lehen daselbst. Mit dem Hauptlehn wurde 1457 Johann, Herr zu Wunnenberg und Beilstein, belehnt, so auch 1504 Georg von Schöneck mit dem Hofe Kruttlenhusen hinter Treis, nebst Zubehör. Bei Erlöschen des ersteren Stammes erhielten die Freiherrn von Metternich, so wie die übrigen Wunnenberg-Beilstein'schen Lehn 1652 durch Churfürst Carl Caspar, auch zum Erblehn die freie Burg zu Treis, und ihre damals noch beträchtlichen Gefälle.

Die älteste der beiden Treiser Burgen, nach den starken, noch vorhandenen Mauern, und dem sonderbaren Baue zu schließen, einer sehr frühen Zeit angehörend, ist wahrscheinlich diejenige, welche Graf Bertolf bewohnte. Trier besaß dieselbe mit der eigentlichen Burg Treis als Reichslehn, gab sie aber als davon getrenntes Unterlehn. Im vierzehnten Jahrhunderte hatten dieses die Dieblicher Mielen inne, und zwar 1440 Johann und dessen Brüder, 1460 sein Sohn Philipp, der seinen Theil vier Jahre später mit seiner Hausfrau Adelheid an ihren Schwager und Vetter Reinhard von Burgdor

für hundert rheinische Gulden, nebst Herrlichkeit und Rechten an Wasser, Weide, Wald, Wildfang, Fischerei und Geldgefällen ꝛc. überließ. Die übrigen Theile kamen 1501, 1512 ꝛc. an die nämliche Familie, und 1542 wurde Otto Joachim von Burgdor mit dem Ganzen belehnt. Mit ihm, dem letzten Manne, erlosch dieselbe, und Erzbischof Johann verlieh das Lehn dem Georg von Elz, Amtmanne zu Wittlich, dessen Besitz seinen Erben blieb.

Etwa anderhalb Stunden rückwärts liegt das jetzige Hofgut Engelport, früher adliges Frauenkloster, das schon in den ältesten Zeiten gestiftet, später aber — unbekannt durch welche Veranlassung, wieder verlassen wurde, bis es Philipp, Herr zu Wildenberg, kaufte und im dreizehnten Jahrhundert seine Töchter dorthin setzte, die Anfangs den Predigerorden, und dann den der Prämonstratenser wählten. Bald darauf erkannte es auch der Erzbischof Heinrich von Vinstingen förmlich an und gab es unter den Schutz des Abtes von Sayn. In französischer Zeit, wo der Klöster hier so viele aufgehoben wurden, fand auch dies seinen Untergang, und um jede Spur daran zu vernichten, wurde es nieder gerissen und das Mauerwerk versteigert. Jetzt ist es nichts mehr, als Ruine.

Oberhalb Treis und Carden zieht sich der Weg wieder eine Strecke neben himmelhohen schroffen Felswänden vorbei, bis man auf dem linken Ufer nach dem freundlichen Pfarrorte Pomern — Pumere — kommt, der sich landeinwärts ausbreitet.

Unweit Pomern liegen die Trümmer des einstigen Frauenklosters Rosenthal, dessen wir früher schon einige Male erwähnt. Es soll im 12. Jahrhundert von dem Ritter Diedrich zu Wesel gestiftet worden sein, und — wie uns die Chronik berichtet — erreichte bald einen solchen Glanz und Ruf, daß die Töchter aus den vornehmsten Familien des Landes dort hineilten, und man namentlich mehrere Gräfinnen von Virneburg als Aebtissinnen aufzählt. Der Abt von Himerode wurde ihnen auf Verfügung Papst Benedikts 1304 vorgesetzt; aber dieser konnte die Schwestern wie die Schätze des Klosters nicht allein schirmen, und schon im folgenden Jahrhundert mußte der Konvent den Schutz des Kaisers Friedrich des Dritten gegen die Bedrückungen benachbarter Burgherrn nachsuchen, welcher nach einem harten Befehl die Unruhestifter und Anfeinder des Klosters bestrafte und auch für die Folge Vorkehrungen dafür traf, die aber leider nicht lange beachtet blieben.

Das castrum sive domus in Pomern war erzstift'sches Lehn,

das nach Friedrich Walpod Armiger an Trier zurückfiel, von dem Erzbischof aber des verstorbenen Bruders Ritter Wilhelm 1313 verliehen wurde. Nach drei Jahren schenkte Erzbischof Balduin die Pfarrgefälle Pomerns an die Klostergüter der Abtei Himerode, jedoch so bedingt, einen Vikar daselbst zu halten und seinen, seines Bruders (Kaiser Heinrichs) und seiner Schwägerin, der Kaiserin Margarethe, Sterbetag zu feiern. Johann Wepeling versöhnte sich darauf mit dem Erzbischof, dessen Gegner er lange Zeit gewesen war, und wurde um 1338 sein Lehnsman. In dasselbe Verhältniß trat fünfzig Jahre später der Herr zu Daun in der Eifel u. a.

Nicht wie die gewöhnlichen Stein- und Felsenpfade hart an den Strom gedrängt, wie sie größtentheils den Wanderer bis hierher leiteten, führt jetzt von Pomern ein Weg nach Clotten durch Obst- und Gemüsegärten und weiter sich in's Land hinein ausstreckende Fruchtfelder, bis kurz vor diesem Orte die unscheinbaren Ueberbleibsel einer Schanze und eines Erdwalles gezeigt werden, hinter welchem sich die Clottener und ihre Hülfsvölker mit jenem berüchtigten Niederländer, Oliver Tempel, schlugen, den sie, wie früher schon erwähnt, glücklich bezwangen und ihn selbst erlegten, während sein zusammengelaufenes Gesindel theils niedergemacht, theils in die Mosel getrieben und dann auf der andern Seite mit Knitteln empfangen und todtgeschlagen wurde. Dem Anführer schnitt man die Hand ab und verwahrte sie lange Zeit als Siegestrophäe. Die Churfürsten ließen die Schanze erweitern, den Erdwall mit einer starken Mauer und Schießscharten versehen, und so das Ganze zu einem kleinen Vertheidigungswerk einrichten. Es that auch vortreffliche Dienste, als ein französisches Streifkorps, das bis in die Gegend von Koblenz geplündert hatte, sich dorthin zurückziehen wollte; denn als man die Franzosen in die Falle gelockt, griff man sie plötzlich von dort aus und zugleich im Rücken an, und, obgleich der schwächere Theil, wurden jene doch so total geschlagen, daß von dem ganzen auf Beute ausgezogenen Trupp von etlichen Tausenden nur Zehn sich retteten.

Die Clottener wie die Churtrier'schen triumphirten über diesen Sieg, und in allen Dörfern wurden zur Verherrlichung desselben die Glocken geläutet und Freudenfeste gegeben; aber — sie hatten leider zu früh gejubelt, denn die Trauer sollte hinterher kommen. Die Wenigen, die in die Mosel gesprungen und durch Schwimmen entkommen oder über die Berge glücklich entflohen waren, kamen in der Festung Montroyal an und erzählten dem Kommandanten und ihren

Trois.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kameraden das schmähliche Ende der Ihrigen. Da gelobte ihnen der französische Befehlshaber Rache, und ein starkes Heer überfiel plötzlich in einer Nacht das Dorf, drang in das Vertheidigungswerk des Leinpfades ein, riß die Mauern und Wälle nieder, daß alles der Erde gleich wurde, und vertheilte sich dann, um in den Häusern alles nieder zu machen, was sich vorfand. Die Meisten nahmen freilich, als sie den Feind hörten und die Unmöglichkeit, ihm zu widerstehen, einsahen, die Flucht, und bald fand sich in dem ganzen Orte kaum ein Mensch mehr. Von Muth beseelt, wollten zwar Einzelne noch Anstalt zur Vertheidigung machen, indeß andere riethen davon ab und glaubten, daß sie dadurch — wie es auch wirklich der Fall war — die Wuth der Feinde noch mehr steigern und sich unnützen Schaden zuziehen würden; und sie hatten Recht. Nachdem die Franzosen ihr Müthchen gekühlt, die Schanze mit den Mauerwerken zerstört und die, welche sie in den Häusern gefunden, ermordet hatten, hielten sie Rath, was nun zu thun sei? und ob sie den ganzen Ort in Brand stecken, oder bloß die Kirche plündern, und sich so für ihre Reisekosten entschädigen sollten? Einige stimmten für das erste, doch die Offiziere, etwas menschlicher gesinnt, stellten ihnen das Unnatürliche und Empörende solcher Handlung vor, und erklärten sich zufrieden mit dem letztern. Dem Pfarrer, den man gebunden mit sich führte, da er nicht entflohen war, gab man deshalb auf, mit in die Kirche zu kommen, die Sakristei aufzuschließen und das, was von Werth dort sei, herauszugeben. Kaum sah sich dieser würdige Geistliche aber mit jenen Offizieren, die doch noch, wie er eben gehört, einiges Gefühl hatten, allein als er sich an sie wandte und in einer ergreifenden Rede ihnen das Unrecht ihres Vorhabens anführte, und wirklich gelang es ihm, die rohen Gesellen zur Ueberlegung und bald auch zum Aufgeben ihres Diebstahls zu bewegen; so daß sie, wie sie gekommen waren, wieder abzogen und ihm sogar das Versprechen gaben: der Ort solle künftighin von ihnen und ihren Kameraden verschont bleiben und kein Clottener je mehr Ursache finden, sich über die Franzosen zu beschweren. Tags darauf wurden die Unglücklichen, welche das Opfer des Krieges geworden waren, begraben, und die Rückgebliebenen bezeigten ihnen ihre innige Theilnahme; dem Pfarrer aber nahten sie mit innigem Danke, und es that ihnen wohl, daß der würdige Mann auch sie mit gleicher Liebe umfing, und eine von dem Erzstift ihm angetragene Beförderung und Versetzung ausschlug, um in Clotten zu bleiben.

Clotten zieht sich längs der Mosel hinauf; aber mehrere Straßen führen auch bergaufwärts nach der hochliegenden und die ganze Gegend beherrschenden Kirche hinan, der man, wie den meisten Häusern, das Alter deutlich ansieht. Der Ort ist groß, aber, wie Treis, an und für sich nicht schön; dagegen ist die Aussicht oben von der Kirche und dem daneben auf demselben Felsen liegenden Pfarrhause ausgezeichnet schön, und wenn man auch das Schöne hier an der Mosel hier gewohnt ist, so überrascht doch diese Aussicht in der That. Jetzt ist das Gut Clotten gräflich Kesselstattscher Besitz, früher aber hielt hier eine vornehme Dame Hof und verlebte manchen Tag hier, wo jetzt kaum die Bedienten des Grafen wohnen würden; nämlich die Königin Richenza von Polen, die nach den Ansichten der Großen, daß es vortheilhaft sei, die deutschen Lande mit Polen näher zu verbinden, oder vielmehr deutsche Fürstentöchter auf den polnischen Thron zu verpflanzen, wenn man es so nennen darf, ein Opfer der Politik wurde. Freilich, Königin zu werden, kostet wohl mancher gerade keine Ueberwindung; indeß Königin von Polen zu sein, war von je her eine mißliche Sache, und so dürfte man auch der Prinzessin Richenza Loos, welche, die Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried, in ihrem dreizehnten Jahre dem polnischen Könige verlobt wurde, vielleicht gerade nicht als glänzend bezeichnen.

Seit lange hatte das deutsche Reich gegen die Einfälle der Ungarn, Polen, Lithauer, ja selbst Böhmen zu kämpfen, und der deutsche Kaiser, der damals nicht, wie jetzt ein Kaiser, über Hunderttausende zu gebieten vermogte, der im Gegentheil nur ausschreiben konnte, aber ruhig warten mußte, ob sich die ausgeschriebenen Völker auch stellen würden, suchte sich die Nachbarfürsten so viel als möglich zu verbinden. Längere Zeit hatte Polen unter seinem Herzoge Boleslav sich der deutschen Oberhoheit zu entziehen und von dem von seinen Vorfahren dem Kaiser gezahlten Tribut zu befreien gesucht. Da kam eine Vereinigung zwischen beiden Theilen zu Stande, und der Kaiser vermählte dem polnischen Prinzen Mieslav, des Boleslav ältestem Sohn und Nachfolger, seiner Schwester Mathilde (der Pfalzgräfin) Tochter, Richenza. Traurend sah die liebende Mutter ihr nach, die, noch ein Kind, schon von ihrem Herzen gerissen, hinaus in eine fremde, ungekannte Welt gestoßen wurde; aber lächelnd blickte der stolze Vater, der Pfalzgraf Ehrenfried auf das Kind, deren Haupt er im Geiste schon mit einer Krone geziert sah.

Boleslav starb, und Mieslav wurde unter dem Namen des

„Zweiten" Herzog von Polen und Lithauen; da veranlaßte der Pfalzgraf den Kaiser, seinen Schwager, dem jungen Herzoge den Königstitel zu gewähren, und wenn dieser es auch nicht geradezu aussprach, so ließ er doch nicht undeutlich merken, daß er auch nichts dagegen haben werde, und die Polen, die in der Erhöhung ihres Fürsten die eigene sahen, trugen dem Mieslav II. und seiner Gemahlin diese Würde an, die von ihnen natürlich nicht ausgeschlagen wurde. Ehrenfried und Mathilde waren selbst in der Hauptstadt Polens, als die Stände dem Königspaare huldigten, und ihm, als der Königin Vater, und Mathilden, als eines Kaisers Tochter und eines Kaisers Schwester, geschahen gewiß so viel Ehrenbezeugungen, daß der Vater mit stolzem, die Mutter mit leichtem Herzen an den Rhein zurückkehrten. Aber diese Freude währte nur kurze Zeit. Kaiser Otto III. starb, und ein ganz anderes Geschlecht kam mit Konrad II. auf den deutschen Thron. Der neue König von Polen kannte keinen deutschen Oberherrn mehr, zahlte keinen Tribut und trat prahlerisch gegen Konrad auf. Ja er trieb es noch weiter, er fiel in Brandenburg und in die Lausitz ein und plünderte, brandschatzte, sengte und brennte, kurz, er benahm sich wie ein Feind und zwar wie ein ganz gemeiner, charakterloser Feind, denn wenn man ihn fragte: warum er denn das alles thue? so konnte er wahrlich keine andere Antwort geben, als: es sei ihm gerade so eingefallen, und er wolle sich ein wenig versuchen. Aber dieser Versuch wurde ihm übel vergolten. Der Kaiser sammelte ein Heer, rückte gegen seine Banden an und zersprengte sie bei dem ersten leichten Angriff. Da machte er Miene, in Polen selbst einzudringen und allenfalls das Vergeltungsrecht zu üben, doch dazu wollten es die polnischen Großen nicht kommen lassen; man schickte dem Sieger Gesandte entgegen, und es kam ein Vergleich zu Stande, den der König Mieslav selbst unterzeichnen mußte, da die Stände ihm sonst drohten, ihn gefangen zu nehmen und an Konrad auszuliefern; denn sie konnten sein eben so rüdes als unverständiges Manöver nicht billigen, und freuten sich selbst, seine Macht zu beschränken. Nach dem Vergleich nun mußte Mieslav zu Gunsten seiner Gemahlin Richenza sowohl der Regierung, als dem königlichen Titel entsagen, da er zu ersterer unfähig, und letzteres ohne förmliche Zustimmung des Kaisers sei. Dagegen genehmigte der Kaiser der Regentin — wie Richenza genannt werden solle — wenn die Polen dies wünschen würden, für ihre Person und als Auszeichnung den Titel einer Königin. Die Königin erkenne nun ihrerseits den Kaiser als Oberherrn an, zahle

ihm einen jährlichen Tribut, und verſpreche, nicht ohne deſſen Zuſtimmung Heere zu ſammeln und Kriege zu führen. Wie die Regentin ihre Reiche Polen und Lithauen regieren wolle, und ob man ihre Macht durch Stände und Senat beſchränken würde, das kümmere den Kaiſer nicht, doch habe ſich Polen ſogleich einer Ahndung auszuſetzen, wenn es einen dieſer Punkte nicht erfülle oder übertrete.

Konrad ſtand mit ſtarker Heeresmacht auf der Grenze, man mußte alles bewilligen, und die Deutſchen ließen ſich auf Abſchlag gleich einige tauſend Gulden Kriegs- und Entſchädigungskoſten zahlen. Man huldigte nun der neuen Regentin, verſetzte den zum Titular-Herzog degradirten König in Ruheſtand, und erfreute ſich einer guten geregelten Regierung; denn Richenza hielt mit aller Welt Frieden, that nach ihrer und ihrer gut gewählten Räthe Einſicht jedem Recht und glaubte ſich auch von dem Volke geliebt. Aber — ſie hatte ſich geirrt. Die Großen fühlten ſich hier und da zurückgeſetzt, ſahen mit ſcheelen Augen auf die Deutſche, die auch noch deutſche Räthe hielt, und ſannen im Stillen darüber nach, wie ſich wohl eine Aenderung in der Regierung herbeiführen laſſe. Der Kaiſer war ihnen immer zu nahe, und ſie fürchteten, mit einem Kriege vielleicht ihre ganze Freiheit auf's Spiel zu ſetzen; alſo Vorſicht mußte gebraucht werden. Bei Lebzeiten Mieslav's konnten ſie nichts unternehmen, deshalb war der unſchuldige Herzog eines Morgens in ſeinem Bette todt, vermuthlich erwürgt, und nun hätte nach dem Rechte der Erbfolge Richenza's Sohn, Kaſimir, Herzog oder König werden müſſen; aber Kaſimir war erſt vierzehn Jahr alt, und ſo mußte für ihn eine Regentſchaft beſtellt werden. Die Königin, nur immer das Wohl des Landes im Auge, war nicht wenig überraſcht, als man ihr ankündigte, daß ihr Regiment nun ein Ende habe, da man für den jungen Herzog — wenn Kaſimir überhaupt zum Herzoge gewählt werden würde — eine andere Regentſchaft beſtellen wolle. „Verargen Sie uns das nicht, gnädige Frau! (panna dobrizicka)" — ſagte ein Starroſt zu ihr — „daß wir, die wir die Kraft in uns ſelbſt fühlen, den Staat regieren zu können, auch endlich ſelbſtſtändig zu werden wünſchen. Vierzehn Jahre haben wir die Deutſche auf unſerm Throne geduldet, und vierzehn Jahre auch der Deutſchen Gehorſam bewieſen; jetzt — danken wir Ihnen für die übernommene Mühwaltung, und laſſen Ihnen die Wahl, Ihren künftigen Aufenthalt entweder in Polen, oder in Deutſchland zu nehmen, unſere Achtung und Erkenntlichkeit wird Sie begleiten; denn wir müßten undankbar ſein, wollten wir Ihre Sorge für

uns verkennen. Es ist nichts, als das widerstreitende Gefühl, fremden Befehlen zu gehorchen und der Fremden, der Deutschen, Unterthan zu sein. Seien Sie eine geborene Polin und jeder von uns wird mit Freuden das Leben für Sie opfern; aber — Polin müßten Sie sein, um für immer unsere Königin sein zu können."

Im ersten Augenblick hielt Richenza das, was sie eben gehört hatte, noch für einen Traum, und erst, als dem Sprecher ein Zweiter und Dritter dasselbe nachsprach, als Hunderte jetzt laut einen Polen zum Regenten verlangten, da ersah sie, daß sie nicht geträumt habe, daß sie vollkommen wache, und danach ihr Handeln einzurichten habe. Es fiel ihr nicht ein, mit Gewalt einen Thron behaupten zu wollen, den man ihr nicht freiwillig einräume, und ob ihr auch die Räthe riethen, sie möge den deutschen Kaiser um Hülfe ansprechen, so verschmähte sie dies Mittel doch standhaft, ließ ihre Sache ordnen; bat, man möge den Nachfolger in der Regierung bestimmen, dem sie diese und alles, was dazu gehöre, übertragen könne; veranlaßte dann schon auf den dritten Tag eine Versammlung der Stände, die in der Eile geladen werden konnten; trat, als diese zusammen waren, im prunklosen, einfachen Kleide, ohne Krone und königliche Insignien, in den Saal, begrüßte die Starrosten, hielt eine kurze Rede, in der sie Abschied von ihnen und von dem Volke nahm, das sie während eines fünfzehnjährigen Aufenthalts hier und einer vierzehnjährigen Regierung liebgewonnen habe, und versicherte sie, ihrer auch ferner, freilich mit einem schmerzlichen Wohlwollen, zu gedenken, da sie nicht das Ziel, nach dem sie innig gestrebt, habe erreichen können, und erklärte dann, am andern Tage mit ihrem Sohne Kasimir abzureisen, da dieser, mit ihren Wünschen nicht die Krone tragen solle. — Man antwortete ihr höflich, aber kalt, hatte auf die Anzeige, den Prinzen mitnehmen zu wollen, gar keine Erwiderung, und sah sie scheiden, wie einen Fremden, der sich etwa einige Tage als Gast unter ihnen aufgehalten. Richenza aber konnte ihre Rührung, ihren Schmerz, als sie auf diese kalten Männer sah, kaum unterdrücken. Das war der Dank, der Lohn für vierzehnjährige rastlose Thätigkeit und Sorge, und sie war nicht nur dem Namen, sondern wirklich der That nach Mutter ihres Volkes gewesen.

Nein! das hatte sie, nach ihrer innigsten Ueberzeugung wahrlich nicht verdient!

Man muß indeß die Polen kennen, um eine solche Handlungsweise ganz natürlich zu finden. Es gibt dort heute noch, um wie

viel mehr nicht vor so vielen hundert Jahren, nur zwei Klassen, Herren und Sklaven, mindestens doch Diener, unbedingt gehorsame Diener der Herren. Von den Millionen Einwohner nun finden sich vielleicht einige Tausend, die zu der ersteren Klasse gezählt werden können, und alles übrige ist todtes, willenloses Maschinenwerk dieser Klasse, und war es damals noch um so viel mehr. Den Herren aber, meistens ungeheuer reich, stolz und despotisch gegen ihre Unterthanen, ist jede Regierung ohne Ausnahme, der sie gehorchen sollen, verhaßt; denn — sie wollen einmal nicht gehorchen. Bilden sie nun eine Monarchie, so mußte allerdings ein Monarch an der Spitze dieser Monarchie stehen; aber sie behielten sich das Stimm- und Wahlrecht vor, und machte es ihnen einer zu arg, oder wollte er sie in ihrem Ansehen beeinträchtigen, so versammelten sie sich und setzten ihn ab, oder expedirten ihn auf eine andere Weise aus der Welt. Das wußten die Könige und Herzoge recht gut, und so suchten sie sich ihre früheren Kollegen, die Starrosten, zu Freunden und wohlgeneigt zu erhalten. Ein Regent in Polen durfte deshalb nicht gerecht sein, wenn er anders Regent bleiben wollte, und der gemeine Pole hatte unter allen Umständen Unrecht, wenn es zwischen ihm und seinem Herrn zu Streitigkeiten kam. Der Gutsherr nahm aus Verdruß über den Diener die Pistole von der Wand und erschoß ihn, oder er fuhr, er ritt ihn todt, wenn er ihn reizte; er zog die Pflugkrücke vom Pfluge und erschlug ihn damit auf dem Felde; kurz, er betrachtete den Knecht oder Tagelöhner gerade so wie sein Vieh, das er beliebig tödtete, ohne daß es irgend jemanden aufgefallen wäre. Was also der Herr wollte, wollte der Bauer mit, und wenn es in den Städten wohl noch eine Mittelklasse gab, so gehörte diese doch in so fern mit zu der letzten, als sie sich nicht, mitzusprechen, erlauben durfte. Die Verwaltung war hiernach sehr vereinfacht, denn man durfte nur für einige Tausende Gesetze beobachten, die diese sich selber gegeben hatten, und wenn ein Fürst sich diesen nicht selbst unterwarf, so machten sie kurzen Prozeß mit ihm. Schulen und Gymnasien bedurften sie ebenfalls nicht; denn der Bauer sollte nichts lernen, um nicht zu begreifen, daß er auch ein Mensch sei, und der Adel ging nach Paris oder Rom, um dort seine Ausbildung zu vollenden. Die Geistlichkeit aber fand sich mit der zweiten Klasse in so fern ziemlich gleich gestellt, als sie unbedingt vom Adel und ihren Ortsherren abhängig war. Die Pfarren sind im Allgemeinen noch jetzt in Polen sehr schlecht und waren es früher noch bei weitem mehr, und eine dortige Pastorwohnung

war sehr oft nicht besser als eine ärmliche Winzerhütte an der Mosel.

So war das Reich beschaffen, dessen Fürstin Richenza vierzehn Jahre, war und aus dem man sie jetzt gleichsam vertrieb; denn sie hatte bei zu vielen Gelegenheiten ein Herz für das Schicksal der Armen gezeigt, die oft der rohesten Barbarei ihrer Gebieter ausgesetzt waren.

Sie bestieg also mit ihrem Sohne Kasimir den Reisewagen, und sagte dem Lande ein Lebewohl, in dem sie an der Seite eines ungeliebten und wilden Mannes die schönsten Jahre ihres Lebens vertrauert hatte.

Der Kaiser, zu dem sie nach Saalfeld ging, nicht um ihn gegen Polen aufzuregen, sondern ihn vielmehr um eine Freistätte im deutschen Reiche zu bitten, war höchlichst verwundert, sie zu sehen, gewährte ihr aber freudig den erbetenen Aufenthalt, und der junge Kasimir, der schon früher gerne von Klöstern und Klosterleben gehört hatte, wählte den geistlichen Stand und ließ sich schon im 18. Jahre förmlich einkleiden.

Richenza ließ nun das Schlößchen in Clotten ausbauen und zog an die Mosel, wo sie fast alle Sommer zubrachte. Sie besaß ein großes Vermögen, nicht erbeutetes polnisches Staatsgut, sondern von ihren Eltern und Geschwistern ererbtes Eigenthum, das sie zum besten der Armen und Nothleidenden an der Mosel und zu frommen Stiftungen und Schenkungen an Klöster ꝛc. ꝛc. der Gegend verwendete. Man hatte sie allgemein lieb, und wenn es hieß: die Königin kommt, oder die Königin ist wieder hier, so versammelten sich Tausende, ihr mit frohem, herzlichem Jubel ihre Freude zu bezeigen, so daß sie oft gerührt sagte: sie fühle sich hier in dem einfachen, schlichten Moseldörfchen glücklicher, als auf dem polnischen Throne.

Fünf Jahre mogten es etwa sein, als sie Polen verlassen hatte, während deß bald dieser, bald jener nach seiner Weise regiert und man den und jenen zur Krone vorgeschlagen, aber mit Niemanden einig geworden war; da hielt man es für's beste, sich den jungen Kasimir von Deutschland und aus seinem Kloster zurückzuholen. Die Königin widerrieth ihrem Sohne, die Krone anzunehmen, da er das Mißliche eines solchen wohl selbst gesehen; aber — es war ja eine Krone, und wer hat Kraft genug, sich da zu bezwingen? — wer Kraft genug, der Versuchung zu widerstehen?

Der Prinz erklärte, er sei bereit, den Thron anzunehmen, wenn der Papst ihn des Gelübdes entbinde, weshalb er die Herren nach Rom verweisen müsse. Der Papst ertheilte ihnen die Lösung für Kasimir, doch so bedingt, daß künftighin alle vornehme Polen, zum Gedächtniß an ihren geschorenen König, sich das Haupthaar nicht unter die Ohren wachsen lassen sollten; daß sie für jeden Polen jährlich ein Pfennig zum päpstlichen Schatze geschickt und eine stets brennende Lampe von ihnen an der St. Peterskirche unterhalten werden sollte. Sie genehmigten Alles, denn der Herzog Bretislav von Böhmen drohte mit einem starken Heere den Einfall in Polen, und die Absicht, sich des erledigten Thrones zu bemächtigen, und der Kaiser Heinrich III. versprach ihnen nur dann seinen Beistand gegen die Böhmen, wenn der junge Kasimir ihr König sei; und so führten sie den Prinzen denn im Triumph als König in ihre Hauptstadt.

Kasimir bat seine Mutter, ihn zu begleiten, die Starrosten baten sie ebenfalls mit ritterlicher Galanterie, die dem Polen so sehr angeboren ist; aber Richenza sagte: „Nein! ich bleibe hier in Deutschland, in Clotten an der Mosel habe ich mir mein kleines Reich gegründet und in Clotten will ich einst sterben."

Sie ließ sich dort auch eine eigene Klause mit Kapelle für sich und ihre Hausleute, die Messe dort von ihrem Kaplan Ruotpert zu hören, erbauen: „reclusorium dominarum cum capella in pago Clottensi."

Als sie älter wurde, machte sie ein Testament und vermachte darin ihr Clottener Hofgut der Abtei Brauweiler, und nach ihrem bald darauf im Jahre 1060 erfolgtem Tode wurde sie nach Köln gebracht und in der Kirche der heiligen Maria ad gradus begraben.

Noch im Jahre 1633, als der berühmte Chronikenschreiber Gelenius sie sah, lag sie unter feinen Linnen und einer seidenen Decke in einem Holzsarge, den ein Marmordenkmal umschloß. Auf einem Atlaskissen ruhte ihr Haupt mit Goldnetz und kostbarem Diademe geschmückt. Zur Seite hing ihr Bild neben dem ihres Bruders, des Erzbischofs Hermann. Auf ihrem wie auf dem seinigen befanden sich ein Adler und der pfalzgräfliche Löwe. Auch in Clotten befand sich ein ähnliches in dem als Staatsgut verkauften Prioratsgebäude der Abtei Brauweiler. Die frühere Hauskapelle und die Klause, die daranstoßend, in einem alten Bau, der jetzt nicht viel mehr, als ein Trümmerhaufen, gewesen sein soll, ist nicht mehr kenntlich.

Oberwärts Clotten hebt sich das Gebirge wieder von der Mosel aus steil in die Höhe und nur mühsam ist ein schmaler Pfad, kaum so breit, daß ein Wagen dort fahren kann, eingesprengt worden.

Clotten, Clottena. Das Hofgut „praedium meum Clotteno dictum super Mosellam," welches hier die genannte Polenkönigin Richenza, Tochter des Pfalzgrafen Ezenfrid und der Gräfin Mathilde, dem von ihnen gestifteten Kloster Brauweiler 1051 schenkte, hatte bedeutenden Umfang. Bann und Gerichtsbarkeit, wie sie selbst 1056 deren Grenzen bestimmt, gingen vom Endertbache bei Cochheim »ab rivo Andrida« bis zum Elzflüßchen bei Kern »usque ad flumen Elza.« Zu demselben gehörten einzelne Güter in Cochheim, Cond, Treis: flußaufwärts in Eller, Bremm, Merl ꝛc. ꝛc. Die Stadt Cochem »urbem Chuchema« — Schloß und Zoll waren Reichslehn — übergab sie ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Heinrich, damit er und seine Eltern als Schirmvögte das Kloster bei dem Besitze schützen sollten »ut sit defensor et advocatus.« Die feierliche Uebergabe hatte statt auf der Rheininsel Kaiserswörth »insula sancti Swiperti« in Gegenwart Kaiser Heinrichs IV., Erzbischofs Hanno von Köln und vieler Fürsten. Der Kaiser fügte noch, hinsichtlich des Klosters, vollkommene Zollfreiheit auf Rhein und Mosel hinzu. Hanno aber bestimmte die Schenkerin, wie er selbst in einer Urkunde von 1075 sagt, das Hofgut den Mönchen wieder zu entziehen, und es dem Kloster zu geben, in welchem sie einst begraben werden würde. So erhielt es die Kirche der heiligen Maria ad Gradus zu Köln, welche er gebaut hatte. Brauweiler mußte sich mit einigen Weinbergen, Geldgefällen und einem goldnen, mit Edelsteinen geschmückten Becher, welcher für dreißig Mark dem Dechanten Luzo verpfändet war, begnügen. Aber, durch Strafe des Himmels, wie man damals glaubte, brannten die neuen Kirchen- und Klostergebäude bald ab. Um ein ähnliches Unglück zu verhüten, nachdem Erzbischof Sigewin sie wieder hergestellt, gab sein Nachfolger das Clottener Gut an Brauweiler zurück. Auch Abtei Laach zog damals, Pfalzgräfliches Geschenk, Weingefälle dort. Ein Ritter Theodorich von Clotten erscheint um 1188 als Zeuge in einem Lehnbriefe Erzbischofs Philipp zu Köln, hinsichtlich Stalecks und der Vogtei Bacharach. Ein anderer, Franko, 1246 in einem Verkaufsakte zu Lützel-Koblenz. Burggraf Cuno von Cochem und seine Gattin Agnes schenkten 1274 dem Convente Himerode einen vom Kloster Sprengirsbach gekauften Hof nebst Weinbergen zu Clotten »ob salutem et remedium animarum.« Das Schloß

nebst jenem zu Cochheim verpfändete Kaiser Adolph zwanzig Jahre später dem trier'schen Erzbischofe Boemund, der ihn mit fünfzig Helmen nach Italien begleiten sollte, bis zur Auszahlung der Kosten. Beide Vesten waren 1142, nach Ableben des Pfalzgrafen Wilhelm, eines Enkels Heinrich von Laach, ans Reich gefallen. Heinrich von Clotten erscheint 1338 belehnt mit einem Hause auf der trier. Burg daselbst, und Richwie Wepeling trägt 1347 sein dortiges Eigenthum dem Erzstifte für dreißig Gulden auf. Ersterer war Burggraf zu Cochem 1350, sein Sohn Johann 1371, sein Enkel Domkanonich zu Trier. Das Schöffengericht zu Clotten bestand bis 1457 aus vierundzwanzig Schöffen. Erzbischof Johann und Arnolt Quad, Abt zu Brauweiler, setzten diese Zahl auf sieben herab, mit der Verfügung: »wanne si yrer Urteil nit wyse sint, sullent dieselben sieben yre Urteyle zu Colne an dem Oberhoiffe holen, als von Alters herkomen ist.« Außer diesen sollten noch siebenzehn Hofschöffen zu Clotten wohnen, und mit ersteren des Erzbischofs drei Hochgedinge im Jahre, so auch jene des Abts, halten. Ferner wurden alle jene Weisthume als kraftlos erklärt, welche die von Erzbischof Jakob gestraften Schöffen zum Vortheile Brauweilers über das Recht hinaus abgefaßt hatten.

Jenen vorbemerkten schmalen Steinpfad in einem Halbzirkel verfolgend, öffnet sich dem Auge eine wahrhaft romantische, wahrhaft schöne Aussicht. Dort die Trümmer und der Thurm der uralten und in mannigfacher Beziehung berühmten Reichsburg Cochem auf steilem Bergkolosse, umgeben noch von dem zerfallenen Mauerwerk der Nebenwarten und Ringwände, die für die einstige starke Befestigung Zeugniß geben; und neben diesen Denkmälern sonstiger Kraft und Stärke wieder etwas tiefer eine Kapelle für den frommen Beter. Zwischen Fluß und Berg die alte ehrwürdige Stadt Cochem, die erste Stadt von Koblenz aus und zehn Stunden von dort entfernt, mit 4000 Einwohnern, ihrer imposanten Pfarrkirche, der Koblenzer ähnlich und dem ehemaligen Kapuziner-Kloster, das alle andere Gebäude der Stadt überragt. Einige hundert Schritte der Stadt näher gekommen, werden wir aufs neue überrascht, wenn wir zur Rechten in einem andern großen Thale auf spitzer Bergkuppe die herrliche Ruine von Schloß Wunnenberg übersehen, und man mögte, wie in Clotten, wo uns die Aussicht von dem Pastoralhause so angenehm ergriff, auch hier wieder stehen und sehen und sagen: „das ist doch schön! sehr schön!"

Die Stadt selbst nun betrachtet, kann man das freilich nicht von

ihr sagen; denn eingeengt in den schmalen, wegen der hohen Häuser, dunklen Straßen, wo man die herrliche Natur nicht sieht und sich gleichsam abgeschnitten von all dem Schönen, unheimlich fühlend, wieder hinaus sehnt, will man auch den wirklich recht schönen Gebäuden im Innern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ob aber auch nicht schön, ist der Ort doch außerordentlich lebhaft, denn viele Stunden in der Runde herum die einzige Stadt, drängt sich besonders an Markttagen Alles hinein, zu verkaufen und wieder zu kaufen, und die vielen Gast- und Wirthshäuser, von denen eins fast an das andere stößt, geben für den Verkehr, wenn man die Wohlhabenheit der Wirthe berücksichtigt, das beste Zeugniß. Klein sagt, die Wirthshäuser liegen so nahe aneinander, daß sich die Schilder in den engen Straßen berühren, daß der Bär — so nahe hängt er — die anstoßende Sonne beleckt; der Ochse (sagt er) brüllt, das Lamm blöckt, der Schwan singt, der Hahn kräht die Gäste herbei. Der Löwe hält hoch Flasche und Glas empor. Es blüht duftend der Rebenstock, neben welchem der heilige Geist schwebt. Vornehm breitet der Doppeladler die Flügel aus; der deutsche Kaiser in der Fürstenversammlung zu Regensburg sieht stolz herab. Der Kölnische Hof ruft die goldene Zeit des Hanseatenhandels auf der Mosel zurück. Zwischen ihm und dem Anker — Symbol der Cochemer Schifffahrt — thront der Römische König.

Doch in der That man kann stromauf- und abwärts gehen und wird überall viele Wirthshäuser finden; aber so viele, als in Cochem nicht. Ich glaube, Cochem hat so viel Wein- und Bierschenken, als Breslau, die zweite Stadt im preußischen Staate, eine Stadt von mehr als 90,000 Einwohner. Mag man nun auch über die Noth, über die Armuth der Moselgegend klagen, mag man sich für das elendste Volk der Welt halten — ich behaupte, man weiß hier noch nicht, was Noth und Armuth ist und müßte einige hundert Stunden weiter nach Osten und Nordosten gehen, um sie selbst erst kennen zu lernen. Wenn in einer Stadt, wie Cochem, fast jedes Haus einen Laden zum Handel mit dieser und jener Waare, neben den unendlich vielen Schenken, enthält, und alle diese Verkäufer fortwährend zu thun haben, so möge man in den östlichen Provinzen einen so lebhaften Verkehr in Städten von zehnmal mehr Einwohner suchen und — wer weiß, ob man ihn so findet — Stettin in Pommern allenfalls abgerechnet, das, als Handelsstadt betrachtet, wohl der bedeutendste Ort des Staates ist. Es gibt im Allgemeinen an der Mosel wenig Dörfer, die nicht zehn oder zwanzig Wirthshäuser enthalten, statt daß

man im Osten unseres Reiches in solchen Dörfern oft vergeblich ein einziges sucht. Doch — abstrahiren wir hiervon, wohl ihnen, daß es hier so ist und sehnen sie sich ja von der Mosel nicht fort, nicht dahin, wo es nicht mehr so ist.

Wie schon vorbemerkt, dominirt das ehemalige Kapuziner-Kloster von einem Felsvorsprung herab die ganze Stadt; es ist bisher in baulichem Zustande erhalten worden, wenn auch manches vielleicht daran geändert ist. Jetzt ist es Progymnasium. Im Jahre 1625 ließ Jakob von Elz den Kapuzinern hier eine Kirche bauen, die später zwar zerstört, doch aber wieder aufgebaut wurde. Dort lebte der berühmte Pater Martin von Cochem (Linius), der 1712 starb, der damals einige Werke schrieb, vor denen man große Achtung hatte. Unter der Klosterkirche liegt nach dem Ufer zu die Pfarrkirche, die man wohl originell, aber nicht schön oder geschmackvoll nennen kann, da alle Verzierungen, deren man unendlich viele darin findet, unverhältnißmäßig schwerfällig und plump erscheinen.

Vielleicht glaubt man nicht ohne Grund, daß Cochem schon seit uralten Zeiten, und älter als das Schloß, eine Ansiedelung der Römer, wenn auch damals nur noch unbedeutend, gewesen ist; aber die ganze Lage, wie vorgefundene Trümmer einer älteren Befestigung, stimmen ganz zu dem, was die Römer anlockte und was sie schufen. Auch Cochem hat, wie die übrigen Moselorte, viel von feindlichen Streifzügen zu leiden gehabt, und wie unter Ludwig XIV. von Montroyale aus Clotten so furchtbar mitgenommen wurde, hatte Cochem ein noch härteres Loos, denn den Franzosen Widerstand leistend, fielen diese mit zehnfach stärkerer Macht über den unglücklichen Ort her, ermordeten Alles, was sie fanden, und steckten die ganze Stadt darauf in Brand.

Die beiden Kriegsobersten des Boufleur'schen Heeres, Melac und La Bretêche, fielen wie Würgengel mit eigener Hand über wehrlose Greise, Weiber und Kinder her, und warfen zuerst die Pechkränze und Fackeln in die Scheunen. Spät erst und durch reiche Unterstützungen von dem Churfürsten und anderen, konnte sich Cochem wieder erholen, bis es neuerdings im französischen Revolutionskriege der Gefahr Preis gegeben, aber glücklich gerettet wurde.

In Cochem ist die Landrathur des Kreises, ein Friedensgericht und Landwehrstamm, und mehrere reiche Kaufleute und Gutsbesitzer haben sich theils der herrlichen Gegend, theils ihres Geschäfts halber hier angebaut. In Cochem aber wohnt außerdem ein Mann —

der Kreisphysikus Dr. Comes — auf den wir später wieder zurückkommen werden — der eine seltene und reiche Alterthums-Sammlung besitzt, wie man sie in der Provinz, vielleicht im preuß. Staate, bei Privatpersonen, nicht umfassender finden dürfte.

Richenza, die Königin von Polen in Clotten, besaß die Stadt Cochem, schenkte sie aber mit dem Schloße, vier Jahre vor ihrem Tode, dem Grafen Heinrich von Laach. Bald aber sollte Cochem einen Ruf in der Gegend, wie in ganz Deutschland, erlangen, den freilich ein höchst betrübender, ein gräßlicher Fall herbeiführen sollte.

Wir haben in dem Vorigen den Pfalzgrafen Ehrenfried nach Polen zur Krönung seiner Tochter, der Königin, begleitet und ihn wieder zurück in seine Lande kehren sehen. Er hatte noch einen Sohn, der ihm in der Regierung folgen sollte, vermählte ihn aber frühzeitig mit einem reichen Fräulein, da er, kränklich, kein hohes Alter versprach. Was der alte Ehrenfried gewünscht, wurde ihm erfüllt, er durfte bald einen Enkel auf seinem Schooße wiegen, den er, nach dem Kaiser, Heinrich nannte. Aber der kleine Heinrich, den man von der Wiege an schon verzog, versprach dem Lande einmal als Regent eine trübe Zukunft. Erzbischof Hermann, des Pfalzgrafen Sohn und Heinrichs Oheim, wollte den Prinzen mit nach Köln nehmen; aber der Großvater konnte sich nicht von ihm trennen, und — er mußte bei ihm bleiben. Ehrenfried starb, und Heinrich wurde unter der Vormundschaft einiger Reichsoberen Pfalzgraf. Mehrere Jahre hindurch ging es so recht gut, der Fürst fügte sich, weil er sich fügen mußte, und man glaubte schon, er werde sich geändert haben, als man ihn im 20. Jahre für majoren erklärte und die Zügel der Regierung übergab. Aber jetzt suchte er auch auf's Schnellste nachzuholen, was er vielleicht früher versäumt hatte, und vor seiner Willkühr und Mordlust war Niemand, der das Unglück hatte, in seiner Nähe zu kommen, mehr sicher. Da faßte man den Entschluß, ihn zu verheirathen; eine hübsche und kluge Frau hat ja schon so manchen Tollhäusler bekehrt, dachten seine Räthe, und führten ihn einem Fräulein zu, das als das schönste Mädchen an der Mosel und im ganzen westlichen Deutschland bekannt, zugleich Verstand und Sanfmuth mit dem körperlichen Vorzuge verband. Heinrich sah sie und brannte lichterloh; Mathilde fand auch den jugendlichen kräftigen Prinzen mit den feurigen braunen Augen und dem goldgelockten Haupte recht einnehmend; denn bei der Schönen fand man keine Spur des sonstigen rüden Lüstlings, er schien sanft und gut wie sie, und Mathilde folgte

ihm mit freudigem Busenwallen nach einigen Monden schon zum Altare. Heinrich war nun nur der zärtliche, aufmerksame Gatte; Mathilde war glücklich, und das Land holte wieder Athem. Aber dieser glückliche Zustand währte leider nicht lange, und es schien, als ob er nur in Extremen zu leben im Stande sei; denn war er früher wild und ausgelassen gewesen, so wurde er nun ernst, stille, tiefsinnig und verschloß sich endlich Tagelang in seinem Zimmer, ohne irgend einen Menschen vor sich zu lassen. Selbst die Gattin durfte endlich nicht mehr zu ihm, und traurig zog auch sie sich nun von aller Welt in ihre einsame Kammer zurück.

So mogte wohl ein viertel Jahr vergangen sein, und man nannte den Pfalzgrafen statt wie früher: den Tollen, jetzt: den Stillen; da trat er eines Tages mit kahlgeschorenem Haupte zu Mathilden in's Zimmer und sagte ihr sehr weich ein Lebewohl für diese Welt, da er beschlossen habe, in ein Kloster zu gehen und dort seine früheren Verbrechen und Sünden abzubüßen; sie hingegen möge bis an ihren Tod zu Cochem bleiben und dann, wie er dies wünsche, das Schloß mit der Burg der Stadt und allen dazu gehörigen Besitzungen dem Kloster übergeben, das seine letzten Seufzer gehört habe.

Weinend wollte sie ihm diese Idee zu ändern suchen, da sie ihn wirklich innig liebte, und schmiegte sich dicht an ihn; er schob sie aber sanft zurück und antwortete ihr: wie ihn in seinem Entschluß nichts mehr wankend machen könne, wie sie ihm den Abschied nicht erschweren möge, und der Himmel ihm gewiß seine Opfer lohnen werde. Dann ging er ernst, wie er gekommen war, ohne sie noch einmal auch nur mit einer Hand zu berühren, zur Thüre hinaus, ließ eine testamentarische Bestimmung aufnehmen, in welcher er dem Erzbischofe von Köln unter anderem auch Siegburg vermachte, und — ging wirklich ins Kloster.

Jetzt fehlte es der jungen, schönen und reichen Frau nicht an Anbetern, die sie auf allen ihren Schritten umlagerten, und in der Hoffnung auf den baldigen Tod des verrückten Fürsten (denn für verrückt hielt man ihn allgemein) sich schon im Voraus bei ihr einzuschmeicheln suchten, um sich, wenn es Zeit wäre, ihrer Hand versichert zu halten. Aber Mathilde blieb taub gegen diese Schmeicheleien und kalt für alle Aufmerksamkeiten der jungen und alten Ritterwelt. Treu ihrem Schwure, den sie aus freiem Entschlusse dem Gatten geleistet hatte, vermogte auch Nichts sie schwankend zu machen, und nach und nach blieben die Herren, vor denen sich die Pfalzgräfin

endlich gar nicht mehr sehen ließ, von Cochem zurück, um sich nicht daheim verlacht und verspottet zu sehen.

Der Erzbischof von Köln hatte dem Schenkungsakt gemäß Siegburg in Besitz genommen und dort seine Einrichtungen getroffen; da wurde aber der Prälat eines Morgens sehr früh geweckt, und seine Räthe und Beamten aus Siegburg standen mit blutigen Köpfen vor ihm, ihm zitternd zu berichten, daß der Pfalzgraf Heinrich plötzlich sein Kloster verlassen habe, und in der Stille mit einem starken Heere vor Siegburg erschienen sei, wo er geschworen, die Diener des Erzbischofs alle zu ermorden. Unvorbereitet habe man ihm keine Gegenwehr thun können, und deshalb in der Flucht sein Heil gesucht.

Verwundert hörte der Fürst diesen Bericht; da kam aber auch schon eine förmliche Proklamation den Siegburger Flüchtlingen nach, in der es hieß: Er, Heinrich, der Pfalzgraf, habe sich anders besonnen, sei wieder aus dem Kloster zurück getreten und werde sich beeilen, seine früheren Besitzungen zu reklamiren. Er habe deshalb die erzbischöflichen Kölner aus Siegburg verjagt und werde auch dabei sich noch nicht beruhigen, da ihm rechtlicher Weise Köln selbst gehöre. Sobald er deshalb dort nur seine Verwaltung geordnet, solle es auf Köln los gehen, und der Erzbischof könne sich immer um ein anderes Erzstift umsehen.

Mogte eine solche Sprache auch lächerlich klingen, so war sie es aus dem Munde eines Mannes, der mit vielen tausend beutelustigen Raubgesellen gegen einen unvertheidigten Ort losbrach, doch in der That nicht, und stimmte die Kölner im Gegentheil sehr ernst. Heinrich war offenbar verrückt, das hatte er sowohl früher als während seines Klosterlebens und endlich auch jetzt bewiesen; was hatte man aber nicht alles von einem solchen Menschen an der Spitze einer Armee zu befürchten? — Deßungeachtet verlor der Erzbischof den Muth nicht, stellte den Seinigen die Gefahr zwar vor, zeigte ihnen aber auch den bestimmten Sieg, in so fern Keinmand den Kopf verliere, da der Kluge, Verständige und Ruhige den Tollen zu besiegen vermögte, erließ dann schleunigst die angemessensten Befehle an Köln, Bonn und an die benachbarten Orte, und war so im Stande, dem Pfalzgrafen, als er nach einigen Tagen gegen Bonn und Köln anrückte, nicht nur die Spitze zu bieten, sondern ihn auch so durchaus zu schlagen und sein Herr zu zerstreuen, daß er sich von einigen seiner Feldobersten begleitet, auf's Roß schwang und gegen Koblenz zu flüchtete. Aber auch die Koblenzer wollten ihn nicht, und schon in

Andernach war er nahe daran, gefangen zu werden, bis er sich nach Münster wandte, und so auf Nebenwegen mit den wenigen, die er gerettet, nach seiner festen Burg Cochem zurück zog.

Mathilde hörte, daß Heinrich das Kloster verlassen hatte, und sie lebte in dem Gedanken an ihn wieder neu auf. Wie er es verlassen, und daß er sich gleich die ärgsten Grausamkeiten erlaubt, daß er in toller Wuth Tausende schonungslos hingemordet, davon sprach man ihr nicht, und dessen hielt sie ihn auch nicht fähig; da hieß es: „der Pfalzgraf ist auf der Burg" — und liebend breitete ihm Mathilde die Arme entgegen, ihn an die froh und stürmisch bewegte Brust zu ziehen. Schmeichelnd nahte er sich ihr und schmeichelnd erwiderte er ihre Liebkosungen. Ganz glücklich drückte sie das schöne, von langem Gram gebleichte, aber darum grade doppelt einnehmende Gesicht an seinen Busen, daß das goldene Lockenhaar ihr herab über den weißen Hals wallte; da riß er schnell ein langes Messer aus der Tasche hervor, und in einem Augenblick hatte er diesen Hals durchschnitten, daß der Körper mit dem blutströmenden Rumpfe zur Erde fiel, und er das Haupt an den Haaren in der Hand behielt.

Seine Kriegsobersten waren eben im Schloßhofe versammelt, um Plane für die Fortsetzung des Krieges zu machen, da nicht nur Köln, sondern auch Trier und andere Fürsten sich gegen den Unsinnigen verbündet hatten, und der Erfolg eines so gewaltigen Angriffs als nicht eben sehr zweifelhaft, die Seinen mit banger Besorgniß erfüllte. Da trat er, aus dem Schlosse kommend, das blutige Haupt seiner Gattin hoch in der Luft haltend, schnell mitten unter sie und rief lachend: „jetzt müsse Ruhe und Friede einkehren, denn er halte ja die Friedens- und Siegespalme in der Hand." — Im ersten Augenblick war Alles scheu auseinander geflogen; dann aber sprangen einige auf ihn zu, ergriffen ihn mit starker Faust und sagten: „Sollen wir den Wütherich, der uns mit kalter Grausamkeit das Herrlichste auf der Welt, die sanfte, liebenswürdige Fürstin ermordete, sollen wir ihn noch länger unter uns, oder gar als Herrn an unserer Spitze dulden? fort mit ihm in's Gefängniß, wohin er gehört, daß er dort an der Mauer, die ihn einschließt, oder an der Kette, die ihn an dieser Mauer hält, seine Wuth ausläßt, nicht aber hier, wo Nichts mehr vor ihm sicher ist" — und schnell ward er, der sich Anfangs noch mit seinem Schwert und dem Messer wehren wollte, das eben die gräßliche That verrichten half, entwaffnet, mit Stricken gebunden und so nach Trier transportirt, wo er im Gerichtshofe abgeliefert wurde.

Carden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachdem er hier einige Monate in einem einsamen finstern Loche gesessen hatte, führte man ihn ins Kloster Epternach, wo er bald darauf starb. Die schreckliche That aber erhielt sich noch lange im Munde des Volkes, und nach der Sage wandelte der Geist des Mörders, das blutige Haupt der Gemordeten in der Hand, bei jeder besondern ungewöhnlichen Veranlassung, durch die öden Burghallen, in der Mitternachtsstunde. Man kreuzte und segnete sich, wenn man ihm da zufällig begegnete; wußte aber auch zuverlässig, daß der Burg entweder ein feindlicher Ueberfall drohe, oder der Tod eines aus der Familie entschieden sei. Ja man treibt es noch weiter, und alte Legendenschreiber lassen den Geist noch vor 100 Jahren durch die Trümmer schreiten. Mit Heinrich dem Tollen erlosch der Fürstenstamm seines Hauses in grader Linie, und andere Besitzer, wie sie weiter unten in der geschichtlichen Notiz angegeben, folgten aus verschiedenen Geschlechtern als Burgherrn zu Cochheim, bis 1140 Kaiser Konrad III. Schloß und Stadt als erledigtes Burglehn einzog. Aber schon 100 Jahre darauf kam beides in den Besitz des Erzstifts unter Boemund, da dieser dem Kaiser bedeutende Anleihen gemacht hatte, die ihm nicht ersetzt werden konnten; und von dieser Zeit an wurde Cochem als wichtiger Militairplatz von den Erzbischöfen betrachtet und benutzt; bis das Schloß ¼ Jahr vor der durch die Franzosen bewirkten furchtbaren Zerstörung der Stadt gesprengt und dann in Brand gesteckt wurde. Entsetzt hörte man das Krachen der springenden Minen, die die Mauern und Gewölbe weit um sich herwarfen, und entsetzt sahe man den Brand, der mehrere Tage hintereinander die Flamme zum Himmel trieb, von oben herab die ganze Gegend rund um her mit grausigem Scheine erhellte und in den Fluthen sich wiederspiegelte. So war das ungeheure Werk, das Jahrhunderte muthig getrotzt hatte, in wenig Tagen zu einem Trümmerhaufen geworden.

Wenn man von den sogenannten Cochemern Stückchen spricht, so ist dies ein Scherz aus den ältesten Zeiten, mit dem die Amtsstädte den begünstigteren Reichsstädten gern etwas anhaben wollten, daher für Cochem das Stückchen vom lebendig begrabenen Maulwurf, von der wiederauferstandenen Grasemücke und der fliegenden Bratwurst u. s. w., das sich noch lange im Munde des Volkes erhielt; aber auch für andere Städte hatte man Sprichwöter, wie in Boppard die Sage von den himmelblauen Wolkenperücken, in denen ihr Bürgermeister auf der Reichstagsversammlung zu Cochem er-

schien u. a. m. Ihrer Seits vereinigten sich die Geneckten wieder und konnten von Staketenreitern wider jene singen.

Schon früher wurde des Schlosses Wunnenberg rückwärts Cochem erwähnt, das in einem romantischen Thale auf steiler Felskuppe gelegen mit der Burg und Stadt ein wirklich selten schönes Ganze ausmacht. Ein Bach, im Sommer fast ganz ausgetrocknet, aber im Frühjahr, wie alle Gebirgsbäche der Mosel, hoch und reißend, kommt das Thal, gerade vom Schlosse herab und ergießt sich gleich unterhalb Cochem. Dies Thal aber ist vielleicht eins der interessantesten, wenn man die Geschichte der Ritter und Besitzer zu Schloß Wunnenberg daran knüpft. Der Bach treibt einige Mühlen, die aber im Sommer meist unthätig und stille liegen; Steinbrücken wölben sich für den ziemlich guten Weg darüber. Der Schloßberg, auf dem jetzt nur die Ruinen und Trümmer einstiger Größe in die Wolken zu ragen scheinen, ist mit Holz ziemlich dicht bewachsen und bildet noch jetzt mit den vielfachen Abwechselungen von Weinpflanzungen, nackten steilen Felsen, bewässerten Wiesen und Fruchtfeldern (Gärten) einen höchst anmuthigen Wechsel, in dem man sich, mit nur einigem Gefühl für Naturschönheiten, gewiß unwillkührlich so tief verliert, daß man sich gewaltsam herausreißen muß.

Auch Schloß Wunnenberg hatte das Schicksal des Cochemer Schlosses und so vieler andern in dieser und fernerer Gegend: die Franzosen, fürchtend, daß es ihnen einst verderblich werden könnte, kamen von der Feste Montroyal herüber und zwei Lieutenants des Königs Ludwig XIV., die Herren von Saris und von Montalt, gaben Befehl, es in die Luft zu sprengen. Geschäftig bemühte man sich erst, Alles, was irgend transportabel war, fort nach Montroyal zu bringen, dann aber wurden die Minen in den Felsen gehauen, die Kammern mit Pulver gefüllt und — gesprengt. Gleich jenem des Cochemer Schlosses gewährte auch dies einen schrecklichen Anblick; weithin borsten die Mauern, und hoch wirbelte die Flamme zum Himmel hinauf, daß der Rauch viele Stunden weit den ganzen Lichtkreis verfinsterte, während der furchtbare Donner durch die Felsen mit hundertfachem Echo widerhallte und selbst die entfernteren Bewohner in Angst und Schrecken setzte. Die Sprengung von Festungen, Gräbern, Mauern ist gewiß immer ein ergreifender Anblick; aber doppelt schaurig mag dies in einem Gebirgslande sein, wo der Schall hier und dort bewegt immer wieder zurück und an andere Felsen stößt und so gleichsam das, was dort ein Mal ist, hun-

dertmal giebt. Wenn man dann denkt, was da war, was für Schicksale und Erinnerungen sich an das wirklich Große und Kunstvolle knüpfen, und daß das Alles, nun in wenigen Tagen, gleichsam ihre Erbauer höhnend, in das Nichts verwandelt daliegt, aus dem es tausend Jahre zuvor mit unendlicher Mühe und Kraft hervorgerufen worden, so fühlt man sich gewiß doppelt wehmüthig gestimmt und begreift die Menschen nicht, die mit kalter Ruhe und innerem Frohlocken auf dem gegenüberliegenden Felsen stehn und auf das Werk ihrer Verrichtung herrüber sehen. Da standen die Kommandanten Montalt und Saris wirklich und sahen zu. Das Schloß, den Herren von Wunnenburg-Bilstein gehörig, kam nun an die Grafen von Metternich, deren Letzter jetzt der Fürst von Metternich, Herzog von Portella, Oestreichischer Hof- und Staatskanzler ist.

Cochem: Chucheme ad Andridam. Geverhard, Altgraf der Mosel »antiquus comes de Mosella« wohnte daselbst 1025. Es scheint entweder zu den kaiserl. Pfalzgütern gehört zu haben, in deren Alodialbesitz sich, nach Erlöschen der Carolinger, die ripuarischen Grafen setzten, oder zu jenen Ländereien, welche, nach Erzählung des Chronisten Ditmar von Merseburg, Kaiser Otto III. dem Gemahle seiner Schwester Mathilde, Pfalzgrafen Erenfrid, schenkte »dans ei quam plurima, ne viles ceret innata sorori a parentibus summis gloria« Richenza, welche Cochem ererbt hatte, gab dasselbe 1056 dem Sohne ihres Oheims Hezelin, Stifter der Abtei Laach »tradidi quoque urbem Chucheme cum omnibus illuc pertinentibus prefato Henribo comiti palatino, ut sit defensor et aduocatus super ipsum predium Clotteno.« Auch kömmt schon um diese Zeit ein castrum daselbst vor, bei dem ein Reichszoll sich befand, von welchem im folgenden Jahrhunderte die Abtei Sprengirsbach, so wie von allen Moselzöllen, befreit wurde. Nach dem kinderlosen Ableben des Pfalzgrafen Wilhelm um 1142, erklärte Kaiser Conrad III. alle Besitzungen desselben, namentlich den Wald Contel, als dem Reiche heimgefallen: »omnia ejus allodia justis modis in regni proprietatem jure devenerunt.» Pfalzgraf Hermann von Staleckun, Graf Godfrid von Spanheim, Graf Otto von Rheineck nebst andern bezeugen die Urkunde darüber. Da aber die Besatzung des Schlosses Cochem sich nicht fügen wollte, belagerte der Kaiser dasselbe 1150 und nahm es mit Gewalt. König Philipp der Hohenstaufe entledigte 1203 das Erzstift von dem dort angelegten neuen Zolle »ipsis theloneum, quod apud Kocheme quasi de novo fuerat institutum, omnino remisi-

mus: servato tamen jure antiquo thelonei. quod temporibus predecessorum nostrorum, dive memorie Romanorum Imperatorum illic solebat haberi.« Kaiser Adolf übergab 1294, wie schon früher bemerkt, dem Erzbischofe Boemund die Reichburgen Cochem und Clotten bis zur Bezahlung von 2000 Mark cöln'scher Denare, zur Ausrüstung und zum Unterhalte von fünfzig Helmen während sechs Monate auf künftigem Römerzuge, und fünfthalb Tausend Mark anderweitiger Schuld. Albrecht I. nennt diese Summe so groß, daß sie ihm kaum abtragbar schien »quod vix spes esse poterat luitionis.« Er erklärte daher unwiderruflich den Erzbischof und seine Nachfolger auf ewige Zeiten zu erblichen Burggrafen des Schlosses Cochem »ita quod dicti castri hereditarii buregravii perpetuo remaneant et existant.« Heinrich der Lützelburger bestätigt 1309 und 1310 diesen Akt mit den übrigen Rechten des Erzstiftes, eben so 1314 und 1332 Ludwig der Baier. Carl IV. aber überläßt 1346 dem Erzstifte Schloß Cochem als volles Eigenthum »pleno jure ac titulo proprietatis tenenda conferimus et donamus.« Derselbe bewilligte ihm auch 1360 eine Zollerhöhung daselbst von zwei alten Groschen auf das Fuder Wein, und einen halben auf das Malter Getreide. Wenzel der Böhme wiederholt dieses 1376. Noch werden in dieser Urkunde Cell im Hamm, Beilstein, Carden, Alken nebst Burg Thuron, Covern ꝛc. genannt. Immer aber hielten sich die Kaiser das Oeffnungsrecht und den freien Gebrauch der Veste in Kriegszeiten vor. Reichsburggrafen vor der Abtretung an Trier erscheinen 1250 Werner, 1265 Cunrad, 1290 Heinrich von Nurenberg, der kein Siegel führte: als trier'sche Burggrafen Johann aus dem Haus Polch-Peschile, 1350 Hermann Wepeling von Bell, so wie 1420 Arnold von Kettig, Amtmann zugleich der Stadt nebst Pflegen, ferner 1440 Hermann vom Weiher zu Nikenich, nach ihm mehrere Leyen und Elze, so wie noch andere. Erzbischof Theodorich verlieh 1217 dem Stifte zu Pfalzel bei Trier die Pfarrkirche und Pfarrgefälle zu Cochem „damit durch Vermehrung der Einkünfte auch die Andacht der Brüder sich vermehre" »ecclesiae Palaciolensis, quae nobis speciali familiaritate est dilecta, penuriam relevare cupientes, ut adauctis stipendiis religio etiam fratrum augeatur, ecclesiam de Kocheme etc, etc. eisdem fratribus contulimus, libere in perpetuum possidendam.« Damit die Beschenkten aber nicht undankbar der Nachwelt erscheinen, sollen sie immer am Sterbetage des Schenkers ein feierliches Jahrgedächtniß halten. Neben der Pfarrkirche lag eine Klause, deren 1270 und 1316

schon Erwähnung geschieht. Von vier Schwestern lebte noch eine, Catharina von Carden, darin, zu deren Unterhalt der Rest der Güter kaum reichte. Diese gab 1463 Erzbischof Johann gleichfalls dem vorgenannten Collegiatstifte, welches das Gebäude bald verkaufte, nur das dabei befindliche Gasthaus behielt. Dem Geschenke fügte derselbe noch einige Weinberge neben der Herrnwiese bei.

Lauretta, Gräfin von Spanheim, hatte sich 1328 bei ihrer Sühne mit dem freigelassenen Erzbischofe Balduin ausser Manderscheid und Bernkastel auch Schloß Cochem als Unterpfand vorbehalten. Zu ihrer Sicherheit sollte es Herr Johann von Braunshorn besetzen und ihr Treue „zu den Heiligen" schwören. Selbst nach Bezahlung der bedungenen 30,000 Pfund Heller blieben die drei Burgen noch so lange der Gräfin zur Sicherheit, als Balduin lebte. Um diese Zeit wurden, wie zu Boppard und Oberwesel, alle Juden, damals vor Andern reich, auch hier ermordet. Die Veranlassung gab der Ruf von dem bekannten grausamen Tode des Knaben Werner, welche durch ihre Hand sollte gefallen seyn. An keinem Erzbischofe hingen die Cochheimer treuer, als an Otto, Grafen von Ziegenhain. Eine tapfere Schaar hatte ihn auf zwei Hussitenzügen begleitet, und mehrere Rathsherren pilgerten später mit ihm ins gelobte Land. Dafür erklärte er 1422 die von der Pestseuche hart mitgenommene Stadt auf zehn Jahre steuer- und schatzungsfrei. In der Urkunde sagt der Erzbischof: »angesehen soliche betwengliche Noit vnd Armoide, als dan vnse lieue getruwe Gemeynde zu Cocheme lange Zyt vnd nochhu de by Tage gelieden haint, und liedent, daz wir Vergencklichkeit derselben versorget etc.» Oft hielten sich im sechszehnten Jahrhunderte die Churfürsten auf der Burg, in dem „Hause Cochem" auf. Johann von Baaden soll, durch Auffliegen eines Pulvermagazins, beinahe umgekommen sein. Nach einer Sage waren es Verschworene, welche sich seiner zu entledigen suchten: nach anderer, alchymistische Versuche, die unglücklich ausschlugen. Sein Nachfolger, Erzbischof Jacob, bewilligte der Stadt bei zunehmenden Verkehre und Zuflusse der Umgegend einen regelmäßigen Wochenmarkt. Innerhalb Cochheim wurde vormals ein Gericht gehalten »uff dem Markt binnen den vier Orten, genant das Samstags Gericht.« Dieses besaßen mit allen seinen Rechten und Zubehör, hoch und nieder, auch Zoll daselbst, nebst einer Hofstatt auf der Burg, genannt „am Maulbeerbaum" ausserdem Felder, Weinberge ꝛc. als Erzstift. Lehn die Wunnenberg Beilstein, nach ihnen die Freiherren von Metternich. Bei dem Ein-

falle Albrechts von Brandenburg 1552 nahete sich ein Streifcorps dem Schlosse, plündernd und verwüstend ringsum. Im dreißigjährigen Kriege wurde der Nachbarschaft und der Stadt selbst übel mitgespielt durch Kaiserliche, Spanier und Schweden. Als Christoph von Sötern, bei der Coadjutorwahl des Reifenbergers, Miene machte, die Franzosen wieder ins Land zu bringen, nahmen 1650, mit einem Theile der Besatzungen von Koblenz und Ehrenbreitenstein, die Domherrn Carl Caspar von der Leyen und Hugo Eberhard Cratz Mayen und Cochheim weg. Die Franzosen beschossen dasselbe 1673 unter dem Marquis de la Trousse. Unterhalb der Löscher Linde, von der Seite des gleichnamigen, zum Schlosse gehörigen Hofes, wo dasselbe aus der Nähe beherrrscht wurde, hatten diesesmal und späterhin die feindlichen Angriffe statt. Das eigentliche Mißgeschick Cochheim's begann erst nach der Erbauung Montroyal's. De Saxis, Lieutenant du Roi, nahm mit weniger Mannschaft zu Ende Octobers 1688 Schloß und Stadt nebst der Wunnenburg weg. Ersteres hatte wenige, letzteres keine Besatzung, die Burg konnte sich nicht halten. Täglich zogen Truppen durch, plagten und quälten die Einwohner. Am schonungslosesten hauf'te de Saxis selbst, der mehrmals wiederkehrte. Milder benahmen sich Graf de Montalt, Commandant von Montroyal, und einzelne Offiziere, die von Zeit zu Zeit Quartiere machten. Im folgenden April und Mai ließ de Saxis das Schloß und die Wunnenburg unterminiren. Dann wurden Geschütz und Meubles weggeführt, die Gebäude in Brand gesteckt, die Werke gesprengt. Zu Ende Augusts erschien Marschall Boufleurs mit 15000 Mann und zahlreicher Artillerie: er umschluß die Stadt rings, auch von jenseits der Mosel her. Drei Stürme auf den unhaltbaren Platz wurden am 25, abgeschlagen, als Nachmittags unter dem furchtbarsten Kanonenfeuer die Franzosen durch die Bresche drangen. Sie hatten dritthalbtausend Mann, darunter sechs Obristen, zehn Hauptleute, vier und zwanzig Lieutenants, vor dem „Reste" wie sie sich ausdrückten, verloren. In jenem, innerhalb der Stadt erschossenen Obristen, dessen Blut die Soldaten mit Tüchern aufwischten und die Leiche beim Abzuge mitnahmen, soll der Bürger den frühern Entehrer seiner Tochter erkannt haben. Was den ältern angesehenen Bewohnern noch übrig blieb, wurde gefangen fortgeführt: mehrere kamen erst nach dem Frieden zurück. Ohne Nahrung mußten sie, mit dem ihnen geraubten Eigenthume beladen, Tage lang zu Fuße wandern, von brennendem Durste gequält. Doch fanden sich unter den Offizieren auch mensch-

lichere: vorzüglich Kinder wurden durch sie gerettet, und ihnen auswärts Obdach und Kleidung verschafft. Uebrigens hatte der Angriff am Ludwigsfeste statt, Boulleurs wollte seinem Könige die eroberte Veste zum Angebinde bringen: wahrlich, wie er die Gabe ausschmückte, ein ewig denkwürdiges Geschenk! Von deutscher Seite befehligte als Stadtcommandant der churtrier'sche Obrist Kratz von Scharfenstein, welcher tödtlich verwundet am Hauptaltare der Klosterkirche niedersank: unter ihm standen die Hauptleute Gressenich und von Wenz. Bei den Kaiserlichen wird als Obrist ein Freiherr von Chizola, bei den Brandenburgern ein Major von Golz, bei den Mainzern als solcher ein Herr von Hagen genannt. Verfasser nahm, was er hier über Benennung und Einnahme von Cochheim liefert, großentheils aus handschriftlichen Nachrichten, die, Archivareigenthum eines Koblenzer Adelsgeschlechtes, von Augenzeugen herrühren. Nach denselben befand sich das feindliche Hauptcorps auf dem Berge zu Faid, in Verbindung mit der trierer Straße: anderthalb Regimenter, die Niedermosel beobachtend, lagerten zu Clotten, drei Bataillons, davon ein Theil in Cond, auf dem rechten Ufer. Bei manchen Bewohnern der Stadt blieb der Eindruck des erduldeten Jammers so tief, daß man bejahrte Menschen lange nachher fand, welche Nachts mit dem Schreckensrufe „die Franzosen sind da" aus dem Bette sprangen. Fieberhafte Zustände sollen, nach der Aussage damaliger Aerzte, hiedurch bedeutend verschlimmert worden sein. Bei wiederkehrender Ruhe wurde auch das nach Ehrenbreitstein geflüchtete Brustbild des heiligen Bischofs Martin, Gegenstand uralter Verehrung, zurückgebracht. Es ist siebenzehnthalb Pfund Silber schwer, eine sehenswerthe antike Arbeit und befindet sich mit darin eingeschlossener Relique noch gegenwärtig in der Pfarrkirche. Cochheims übrige Bewohner nahmen dasselbe in dem feierlichen Zuge auf der Herrnwiese ab.

Wunnenberg: Wunnenbergk. Daniel, Herr daselbst, sein Sohn Wirich, dessen Gattin Gezela, erscheinen als Urkundenzeugen um 1280. Letzterer trägt 1304 dem trier'schen Erzbischofe Diether von Nassau, dem Bruder Kaiser Adolph's, sein Schloß als Mann- und Frauenlehn auf. Cuno und Gerlach, Gebrüder, verbinden sich 1356 zum Dienste Erzbischofs Boemund gegen den Grafen von Spanheim. Beide belehnt mit der Saffenberg'schen Vogtei Strimig in der Herrschaft Beilstein, und andern Gütern daselbst. Ihr Vater, Cuno der ältere, hatte Lyse von Braunshorn, Erbtochter Gerlach's des letzten Mannes, zur Gemahlin. Dadurch kamen die Söhne nicht nur in den Besitz

der prüm'schen, sondern auch der Reichslehen, welche ihnen Kaiser Carl IV. verlieh, so wie nach Aussterben des Stammes in jene der trier'schen, namentlich der Herrschaft und Stadt Beilstein mit den Dorfschaften Ellenz und Poltersdorf: worüber der Lehnrevers 1363 an Erzbischof Cuno ausgestellt wurde. Aber schon im nämlichen Jahre verkauften sie auf Wiederkauf für sechstausend Gulden demselben ein Viertel der Burg und des Thales, so wie zwei Theile ihrer Hälfte an der Herrschaft: die andere hatte ihre Stiefgroßmutter Hedwig als Witthum inne. Nach ihrem Ableben sollte das Erzstift mit den Brüdern sich in gleiche Hälften theilen. Dadurch geriethen letztere in Zwist mit der cöln'schen Kirche, welche behauptete, ältere Rechte als Trier auf das Ganze zu haben. Zwei bisher ungekannte Urkunden von 1380 und 1395 liegen darüber vor. Johann und Irmsen von Elter, dessen Hausfrau, verzichten auf die Curschen und Butschuhe, welche am Martinitage das Kloster Himerode den Thurmwächtern zu Wunnenberg liefern mußte: dafür sollten die Mönche beide in ihr Seelenbuch setzen und zu allen „Fronefasten" sie in Gebet und gute Werke einschließen. Denselben belehnte 1458 Erzbischof Johann mit dem alten Familienlehn, der Hofstatt am „Muylbeerbaum" auf dem Schlosse zu Cochem, dem Samstagsgerichte und übrigen Gütern: ferner mit dem Geleitsgelde von zwei Pfennigen für jeden Wagen Wein und einen für jeden Karren, welche Fremde über den Cochemer Berg ausführten: dann mit der Wildbahn zwischen den Endert- und Elrebächen, dem Fischfange darin ꝛc. Als gleiche Lehen erhielt er die Hälfte von Beilstein und bedeutende Gefälle, zur Burg Treis gehörig. Mehrere ähnliche Lehnbriefe sind vorhanden. Früher schon hatte er mit seiner Gattin von Erzbischof Werner einen fernern Vorschuß von elfhundert Gulden gut rheinisch „welche sie den Juden schuldig waren" auf dem Erzstifte schon verpfändete Beilstein erhalten. In der Ausstattung ihres Sohnes, Johann des Jungern, kommen unter andern acht Betten vor, wovon die Wittwe, eine Hunoltstein, durch Vertrag vier behalten sollte. Der Enkel Cuno hatte ohne Wissen seines Lehnsherrn, des obengenannten Erzbischofs Johann, auf seinen Antheil an Beilstein vom Pfalzgrafen Geld geliehen, ihm die Burg geöffnet und die Unterthanen schwören lassen. In einem Manngerichte zu Koblenz 1488, wobei der Herr von Ronkel und Isenburg, die Grafen von Manderscheid, von Sayn, nebst zahlreichen Rhein- nnd Moselrittern als Richter saßen, mußte sich derselbe gegen den Erzbischof deßhalb und wegen anderer Lehnpflichtverletzungen, hinsichtlich Wunnenberg,

verantworten. Cuno leistete dem Urtheile keine Folge und wurde daher seiner Lehen verlustig erklärt, auch die Veste Beilstein einen Monat lang vom Erzbischofe eng eingeschlossen. Endlich verglich Graf Eberhard von Würtemberg die Sache gütlich: der Pfalzgraf erhielt eine Geldentschädigung und mußte zurückstehen. Cuno's Sohn, Philipp, versprach 1536 dem Erzbischofe Hermann von Cöln das in Trier verpfändete Haus Beilstein wieder zu lösen, wie auch drei Jahre später geschah, und dasselbe, gleich den übrigen cöln'schen Lehen nur von seinem Erzstifte künftig zu empfangen, welches er auch 1545, 1558, 1561 that. In seinem Testamente verordnete er zwei Jahre später, daß sein Sohn Philipp der jüngere, nach ihm die Herrschaften Wunnenberg und Beilstein als Stammhalter behalten sollte, jedem seiner Brüder aber jährlich die „herrliche Summa von zweihundert Gulden" bezahlen. Der Vater, Kaiserl. Kammerrichter, starb 1583, und nun entstand weit aussehender Streit über die Erbschaft. Philipp, zugleich Burggraf zu Alzey überfiel zur Nachtzeit seinen Bruder Cuno in Beilstein, welches dieser nicht räumen wollte. Erst 1602 fand ein friedlicher Austrag statt: Philipp's Söhne behielten Beilstein, ihr Oheim Cuno Wunnenberg. Mit Wilhelm starb das Geschlecht 1635 aus. Drei Jahre später erhielt der Domprobst, Freiherr Emmerich von Metternich, vom Capitel, das, während der Gefangenschaft des Churfürsten Phil. Christoph von Sötern den Regierungsgeschäften vorstand, die Belehnungszusage. Er und seine Brüder Wilhelm und Lothar hatten zum Schutze des Erzstiftes gegen die mit den Schweden verbündeten Franzosen eine Kriegsschaar auf eigene Kosten geraume Zeit hindurch im Felde gehalten. Auch sprach für sie das noch in frischem Andenken lebende Verdienst ihres erlauchten Oheims, des hochsinnigen Lothars, Vorgänger Söterns. Aber dieser, freigelassen, wollte niemals einwilligen, obgleich Cöln ihnen längst seine Rechte übergeben hatte. Da stellte 1652, bei seinem Regierungsantritte, Carl Caspar von der Leyen denselben insgesammt den Lehnbrief über alle Wunnenberg-Beilstein'sche Lehen aus, in deren Besitz sie dann auch bis zu den neuesten Zeiten blieben.

Wir haben vorhin einer Alterthums Sammlung des Kreisphysikus Dr. Comes in Cochem gedacht, die dieser während einer Reihe von Jahren mit mannigfachen Opfern und außerordentlicher Mühe sich anzueignen wußte; er war es, der die Andeutungen von Geschichtschreibern, daß in den Treiser und Bardener Bergen und an andern Orten früherer Römerstraßen, Alterthümer verborgen sein

mögten, eifrig benutzte und mit dem verstorbenen Friedensrichter Drusch zusammen in unermüdlicher Thätigkeit forschte und grub, bis er seinen Fleiß durch reichliche Ausbeuten belohnt fand; er ist es aber auch, der gerne Kosten und Vergnügungen opfert, um anderweitig seine Sammlung zu bereichern. Wir lassen hier einige Gegenstände folgen, die für den Alterthumsfreund gewiß von Interesse sein werden, andere mögen die wenigen Zeilen überschlagen.

a) Gegenstände germanischer und römischer Zeit, alle aus der Moselgegend: eine Streitart aus Granit. Töpferarbeiten: einige vorzüglich fein und blendend roth, andere bläulich und schwärzlich, mehr oder minder verziert. Darunter sind Aschenkrüge, Schlüsseln, Teller ꝛc. Glasarbeiten: Vasen, Becher, Schalen, mannichfach an Form und Größe, die schönsten im Bergwalde Hochpochten gefunden. Elfenbein- und Knochenarbeiten: Heftnadeln, Durchziehspitzen, Knöpfe ꝛc. Metallarbeiten: Götterbilder, Hausgeräthschaften, Waffenstücke. Noch sieht man in der Sammlung: Opfergeschirre, Lampen, Ringe und Aehnliches. Der Münzen und Medaillen in Kupfer, Silber und Gold ist eine große Zahl. Die Reihe der bei Bertrich gefundenen beginnt mit einem Germanicus Augustus und schließt mit einem goldenen Anthemius.

b) Gegenstände altdeutscher Kunst. Ein vollständiger antiker Altar mit gothischen Zierrathen. Ein Tisch und eine Kiste, beide künstlich geschnitzt. Pokale und Humpen von mancherlei Stoffen, mit und ohne Bilderwerk, mehrere mit Inschriften. Vorzüglich merkwürdig ist der oft besprochene Giftbecher des Albertus Magnus, Dominikaners zu Köln, den man lange für verloren hielt. Ueber Nacht mit Wasser gefüllt erregte er, im medizinischen Gebrauche, eine bekannte gewaltsame Bewegung des Magens nach oben, mit Wein eine ähnliche in entgegengesetzter Richtung. Das Räthsel ist jetzt gelöst. Er bestand aus doppelten dünnen Lagen einer weißlichen, bisher nnuntersuchten Metallmischung. Die innerste Lage ist fein, kaum sichtbar durchlöchert, zwischen beiden befindet sich äußerst künstlich Spießglas, antimonium, eingefügt: das Mehr oder Weniger der Auflösung brachte den Erfolg hervor. Aechtheit des Geschirres ergibt sich aus der alten Inschrift. So ist auch eine vollständige treffliche Ritterrüstung eines Grafen von Blankenheim, mit allen dazu gehörigen Waffen, interessant: das Visir des seltenen Helmes stellt ein Rittergesicht dar. Kleinere Schnitzwerke aus verschiedenen Stoffen, künstliche Messer und Gabeln, Brautgeschenke aus dem Mittelalter, müssen hier noch bemerkt werden.

c) Gebrannte Gläser der ersten altdeutschen Meister: ganze Fenster und Einzelnes aus der Entstehungsepoche bis zum Untergange der Kunst. Sie gaben dem Besitzer Gelegenheit, manche wichtige Entdeckungen zu machen, und schon früher öffentlich mitzutheilen. Sie mögen nicht wenig zur Wiederauffindung des Verfahrens beigetragen haben. Vorzüglich lebhaft sind die Farben auf vielen dieser Gläser. Das schönste, in seiner Art vielleicht einzige, ist eine Darstellung von 6½ Zoll Breite auf 8 Zoll Länge, gleich dem feinsten Miniaturgemälde. Vor einer Felsenhöhle sitzt ein lesender Eremit, in orangefarbigem Gewande, einen italienischen Strohhut zur Seite: ein kräftiger, ausdrucksvoller Kopf im männlichen Alter. Vor ihm liegt ausgestreckt ein Hirsch, hinter welchem mehr aufwärts ein zielender Jäger mit Bogen und Pfeile kniet. Die Scene scheint aus dem Leben des heiligen Aegidius zu sein. Es ist als ob die Figuren athmeten. Das grüne Goldlaub des Gesträuches, die Ultramarin-Perspektive des Sees mit Inseln sind trefflich gehalten. Ueber den Figuren, damit sie desto lebhafter hervortreten, ist das Glas mit Flußspathsäure bis zur Hälfte ausgeätzt. Dieses Bild gehört gewiß zu den gelungensten Erzeugnissen der Glasmalerei.

d) Gemälde: Vor allen zieht ein früher im Priorate der Abtei Brauweiler zu Clotten befindliches, in welchem wir die Pfalzgräfin Richenza erkennen möchten, den Blick auf sich. Es hat, hinsichtlich sowohl des Gesichtes, als der Kleidung, namentlich des Kopfschmuckes, auffallende Aehnlichkeit mit zwei alten Darstellungen derselben. Auf Holz gemalt, scheint es Copie, aber von Meisterhand, zu sein. Lang geschnittene, braune, glänzende Augen, fein gezogene Augenbraunen, fast griechische Nase, kleiner Mund, edele, wohlwollende Züge: eine wahre jugendliche Schönheit! Vor einem dunkeln Sammetmützchen, das nach Westerwälder Art knapp anliegt, bilden die blonden, auf der Stirne gescheitelten Haare einen Halbkranz, der, anfangs dünn ausgeschnitten, dann voll und voller, in wallenden Ringellocken rückwärts auf die Schulten fällt. Herablaufende Goldschnüre schlingen sich zu Schleifen über emaillirten Ohrgehängen, welche traubenförmig in große Perlen auslaufen. Eine doppelte Reihe kleinerer Perlen umgibt den weich gerundeten, blendend weißen Hals. Das schwarze, dicht schließende Gewand läßt oben den Busen frei. Ein feiner Nesselshawl, mit Spitzen besetzt, von Edelsteinagraffen gehalten, erhebt das Ganze. Uebrigens scheint der Ausdruck des Gesichtes Wehmuth und ernstes Nachdenken. Das Bild ist 28 Zoll hoch, 22 breit.

e) Prachtvolle Handschriften, unter welchen vier Bibeln nebst zwei Meßbüchern, kunstvoll durchgeführt. Eine der ersteren besteht aus mehreren schweren Foliobänden, in denen jedes Doppelblatt eine ganze Pergamenthaut ausmacht. Die Meßbücher sollen im Besitze des heil. Bernard's gewesen sein.

f) Seltene Incunabeln aus den ersten Jahren der Buchdruckerkunst ihre ganze Entwickelungsepoche hindurch. Vor den übrigen verdient eine Bibelübersetzung in deutscher Sprache vom Jahe 1483, mit illuminirten Holzschnitten geziert, Berücksichtigung. Eine spätere, gleichfalls hier befindliche, lag vormals in der Abtei Steinfeld an einer Kette angeschlossen. Alle diese Handschriften und Druckwerke sind vollständig und rein erhalten, was überhaupt von der ganzen Sammlung gilt. Außer diesen besitzt Doktor Comes noch eine bedeutende Zahl vaterländischer und fremder Chroniken, diplomatischer und genealogischer Schriften, Urkunden und Siegel. So ist auch die Collection mathematischer, physikalischer und astronomischer Werke von berühmten Künstlern sehenswerth.

Cochem gegenüber, also auf der rechten Moselseite, liegt das Dörfchen Cond (Chunde), klein, aber äußerst hübsch gelegen, da man aus den Häusern an der Moselseite die herrlichste Aussicht auf Cochheim und seine beiden Ruinen Schlösser hat, während man gleichzeitig den Fluß eine Strecke auf- und abwärts sieht und viele hundert abwechselnde Naturschönheiten dem Auge entgegenglänzen.

Cond hatte in der Regel mit Cochheim in Rücksicht auf militairische feindliche Angriffe oder Durchmärsche ein Schicksal, und wenn es wie jenes zerstört wurde, suchte es sich ebenfalls mit Cochheim zugleich wieder zu erheben, ihm kamen also auch so manche Vorzüge der Stadt zu Nutzen und eine gewisse Wohlhabenheit spricht zugleich für den Fleiß seiner Bewohner. Cond hatte besonders schöne und klangreiche Glocken, die der Erzbischof Otto dem Orte einst zum Geschenk machte, indeß später, nach dem Bau der Feste Montroyal, von den Franzosen mit fort in jenen Ort genommen wurden. Es scheint sonach schon lange Princip der Franzosen gewesen zu sein, das, was sie Gutes in andern Dörfern, Städten, Residenzen fanden, als gute Beute sich zuzueignen und mitzunehmen; und so darf man nicht dem Kaiser allein dergleichen Beschlagnehmen zur Last legen; er that nur, was alle seine Vorgänger in Frankreich gethan hatten, und fand darin gewiß ganz etwas Natürliches. Eigentlich keine schlechte Combination! — Das Dörfchen hat aber auch etwas Unge-

wöhnliches von sich aufzuweisen, wenigstens etwas Ehrendes, nämlich der Kaiser Maximilian bezeigte im Jahre 1512 dem heil. Bischofe Martin in Cochheim seine Verehrung und besuchte bei der Gelegenheit auch Cond, wo sein höchst prächtiges Gefolge in Zelten lagerte. Nachdem er beide Orte, Cond und Cochheim, reichlich beschenkt hatte, zog er weiter nach Trier zum großen Reichstage. Von dort aus besuchte er oberhalb Trier den berühmten und eigenthümlich erbauten Igler Thurm und veranstaltete dort auch an einem Tage ein großes Fest, an dem viele Hunderte aus der ganzen Gegend Theil nahmen. Die Beschreibung dieses Thurmes dürfte vielleicht für manchen meiner Leser nicht ohne Interesse sein, und in so fern er auch an der Mosel, wenn gleich nicht hier gerade, liegt, erscheint mir dieselbe auch nicht dem Werke zuwider laufend.

Dieses so berühmte Denkmal, welches die Gestalt einer viereckigen Pyramide hat, stehet in dem zwei Stunden ober Trier gelegenen Dorfe Igel, an der Grenze des Luxenburgischen Gebietes, nahe am Einflusse der Saar gegenüber in die Mosel, auf einer kleinen Anhöhe am Fuße der daranliegenden Weinberge, zur rechten Hand der Landstraße, die von Trier nach Luxenburg führt: von diesem Alterthum führt die Mosel hinab nach Trier. Das anliegende Dorf soll von dem auf der Spitze dieses Denkmals sitzenden Adler den Namen Igel, oder in französischer Sprache aigle aquila, nach der gemeinen Herleitung, bekommen haben; welche Meinung aber der allerjüngste Beschreiber dieses Thurmes, Herr Schultheiß Lorent von Epternach, widerlegt, sagend: es wäre, wie er in der Höhe selbst gesehen, kein Adler, sondern ein geflügelter Genius, gleich unsern Engelsbildnissen, gewesen, dessen Leib abgeschlagen, und die Federn sammt linkem Fuß der Kugel nach herabhangende noch übrig wären. Dieses Werk ist von ungeheuer großen Sandsteinen erbauet; bewunderndwerth ist es sowohl wegen seiner Seltenheit, als auch wegen der Kunst, so das Ganze beseelt; weit und breit wird seiner Art keines gefunden. Man führte dieses Denkmal in groben Steinen hoch auf, ehe es ausgehauen ward. Es stehet auf einem Viereck von 12 Schuhen; die ungleiche Seiten gegen Süden und Norden, enthalten 16, und die gegen Osten und Westen 13 Schuh in der Breite. Arnoldus mercator setzt die Höhe auf 100, Ortelius aber nur auf 72 Schuh, Hr. Lorent 64 französische Schuh. Sehr verschiedene Meinungen trifft man über dieses Wundergebäude an; einige sagen, es sei ein Denkmal Konstantins und Helenens, die sich beide die Rechte geben, ihre

Vermählung anzuzeigen. Andere wollen die Heirath der Agrippina und des Germanicus daraus erkennen; etliche wollen behaupten, es sei ein Denkmal der Geburt des Kaisers Cajus Kaligula; die wahrscheinlichste ist, das es den zwei Gebrüdern Secundinus Aventinus, und Secundinus Securus und ihren Nachkömmlingen sei errichtet worden. Oben auf der Spitze dieses Wunderbaues sieht man ein geflügeltes Bild, wie oben gesagt; auf dessen Brust entdeckt man, daß es einen Schleier auf dem Haupt gehabt; es steht auf einer steinernen, mit Ränften umzeichneter schweren Kugel, die keineswegs hohl ist; unter der Kugel nimmt man vier Menschenköpfe wahr — eine Erinnerung an die vier Menschenalter. Nun wollen wir das ganze Stück durch alle seine Theile betrachten.

In Stellung der Aufschrift, welche doch der Schlüssel zur Auflösung der eingehauenen Bilder sein sollte, sind die Scribenten des vorigen und jetzigen Jahrhunderts nicht einig; wir haben sie im August 1781 genau untersucht, die mit Kalk bedeckten Buchstaben ausgesäubert und also in 8 Zeichen gefunden.

Unsere muthmaßliche Herstellung und Leseart der Inschrift, sammt der aus 29 Absätzen bestehenden und hier eingeschalteten Erklärung der Figuren des Iglerthurmes ist folgende:

1. D. T. (dedicatum Titulum) Secundino Securo, qui locum
   Egle vocatum
2. fundavit primus cum Secundino Aventino
3. ac filiis Secundini Securi et Publiae Pa-
4. catae conjugi Secundini Aventini et Lucio Sac-
5. cio Modesto et Modestio Macedoni filio ej-
6. jus judici Secundinius Aventinius et Secundi-
7. nius Securus parentibus defunctis et Defuncturis
8. sibi vivi viae hujus redintegratores posuerunt.

Dieses Denkmal schauet mit seiner Hauptseite zur Mosel und der Saar, gegen Mittag. Ich nenne sie die Hauptseite, weil sie mit 3 in Lebensgröße dort stehenden, und 3 oben in runden Brustbildern hangenden Personen, sammt der Unterschrift dem von Trier nach Igel Gehenden rechter Hand ins Auge fällt.

Das Fundament steht etwas tief im Grunde, also, daß es mit einem gemauerten Viereck umgeben, und man durch Treppen hinabsteigen muß, wenn man es unten ringsum betrachten will; auf der Thür steht das Chronographicum: CVra fJt patrVM pa, trJae, ne qVoD antJqVJtas eXstrVXJt, VetVstate CorrVat.

Nämlich als dieser Thurm im Jahre 1765 den Einfall von oben drohete, haben die Lurenburger Herren Landstände mehrere tausend Lurenburger Thaler verwendet, mit Beiführung vieler großen Quadersteine, um dem Umsturze vorzubeugen; bei welcher Gelegenheit ein Gerüst bis zu oberst mußte angebracht werden.

Das unterste der mittägigen Seite zeiget keine Figuren; über diesen Steinen ist ein Saal, auf dessen Ecken Kortinen hängen. Zur rechten am Tisch sitzet eine Person, die eine Schrift vor sich hat; um selbe stehen bis auf die linke 10 andere Personen. Durch den Sitzenden denke ich einen Richter über die Partheien, nämlich den Modestius Macedo, Sohn des Lucius Sacius Modestus, dem beigesetzt ist JVD, das ist Judici.

Ueber der Abbildung dieser Gerichtsstube steht die Secundinische Securus und Aventieus-Familie, zwischen zwei äußersten halb säulenweis aufsteigenden Einfassungen, deren jeder Fuß einen an eine eierförmige Figur den Schnabel setzenden Vogel, die vier Quartier nackende Kinder mit allerhand Gebärden der Armen, und der Aufsatz in der Mitte des Strauswerkes einen Geniuskopf zeigen.

Dazwischen in dem Felde stehen 3 halb erhabene Bildnisse mit Gewändern bis über und an die Knie; die zwei äußersten sind größer als das mittelste, dem das Alterthum den Kopf und linken Fuß hinweggeholet hat; alle Füße sind nackend bloß; das mittlere giebt die Hand dem auf linker Hand stehenden. Ich halte jenes, das zur Rechten steht, für den Secundinus Securus, und das zur Linken für den Secundinus Aventinus, das mittlere aber für den Lucius Saccius Modestus, des Letztern Sohn; die über ihnen in der Mitte hangende Weibsperson ist die Publia Pacata, Ehefrau des Secundinus Aventinus; zur Rechten derselben hängt das Bild des Sohnes des Secundinus-Securus, und linker Hand die Tochter.

Ueber diesem hohen Felde sind zwei Gesimswerke, zwischen welchen die Glückseligkeit dieser Familie im Kleinen ringsum vorgestellt wird; nämlich, in einem auf 4 Säulen ruhenden Saal sitzen am Tisch zum Essen rechter Hand der Hausherr, linker Hand die Hausmutter; diesen reichen Sohn und Tochter stehend die Gläser; auf der Tafel zeigen sich 3 Schüsseln; zwischen den Säulen stehen rechter Seits 2 Mundschenke, zur Linken 2 die Speisen abtragende Bediente; dieses zum Besten noch erhaltene Stück läuft durch alle übrige Seiten des Thurmes.

Auswärs folgt ein hohes Feld, auf welchem 5 Personen, und linker Hand steht zwischen zweien eine Weibsperson, die ein in viele Falten gelegtes Tücherwerk einer Seite an der Hand hält, und scheint dadurch das Gewerbe eines Tuchhandels angedeutet zu werden, den Secundinus Aventinus und Publia Pacata getrieben haben.

Auf diesem ruhet der dreieckige Aufsatz unter dem Joch des Thurmes, in dessen Höhe der Heiden-Gott Bacchus mit einer Laubkrone, in der Rechten einen Krug, in der Linken seinen Thyrsen-Stab haltend, ganz ausgekleidet, mit ausgespreitzten Füßen, der von zwei ihn bei den Armen angreifenden rasenden Bacchantinnen hin und her gerissen wird; diesem Schutzgott scheint das am Fuße des Weinbergs stehende Denkmal fürdersamst geweihet zu sein; weil er noch mehrmal vorkommt.

Nun folgt die Dachspitze, welche unten breit, in der Höhe schmal zusammen geht und schuppenförmig gebildet ist; über derselben ist ein Aufsatz, unten schmal, oben weit, an dessen Endseite zwei nackende Kinder, in der Mitte aber ein zwischen 2 gewundenen Schlangen stehender Kopf ist, das vierte oder höchste Alter des Menschen bedeutend.

Ueber diesem liegen 2 sogenannte Sphynxe, oder ungeheuere Räthsels-Jungfern, die auf ihren Rücken die Eingangs bemerkte große Kugel tragen.

Die Abendseite hat im Grund 3 Reihen: in der untersten sind 2 Wasserfräulein, und dazwischen 2 Meerpferde. In der mittlern ein Schifferhäuschen, und ein mit 2 runden Ballen beladener Nachen, auf dessen hintern Theil ein Schiffer sitzt; vorn gehen zwei nackende Kinder am Seil; in der obersten sind 4 Delphinen, deren erster ein Kindchen führt, der zweite folgt frei, auf dem dritten sitzt einer Seits, und auf dem vierten reitet ein Kindchen. Diese Vorstellungen sollten die Aufsicht der Secundiner auf die Wasserwege bedeuten.

Gleich auf dem Fundament ruhet ein großes Viereck, gleich jenem, wovon oben die Rede war, wo ein auf einem Leiterwagen zuvorderst sitzender Fuhrmann mit 2 Pferden einen Kaufmanns-Ballen führet. Dies zeigt den Gebrauch des Weges zu Land an, und die Aufsicht darüber.

Jetzt folgt ein Stockwerk in der Höhe, dem oben erwähnten gleich, auch auf beiden Seiten die 4 übereinander stehenden Kinder habend; das Feld aber ist in der Mitte in zwei Stücke getheilt; im untern, welches einigermaßen erloschen, sitzen zwei Hirten-Gottheit-

Castburg
Monument of Wessel

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ten gegen einander, nämlich die Göttin Pallas unter einem Baume, und der ihr gegenüber gleichsam in der Luft schwebende Apollo mit dem Schäferstabe in der Hand, von welchem Virgil Lib. 3. georgicon. singt:

Te quoque, magna Pallas, et te, memorande, canemus, Pastor
ab Amphryso.

um die Schafweide auf dem rückwärts liegenden Berge anzuzeigen.

Oberhalb diesen ist ein Rahmendurchschnitt, und stehet daselbst Perseus mit einem spitzigen Stecheisen in der Hand, an welchen eine Schlange springt; gegenüber steht die, wiewohl schon viel verloschene, Medusa, Beherrscherin der Gorgonischen Inseln, zu deren Füßen eine halbe Meermuschel steht, welches Perseus durch Hülfe der über ihm erscheinenden Göttin Pallas sammt der Schlange getödet hat. Dieses Blatt will den Schutz dieser Göttin andeuten, und ist zu bemerken, daß Perseus ein Patron der Reisenden gewesen und unter den Sternen einen Platz erlangt habe.

Ueber diesem ist eine Fortsetzung jenes schmalen Platzes, der um den völligen Thurm an den vier Seiten läuft, von welchem oben gesprochen wurde. Dort bringen die Bauern dem vor einer Kortine der Saalthür stehenden Haus-, Hof- oder Küchenmeister, ein Häschen, Fische, ein Huhn, Eier im Körbchen. Dies scheint abermal die Einkünfte des Secundinisches Hauses zu bedenten.

Gleich dem oben erwähnten folgt jetzt ein hohes Stück. — Zwei Personen fahren in einer zweiräderigen, unbedeckten, mit 2 Pferden bespannten Halbchaise daher, deren jene, die linker Hand sitzet, die Zügel und Peitsche hat. Ueber den Pferden stehet L IIII. d. i. lapis quartus, der vierte Stein. Nämlich die Römer haben ihre Meilen mit Steinen abgemarkt; 4 Steine waren ihnen 2 deutsche Meilen so weit liegt Igel ober Trier. Deßhalb halte ich doch nicht mit jenen, welche meinen, dieser Thurm sei ein bloßer Meilenstein gewesen.

Unter dem Joch kommt wieder ein Dreieck, wie das oben erwähnte, welches den Jason, einen berühmten Reis-Mann zu oberst vorstellt; mit der Rechten hält er einen Spieß, mit der Linken einen Schild. Gegen ihn liegt zu Boden die Medea mit ihrer Zauberbüchse in der Hand; hinter ihr sitzt der Drache auf dem goldenen Vließ, zu welchem die Medea dem Jason den Zutritt verschafft hat.

Ueber diesem Dreieck steigt wiederum das geschuppte steinerne Dach hinauf, auf dessen Kapital, zwischen zwei gewundenen Schlan-

gen ein männlicher Kopf steht, der das dritte Menschenalter anzeigt; über welchen die Sphynx-Abentheuer die Eingangs beschriebene Kugel tragen.

An der Nordseite sind im Fundament drei Reihen ausgezeichnet; in der untersten stehen ein Meerfräulein, ein Meerpferd, abermal die erste und zweite Figur; in der mittlern ziehen 2 nackende Kinder einen mit 2 Kugel-Ballen beladenen Nachen den Fluß hinab; zur obern Seite ruhet eine Flußgöttin auf einem umgekehrten Wasserkrug, in der obersten sind 5 Wallfische theils beritten, theils geführt von Kindern.

Ueber diesem ist ein unverschämter Bacchantentanz. Ein Führer im Bauernrock, in der Linken den Thyrsusstab haltend, leitet mit der Rechten eine nackende Bacchantin, welche mit ihrer Rechten eine kleinere hält, diese aber mit der Rechten die dritte Rasende mit fliegenden Haaren, bei welcher ein geißfüßiger Satyr mit einer langen Ruthe in der Hand den Tanz mitmacht. Dieses Bildniß ist schon ziemlich verloschen, zeigt indessen genugsam an, daß an selbigem Ort die schändliche Bacchanten-Raserei geübt wurde.

Auf dieses häßliche Stück kommt wieder zwischen zwei Erdsäulen und darin in die Höhe steigenden mehrentheils Wasser-Kinderchen der himmlische Thierkreis zwischen den 4 blasenden Hauptwinden, deren unterster Aquilo auf seinen fliegenden Haaren einen Adler sitzen hat. Innerhalb des Thierkreises zeigt sich ein vierrädriger Schrotwagen, nur in Balken bestehend, wie jene, auf welche man fudrige Fässer oder schwere Ballen ladet; auf diesem stehet Herkules ganz frei, mit seinem Kolben in der Linken, die Rechte zu der aus den Wolken ihm die Hand bietende Göttin Pallas aufstreckend. Der Zodiacus steht hier in einer vollkommenen Kreisrundung, deren Perpendicular-Durchschnitt oben zwischen der Wage und Jungfrau, unten zwischen den Fischen und dem Widder steht. Die 12 Himmelsfiguren mögen wohl die 12 Mühen des wandernden Herkules vorstellen, von welchen die Poeten singen:

Emensus longi Claviger orbis iter.

Die Göttin Minerva oder Pallas hat den Herkules geliebt, wie ihn die Juno verfolgte; sie nahm ihn unter die Halbgötter zu dem Sternenzelte auf.

Oberhalb dieser Vorstellung läuft der oben beschriebene Glückstand der Secundiner hin. Ein hoher Berg steht in der Mitte, an beiden Enden ein Bauernhäuschen, zwischen welchen ein Bäuerchen ein mit

einem Fäßchen beladenes Pferd den Berg hinauf, ein anderer sein ebenfalls beläſtigtes den Berg hinab treibt.

Das darüber ſtehende Viereck ſtellt die nackende Figur des Apollo Hyperboreus vor, der als ein ſtarker Jüngling mitten zwiſchen zwei geflügelten Greifen ſteht und ſelbige bei der Bruſt hält. Dieſe geflügelten vierfüßigen Thiere waren dem Apollo Hyperboreus gewidmet. (Man leſe hievon die von Hoffmann angezogenen alten Scribenten). Es wurde aber durch dieſelben die Sonne angedeutet, wie dann auch

Unter dem Dachwerk in einem männlichen mit Glanz umgebenen Bruſtſtück der Apollo Agileus mit ſeinen rechts und links vorgeſpannten Sonnenpferden, welche ſind Hirois, Eous, Aethon und Phlegon, erleuchtet.

Das Dachwerk iſt wie in den vorbeſchriebenen Seiten. Der mit Schlangen umgebene dritte Kopf zeigt das Jünglingsalter des Menſchen an. Das übrige wie bei den vorhergehenden Seiten.

Die Morgenſeite hat im Fundament nur eine einzige, unter den Schlütten auf einem umgekehrten Waſſertopf ruhende Najade oder Nymphe, und das zu unterſt am linken Eck.

Das darauf ruhende Quartier iſt vom Wetter ſehr verdorben, man ſieht nichts mehr, als eine nackende Weibsperſon, welche zu den oben erwähnten raſenden Bacchanten-Weibern zu gehören ſcheint.

Nun folgt ein abermaliger Aufſatz zwiſchen zwei Halbſäulen, mit beiderſeits aufſteigenden Kinderchen, wie in den zwei vorhergehenden Seiten. Das Feld iſt ebenfalls wie das Abendſeitige getheilt. Unten liegt eine faſt nicht mehr kennbare Figur ohne Kopf, welche die rechte Hand in die Höhe ſtreckt; und etwa die Hecatem Compitalem oder wegweiſende Göttin vorſtellt. Im obern Stück dieſes Faches zeigen ſich die 3 Schweſtern, Hesperides genannt, in ihrem Garten, deren erſtere Aegle (ein Name, der dem des Wohnplatzes Egle ſehr gleicht), die zweite Aretuſa, und die dritte Hesperetuſa hieß. Die erſte ſteht in einem langen Gewand, unter ihren Brüſten geht eine hoch über ſie in die Luft ſchwebende Binde, in der rechten hält ſie einen Apfel, welchen die Dichter von Gold zu ſein vorgeben, in der Linken ein Füllhorn. Die zweite ſteht an einem Baum, den ſie mit der linken Hand hält; dieſe Figur iſt unterhalb ſehr verloſchen. Bei derſelben ſitzt auf dem Gras die dritte Schweſter, oben nackend, unten aber in ein Gewand gewickelt. Dieſes hohe Stück iſt beiderſeits wie die vorigen mit Kinderchen beſetzt, worunter 5 faſt erloſchen ſind.

Uebrr dem Garten der Hesperiden ist jenes schmale Stück, welches in kleinen Personen den Stand der Secundinischen Familie vorstellt. Diese Morgenseite enthält die Küche, wo gekocht und gebacken wird.

Etwas höher ist ein Tisch, an dessen unterm Ecke linker Seits ein Rechner sitzt. Zur Rechten steht ein Herr, und auf der andern Seite eine Weibsperson, welche mit beiden Händen sich über den Tisch und eine Rechnung vorlegt. Rückwärts derselben ist entweder ein Bauer, welcher Rechenschaft giebt, oder ein Bedienter. Das Dreieck unter dem Dache ist nur noch halb zu sehen, stellt wie das nächstvorige den Apollo, Phöbum oder die Sonne sammt ihren Pferden in einem Bruststück, also auch hier den Mond vor, in dem Bildniß der auf ein viertel Mond-Zeichen ruhenden Diana. Den Vorspann machen ihr beiderseits eine laufende Hirschkuh. Das Dachwerk sammt übrigen ist wie in den vorigen Seiten, außer daß nun zwischen den zwei Schlangen das kindliche Alter des Menschen vorgebildet wird.

Nimmt man nun alles zusammen, was auf diesem Igler-Thurm vorkommt, so sieht man, daß derselbe mehr als einen Dienst beweisen sollte, nämlich den ersten der heidnischen Religion durch Vorstellung der Schutz- und Weggötter, des Bacchus, des Apollo, der Diana oder der Sonne und des Mondes, der Pallas; wie auch der heidnischen Halbgötter, als des Hercules, Jason, Perseus, unter welchen doch die vornehmste Absicht auf den Bacchus mag gewesen sein. Dieser Heiden-Gott wurde auch Dionysus benannt: die Christen zu Igel haben ihm den h. Bischof und Martyrer Dionysius, den Areopagiten, zum Kirchenpatron untersetzt. Den zweiten der öffentlichen Straßen-Station, zu Land und zu Wasser; worüber die Wegbesorger bestellt waren. Den dritten dem Gedächtniß der Secundinorum ihrer Vor- und Eltern. Den vierten ihrer Glückseligkeit und ihres Gewerbes.

Eben so freundlich als vor Cochem bleibt die Gegend auch noch jenseits dieser Stadt, und wann rechts und links auch gewaltige Höhen zum Himmel aufzusteigen scheinen, so bleibt doch noch eine blühende Landschaft zwischen dem Gebirge rechts und dem Strom, auf welche die Schöpfung eine Fülle von Kraft und Vegetation ausgegossen hat. Mitten in dieser schönen Landschaft erhebt sich das Dörfchen Sehl (Sele) das aber — wie dies nur allzuoft der Fall ist, eben so arm und dürftig da liegt als die Gegend rings umher reich er-

ſcheint; aber zu theurer Ankauf, vielleicht auch noch Rückerinnerungen der früheren verderblichen Kriege, von denen es ſich, da ihm der Handel fehlte, nicht ſo ſchnell wieder erholen konnte als das nah gelegene Cochem, brachten ſeine Bewohner herunter und der geringe Verdienſt, der ihnen bleibt, mag wohl nicht dazu geeignet ſein, ſich wieder aufzurichten. Das Erzſtift Cöln, das es früher und namentlich im 14 Jahrhundert beſaß, mochte ſich übrigens ſchon damals nicht eben ſonderlich viel darauf einbilden, wenigſtens ſpricht die allzugroße Vernachläßigung dafür und ſo mußte das arme Sehl zufrieden ſein, nur überhaupt in jener lieblichen Gegend geduldet zu werden.

Sehl: Sele. Eigenthum der köln'ſchen Kirche, kömmt es ſchon in der Mitte des zwölften Jahunderts urkundlich vor. Erzbiſchof Arnold vertauſchte daſelbſt den ungebauten Berg Soch gegen Weingärten, welche der Abtei Sprengirsbach gehörten. »In vicinia castri Chuchemo sita est villa nomine Sele, pertinens ad ecclesiam Coloniensem, que est beneficium domini Regenbaldi de Ysenburg ab Archiepiscopo Coloniensi.« Dieſes iſenburg'ſche Lehn hatte in zweiter Hand Dudechin von Cunch, in dritter Theodorich von Watzenach. Kaiſer Conrad III. beſtätigte den Tauſch, welchen Erzbiſchof Albero von Trier unterhandelte. Simon der Alte, Herr zu Kempenich, beſaß 1345 daſelbſt einen Hof, mit welchem 1407 Johann von Monreal belehnt war. Mit Cochheim und Cond brannte der Ort zur Zeit Ludwig's XIV. ab.

Ganz anders liegt kurz oberhalb Sehl hart am Fluſſe der hübſche Ort Ebernach, ein Stationsort der Churfürſten von Trier, wenn ſie ihre Moſelreiſe von Coblenz aufwärts machten und Hugo von Orsbeck war es namentlich, der hier faſt alle Jahre einige Zeit verweilte und dann den Eberjagden beiwohnte die er hier veranſtaltete. Die alte Kirche ſteht nur noch theilweiſe, aber das Dörfchen, in jüngerer Zeit erbaut — der Lacher Abtai als Priorat zugehörig — macht ſich deſto beſſer. Hier hielt ſich zu ſeiner Zeit, d. h. zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der Leibarzt des Erzbiſchof Mathias und der Magiſter Rembert eine Zeit lang auf und und erfand mehrere Rezepte, die — wie die Sage geht, immer auf Hochheimer, ein Lieblingsgetränk ſeines Herrn, ausgehn mußten. So viel iſt gewiß, daß ſich der Erzbiſchof einbildete, beſtändig krank zu ſein und der Magiſter dann immer auf neue Kuren ſinnen und neue Heilmittel verordnen mußte, da das alte nicht mehr helfen wollte und ſollte; Hochheimer war indeß, wie geſagt, die Axe oder vielmehr der Zuſatz, die Kräuter

aufzulösen, und der Doktor betrachtete ihn so wie die jetzigen Apotheker das Wasser. Einst habe sich der Aeskulap in großer Verlegenheit befunden, als der Gebieter ein Rezept gegen die Folgen der Sonnenfinsterniß verschrieben haben wollte und ihn zu dem Ende 6 Wochen hier in Ebernach einlogirte. Er hatte ihm gleichzeitig seinen Neffen zur Erziehung und zum Unterricht mitgegeben und hoffte der gelehrte Magister werde aus dem Jungen etwas Rechtes machen; aber der Junge war 24 Jahr alt und fand an den griechischen und römischen Vorträgen des Schulmeisters so wie an dem Studium der Botanik wenig Geschmack; er übte vielmehr die Botanik auf einem andern Felde ein, stahl sich dem würdigen Magister, wenn er ihn tief in schweinsledernen Foliodeckeln vergraben wußte, zum Hause und zu einer Hinterthüre hinaus, und war dann in kurzer Zeit in Cochem, wo er so glücklich botanisirte, daß er sich bald die schönste Blume der Stadt brach und sie in seinen Ebernachschen Garten zu verpflanzen suchte. Das wäre ihm aber um ein Heer sehr schlecht bekommen, denn als er seine Therese in des Oheims Kabinettchen so recht con amore einquartiert hatte, um so täglich und stündlich, wenn der Hofmeister ihn verließ, gleich der Taube girren und tändeln zu können, kam plötzlich der Erzbischof auf einer Reise nach Trier hier einzusprechen, da die Unruhe einer neuen Krankheit ihn nicht in Mainz duldete. Ludwigchen saß sorglos bei seiner Therese und auch ihr fiel es nicht im Traume ein vor der Zukunft zu bangen, daß sie sich an der Seite des Geliebten so sicher als in Abrahams Schooß glaubte, da trat der Vertraute ihrer gegenseitigen Liebe, der ehrliche Junker Wildenbroch, der das Täubchen auch physisch speisen und tränken mußte, damit Niemand im Schlosse etwas merken sollte, zu ihnen ein und machte ihn durch die Schreckensbotschaft: der Oheim sei eben angekommen, einer Bildsäule gleich erstarren. Hier war nun keine Zeit zu verlieren, denn Seine Eminenz wollten in ihr Kabinett und Therese mußte also hinaus. Das beste Mittel war, dem ehrlichen Magister Alles aufzubürden, denn *der*, meinten die beiden Jünglinge, würde sich schon aus der Schlinge ziehen, er sie einmal ja ein Gelehrter und fürs zweite ein Freund des Erzbischofs.

Therese quartierte in der Geschwindigkeit aus und der Oheim ein. Vorher freute sich dieser aber nach des wohlgesitteten Neffen, den er den Plan hatte, jetzt mit nach Trier zu nehmen und dann auf der Rückreise noch Mainz auf seinen neuen Stand vorzubereiten; Louis sollte, wie er, geistig und — wenn es dem höchsten gefiel, einmal an

seiner Statt Fürst und Herr zu Mainz werden. O weh! wo blieb da aber Thereſe? die war bei der Rechnung nicht mit auf das Additions- oder Multiplikationsexempel geſetzt werden und ſo mußte ſich gewiß das ganez Facit bedeutend reguliren.

Der Hofmeiſter verſicherte Seine Gnaden, wie Louis, ein liebes unſchuldiges Kind, ein hoffnungsvolles Ebenbild ſeiner erlauchten und großen Ahnen gewiß auf der Bahn der Ehre und Tugend fort wandeln werde, und der Erzbiſchof fand keinen Grund, den Worten des Lehrers zu mißtrauen. Er reichte ihm deshalb gütig die Hand zum Kuße und klopfte ihm freundlich die erröthete Wange. Kaum war aber Onkelchen fort, da warf ſich Louis dem Magiſter ſtürmiſch an die Bruſt, daß dieſer halb erdrückt ſich mit Gewalt von dem Ausbruche ſeiner Zärtlichk-it befreien mußte und rief: „Ach Freund! Lehrer! Vater! retten Sie mich, ſonſt bin ich verloren.“ —

Der Magiſter, ein ſtiller ruhiger Mann, der nie in ſeinem Leben dergleichen Paroxismen-Anfälle gehabt und auch an ſeinem Zögling noch nicht erlebt hatte, erſchrack heftig über ein ſo unpaſſendes und ſelbſt unwürdiges Benehmen und ſtellte ihm vor, wie Cicero und Salomo — aber davon wollte Louis nichts hören, bat ihn um Verzeihung, jetzt unterbrechen zu müſſen, und wiederholte ihm eur, daß er verloren ſei, wenn er, Herr Rembert, ihn nicht rette. Noch konnte indeß dieſer ſeine — ihm konfuſe klingenden Worte von Liebe und Glück, und Entſagung, und Tod, und Verzweiflung nicht begreifen, als ſich die Thüre öffnete und Thereſe ſelbſt ins Zimmer flog, da Louis nun ſogleich dem Magiſter mit den Worten: „meine Thereſe, meine Geliebte, meine Frau und, wenn Sie wollen, mein Alles“ — vorſtellte. Das Wort Frau kam ihm wie ein Rezept gegen die Sonnenfinſterniß aber vielmehr für dieſelbe vor, denn ſein Horizont verfinſterte ſich in dieſem Augenblick ſo ſehr, daß er alle Kraft der Seele in der: Frau davon fliegen ſah! War das alſo der Lohn der Mühe und Sorge die er ſich mit Louis jahrelang gegeben? war das der Lohn für ſeine Lehren und Ermahnungen, den Lockungen der Sünde zu entfliehen und treu nur der Tugend und einem edleren Beruf zu ſein? war das der Lohn für —? o Himmel! er wußte nicht, was er Alles fragen, was er Alles ſagen ſollte, das eine Wort hatte ihn zerſchmettert. Wo waren nun die Ausſichten für die Zukunft? wo nun der Hirtenſtab? die Biſchofsmütze? — Aber noch hatte er ſich nicht erholt, noch war er mit ſich ſelber nicht im Reinen, da kam das größere Ungewitter hereingebrochen, der Fürſt ließ ihn rufen und fragte

ihn befremdet, was das zu bedeuten habe, wenn er dort ein Häubchen, dort einen Frauenschuh und dort gart ein angefangenes Kindermützchen sehe? und das Alles in seinem Kabinete! —

O armer, armer Magister! — Ja! Nein! — was sollte er antworten? wie das böse Gewissen stand er vor dem überraschten Geliebten, er dachte an eine Ausrede, aber — pfui! gelogen hatte er in seinem Leben noch nicht, also nein! lieber Alles bekannt, und doch, das ging auch nicht, da wußte er nicht recht, was er bekennen sollte, deshalb — ja das war das beste — er war krank, recht krank und mußte in sein Zimmer gehen, sich ein Rezept zu verschreiben und mit dem Rezept ins Bett zu legen. Großer Gott! hätte er je gedacht, so etwas erleben zu müssen, aber überleben konnte er es auch nicht, dies mußte sein Tod sein. Er ging also, aber zwei Minuten später kam der Erzbischof aus Theilnahme ihm nach, um zu sehen, ob er auch nicht gefährlich krank wurde, und was sah er? Therese hatte sich eben vor Angst und Zweifel an des Magisters Brust geworfen, ihn zu bitten, sie nicht in der Noth zu verlassen und er — was blieb ihm am Ende übrig — mußte sie noch obendrein trösten. Das war aber dem religiösen Erzbischofe außer allem Spaß und aufgebracht wollte er eben den Diener zur Rede setzen, der seinen Schwur vergessen und Ehr und Tugend so frech verletzt hatte, als Louis auf einer, Therese auf der andern Seite vor ihm niederknieten und um Verzeihung und — seinen Segen beten. Mathias war ein guter gefühlvoller Mann, er hatte sich zwar lange mit dem Plane herum getragen, Louis solle geistlich und einst vielleicht sein Nachfolger werden, aber er sah die Thränen in beider Augen und — ohne erst lange zu fragen, wie das gekommen sei, legte er die Hände segnend auf ihre Stirn, hob dann den Zeigefinger der rechten Hand wie leise drohend empor und sagte: Lieber Magister, ist das das Rezept wider die Sonnenfinsterniß? —

„Gnädigster Herr!" — stotterte dieser, sich entschuldigen wollend; aber Mathias legte den Finger auf den Mund und sagte: „Nichts da! vielleicht hat es der Herr so gewollt und es sei gut so."

Bald darauf segnete er auch in der Kirche ihren Bund, und schenkte seinem Neffen dann den dortigen Besitz; sprichwörtlich hat sich aber die Frage: Ist das das Rezept wider die Sonnenfinsterniß? im Munde des Volkes erhalten.

Der Magister freute sich, daß die verwickelte Geschichte so glücklich gelöst wurde, und bat sich die Gnade aus, des jungen Herrn Kinder einst besser und achtsamer erziehen zu dürfen, und obgleich

Mathias zu dem Plane lächelte, so hatte er doch im späten Alter noch die Freude, den zweiten Sohn Louis zum Bischofe von Würzburg erwählen zu sehen. Der Magister, der gegen 90 Jahr alt geworden sein soll, versicherte, das sei die Folge seiner Erziehung, und Mathias und Louis drückten ihm gerührt und dankbar die Hand, wenn der Letztere auch die Ueberzeugung hatte, daß der ehrliche Magister daran unschuldig sei.

Es existirt eine Posse von Th. Hell: der Hofmeister in tausend Aengsten, die mit dieser Sage ziemlich viel Aehnlichkeit hat, vielleicht hat der ehrenwerthe Verfasser sie hierzu benutzt.

Ebernach: Evernach. Johann von Ebernach und seine erste kinderlose Gattin Mathilde schenkten ihre Güter daselbst und zu Valwig der Abtei Laach. Seine zweite, Margarethe, gebar ihm einen Sohn, weßhalb er sich von der Verbindlichkeit loskaufte und beiden den Besitz hinterließ. Diese aber gaben denselben wieder an Laach, von welcher sie ihn, gegen einen Erbpacht in Geld, zurückerhielten. Nach Aussterben des Stammes bewirthschaftete Laach die Güter selbst und setzte später einen Probst dahin. Das Gebäude, in welchem gewöhnlich, bei Angriffen auf Cochheim, der feindliche Befehlshaber seinen Aufenthalt nahm, wurde mehrmals von Grund aus zerstört. Die besuchenden Fremden pflegte die gastfreundliche Abtei, zur Abwechselung, dahin zu senden.

Weiter aufwärts die Mosel liegt auf dem jenseitigen Ufer das Dörfchen Valwig mit der Marienkapelle auf dem Valwiger Berge, durch Erzbischof Johann von Baaden zur geistlichen Pfründe erhoben; und noch weiter aufwärts breiten sich diesseits die kleinen Oerter Nieder- und Ober-Ernsch aus, während sich vorher in der Mosel wieder ein Wörth, minder groß als die mehr unterhalb, bildet.

Valwig: Valvei. Ritter Walther zu Treis und seine Hausfrau Agnes verpfändeten die vom Stifte Münster Maifeld lehnrührige Vogtei an dasselbe, lös'ten sie aber 1345 wieder ein. Ihre Nachkommen Rollman vom Geißbsuch nebst seinen Söhnen eines, Salentin von Arenthal andern Stammes, besaßen sie später, überließen ihm aber 1484 den Besitz nebst Hof und Renten für anderthalb hundert Gulden: vorbehaltlich ihrer ferneren Lehnsmannschaft. Auch die Ritter Mühl von der Wittlicher Neuerburg hatten Alodialgüter mit einem Burghause dort, namentlich Heinrich 1350. Erzbischof Johann erhebt 1463 die Marienkapelle auf dem Valwiger Berge zu einer eigenen Pfründe. Den Geistlichen sollen innerhalb des ersten Monates der

jedesmaligen Entledigung Vogt und Schöffe vorschlagen, und zwar »personam idoneam et nobis gratam« dieser aber bei der Kapelle wohnen. Hinsichtlich der Seelsorge gehörte Valwig in älterer Zeit als Filiale nach Bruttig, wo das Patronatsrecht den Herrn auf Brohl zustand. Der obere Theil des Kirchthums war 1606 durch den großen Sturm am Ostermontage umgeworfen und wahrscheinlich nachher, wie das gesenkte Dach zeigt, noch tiefer abgetragen worden.

Erzbischof Cuno der Falkensteiner errichtete in Nieder- und Ober-Ernsch daselbst 1578 eine für sich bestehende Pfarrei, indem der Dienst vom jenseitigen Bruttig aus bei Ueberschwemmungen, stürmischem Wetter, Eisgängen ꝛc. oft unterbrochen werde. Zehnten, Gülden mit andern Renten blieben ungeschmälert der Mutterkirche, die Stolgebühren aber der neuen Pfarrei. Zur Entschädigung für letztere sollte die Gemeinde dem dortigen dortigen Pastore jährlich zwei Ohmen aus einem Fuder zu nehmenden Weines liefern »boni et communis vini de vno dolio siue uase insimul assumendi, et non hostiatim seu particulariter de domo qualibet colligendi.« Ihrem neuen Seelsorger aber mußten beide Gemeinden jeden Herbst vier Ohmen guten trinkbaren Weines liefern: ferner innerhalb drei Monaten einen eigenen Weinberg, der jährlich ein gefülltes Karrenfaß ausgebe, roden und pflanzen: überdies ein anliegendes Feldstück von gleicher Ausdehnung zuweisen, damit er es selbst mit Reben anlegen könne. Ausserdem war die Pfarrei noch anderweitig mit acht Ohmen Wein, zwanzig Pfund Oel und vier Marken Geldes Cochemer Pagaments, nebst andern Jahreseinkünften, dotirt. Man sieht auch hieraus, daß die geistliche Oberbehörde nicht eher in die Trennung einer Filiale willigte, bis für die anständige hinreichende Subsistenz des Pfarrers gesorgt war. Freilich scheint der Keller über die Gebühr bedacht. Aber man ging nun damals von der Ansicht aus, daß die Last anstrengenden Kirchendienstes des erheiternden, stärkenden Weines nicht entbehren dürfe. Cuno selbst, wie bekannt, hielt viel auf eine gefüllte Flasche, ohne daß man ihm jemals Verletzung des Anstandes hätte vorwerfen können. Vielleicht bedachte der Erzbischof auch in seiner Weisheit die Nähe von Stadt und Schloß Cochem, und sah im Geiste zahlreiche Freundesbesuche voraus, bei welchen des Pfarrherrns Gastfreundschaft würde in Anspruch genommen werden. Zudem war Wein der vorzüglichste Gegenstand, durch dessen Verkauf schnell baares Geld einging. Mit Hofgerichte und Vogtei zu Ernsch belehnte 1341 Erzbischof Balduin den Ritter Werner Frie von Treis. Daher rühren die An-

sprüche, welche, hinsichtlich des Dorfes selbst, die Herren auf Ehrenberg, Pirmont und Schonenburg, als Nachkommen desselben, in späterer Zeit an das Erzstift machten und wodurch es öfters zu blutigen Händeln kam. Erst 1460 wurde der Streit verglichen. Während des bönnisch-köln'schen Krieges, zu dem die berüchtigte Heirathslust des Churfürsten Gebhard Truchses Veranlassung gab, litten beide Orte häufig durch Freibeuter. So erschienen 1580 jene wilden Gesellen von Kerpen, welche die Limburg. Chronik „henkermesige Buben" betitelt. Sie fanden sich wiederholt zu Nacht ein und nahmen, nach ihrer Gewohnheit, die vornehmsten Einwohner gefangen mit. Einmal führten sie, um ihn zu hohem Lösegeld zu nöthigen, den Pfarrer fort. Ein Reitergeschwader von der Wunnenburg holte sie aber ein, hieb die meisten nieder und befreite denselben.

Bald aber sieht man auf dem rechten Ufer den großen Ort Bruttig (Protege), wie er sich sowohl längs des Stromes, als auch landeinwärts hineinzieht. Bruttig zeichnet sich von den bisherigen Orten sowohl durch seine Größe, als auch durch seine zum Theil recht geschmackvollen Gebäude und seine Wohlhabenheit vortheilhaft aus, und wenn man es nach Polen versetzen könnte, würde es sicher für eine ansehnliche Stadt gehalten werden. Das Rathhaus, das neue Pfarrhaus, die Kirche u. a. m. ist gastartig und ihren verschiedenen Bestimmungen angemessen; man zeigt aber auch noch das Haus, das freilich vielfach erneut, doch die Geburtsstätte des Peter Schade (Petrus Mosellanus), eines großen und berühmten Grammatikers sein soll. In dem Rathhause wurde sonst ein Gericht aus sieben Schöffen gehalten, wie der Kurfürst von Trier diese Einrichtung mit dem Obervoigt, Grafen von Sponheim, gemeinschaftlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts bewirkte, die lange Zeit fortbestand, bis ein neues Jahrhundert die Schöffengerichte überhaupt verdrängte.

Bruttig: Protege. Es soll, der Sage nach, so alt wie Carden sein, und bereits zu Carolingerzeit bestanden haben. Urkundlich kömmt dasselbe im zwölften Jahrhunderte vor. Kloster Engelport besaß 1250 Güter daselbst. Ein halbes Faß dortigen Weinzinses vertauscht 1279 gegen einen Garten zu Cochem, welcher der Clause gehörte, Ritter Seward, genannt zu Berne, Sohn Theodorich's. Ein trier'sches Lehn, isenburgsches Unterlehn, hatten 1338 die Ritter von Ulmen und Arras. Ersteren gehörte auch Herrschaft und Vogtei des Ortes. Sie waren damit von den Grafen zu Sponheim belehnt. Cuno verkaufte seinen Antheil 1346 mit Leuten, Gerichten, Beden ꝛc.

an Erzbischof Balduin »vmb vierhundert vnd funf vnd zwentzig Gulden Pfennige mit dem Schilde gudes Goldes und Gewichtes.« Seine Verwandten, die Walpoden, blieben im Besitze des ihrigen, und 1380 erscheinen Hermann und Godfried von Waltmannshausen, später noch 1446 Friedrich, der letzte seines Stammes, als sponheim'sche Lehnsträger. Nach seinem Tode wurde das Lehn zur Grafschaft eingezogen. Pfalzgraf Johann und Markgraf Christoph von Baden, Erben derselben, übertragen 1490, gegen Eintausch der Pflege Achtelspach mit Dörfern, Nutzungen, Renten ꝛc., an Erzbischof Johann von Trier Grundherrschaft, Gericht und Einkünfte zu Bruttig, behielten sich aber die Vogtei mit ihren Gefällen vor, über welche dieselben, zur Wahrung ihrer Rechte, eine Zahl Schöffen setzten. Seitdem wurde letzterem »alle jerlichs vff sant Valerius Tag zugewiesen von Heymburgen und Gesworn Wasser und Weide, Man der Glocken, gemeyn Geschrey, Folge etc.« Diese Doppelherrschaft aber, wodurch »manch Irrunge und Spanne gewesen, dant vyl Missthate ungetraifftblieben synt« nöthigten beide Herrn 1508 zu einem Vertrage, nach welchem ein gemeinschaftliches Gericht, unter dem Vorsitze des trier'scheu Schultheises, dem Nachsitze des sponheim'schen Vogtes, angeordnet wurde. In Rechtsfällen »wo sie Erfernis zu thun Noit hetten« waren die Richter an die Amtleute in Hamm und zu Trarbach verwiesen. Nutzungen und Kosten sollten gemeinschaftlich sein. Das Patronatsrecht der Bruttiger Kirche nebst den Filialkapellen zu Valwig und Ernsch gehörte den Herrn auf Brohl. Mit Einwilligung der letzten Besitzerin, Elisabeth, Wittwe Blatten, übergab dasselbe 1471 Papst Sixtus IV., wie schon früher bemerkt, dem Collegiatstifte zu Carden. Dagegen erhielt sie und ihre Erben die Präsentation zu drei Canonikaten und Präbenden, späterhin an Boos, Elz und Leyen ꝛc. vererbt. Den Pfarrsatz selbst und den Zehnten ertheilten nachher die dortigen Archidiakone, namentlich 1503 Pfalzgraf Friedrich, zugleich Domdechant zu Cöln und zu Trier, den jedesmaligen Herrn zu Wunnenberg-Beilstein, welche noch andere Güter daselbst besaßen. Uebrigens wurde Bruttig als reiche, vom Gebirge her leicht zugängliche Gemeinde, während der spätern Kriege, vielfach durch einzelne Corps unangenehm heimgesucht. So raubten und plünderten daselbst Abtheilungen von Sickingen's, Albrecht's von Brandenburg, Bernhard's von Weimar Heeren, Schweden, Lotharinger und Franzosen.

Von Bruttig führt ein höchst interessanter Spaziergweg, eigentlich Pfad, zu dem mehr landeinwärts gelegenen Oertchen Fankel,

das seiner Kleinheit unbeschadet ebenfalls in dem Rathhause sein eigenes Gericht hielt. Fankel selbst, das die Herren von Brohl, Leyen und Elze besaßen, ist, ob auch die Gegend hier im Allgemeinen anfängt etwas wilder zu werden, doch ein freundliches höchst properes, von niedlichen Häusern ausgeschmücktes Oertchen.

Fankel: Vankele. Engelport hatte 1275 einen Hof daselbst, welchen Erzbischof Heinrich mit des Klosters übrigen Gütern in Schutz nahm. Gleichzeitig kömmt »eyn Tempelhus» dort vor, über das aber weitere Nachrichten fehlen. Felder, Weingärten, Gebüsche, Güter, Renten und Gefälle besaßen die Herrn auf Brohl, theils pfälz'sche, theils sponheim'sche Lehn, theils Allodien: ferner Patronatsrecht des Magdalenenalters. Letzteres kam beim Aussterben des Stammes 1486 an Leyen-Olbrücken, das Uebrige an die andern Erben gemeinschaftlich. Mit einer schwimmenden Mehlmühle auf der Mosel im Fankeler Furth, welche Erzbischof Johann der Isenburger um 1550 hatte bauen lassen, und gegen vier Malter Korn Jahrzinses in Pacht gegeben, wurden 1652 die Freiherrn von Metternich belehnt. Der Ort hatte gleichfalls ein eigenes Gericht, welchem der Brohl'sche Kellner beisaß. Durch das große Erdbeben 1356 stürzten hier, so wie in der Umgegend, viele Gebäude zusammen: unter andern ein Theil des Rathhauses und das Gewölbe des Kirchschiffes. Fast noch mehr als das Erdbeben schreckte die Bewohner der 1580 zu Allerheiligen erschienene Comet, welcher „gleich einem langen Besen" am Himmel stand. Sie hielten den ganzen Winter hindurch Betfahrten nach der im Felde liegenden Capelle.

Oberhalb Fankel wird die Gegend, wenn auch nicht unfreundlich, doch wieder, wie wir sie bei Alken und noch früher gewahrt waren, steile Berge, schroffe Klippen am Ufer und aus dem Strome selbst Felsenzacken und Spitzen, so daß der Fahrweg an manchen Stellen hat durchgesprengt werden müssen. Ob aber auch am rechten Ufer und bis und hinter Bielstein diese gewaltigen Berg- und Felsmassen vortreten, auf welchen der Ort Bielstein selbst sich amphitheatralisch erhebt, so zieht sich weiter hinauf am jenseitigen Ufer das Gebirge doch weiter ins Land, und eine Ebene, von Wiesen und Gärten aufs Lieblichste durchschnitten, zeigt sich dem Auge vor Ellenz, das man wegen der großen Menge von Obst- und anderen Bäumen mit seinen kleinen Hütten oder Häuserchen fast gar nicht sähe, wenn nicht der höherliegende Thurm und der Schornstein eines alten Burghauses hoch über Alles wegragten. Auch Ellenz war in älteren Zeiten,

wie so viele andere Moselorte, befestigt und Ueberbleibsel von alten Mauern liefern den Beweis hiervon; diese Werke haben indeß mit jenen anderen ein Schicksal gehabt, nämlich: sie sind durch die Franzosen zerstört worden.

Ellenz: Ellenze. Pabst Alexander III. bestätigte 1177 dem Scholaster des Cardener Stifts zwei Theile des Ellenzer Zehnten, der dritte gehörte dem Pfarrer zu Poltersdorf. Ritter Theodorich von Ellenz Zeuge 1165 in einer Himmeroder Urkunde. Kaiser Heinrich der Lützelburger überträgt 1309 dem Johann, Herrn von Braunshorn, seinem »magistro curie, zu dessen Rechtlichkeit er ein besonderes Vertrauen hege, de cujus legalitate et fide confidentiam specialem gerimus« „das Richteramt in den beiden Reichsortschaften Ellenz und Poltersdorf, weil er er für Pflicht halte" »turbationes et insolentias, quae ex defectu judicii pullulabant hactenus, mitigare ac incolis earundum villarum et confluentibus ad eas pacem at commodum tueri« „die Ruhestörungen und den Uebermuth, welche durch Schlaflosigkeit Ueberhand nehmen, zu zügeln ꝛc., auch den Bewohnern und zahlreichen Fremden Frieden zu sichern." Dem Erzbischof Balduin verspricht 1353 Kaiser Carl IV., auf den unbeerbten Todesfall Gerlachs von Braunshorn, dessen Reichslehn nebst den Dorfschaften Ellenz und Poltersdorf. Mit jenen kamen beide Ortschaften 1363 unter dem Erzbischof Cuno von Wunnenberg-Beilstein. Ellenz hatte übrigens ein eigenes Gericht, das sie auch jenseits der Mosel erstreckte.

Großartig und stolz schimmert das Schloß und der Flecken oder das Städtchen Beilstein über den Strom dem Wanderer und Ellenz entgegen, und gleichsam achtunggebietend scheint es von seiner Höhe aus die umliegende Gegend zu beherrschen. Schloß und Stadt vereinte sonst eine starke Befestigung zu einem unüberwindlichen Ganzen, und mancher harte Strauß vor seinen Mauern bewies die Kraft und Ausdauer der damaligen Zeit. Das ganze Städtchen, mindestens sein Marktplatz, scheinen in den Felsen gehauen zu sein. Hinter dem Städtchen erhebt sich eine Kirche, bald nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges erbaut und als Kapuziner-Kirche bestimmt, die dort ebenfalls ein Kloster hatten, das indeß jetzt größtentheils eingestürzt ist; die sehr bedeutende Bibliothek desselben ist indeß zerstückelt längs des Stromes in verschiedene Hände gekommen. Zur Kirche führen 120 schöne breite Stufen hinan. Beilstein ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz für Früchte, Wein und Vieh, und in der

Nähe der Stadt werden sehr viele Steine gebrochen. Von diesem Steinbruch will mancher sogar den Namen Beil-Stein ableiten. (Mit einem Beile werden die Steine geschlagen oder gesprengt).

Das Schloß war schon 1120 Reichslehn und den Herrn auf Braunshorn zu Lehn gegeben. Bei dem Kampfe der beiden Kaiser Ludwig des Bayern und Carl's IV. war es vielleicht mehr durch Zufall, als durch Absicht an Carl IV. gekommen, und dieser nahm dort mehrere Male seinen Wohnort, wenn er in der Enge sich nirgends sonst sicher wußte. Zwanzig Mal wurde es von dem Kaiser, der nie Geld hatte, verkauft oder verpfändet, aber immer wußte er es so einzurichten, daß der Käufer den Besitz aus diesem oder jenem Grunde nicht erhalten konnte, damit er es aufs Neue anderweitig verhandeln konnte. Beilstein kommt während der ersten Regierungszeit des Kaisers und noch vor dieser, selbst mit seinem Vater, Johann dem Blinden, König von Böhmen, in mannigfache Berührung und knüpft sich namentlich die erste Verpfändung der Burg an einen Heereszug der beiden Könige gegen die Engländer, daß ich darüber hier etwas ausführlicheres sagen zu müssen glaube.

Die Glocken von 365 Kirchen und Klosterkirchen hatten eben zur Frühmesse geläutet, und von nah und fern lud der feierliche Ton die frommen Bewohner Kölns zur Andacht ein; am feierlichsten aber von allen ist der ehrwürdige Dom, dieses Riesengotteshaus, heute ausgeschmückt und Tausende von Menschen umstanden das herrliche Gebäude, den Eintritt zu gewinnen. Da schritt ein Mann von hohem Wuchse, das gewaltige Eisenschwert an seiner Seite, mit weitklirrenden Rittersporen, nach dem Haupt-Eingange des Domes, dessen Anzug den Offizier von hohem Rang verrieth, während die Frische der Gesundheit ihm die Wange färbte, ob auch sein Haar, schon gebleicht, unter dem offenen Helm in spärlichen Silberlocken herabhing. Aber was war das? — zwei Ritter gingen an seiner Seite und schienen ihn zu führen; war der Mann vielleicht? — man drängte sich näher hinzu, ihm schärfer ins Gesicht zu sehen, und mit einem Seufzer, mit einem heimlichen Erbeben wandte man den Blick wieder von ihm zurück, denn der hohen kräftigen Gestalt fehlte das belebende Licht, fehlte das Feuer des Auges, und in ewige Nacht gehüllt, war ihm das Köstlichste in Gottes weiter Schöpfung, der Anblick dieser Schöpfung selbst, versagt; der Mann war — blind. Darum aber erregte er gerade ein doppeltes Interesse, und Alles eilte jetzt, ihn zu sehen, zu fragen und sich erzählen zu lassen, wer der Blinde

sei, und von wo? wohin er wolle? bis er in den Tempel des Herrn getreten, bis er zur vordersten Bank geschritten und dort niedergekniet war. Seinem Beispiel folgten mehrere Tausend ihn begleitende Krieger, so wie die Bewohner der Stadt, und der Pfarrer begann sein heiliges Amt. Nach angehörter Messe ging er wieder, wie er gekommen war, geführt von jenen beiden Rittern und gefolgt von den Seinen, an deren Spitze, einige Schritte hinter ihm, ein junger Mann in reichgesticktem Kleide, die goldene Kette auf der Brust. So imposant aber die Figur des Erstern war, so unansehnlich erschien dieser und das Volk fragte neugierig, wer denn das sei? der mit den Insignien eines deutschen Kaisers oder Königs ausgeschmückt, doch in Gang und Mienen, in Gestalt und ganzem Wesen so sehr wenig Königliches verrathe, daß man eher versucht wäre, zu glauben, er sei des Blinden Kammerdiener. Da traten einige hinzu, die mit dem Gang der Sache vertraut waren, und berichteten: es sei dieser kleine, häßliche Mann allerdings ein Fürst und zwar der Gegenkönig Karl's IV., Sohn des Vorderen, böhmischen Königs, Johann's des Blinden. Er vermöge sich aber nicht gegen den andern wirklichen deutschen König oder Kaiser Ludwig zu halten, obwohl er von den meisten Reichsfürsten und dem Papste selbst begünstigt worden, und ziehe jetzt im Heere seines blinden Vaters nach Frankreich, dem dortigen König gegen die Engländer zu Hülfe. Wenn der Erfolg den Erwartungen entspreche, so dürfe man, der Freundschaft Frankreichs gewiß, wieder auf ein französisches Hülfscorps gegen diejenigen Deutschen rechnen, welche ihn noch nicht anerkannt hätten oder nicht anerkennen wollten. Morgen gehe der Zug der böhmischen Armee nun weiter, und möglich, daß schon in einigen Wochen die Sache entschieden wäre, da Johann der Blinde nun nicht eher raste, bis ein Resultat sich zeige. Um seine Böhmen aufzumuntern, gehe er selbst zu Fuß an der Spitze der Truppen viele Stunden weit, und wenn er nur den Namen der Engländer oder der deutschen Feinde höre, so schwelle ihm eine quer über die Stirne laufende Ader blau und dick auf, seine Wangen färbe eine dunkle Röthe und die gesenkten Augenlieder bewegen sich, als ob das Auge, wie früher einst, daraus hervortreten wolle, die Hand fahre aber mit krampfhafter Bewegung an das Schwert, und der Fuß stampfe wild den Boden.

Karl war ganz das Gegentheil des Blinden, denn ruhig ohnedies, war er doch schlau genug, jede Bewegung seines Herzens hinter der Maske zu verbergen, die ihm grade die angemessene deuchte, und

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

zum großen Aerger seines feurigen leidenschaftlichen Vaters schien er von jedem Feuer, von jeder Leidenschaft frei zu sein.

Das war das Bild der beiden Männer, die an der Spitze von 6000 Böhmen, lauter großen, schönen Leuten, über den Rhein gesetzt waren — um in einem fernen Lande vielleicht ihren Tod zu finden; aber sie liebten ihren blinden Herrn, und ohne zu untersuchen, mit welchem Rechte er sie dort hinführe? ob es das Vaterland und ihre persönliche Ruhe oder Freiheit erheische, für ihn Frau und Kind, oder Eltern, Geschwister, Geliebte, zu verlassen? — ohne darüber viel nachzudenken, riefen sie Alle: Treu Dir, bis zum Tode! und führe uns wohin Du willst, wir folgen Dir!

Mit Befremden hatte man die Anzahl von Stunden zusammen addirt, welche die Menschen von Prag aus, oder noch weiter von der östlichen Spitze Böhmens bis in die Mitte von Frankreich machen mußten; mit Befremden sich die Umstände kombinirt, für den französischen König, für die Franzosen gegen die Engländer, und nun einem blinden Führer nach — denn der König Karl schien eben kein Kriegsheld zu sein — von Haus und Hof zu ziehen, und der ruhige Kölner schüttelte den Kopf und dachte: „die Armee, blind wie ihr Feldherr!" — und hatten sie nicht Recht? Schlau suchte Philipp von Valois sie über den Rhein zu locken, ob er aber auch die Absicht hatte, nach beendetem Kriege mit den Engländern, dem Freunde Beistand gegen die deutschen Fürsten zu leisten, die ihrem rechtmäßigen Kaiser anhingen? — ich glaube nein! er wollte sie wohl nutzen so gut und so lange er konnte, aber der Lohn — nun den mogten sie in dem Bewußtsein finden, ihre Unterthanen kalt und gefühllos hingeopfert zu haben.

Der Erzbischof von Köln, ein edler und weiser Fürst, konnte den Zug der Böhmen ebenso wenig als seine Kölner billigen, und obgleich er vom deutschen Kaiser vielfach gekränkt und ganz in seinem Interesse dem Gegenkönig Karl IV. anhing, so trauerte er doch über diesen verderbenbringenden Plan der Unterstützung Frankreichs gegen die Engländer, und konnte es nicht über sich gewinnen, von Bonn nach Köln zu kommen, die Könige selbst zu sehen und zu segnen. Er ließ Krankheit vorschützen und sich so bei Johann und Karl durch einen Rath entschuldigen und vertreten.

Der neugierige Volkshaufen hatte die böhmische Armee noch eine Strecke gegen Aachen zu begleitet und war dann, während jene weiter zogen, wieder nach Köln zurück gekehrt.

In Aachen, wo man dem Kaiser anhing, sollte Karl nicht eingelassen werden; eine Deputation der Bürger kam dem Könige Johann entgegen, und ersuchte ihn, in die Stadt zu kommen, indeß mit der Bitte: daß der Prinz Karl einen andern Wrg mit dem Heere wähle. Sie fügten hinzu: daß er als ein geachteter deutscher Fürst ihnen ehrwürdig und heilig sei, daß sie aber den Prinzen, in sofern er sich König nenne, oder König werden wolle, nicht mit diesen Gefühlen begrüßen könnten. Schon wollte Johann in seiner gewohnten Art antworten und das Feuer, das ihn bis den letzten Augenblick nicht verließ, stieg ihm aus der Brust ins Gesicht, aber Karl ergriff seine Hand und bat ihn, die Männer gewähren zu lassen, da er schon eine Einladung von einem benachbarten angesehenen Gutsbesitzer habe, und als dieser selbst sich jetzt dem blinden Monarchen näherte, und in den höflichsten Worten die beiden deutschen Fürsten auf sein Schloß erbat, hinzufügend, daß die umliegenden Orte, wie Eschweiler, Stollberg, u. a. mit Freuden die Offiziere und Leute des Heeres aufnehmen würden, ließ er sich beruhigen, und wandte den Aachenern Deputirten als Antwort den Rücken zu, jenem, dem Baron von Bommel zu folgen.

Nah bei Cressy in Frankreich stießen die Böhmen zu den Franzosen, und zwar gerade im entscheidenden Moment — denn die Heere König Eduards von England machten Miene zum Angriff. Philipp von Valois wurde bedenklich, als er die Paar Tausend Böhmen sah; aber der blinde König Johann rief nach seinem Führer, fragte, wie die Stellung der Engländer, wie groß ihre Macht sei? lächelte zufrieden vor sich hin, als er das erstere erfuhr, gab danach gleich seine Befehle, und spottete des letzteren, daß sie nämlich noch einmal so stark, als die seinige wäre.

Erstaunt sah Philipp und dessen Feldherren, wie der Blinde jetzt ein so herrliches Manöver entwickelte, daß der französische König ohne Bedenken sein ganzes Heer dem Böhmenfürsten unterordnete, und nun von Ferne zusah, wie der Kampf von allen Seiten begann, und die Feinde in der That dem heftigen Angriff der Deutschen nicht widerstehen konnten. Sie wichen zurück, und Johann, der jetzt fast gar nicht mehr nöthig hatte zu fragen, wie es stehe, und sich nach dem Lärmen des Kampfgewühls zu orientiren wußte, gab seine weiteren Befehle. Da aber ermannten sich die Engländer wieder. „Seid ihr Soldaten?" — rief ihr Führer — „vor einer Hand voll Böhmen — die wir erdrücken könnten, ergreift ihr die Flucht? noch ist kein

Franzoſe im Treffen geweſen, und ſie werden auch keine große Luſt bezeigen, ihr Leben Preis zu geben; fort, ihnen entgegen! der Erſte, der von euch wieder umkehrt, um zu fliehen, rennt in mein Schwert, das gelobe ich euch." — Das wirkte; die Untergenerale verhießen eben ſo den Flüchtlingen den Tod, und ſo wollten dieſe ihn doch lieber vor dem Feinde ſuchen. Sie machten alſo Halt, Verſtärkungen rückten hinzu, und ſie trieben die Böhmen einige Schritte zurück.

„Was iſt das?" — ſchrie der Blinde — „die Feinde ſtehen; wo bleiben die Franzoſen? wollen ſie heute Raſttag halten? augenblicklich ſollen ſie auf die beiden Flügel, beſonders auf den rechten, wo der der Engländer zu umgehen ſein wird!" — aber — die Franzoſen kamen nicht; da ſchwang der alte Löwe ſein ungeheures Schwert in die Luft nnd rief: „die Weichlinge! die Schurken! ſie verlaſſen uns im Augenblicke, wo es gilt. Wohlan denn! Johann iſt noch niemals beſiegt vom Schlachtfelde gewichen: Sieg oder Tod!" — und mit dieſen Worten gab er ſeinem Pferde die Sporen und ſtürzte ſich in den Feind.

„Sieg oder Tod!" — rief ihm Alles nach nnd folgte ihm mit ſtürmiſcher Gewalt. Die Engländer ſtutzten und wichen wirklich einen Augenblick zurück, und jetzt ſchienen auch die Franzoſen Ernſt machen zu wollen; aber ſie ſchienen nur ſo und rückten einige Schritte vor, den Rücken möglichſt gedeckt; da aber brachen die tapfern Schotten aus ihrem Hinterhalt hervor, und in weniger als einer halben Stunde lagen die 6000 Böhmen mit ihrem unerſchrockenen Könige todt auf dem großen Blutfelde. Die Franzoſen ergriffen nun die Flucht, und die Schlacht von Creſſy war für die Engländer eine Trophäe mehr in der Geſchichte.

Seit dem Feſte auf dem Schloſſe des Freiherrn von Bommel hatte ſich die Scene dort mannigfach verändert. Damals feierte man den König Karl IV., zwar nicht in Aachen, aber doch in der Nähe Aachens, und bei dem Adel der Gegend; jetzt — war Kaiſer Ludwig hier, und man erzeigte ihm dieſelben Ehren, die damals ſeinem Gegner Karl widerfahren. Ludwig war ja der Kaiſer, der Herr, und mogte man im Stillen auch mit ihm unzufrieden ſein, mogte ſeine Uneinigkeit mit dem Papſte Clemens VI., in Folge welcher dieſer ihn in den Bann gethan, jene Unzufriedenheit noch mehr ſteigern, Ludwig war einmal Kaiſer, hatte die Macht in Händen, und es gab Niemanden, der ihm in's Geſicht geſagt hätte: „wir wollen Dich nicht,

und haben uns den Markgrafen Karl von Mähren zu unserm Herrn auserwählt."

Ludwig hatte gehört, daß man den Gegenkönig Karl nicht hatte in Aachen einlassen wollen, und er fand Gelegenheit, der Stadt dafür seinen Dank thätig zu beweisen. Aber wir müssen, um den Sinn der damaligen Zeit und so manche Kabale recht zu verstehen, die beiden Könige einmal gegeneinander halten, und dann den Unpartheiischen fragen: warum wollt ihr denn den Besseren nicht? wenn es doch außer allem Zweifel lag, daß er der Bessere war. — Ludwig, von Natur mit einem glücklichen Aeußern und einem außerordentlichen Verstande begabt, hatte einen hohen ritterlichen Muth und dabei so viel Einnehmendes, daß man es fast unmöglich fand, wie ihm einer widerstehen könne. Sieht man seine Plane und Entwürfe, seine auch unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführten Unternehmungen und seine beständig mächtige Parthei, so wird man sich davon überzeugen; er hörte seine Räthe, aber er hatte Einsicht genug, stets das Klügste auszuwählen, so wie er überhaupt die große Kunst verstand, sich die geschicktesten Staatsräthe zu suchen. Seine Geschichtschreiber sagen von ihm: er scheute keine Gefahr, und von Jugend auf zum Kriege gewöhnt, stürmte er in das hitzigste Treffen. Auch ohne die Würde eines Kaisers würde er noch ein großer General gewesen sein. Oft, wenn er in der größten Gefahr war, wußte er durch eine glückliche Entschlossenheit den Umständen ein besseres Ansehen zu geben. Durch ein freundliches und leutseliges Betragen nahm er die Herzen, mehr als durch seine Freigebigkeit, ein. Schon seine hohe Bildung gab ihm diesen Vortheil. Er war verbindlich gegen die Großen des Reichs, ohne seinem Ansehen dadurch zu schaden; er war gütig und gegen die niedrigsten Unterthanen herablassend, und wußte sich dennoch in Ehrfurcht zu erhalten. Das ist das Bild Ludwigs, der, trotz der Verfolgungen Roms, dennoch seine Würde bis zum letzten Augenblick behauptete, das war das Bild Ludwigs, des schönen und freigebigen Ludwig, welchem man in Karl dem IV. einen Mann entgegenstellte, der eben so klein, als Ludwig groß, eben so häßlich, als jener schön, eben so niedrig und selbstsüchtig, als Ludwig erhaben und uneigennützig war. Hören wir aber auch einmal, was ihm die Nachwelt für Lorbeern streut: Karl VI., am französischen Hofe erzogen und in allen Ränken geübt, betrog alle um ihn her, war aber schlau und listig genug, sich nie betrügen zu lassen. Anfangs zeigte er zwar einigen Muth, weil ihn sein tapferer Vater Johann sicher als einen

Baſtard verſtoßen haben würde, wenn er ihm nicht ins Feuer der Schlachten gefolgt wäre; ſo viel wie möglich ſuchte er ſich indeß zu decken. Um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, war ihm kein Mittel zu ſchlecht, und der niederträchtigſte Schurke war ſein Freund, wenn er ihn zu brauchen gedachte; kriechend gegen den Papſt, und gegen die geſammte Geiſtlichkeit eine reine und edle Frömmigkeit heuchelnd, war er doch ein Spötter der Religion, die ihm nur zum Talisman dienen mußte; in ewiger Geldnoth, verkaufte und verpfändete er Sachen, die nicht ihm gehörten, um nur zu Geld zu kommen, und freute ſich, die leichtgläubigen Zahler betrogen zu haben. Das Glück eines Menſchen war ihm ſo gleichgültig, daß er es für einen Gulden verkaufte, wenn er ſich dadurch auch auf ewig brandmarkte.

Das war der Mann, den man dem großen Ludwig entgegenſtellte, der aber, wie leicht zu erwarten ſtand, in Deutſchland bei Ludwigs Leben nicht aufkommen konnte.

Vielleicht war es Staatsklugheit von Ludwig, ſich einige Zeit in Aachen aufzuhalten, um die, welche ihm treu geblieben, auszuzeichnen, und die, welche ihn verriethen, wieder zu gewinnen.

Karl war mit genauer Noth den Feinden entronnen und ſuchte nun bis auf daß Schloß des Freiherrn von Bommel unter allerlei angenommenen Namen durchzudringen. Hier glücklich angekommen, ſuchte er die Baronin glauben zu machen, daß er ihre Tochter liebe, freute ſich aber, als dieſe ihm einen Korb gab, verſicherte, ihr dennoch treu bleiben zu wollen, und verpfändete dem Baron für eine Summe Geldes das Schloß und die Beſitzung Beilſtein, die er ſchon kurz vorher für 1000 Goldgülden an den zeitlichen Johann Gerlach lebenslänglich überlaſſen hatte, das hinderte ihn aber nicht, ſie einem Zweiten und bald darauf einem Dritten, dem Pfalzgrafen Ruprecht, zu verpfänden, bei dem er ſich endlich dadurch aus der Verlegenheit zog, daß er deſſen Tochter Anne heirathete.

Durch dieſe Vermählung hatte Karl ſich allerdings die pfälziſchen Häuſer befreundet, aber darum noch lange nicht die deutſchen Fürſten alle für ſich gewonnen; im Gegentheil, die, welche ihm ſchon angehört, waren wieder von ihm abgefallen, und der Erzbiſchof, vor einem Jahre noch ſein Freund, fing an, einen Menſchen zu verachten, dem nichts auf der Welt, als ſein ich heilig war, der in der kurzen Zeit ſeiner Adminiſtration ſchon alle Länder zu Gunſten des ſeinigen (Böhmens) betrogen hatte, und der auch in dieſem zu ſtückeln anfing, wenn es ihm an Geld fehlte, und an dieſer Krankheit laborirte er mehr,

als irgend ein Fürst der Erde; ja, es ging oft so weit, daß er nicht im Besitze weniger Gulden zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben war und auch so wenig Kredit hatte, daß Niemand auf sein bloßes kaiserliches Wort das Mindeste borgte. Wenn er denn ein Amt oder Lehn oder Privateigenthum verkaufte, so bekam er gewöhnlich das Geld nicht in die Hand, und die Gläubiger nahmen es, sobald es kam, in Empfang. Dabei fand er sich — sonderbar und hübsch genug für einen deutschen Kaiser, wenn er auch einer des vierzehnten Jahrhunderts war — fast beständig in Untersuchung wegen widerrechtlich verpfändeter oder verkaufter Ländereien, wegen solcher, die ihm nicht gehörten und die er dennoch verkaufte.

Karl IV. also hatte, wie gesagt, im ganzen deutschen Reiche nicht nur keine Liebe, sondern auch mit geringer Ausnahme, die bittersten Feinde, und diese kamen deshalb auf einen Reichstag zu Frankfurt zusammen, sich darüber zu berathen, ob man den Schimpf noch ferner hin so dulden dürfe, einem solchen Fürsten zu gehorchen.

Ein gewaltiges Treiben, ein reges ungewöhnliches Leben erfüllte die stolze Handelsstadt und noch kamen täglich von nah und fern Fremde herbei, die Zahl derer zu vermehren, die sich in bittern Verwünschungen und Schmähreden ergossen, und endlich einstimmig den Beschluß faßten, den König Karl des Thrones für unwürdig zu erklären und an seiner Statt einen andern zu ernennen.

Bei der neuen Wahl waren die Stimmen zwischen dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Ernsthaften, und dem Grafen Günther von Schwarzburg getheilt; da der Erstere keinen großen Werth auf die Krone legte, die er sich erst mit dem Schwerte in der Hand erobern sollte, so dankte er für ein solches Scheinglück, und reiste selbst zu seinem Freunde Günther, ihm die nunmehrige zweite Wahl, in welcher man ihn allein als deutschen Kaiser bezeichnet hatte, zu verkünden.

Mit jedem Tage wuchs Günthers Anhang, mit jedem Tage verlor Karl im Reiche; da trieb ihn die Noth zu einem ehemaligen Vertrauten, den er aber vernachlässigt, oder besser gesagt, selbst betrogen hatte, und der seit dieser Zeit fern vom Könige geblieben war. Beide hatten sich wohl nie geliebt, beide hatte der Drang des Augenblicks verbunden und ebenso der Augenblick getrennt. Beide waren gleich schlecht, gleich empfänglich für den Klang des Metalls, und gleich kalt gegen die Stimme des Gemüths, gegen die Stimme des Armen, des Unglücklichen. Werner von Montau war es also, den Karl jetzt

aufſuchte, und er ſcheute kein Mittel, kein Verſprechen, keine Demüthigung, ihn wieder für ſich zu gewinnen. Karl hatte kein Geld, und auf ſeine Worte und die Verheißung großer Schätze, ſo wie auf die Verpfändung des Schloſſes Beilſtein, (alſo zum drittenmal) gab der ſchlaue Werner nicht viel; es wurde ihm deshalb ſehr ſchwer, zum Zweck zu kommen, und als Werner ihm endlich wirklich treu zu ſein gelobte, ging der Kaiſer doch zweifelhaft fort und dachte darüber nach, ihn feſter an ſich zu knüpfen. Aber Werner war auch ohnedies entſchloſſen, für den alten Freund, oder Herrn, oder Genoſſen etwas zu thun, denn perſönlicher Haß gegen deſſen mächtigen Gegner kam ihm zu Hülfe, und ſo hatte jener ſein Spiel gewonnen.

Schon zogen ſich Günthers Heere dichter zuſammen, und täglich eilten ihm Tauſende zu, ſich mit jenen zu vereinen; da trat auch Werner von Montau zu dem Gegenkaiſer und bat um die Gnade, ihn begleiten zu dürfen.

„Ihr, Werner von Montau?“ — fragte Günther — „Ihr? der Sachwalter Kaiſer Karl's? — der würdige Vertraute jenes Ehrenmannes? Ihr kommt zu mir? — hat Euch der Böhme die letzte Dienſtthat vielleicht nicht honorirt? oder hat er Euch vielleicht umgekehrt ſchon eine zum Voraus bezahlt? — wollt Ihr den Moment abpaſſen, wo mir der Rücken vielleicht frei und — nun Ihr wißt wohl, was ich ſagen könnte. Nein, Herr Werner, ich danke Euch, von Verräthern bin ich kein Liebhaber! und meine Sache wird ohne Euch ihr Recht finden; geht zu Eurem Herrn zurück, und ſagt ihm, daß ich mich auch in dieſer Beziehung vor ihm wahren werde. —

Werner lächelte, er glich in dieſer Beziehung ſeinem edlen Prinzipal, dem man auch die gröbſten Beleidigungen ſagen konnte, während daß er ganz ruhig und ſo freundlich blieb, als ob man ihm, Gott weiß, wie, geſchmeichelt hätte. Wenn er nur zum Ziele gelangte, ſo war ihm alles Andere gleichgültig, und er würde ſich von Günther recht gerne haben tüchtig durchprügeln laſſen, ohne deßhalb ſeinen Plan aufzugeben. Er lächelte alſo, verbeugte ſich und ging, aber er ging nur aus ſeinem Zimmer, und erſt nach einigen Tagen verließ er ihn ganz. Vielleicht hatte Günther, nachdem er ihm grade ins Geſicht geſagt, daß er ihm nicht traue, zu wenig Werth auf ſeine Anweſenheit, und auf ſeine Verſuche, ihn möglicherweiſe zu vergiften, gelegt; denn die Sicherheit, mit der Werner vor Karl erſchien, und ihm erklärte, er könne ganz ruhig ſein, und dem Feinde mit dem Heere entgegen ziehen, hätte Günthers Freunde beſorgt machen können. Karl

traute dem Vertrauten nicht, denn wie leicht nicht konnte er ihn bloß in die Falle locken wollen? Es blieb ihm aber keine Wahl, er mußte dem Heere Günthers und ihm selbst entgegen rücken, wie gern er auch durch andere Mittel ein solches Wagestück umgangen hätte. Schon standen sich die Armeen gegenüber, und jeder Beobachter konnte ohne große Untersuchungen den Sieg zu Gunsten Günthers verkündigen. Muth und Kraft, Lust zum Streite, Vertrauen auf die gerechte Sache, leuchteten aus den Mienen, aus den Blicken seiner Krieger, während von allem dem grade das Gegentheil in den Gesichtern der Karlisten zu lesen war; Furcht vor dem entscheidenden Augenblick verband sich dort mit dem Unmuth, einer Sache zu dienen, die augenscheinlich verloren sein mußte, weil ihr Alles, was zum Siege führen könnte, mangelte; dabei war das Korps Karls fast um ein Drittel schwächer, unbesoldet; von Raub und Plündern lebend, entbehrten sie der Waffen wie der Kleidungsstücke, und standen jenen, die gut gekleidet, reichlich bezahlt, und voll Enthusiasmus für einen großen und tapfern Führer, auf sie einstürmten, in aller Beziehung bei Weitem nach.

Und Werner hatte diesmal den Gebieter nicht getäuscht.

Eine dumpfe und feierliche Stille herrschte in den Straßen Frankfurts, und aus vielen Häusern flatterten schwarze Fahnen; da ertönten plötzlich die schaurigen Glockenklänge von allen Thürmen, und ein langer Trauerzug kam die Straßen herab, dem sich Alles, was nur gehen konnte, anschloß. Als erster Leidtragender aber folgte dem reichverzierten Sarge Jemand, der gewiß kein Leid im Herzen trug, der deutsche Kaiser Karl IV.

Werner also hatte den Herrn nicht getäuscht, denn es war ihm wirklich gelungen, den Günther zu vergiften; dafür betrog ihn Karl desto besser, er führte ihn nach der Burg Beilstein, vorgeblich als Besitzer, kaum war er aber dort, als er dem Besitzer Gerlach einen Wink gab und ihm bedeutete, wie Werner damit umgehe, sich zum Herrn des Schlosses zu machen und ihn selbst deßhalb aus dem Wege zu räumen. Unvorsichtiger Weise hatte Werner auch wirklich Aeußerungen gethan, die den Ritter mit Verdacht erfüllten, und in der zweiten Nacht seines Aufenthaltes im Schlosse ließ Gerlach ihn überfallen, fesseln und in den Thurm werfen, wo er im andern Jahre gewaltsam, vermuthlich durch Verhungern, seine schwarze Seele aushauchte. Der Kaiser verkaufte darauf das Schloß nach Gerlachs Tode an den Erzbischof von Trier und dieser nahm beim Ableben des Ritters sofort

das Schloß und den Antheil der Stadt in Beſitz, ſich an die übrigen Verpfändungen nicht ſtörend.

Beilſtein: Bilstein. Erzbiſchof Arnold, Graf von Iſenburg, da er ſich 1250 auf dem Schloſſe befand, wieß als Schiedsrichter das Ellenzer Gericht ab, welches ſeine Grenzen über die beiden Stadtbäche hinaus bis an den Burgweg ausdehnen wollte. Johann von Braunshorn, Herr des Reichslehn Beilſtein, hatte zwei Söhne: den Probſt zu Münſtermaifeld, Alexander, und den Ritter Gerlach, nebſt einer Tochter, Lyſe, Frau auf Wunnenberg. Letzterer ſtarb kinderlos und Erzbiſchof Cuno, der das Lehn vom Kaiſer erhalten hatte belehnte 1363 Lyſens Söhne, Cuno und Gerlach. Dieſe verpfändeten aber bald einen Theil ihres Lehns wieder an Churtrier. Ihr Nachkomme Johann, ferner Sifart, Walpode von Baſſenheim und der alte Leyen beſchworen 1435 mit dem erzſtift. Amtmanne daſelbſt, Hermann von dem Niekenicher Weiher, einen Burgfrieden „by uffgereckten Fingere liplich zu den Heilgen.“ Philipp von Wunnenberg erkennt 1536 das köln'ſche Lehnsrecht über Beilſtein an und verſpricht, daſſelbe von Trier zu löſen. Dies geſchah drei Jahre darauf, indem er alle an Trier verſetzte Wunnenberg'ſche Pfandſchaften für 17,476 Goldgulden rhein. Währung frei machte. Er ſtarb erſt lange nachher und begann das von ihm errichtete Teſtament, welches zu ſo vielen Streitigkeiten Anlaß gab, mit den Worten: „da wir müheſelige Menſchen dieſe Welt nicht anders dan Wandersleuth die Herberg und Würtzheuſer ein geringe und ungewiſſe Zeit zu gebrauchen haben etc. etc.“ Sein Sohn gleichen Namens, churfürſtlich pfälz'ſcher Burggraf zu Alzei, war um 1554 zur Augsburgſchen Konfeſſion übergegangen und hatte, nicht ohne Vorwiſſen des Vaters, auf Wunnenberg und Beilſtein einen evangeliſchen Prediger angeſtellt, ſo wie ein jüngerer Cuno, ſeit 1584 in letzterer Herrſchaft den neuen Kirchendienſt eingeführt und die Bilder zerſtören laſſen. Doch erhielten die Katholiken bald wieder das Uebergewicht, und behaupteten es den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch, wozu das in Beilſtein errichtete Kapuzinerkloſter nicht wenig beitrug. So hatten dieſelben auch in der angrenzenden Vogtei Senheim und im Dreiherriſchen bei wiederhergeſtelltem Frieden das Normaljahr 1624 für ſich, welches mit der Berufungsepoche jener Geiſtlichen zuſammen fällt. Nach Ausſterben des Wunnenberg'ſchen Geſchlechts mit Wilhelm, erhielten bereits 1638, durch das damals regierende Domkapitel, die Brüder Freiherrn von Metternich die Zuſage des Wun-

nenberg-Beilstein'schen Lehen, den Lehnbrief aber erst 1652 durch den Churfürsten Karl Kaspar, so wie das Erzstift Köln ihnen seine Rechte daran schon früher abgetreten hatte. Ende Oktober 1688 besetzte der mehrgenannte französische Generallieutenant Graf von Montalt das unbewehrte Schloß. Im folgenden Frühjahre wurden Thore, Mauern und andere Vertheidigungswerke abgetragen, alles Fahrbare aber nach Montroyal geschafft. Mehrere Monate hindurch gelang es den Vorstellungen des Klosterpriors und Amtmanns, die Verbrennung zu hindern, allein im Oktober mußte es dennoch, geschärften Befehlen zufolge, welche aus dem Hauptquartiere kamen, angesteckt werden. Eben so vergeblich hatte ersterer sich bemüht, den Brand auf Schloß Wunnenberg zu verhindern oder einen Theil der fortgeschleppten Effekten wieder zu erhalten. Als die damit beladenen Schiffe bei Poltersdorf vorbeifuhren, bewirthete er den Offizier der Bedeckung so stattlich, als es die damaligen Zeitumstände erlaubten. „Sed, so schließt derselbe seinen noch vorhandenen Bericht, praeter multos „serviteurs" nihil accepimus" „außer vielen Complimenten erhielten wir nichts." Indessen wären beide Schlösser gerettet worden, hätte der damalige Stammhalter, Graf Philipp Emmerich, als General Feldzeugmeister, Kommandant zu Groß Glogau, nicht in kaiserlichen Diensten gestanden.

Die Freiherrn, später Grafen, jetzt Fürsten von Metternich, hatten ihren alten Sitz im Herzogthume Jülich. Carl von Metternich erwarb um 1400 das Schloß Zievel. Sein ältester Sohn hinterließ nur eine Tochter Sybille, Erbin der Stammherrschaft, welche sie ihrem Gemahle Gotthard Wolf von Guttenberg zubrachte, dessen Nachkommen sich Wolf Metternich Freiherrn zu Gracht nannten. Der zweite Sohn Johann von Metternich zu Zievel war Großvater Diethers, Stammführers der Burscheider Linie: Otto's, Anherrn der Niederberg Heistert'schen, ferner Edmund's, Stifters der Wunnenberg-Beilstein'schen, und Hansens, mit welchem die Barone von Metternich zu Müllenark und Rodendorf beginnen. Edmund, der um 1518 lebte, zeugte fünf und zwanzig Kinder beiderlei Geschlechts. Sein Enkel Lothar starb 1623 als Churfürst von Trier. Des letzteren Neffen Emmerich, Domprobst daselbst und kaiserl. General-Major, Wilhelm, Herr zu Königswart in Böhmen, so wie kaiserl. Hof- und Kriegsrath, ferner Lothar, kaiserl. Reichshofrath und Oberamtmann zu Koblenz, wurden mit Wunnenberg und Beilstein belehnt. Sie erhielten durch diese unmittelbar reichsfreien Güter Sitz und

Stimme auf der westphälischen Bank an Reichstagen. Von diesem berühmten Geschlechte stammten ab die beiden Churfürsten von Mainz, Lothar Friedrich und Carl Heinrich, ersterer ein Burscheid 1673, der andere ein Wunnenberg sechs Jahre später gewählt. Heinrich aus dem Hause Müllenark-Brohel-Rodendorf, Dechant zu Wimpfen, nach seiner Resignation churfürstlich baier'scher Statthalter in der Unterpfalz, befehligte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges als kaiserl. Obrist auf Ehrenbreitstein. Von seinen Brüdern war gleichzeitig Hermann Johannitercomthur zu Basel, Rheinfelden, Bruchsal ꝛc. und Bernhard, Deutschherr, bekleidete die nämliche Stelle zu Mergentheim. Philipp Adolph von Metternich-Wunnenberg-Beilstein erscheint 1710 als churtrier'scher Geheimerath und Obermarschall. Beide Reichsgrafschaften behielt dieses Haus, welches allein von den andern Aesten noch fortblüht, in ungestörtem Besitze bis zur französischen Occupation. Es wurde 1803 für den Verlust durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben und ihre reichen Ländereien entschädigt. Der Vater des gegenwärtigen Stammhalters, Graf, nachher Fürst, Georg Franz Karl sah sich mit den wichtigsten Staatsämtern der kaiserl. österreich. Monarchie beehrt. Als bevollmächtigter Minister leitete er geraume Zeit hindurch die Angelegenheiten Brabants und unterhandelte zu Rastadt. Sein erlauchter Sohn, Clemens Wenzeslaus Lothar, Gesandter zu Dresden, Berlin und Paris, bekleidet gegenwärtig, einer der ersten Diplomaten in der Geschichte, den erhabenen Posten eines Kaiserlichen Staatskanzlers. Von den ersten Monarchen Europas mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürst, als Beweis vorzüglicher Huld seines erhabenen Souverain's, das Eigenthum einer Erbherrschaft in Ungarn und die Belehnung mit dem schönen Johannisberg im Rheingaue, so wie für sich und seine Nachkommen gerader Linie die Befugniß, das Oesterreich. Lotharingische Wappen auf dem ersten Felde des Familienschildes führen zu dürfen.

Aus dem Hauptgeschlechte entsproßte Dietrich, Herr zu Sommerberg, Anherr des Astes zu Chursdorf, einem Schlosse und Rittersitze in der Neumark Brandenburg, ohnweit Cüstrin. Dessen Urenkel Ernst, Reichsgraf von Metternich, Königl. Preußischer wirklicher Geheime-Staats-Minister und Prinzipal Gesandter auf der Fürstenversammlung zu Regensburg, ging 1706 als ausserordentlicher Bevollmächtigter nach der Schweiz. Dort endigte er glücklich unter achtzehn Erbschaftsbewerbern die Streitigkeiten hinsichtlich der Fürsten-

thümer Neufchâtel und Valangin. Er hinterließ zwei Söhne, den Grafen Eberhard, Königl. Preußischen Kammerherrn, und Freiherrn Wolf, fürstlich Brandenburg Baireuth-Anspach'schen Bevollmächtigten auf dem Reichstage.

Auf dem entgegengesetzten Ufer der Mosel, etwa ein halbes Stündchen oberhalb Beilstein breitet sich der ziemlich bedeutende Pfarrort Poltersdorf längs des Stromes hin aus, der von den ewig lärmenden und polternden Besitzern, die nicht anders als in Streit und Zank den Beruf ihres Lebens fanden, seinen Namen ableitet.

Poltersdorf: Pultirsdorp. Der Abtei Steinfeld bestätigt Erzbischof Philipp zu Köln 1187 den alten Besitz dortiger Weinberge, so wie ähnlicher in Ediger, Cröve ꝛc. Ritter Carl von Monreal schenkt 1300 dem Frauenkloster Stuben Güter daselbst. Der nämliche stiftet und erbaut acht Jahre später eine Kapelle im Orte. Carl der Junge trägt 1361 dem Erzbischofe Boemund die Hälfte seines dasigen Hofes als Lehn auf. Vom Erzstifte damit belehnt, erscheinen später 1450 und 1542 Carl's Nachkommen. Bei Erlöschung des Mannstammes erhielt es Velten von Ellembach, Amtmann auf Ehrenbreitstein, Gatte einer der drei Monreal'schen Erbtöchter. Die Einführung des Gregorianischen Kalenders 1583 verursachte hier und in Ellenz nebst der Umgegend vielen Streit. Beide Gemeinden wollten ein- für allemal nicht vom vierten auf den fünfzehnten Oktober überspringen. Sie standen in Masse auf, und es bedurfte bewaffneter Dazwischenkunft, ehe sich dieselben fügten. Ueberhaupt waren die Bewohner muthige Leute, vorzüglich als Ringer und Keulenschwinger bekannt. So oft während des langen niederländisch-spanischen Krieges einzelne Räuberhaufen sich bei ihnen zeigten, wurden diese zurückgeworfen, z. B. die Wallonen unter Roborsch 1590, die Freibeuter von Wachtendunk und Bergen 1603, die Gelderner Straßenreuter 1615. Als Churfürst Johann von Schönenberg im vorletzten Jahre seiner Regierung, selbst außer Stande, den täglich von der Maas herüberstreifenden brabäntischen und oranischen Schaaren Widerstand zu leisten, alle seine Unterthanen zur Selbstwehr aufforderte, waren sie unter den ersten, welche sich gerüstet zeigten.

Poltersdorf schräge gegenüber, auf dem Bogen, den die Mosel hier beschreibt, liegt Briedern, aber vorher finden wir noch den, des hier in der Regel vortrefflich gerathenden Weines halber berühmten Rüberberg mit seinen spitzen Zacken und felsigen Klippen. Dem Fremden scheint es undenkbar, daß an diesem Felsen Menschen gehn, stehn

und arbeiten, ja daß sie hier hinauf auf ihren Rücken Dünger in den Körben tragen können, da diese Plätze scheinbar nur für die Gemsen zu erklimmen sind; und dennoch stehn die Winzer auf den gefahrvollsten Stellen und sind bei nur einigermaßen ergiebigen Jahren stets lustig und zufrieden. Briedern selbst, ein freundliches Dörfchen, wird theils von Weinbergen, theils von Wiesen und Gemüsefeldern umringt, da das Gebirge ihnen gerade soviel Feld, als sie zum Nahrungsunterhalte bedürfen, gelassen hat.

Briedern: Priedern. Die vormaligen Herrn auf Beilstein hatten beträchtliche Güter, Gefälle und Rechte hier. Zu den letzteren gehörte das in jenen Zeiten so drückende Besthaupt bei Sterbfällen. Die ihnen gehörigen Leute mußten beim Wegziehen sich loskaufen, oder andere, statt ihrer, eintreten lassen. Durch den Vertrag zwischen Churtrier, Pfalz-Zweibrücken als Erben eines Theils der Grafschaft Sponheim und der Grafen von Metternich-Wunnenberg, hinsichtlich der Theilung des dreiherrischen Gebiets, wurde 1781 letzterem unter andern mit dem Strimmicher Gerichte auch Briedern zum Alleinbesitze, doch im Lehnsverbande des Erzstiftes, überwiesen. Besagtes Gericht nämlich, nebst jenem von Beltheim und der Vogtei Senheim, hatten die Contrahirenden, obgleich zu verschiedenen Hoheitstheilen, bisher gemeinschaftlich besessen. Viel besucht, ihres lustigen Treibens wegen, aber auch schlimm berüchtigt durch mancherlei Händel, wobei es oft zu ernsten Schlägereien kömmt, war von jeher die hiesige Kirchweihe, welche zu Anfange des Mai's in freiem Felde gefeiert wird. Wie sollten letztere auch fehlen, wenn vom Wein belebt, die muthigen jungen Bursche der nahen Hundsrücker Ortschaften mit jenen des Moselthals, namentlich den kampflustigen Ellenzern und Poltersdorfern zusammen treffen? Doch einmal standen alle für einen Mann, und jagten 1595 einen ganzen Haufen Wegelagerer, die während des Festes Briedern plündern wollten, aus einander. Diesen führte Anton Langhaar, der Monschauer, an, von seinen langen Haaren so genannt. Hauptmann im Dienste Eduards Fortunat, Markgrafen von Baden, Grafen zu Sponheim, hatte er sich mit dem Holländer Stelandt und dem Dänen Bodekamer im eigenen Gebiete seines Herrn zu Castellaun festgesetzt, und machte rings alles unsicher. Es kostete Mühe und Blut, ehe man ihrer habhaft werden und sie zur Strafe ziehen konnte. In Briedern wohnen jetzt geschickte Schiffbauer nnd viele Fahrzeuge werden daselbst gebaut.

Noch freundlicher aber als Briedern ist und liegt Mesenich etwa

eine halb Stunde flußaufwärts an der nämlichen Seite. Hier war früher eine Kellnerei der Abtei Brauweiler und noch jetzt zeichnet sich dies Gebäude vor andern aus. Die Kirche von der reichen Abtei erbaut strotzt von Vergoldungen und Zierathen aller Art, wenn sie gerade darum auch eben nicht schön genannt werden kann. Ganz gut erhaltene Bilder aus älterer Zeit, zum Theil in der Kirche, zum Theil außerhalb des Dorfs in einem gewölbten Bethause zieren den Ort und erinnern uns zugleich an unsere Vorzeit. Richenza hatte auch hier Besitzungen, die sie der Abtei schenkte.

Mesenich: Meseniche. Die beträchtlichen Güter, Gefälle und Rechte, welche Brauweiler daselbst besaß, waren gleichfalls Geschenke der Pfalzgräfin Richenza. In den wiederholten Zollbefreiungen, welche die Abtei auf Mosel und Rhein von Seiten der deutschen Kaiser erhielt, ist der Ort namentlich bezeichnet. Doch machten ihr immer die Grafen von Virneburg als pfälz'sche Lehnsträger das Vogteirecht streitig. Um 1345 wohnte ein Ritter Walther dort, Zeuge in mehreren Akten. An der dasigen Kirche fanden sich im Sommer 1374 Haufen der bekannten St. Veitstänzer und Tänzerinnen ein. Sie durchzogen, Männer, Frauen und Jungfrauen, zu Hunderten das Land. Theils schwärmerische Büßer, theils lockeres Gesindel, welchem ungebundenes Leben gefiel, standen sie zwei zu zwei gegeneinander und tanzten halbe Tage lang bis zur Erschöpfung, übrigens von milden Gaben lebend. Der Pfarrer beschwor sie, in der Meinung, sie seyen vom Teufel besessen: wie auch anderwärts „Meister der heiligen Schrift" thaten. Bald aber wurde der Auflauf zu groß, der Unordnungen so viele, daß man sich genöthigt sah, sie mit Gewalt auseinander zu treiben. Im Jahre 1390 fiel der Herbst zu Mesenich so reichlich aus, daß man für ein leeres Faß anderthalb Fässer mit Wein füllte. Während des Krieges der streitenden Erzbischöfe Raban und Ulrich wurde der Ort 1436 geplündert und angesteckt. Zur Zeit der deutschen Bauernunruhen 1525, von denen jedoch in den Moseldorfschaften sich nur hier und da einige Spuren zeigten, erbrachen mehrere Einwohner den Abteikeller, kamen aber nachher noch schlimmer weg als die Aufrührer im Rheingaue, wo jeder, der aus dem großen Klosterfasse zu Eberbach getrunken hatte, siebenthalb Gulden Strafe erlegen mußte. Das Heiligenhaus oberhalb Mesenich am Wege hatte vormals beträchtliches Einkommen. Schiffer, denen überhaupt häufiger als Andern unsichtbarer Schutz des Himmels fühlbar wird, verfehlten niemals beim Vorüberfahren

an der gefährlichen Ley, eine milde Gabe in den Opferstock zu legen. Seit lange aber ist dieser Gebrauch außer Gewohnheit gekommen.

Eine kleine Strecke aufwärts längs und durch den Felsen (gesprengt) sieht man den Pfarrort Senheim, berühmt durch die Geburt des gelehrten und talentvollen Weihbischofs Otto, Dominikaner und Doktor der Theologie, der indeß zu bescheiden, seine eigenen Verdienste geltend zu machen, sich mit seiner Stelle begnügte, die der hohe Adel, da er seiner Seits nur den Adel im Herzen und in der Seele in Anschlag bringen konnte, wenn jene andern eine weite Pergamentrolle aufwikkeln und auf einen in Oel getauchten breiten Stammbaum Bezug nehmen konnten, von wo ihnen entweder der Name oder im Ahnensaale die Bilder der edlen Vollblutsrace Väter und Urväter mit stattlichen Alongenperücken entgegenlächelten und sie strenge mahnten keinen Ungebornen unter sich aufzunehmen. Man sollte es in der That nicht für glaublich halten, wie es oft Nichts gar Nichts weiter bedurfte, einen freundlichen und talentvollen jungen Mann anzufeinden, als des leidigen Vorurtheils: der Mensch sei ja kein Edeler. Was hilft uns sein Talent, und seine Fähigkeiten, und sein Fleiß, seine Kraft, sein guter Wille? ihm fehlt ja die Hauptsache, ihm fehlt Alles, Alles, um mit Anstand in der Welt auftreten zu können, fehlt Alles, was die Natur seinem Schooßkinde allenfalls erzeigt, fehlt — der Name. Er ist kein Edelmann und eben weil er kein Edelmann ist, wußte er sich auch von selbst einen Stand zu wählen, in welchem sein Beruf ihn auf ein fremdes Feld führt, auf ein Feld, wo er nur mühsam den platten Boden behaupten, mit jedem Schritte straucheln und — über kurz oder lang doch fallen oder untergehn würde. Er bleibe also hübsch in seiner Sphäre, da wird er seine Kenntnisse brauchen können, bei uns Adeligen ist das nicht nöthig, da hat die Natur gegeben; will man noch aus Liebhaberei vielleicht auf diese oder jene Weise auch die Kunst zu Rathe ziehn, oder — will man etwas lernen — um — es gereicht dem ganzen Stande zwar nicht zur Ehre — sich mit so bürgerlichen Tändeleien abzugeben; indeß man muß denken, es sei eine Schwelle, die allenfalls zu übergehen ist. Kurzum der Adel, nämlich der ungeborne Adel, ist einmal immer Adel und mag ein gewöhnlich Herr Otto (wie dieser Dominikaner), ohne untern Zusatz oder vielmehr Vorsatz von Pünktchens auch immerhin ein Gelehrter sein, er wird darum doch noch kein Edelmann werden. — Nein freilich in Eurem Sinne nicht, und ich glaube, daß eben der Otto mit mehr Selbstgefühl auf seine adeligen Zeitgenossen hinsah,

die er Alle durch- und ein- und überſah, als wäre ihm gleich jenen ehrwürdigen Ergrauten der Kopf mit einem eichenen Brette und das Herz mit einer ſchwarzen Sammetſchabracke verpanzert geweſen. Er verlor alſo Nichts, denn er war mit ſeiner Stellung zufrieden, aber die Welt verlor in ihm, da ſie ihn da nicht wußte, wo ſie ihn hätte wiſſen müſſen, und die Welt trauerte über ihr Jahrhundert, das an Anſichten ſo reich und an Anſichten ſo arm war. Und jetzt? — nicht, wahr, jetzt iſt das Alles anders? jetzt gilt nur Kopf, nur Gemüth, nur Kraft? jetzt würde der Dominikaner Otto offenbar der Nachfolger Chriſtophs von Sitern geworden ſein? — Wir wollen es hoffen und auch glauben

Aber ich verliere mich da in ein Bild, über das man freilich noch viel ſagen könnte, über das ich aber für manchen vielleicht ſchon zu viel geſagt habe, und es iſt am Ende noch ein Glück, daß mir die, die den Otto gerne aus ihrer Mitte verbannet ſähen, nicht Partheilichkeit vorwerfen können, mindeſtens würde ich doch nicht Parthei gegen mich ſelber nehmen, wenn ich das, was ich geſagt nicht auch fühlte.

Otto galt, wie ſchon oben bemerkt, für einen beſcheidenen rechtlichen Mann und für eben ſo fromm als wohlwollend. Als er im Auftrage ſeines Kurfürſten Verſuche machte, Frankreich mit dem Rheinlande auszuſöhnen, wurde er von den Spaniern gefangen genommen und nach Jülich gebracht. Später wieder in Freiheit geſetzt, ſtarb er auf einer Inſpektionsreiſe durchs untere Erzſtift in der Abtei Laach. In Koblenz, und zwar in der Dominikaner-Kirche liegt er begraben.

Senheim: Sienheim. Die Vogtei daſelbſt gehörte den Sponheimer Grafen, welche ſie von den Herzogen von Cleve zu Lehn trugen. Als Untervogt kömmt der Ritter Friedrich, der mit ſeiner Hausfrau Eliſabeth 1304 der Abtei Himerode Güter zu Ediger ſchenkte, vor: ferner 1341 Wirich und deſſen Vetter Collin, Beſitzer gemeinſchaftlicher Güter, nach ihnen 1368 des letzteren Sohn, Niklas der Junge, zugleich pfälz'ſcher Lehnsmann. Um 1428 erſcheint als Vogt Johann Sunder, zwanzig Jahre ſpäter Conrad. Vogt Peter, mit welchem der Mannſtamm dieſer Familie ausſtarb, hatte drei Schweſtern, Margarethe, Catharine und Irmgard, durch die ſeine Lehen und Allodien an die Ritter von Lahnſtein, von Weiher zu Nikenich und von Helfenſtein kamen. Des erſteren Emmerichs Sohn, auch Peter genannt, ward 1509 mit den Senheim'ſchen Gütern belehnt, in welchen Beſitz die Herrn von Breidbach, Erben deſſelben, folgten.

Beilstein.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Otto von Senheim übertrug 1323 dem Erzbischofe Balduin sein festes Burghaus daselbst gegen eine Geldsumme, und empfing es wieder für sich und seine Erben in gerader Nebenlinie, als Mann- und Frauenlehn „in feudum ligium et aperibile, per se et haeredes suos legitimos, principaliter masculos, postea in eorum defectu foeminas, recipiendam et tenendam.“ Aber schon früher hatte Trier Herrschafts- und Gerichtsrechte zu Senheim, von denen bereits 1310 die Rede ist, mit welchen die Braunshorn, nach ihnen die Wunnenberg, dann die Metterniche belehnt waren. Letztere besaßen auch bedeutende Allodien dort und im gegenüberliegenden Senhals. Gleichfalls als Lehn des Erzstiftes hatte Sponheim Weingärten, Wachs- und Oelgülden, Besthäupter und andere Zinsen in den Marken: wie solche in dem allgemeinen Reverse der Erben, ausgestellt 1443 an Churfürst Jakob von Baaden, enthalten sind. Ein Sunder von Senheim kommt drei Jahre früher als Amtmann zu Thuron und Alken vor, ein Heinrich von Senheim aber schon 1325 als Burgmann auf Schmidburg. So findet sich auch Ritter Simon, kaiserl. Ministerial, bereits 1305 unter den Edelschöffen der Stadt Boppard.

Die getheilte Herrschaft zu Senheim, Beltheim und Strimmich gab Jahrhunderte hindurch, vorzüglich aber seit der Reformation, zu unzähligen Irrungen und Streitigkeiten Anlaß, bei welchen Land und Leute verdarben. Dies mußte um so mehr der Fall seyn, als in Kriegszeiten die drei Herrn gewöhnlich zu verschiedenen Partheien gehörten. Mehrmal war Umtausch versucht worden, doch ohne Erfolg: jeder wollte mehr haben, als er gab. Endlich kam derselbe 1980 zu Stande. Churtrier erhielt, nebst anderer Entschädigung, die Orte Senheim, Senhals und Grenderich. Dem Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, wegen der Grafschaft Sponheim, fielen Mörschdorf, Merz, Buch ꝛc. zu Theile. Der Graf Metternich-Wunnenberg bekam Alt- und Mittelstrimmich, Briedern, Lösenich ꝛc. König Friedrich II. von Preußen willigte drei Jahre später ein, seine Clev'schen Lehnsrechte auf drei andere Sponheimer Dorfschaften zu übertragen.

In dem einspringenden Bogen, den die Mosel hier bildet, liegt Senheim gegenüber Senhals, ein Dörfchen, das seiner Unbedeutenheit halber vielleicht gar keiner Erwähnung verdient hätte, wenn sich nicht die Erinnerung hier anknüpfte, daß es einst eine Römerkolonie gewesen und der Beweis dieser Behauptung sich auf Ausgrabungen von Römerwerken und Stücken einer ehemaligen Römerstraße, so wie Gewölben, die sich unter den Bergen mit hinziehen, Zeichen von Befesti-

gungstrümmern, und Auffindung vieler Münzen, Krüge und anderer Römerdenkmale gründet. Die Lage von Senhals ist aber auch so, daß man sie in alten Zeiten, wo man den Gebrauch des Schießpulvers nicht kannte, füglich unüberwindlich nennen konnte, weshalb es schon in der Natur der Sache liegt, daß dieser Ort nicht unbeachtet liegen geblieben wäre. Von allen Seiten beherrscht die sich amphiteatralisch erhebende Bergebene den Fluß, und die Brücke, die hier über die Mosel geschlagen war und sowohl in den letzten Kriegen als in früheren Jahrhunderten den Hundsrücken mit der trierer Straße verband, beweist den passendsten Uebergangspunkt.

Herr Klein spricht in seinem Werke den Wunsch aus, daß man genauer nach jenen Thatsachen forschen möge, um vielleicht recht wichtige Entdeckungen machen zu können, und für den Alterthumsfreund dürfte dies allerdings recht interessant sein. Warum also nicht in Senhals, wie in Trier, Oerdra, Clotten u. a. Orten dergleichen Untersuchungen angestellt?

Senhals: Sienhals. Pfalzgraf Ruprecht, Markgraf Wilhelm von Jülich, Graf Gerhard zum Berge, kamen hier 1350 zusammen. Erzbischof Johann der Baadener erhob 1461 die dortige Kapelle zu einer geistlichen Pfründe. Diese alte Kirche, zur Pfarrei Senheim gehörig, hatte Ritter Reiner von Zell lange vorher neu erbauen lassen und begütert, sich und seinen Erben aber das Patronat vorbehalten. Es sollte jede Woche der Kaplan eine Messe darin lesen. Oft litt der Ort, sonst ausgedehnt und wohlhabend, durch Ueberschwemmungen und Eis, welches sich hier, zwischen dem engen Gebirge und dem gebogenen Flusse, leicht stellt: namentlich 1395, als man zu Koblenz mit Schiffen bis zum Kornmarkte fuhr. Noch härter erging es ihm als bequeme Uebergangsstelle, wie schon früher bemerkt, im Kriege; am härtesten 1576. Damals war die Unzufriedenheit des spanischen Heeres in den Niederlanden, dem über anderthalb Jahren der Sold fehlte, in offenbare Empörung ausgebrochen. Raubend und mordend durchzog es Limburg, Brabant und Flandern. Als endlich Land und Städte die Waffen ergriffen, und ihnen alle Subsistenz-Mittel mangelten, streiften einzelne Haufen bis zur Mosel. Zu Senhals und in der Umgegend erschienen zahlreiche Schaaren von Mendoza's, Olivera's und Valdes wilden Korps. Mit der nämlichen „Furie" mit welcher sie zu Alost, Mastricht und Antwerpen gehaus't hatten, verfuhren dieselben auch hier und in der Nachbarschaft. Kirchen und Bethäuser wurden, trotz ihrer gepriesenen

Religiosität, ausgeplündert, die Geistlichen mißhandelt. So ging es auch in späterer Zeit, im dreißigjährigen und in den französischen Kriegen. Von Monat zu Monat passirten, da keine nahe, bedeutende Veste den Marsch gefährdete, gesonderte Abtheilungen, von Unterbefehlshabern geführt, welche Disciplin entweder nicht handhaben konnten oder wollten. So kam der Ort, ohne sich erholen zu können, immer mehr zurück. Daselbst hielt sich 1660 geraume Zeit jene berüchtigte Catharine auf, welche, unter dem Range einer entflohenen Gräfin, deren Leben von Verwandten bedroht sey, Adelige und Bürgerliche längs der Mosel mit merkwürdiger Schlauheit um beträchtliche Geldsummen gebracht hatte.

So wie man Senhals mit Recht als eine Römeransiedelung betrachtet, so dürfte dies auch, und zwar mit einigen mehrern Beweisstücken belegt, von dem auf dem nämlichen Stromufer (dem linken) etwa eine viertel Stunde von da entfernt liegenden Oertchen Nöhren gesagt werden können, wenn nicht das Ganze vielleicht im Zusammenhang mit einander gestanden. Noch jetzt gräbt man sehr häufig Münzen und dergleichen dort aus, und alte Urkunden lassen die Römer unter Kaiser Nero sich dort niederlassen, die Kirche aber, freilich sowohl nicht mehr, wie wir sie heute sehen, vom Frankenkönige Dagobert stiften.

Zwischen Senhals und Nöhren hat der Strom an der Felsenseite beträchtliche Theile angesetzt und an der gegenüber liegenden Seite wieder abgerissen. Die zweckmäßigsten Vorkehrungen dürften für die Folge das niedrige Ufer schützen.

Nöhren: Noerin. Unter Kaiser Otto III. 985 verkaufte die Abtei Malmedy ein Allodialgut daselbst, welches sie seit den ältesten Zeiten besessen hatte. In der bisher nicht bekannten, mit unverletzten Siegeln versehenen Urkunde scheint der Name des Stiftes, an welches der Besitz überging, absichtlich ausgelöscht. Nach Beschreibung der einzelnen Stücke war es das nämliche Gut, welches Gerard „prepositus Sefligensis ecclesiae“ an den Abt Moritz zu Laach und die dortige Kirche um 1196 abtrat „weil letztere, demselben näher, größern Nutzen daraus ziehen konnte.“ Die Eigenthümer bedungen sich einen Jahreszins am Martinsfeste „ut sex solidos annuatim eis persolvant.“ Nebengelände „in Mosellae insulis“ gewiß seltene Anlagen auf Flußwörthen, kommen unter dem ansehnlichen Zubehör vor. Auch die Kathedrale zu Mastricht hatte früher Gefälle dort. Ueberhaupt scheinen die niederländischen Stifter und Klöster ihre Land-

mannsschaft mit den Heristalern Majordomen und den Carolingern, so wie den häufigen Aufenthalt letzterer zu Aachen trefflich benutzt zu haben, Weingüter, Zehnten und Patronatsrechte längs der Mosel zu erhalten. In späteren Fehden und Kriegszeiten traf den Ort einerlei Schicksal mit Senheim und Senhals. Mehrmal wanderten die übrigen Einwohner fast sämmtlich aus. So finden wir schon 1550 einen Haufen, der nach Ungarn zog. Noch 1735 wurde eine hier geborne Elisabeth Mayer durch den Orden der heil. Dreifaltigkeit aus türkischer Gefangenschaft zu Varna am schwarzen Meere befreit.

Unbedeutend wie Nöhren, ist eine kurze Strecke oberhalb dieses Dörfchens, da wo sich das Gebirge dem Flusse wieder mehr naht, der kleine Ort Leimen oder Lihmen, gleichsam nur von einzelnen Höfen gebildet; mag aber auch dieser noch so unwichtig sein, so erinnert uns doch noch eine jenseit an steilen Felsen verwitterte alte Einsiedelei an einen Mann, der weit und breit wegen seiner Frömmigkeit und vielfachen Kenntnissen in hohem Ansehn stand. Walter, oder der gute Vater, wie man ihn in der Gegend nur nannte, soll, wie einige behauptet haben, an 150 Jahr alt geworden sein und während der letzten hundert Jahr seines Lebens nur der Fürsorge um Andere gelebt haben. Von vielen Seiten reichlich beschenkt, brauchte er doch für sich selbst nichts weiter, als Brod und Kräuter, die er selber sammelte und alles Andere an Nothleidende vertheilte. Oft ging er viele Stunden ins Hundsrücken-Gebirge und half, wo er konnte; oft aber auch erschien er den armen Gefangenen als rettender Engel und löste ihre Ketten, öffnete ihre Kerker, denn seinen passenden und eingreiffenden Einreden vermogten die Raubritter oder andere harte Burgbesitzer nicht zu widerstehen. Sein Tod soll ebenso wunderbar als sein Erscheinen gewesen sein, man sagt davon, ein Ritter Wolf im Hundsrück sei weit und breit wegen seiner Grausamkeit verschrien; mit Gewalt habe er sich in den Besitz eines edlen und sittsamen Fräuleins der Moselgegend zu setzen und zu ihrem Gemahl zu erheben gewußt; Clementine — so hieß dies unglückliche Geschöpf — folgte dem Räuber halb todt zum Altar, und ob auch kein Ja über ihre Lippen kam, segnete der Burgkaplan doch ihren Bund. Daheim aber trauerte man um die Verlorne und am meisten traf dieser Schlag einen jungen Edelmann (Claus von Ortingen) der sich dereinst in den Kriegen seines Vaterlandes hervorzuthun und mit dem Ritterschlag auch Clementinens Hand davon zu tragen hoffte. Lange schon besaß er ihre

Liebe und mit froher Sehnsucht sahen beide in die Zukunft, die sich ihnen, wie sie meinten, freundlich enthüllen müßte. Da kam Wolf und störte den Frieden ihrer Seelen, und der Hoffnung Rosenbild versank mit — dem Befehl, dem Gefürchteten, (um nicht gerade Verhaßten zu sagen) zur heiligen Stätte zu folgen. Wolf brach wie der Dieb in der Nacht bei ihr ein und — Claus blieb in Verzweiflung zurück. Vergeblich suchte er sich während der ersten Monate der Geliebten zu nahen, um mit ihr einen Plan zur Flucht zu besprechen; von allen Seiten war das Schloß mit Hütern umgeben und seine Wünsche, seine Seufzer verhallten tonlos in der Nacht. Da führte ihm endlich ein freundliches Gestirn den Retter in der Angst, wenn auch nicht aus der Noth, in dem alten Vater zu, und schnell kehrte die Hoffnung in seine Brust zurück. Trauernd war er denn unten am Fuße des gewaltigen Felsens, auf dem die Burg stand, beim Untergange der Sonne angekommen und sah noch trauriger zu der unersteiglichen Höhe hinan, auf der ihm die Geliebte, getrennt von aller Welt, vielleicht wie eine Verbrecherin gefangen gehalten wurde; da trat ein Mann zu ihm, hin, dessen langer weißer Bart fast bis zum Gürtel in dünnen und zitternden Haaren herabfloß, dessen ganze Gestalt aber sowohl, als der Ausdruck des Gesichts die Größe der Seele und die Fülle des Gemüths bezeichnete. Mogte auch der Gang vielleicht schwankend und unsicher sein, mogten die Furchen auf Stirn und Wange das hervorgerückte Alter deuten, der Blick war noch frei und hell, das Auge klar und rein, wie der über ihnen gewölbte wolkenlose Himmel.

„Armer Junge!" — redete er den erschrockenen Jüngling an — das Schicksal fing schon früh an, Dich zu verfolgen, und wenn mir auch eine geheime Stimme sagt, daß ich etwas für Dich thun kann und wenn ich mich auch gewiß mühen werde, dem Rufe dieser Stimme zu folgen, so zeigt doch ein anderes Bild wieder eine unabwendbare Gefahr, die Dir überall droht, wo ich hinblicke. Doch fasse Muth, Claus! noch ist Nichts verloren, noch nicht, ich schaffe Dir Deine Clementine und — Gott wird dann weiter helfen." —

Da heiterten sich schnell die Gesichtszüge des Jünglings auf.

„Was sagst Du Mann?" — fragte er, dennoch schwankend zwischen Furcht und Hoffnung — „was sagst Du? habe ich Dich recht verstanden? Du willst mir sie, sie wiedergeben? ich soll sie wieder an diese Brust drücken? — o sprich es nur noch einmal aus das beglückende Wort und sage, daß ich recht gehört." —

„Ich werde sie Dir wieder geben," — sagte Walter feierlich — „ich hoffe es, ich glaube es zu wissen. Ob aber dann —?"

„O nichts weiter" — bat Claus berauscht, — „nichts weiter! was sollte mir fehlen, was dann noch werden, wenn ich Sie erst wieder habe." — und nun drängte er den freundlichen alten Mann fort, zur Burg, zu seiner Clementine, denn jeder Augenblick schien ihm gefahrbringender Zeitverlust.

Was jedem Andern versagt war, der Eintritt in das Schloß, und sogar in Elementinens Gemächer, konnte der Barbar dem „guten Manne" nicht abschlagen, er konnte nicht, ohne selbst zu wissen warum, er konnte nicht, wenn eine geheime Ahnung ihn warnen wollte, er konnte nicht, wenn er auch offenbaren Verrath unter der Maske der Frömmigkeit zu finden meinte. Also Walter kam und — blieb, bis er — mit Clementinen zugleich wieder ging.

„Da hast Du sie Jüngling!" — rief er dem überglücklichen Claus zu und führte sie in seine Arme — „aber schnell jetzt fort, denn hier seid Ihr nicht sicher, kommt mit in meine friedliche Klause und morgen über den Strom in die jenseitigen Berge." —

Mitternacht war eben vorüber, als die Drei in die Eremitage traten und Walter sie um auszuruhen bat, aber bald trieb die Unruhe ihn vor die Thüre und bebend trat er bald darauf wieder ein. „Es ist eingetroffen, was ich fürchtete" — rief er dem glücklichen Paare zu — „ich höre draußen in der Ferne Geräusch und glaube, daß es — Wolf ist, der Euch verfolgt." — Leichenblaß sank Clementine auf ihren Sitz zurück, aber Claus zog aus dem Busen einen Dolch, mit dem er nach der Gegend hin drohte, von wo der Räuber kommen sollte.

„Laß das" — befahl der Greis — „damit hälst Du ihn nicht zurück; folgt mir jetzt, daß wir den Strom erreichen, ehe er uns einholt und ein Nachen ans jenseitige Ufer fährt."

Ob sie ihm aber auch gleich gehorchten, so war doch Wolf auf schnaubendem Rosse mit seiner Knappenschaar noch schneller und mit einem donnernden Halt sank Clementine zu Boden. Wüthend schwang er über ihrem Haupte das lange Schwert, und schien sie damit durchbohren zu wollen, plötzlich besann er sich aber eines Andern, sah rachebrütend auf Claus und den Eremiten und befahl die beiden Liebenden aneinander zu binden .den Jüngling zu blenden und sie dann von den Felsen herab in die Mosel zu werfen oder zu wälzen. Walters

Hütte mußte aber eine Pechfackel in Brand ſtecken, daß die Flamme hoch zum Himmel empor ſchlug.

Zitternd ſah der Greis die Gräuel an ſeinen Schützlingen verüben, zitternd ſah er auf das Ungeheuer, das den Namen Menſch tief unter das Thier herabwürdigte und an keine Ewigkeit, an keine Vergeltung glaubte, und zitternd ſah er, mit gefaltenen Händen, zu ſeinem himmliſchen Vater in die Höhe; dann ſchien ihn aber ein ſchauerlicher Gedanke zu beleben und eh' noch einer der Umſtehenden es ahnen oder hindern konnte, flog er nach der brennenden Hütte und war durch die Thüre im Augenblick verſchwunden. Bald aber erklangen plötzlich die Sterbeglocken aus allen Dörfern nnd Flecken mehrere Stunden in der Runde, daß des Ritters Geſellen von Ehrfurcht ergriffen, alle auf die Knie niederfielen und die Allmacht und Wunderwerke des Höchſten im Staube anbeteten.

So war mit dem Eremiten, der die Klauſe vor 100 Jahren bezogen hatte, auch dieſe wieder verſchwunden, und nur die Erinnerung blieb an ſie zurück, bis ſpäter wieder Andere eine Einſiedelei an dieſer Stelle aufführten und ſie nun Udo's oder Haarig's Klauſe genannt wurde, wie ſie noch heute heißt. Das Volk will wiſſen, daß Walther zur Zeit Erzbiſchofs Egilbert an einem Morgen aus ſeiner Hütte getreten wäre, ohne daß irgend jemand Hand an den Bau gelegt und ohne daß noch Tags zuvor die mindeſte Anſtalt dazu gemacht worden wäre.

Leimen: Leimene. Das dortige Adelgeſchlecht beſaß Lehngüter des Erzſtiftes. Als dieſe der Churfürſt, ohngeachtet der Einſprüche einer Frau von Leimen, des letzten Sprößlings, um 1675 einzog, ging ſie, aufgebracht, zur lutheriſchen Konfeſſion über. Mit ihr war eine Familie Roben oder Ruben verwandt, welche, Erbin derſelben, abwechſelnd hier und zu Ediger wohnte. Ein Herr von Roben, Obriſt der Krone Spaniens, hielt ſich 1732, ein anderer, den nämlichen Rang bekleitend, 1760 in Katalonien auf. So befand ſich 1786, bei dem Einzuge des Churfürſten Clemens Wenzeslaus in ſein neues Reſidenzſchloß zu Koblenz, der Brigade-General Marques de Roben aus Madrid gegenwärtig. Sie vergaben als Patrone die dortige Hauskapelle „capella castrensis“ an welcher der Geiſtliche ſich Probſt nannte, gewöhnlich in ſpäterer Zeit einer der Pfarrgeiſtlichen von Ediger. Die Kapelle beſaß einen kunſtvoll gearbeiteten Kelch, Geſchenk des Trierer Domes. Sie vertauſchte ihn ſchon früher an das Kloſter Stuben gegen anderes Kirchengeräthe, unter welchem ſich eine

sehenswerthe antike Monstranz befand, vormals Besitz des Klosters Marienburg. Diese soll jüngst nach Koblenz gekommen seyn.

Walther, der Eremit in der Udo's Klause.

Da, wo am Felsen die Fluthen sich brechen,
Schäumend der Strom seine Ufer bespühlt,
Und zu den Wolken die Berge sich heben,
Wie ein Jahrtausend uns so sie erhielt,
Da wo im Grün jener schattigen Bäume
Ernst eine Klause die Thäler durchblickt,
Sah man den Klausner einst beten und wallen,
Nur in dem Heil seiner Brüder beglückt.

Da, wo diese Klause an den Uferbergen sich erhebt, bildet die Mosel mehrere Wörthe, die bei niederem Wasserstande hoch über die Oberfläche des Stromes hervorragen; zur Seite desselben findet man aber eine Menge gleicher Bergkuppen, die — ob auch im Ganzen die Gegend hier rauh wird, doch zu den andern Naturbildern hier einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Bald darauf aber kommt man wieder an einen freundlichen Ort, der — so wie die meisten Moseldörfer ein heiteres Ansehn hat, wenn auch zu beiden Seiten des Flusses heimathlose waldverwachsene Berge emporsteigen. Aber das glänzende Weiß der meisten Häuser unter grünen Bäumen und Rebenflanzungen, daneben der klare Strom und in der Ferne die Gebirge — kurz Alles trägt zur Schönheit der Orte bei und es bedarf sehr wenig Ausschmückungen, um den Vorüberfahrenden einen hohen Begriff davon beizubringen.

Ediger, so heißt der Flecken, scheint zu den allerältesten zu gehören, denn die alterthümlichen Reste von Thürmen und Mauerwerk, wie die Bautrümmer einstiger Rittersitze oder Abteyen suchen uns dies zu bethätigen, und alte Urkunden sprechen von dem Frankenkönig Dagobert 635, der hier Güter besaß und diese an Stifter ꝛc verlieh. Der Flecken selbst, mit vielen recht ansehnlichen und hübschen Gebäuden, vielen Straßen und Gassen, einer alten und großen Kirche, einer Betkapelle am Eingange u. s. w. gehört zu dem Bedeutendsten dieser Gegend, und die früheren Besitzungen der Geistlichen hier, die vielleicht einen größern Wohlstand verbreiteten, halfen wohl auch besonders den Handel begründen und den Verkehr mehren. Dadurch wurden zwar allerdings die raubgierigen Feinde und namentlich die Franzosen, die sich in den verflossenen Jahrhunderten eben keine Lobeerkränze an der Mosel verdienten und ihr Andenken vielmehr ohne Furcht vor einer

spätern Rechenschaft, auf das Unglaublichste zu schänden bemüht waren, — hierher gelockt und wenn sie die andern Dörfer von Ediger bis Cochem längs der Mosel schonten, da diese hier einen weiten Bogen beschreibt, so lockte der Ruf des wohlhabenden Städtchens (Cochem) die Beutemacher direkt von Ediger dort hin, wo man zwar einen gewaltigen Berg zu ersteigen, aber auch nur den vierten Theil des Weges, — etwa 1 Meile zu machen hat. Ganz Ediger wurde zur Zeit der Boufleur'schen Belagerung von Koblenz mehrere Male rein ausgeplündert und dann noch theilweise in Brand gesteckt, so daß man den Ort schon als Ruine, als verwüstet betrachtete und die Hoffnung aufgab, hier und in Cochem jemals wieder etwas erstehen zu sehen, demungeachtet ist es heute schöner, als damals und nur der Handelsverkehr hat sich mehr in andere Städte, als Kreuznach und Simmern und selbst Trarbach und Wittlich gezogen. Oben vom Gebirge herab sieht eine alte verfallene Kapelle (Kreuzkapelle) die früher vielfach besucht, jetzt aber noch in Trümmern einen recht interessanten Anblick gewährt. Die Temperatur hier unten und oben auf den Bergen ist gewöhnlich um mehrere Grade verschieden, dabei durchweht den Wanderer dort auf der Höhe, ob es auch im Thale sonnenhell und stille ist, ein kalter schneidender Wind, der um so gefährlicher für den wird, welcher den Berg schnell in die Höhe steigt, sich dabei echauffirt und nun wohl gar den Hut abnimmt und den Rock auszieht. Man hat Beispiele gehabt, daß mancher auf der Stelle vom Schlage gerührt, andere erblindet und noch andere mindestens rheumatische und gichtische Zufälle davon getragen. Da der Weg häufig von Reisenden passirt wird, so wäre es gut, wenn in den Wirthshäusern in Cochem und Ediger jeder gesprächsweise darauf aufmerksam gemacht würde. Ob aber auch die Wichtigkeit des Handels mehr oder minder aufgehört hat, so bildet der Flecken doch auch jetzt noch sehr geschickte Botsführer und wo ältere deutsche Kaiser sich aus den Steuermänner Edigers ihre Hauptschiffer zogen, so scheint ihnen dieser Ruhm noch heute zu gebühren. (Capt. Weidner. ꝛc.)

Ediger: Edegrin, Edegrey. Erzbischof Philipp von Köln bestätigte 1188 der Abtei Steinfeld unter andern ihre hiesigen Güter, welche sie „a multis annis in quiete possedit.“ Das St. Germansstift zu Speier verkaufte 1230 dem Trierer Erzbischofe Theodorich sein Ediger Patronatsrecht mit dem Hofe zu Eller. Auch die Abtei Himerode hatte aus frommer Gabe herrührende Besitzungen daselbst, die ihr Wirich, Herr auf Wunnenberg, lange streitig machte,

aber 1298 durch Vertrag überließ. Beträchtliche Gefälle, Trierer Lehen, Isenburger Unterlehen besaßen 1338 die von Ulmen und die von Arras hier, zu Eller, Bremm und Aldegund. Ihre eigenen Güter trugen drei Jahre früher Wynant und dessen Schwager Johann Mussal, Edelknechte, dem Erzbischofe Balduin auf: so wie später Johann Weppeling von Reyl Rechte und Herrlichkeit daselbst an Erzbischof Otto den Ziegenhainer verkaufte. Einen Hof zu Eller nebst vier Fuder Weinrenten aus der erzstift'schen Bede daselbst und zu Ediger besaßen die Herrn von Pirmont schon 1340. Den Wein, als leicht anzubringendes Pfand, versetzten dieselben so oft, als sie Geld brauchten: namentlich 1363 an Johann von Clotten, Sohn des Cochheimer Burggrafen, 1390 an das Stift Münster-Maifeld, 1410 für dreihundert Gulden an den Weseler Juden Abraham. Auch hatten sie das Hochgericht oder das Recht „bym Schopf zu nemen, uf Halz und Bauch zu richten" mit der Vogtei an den obgenannten vier Orten. Beides verkauften oder vertauschten 1476, 1486, 1490 die Herrn zu Pirmont-Ehrenberg an Churfürst Johann, Markgraf von Baaden. Ein Theil des niedern Gerichtes zu Ediger nebst Gefällen gehörte schon in älterer Zeit als Lehen den Herrn auf Wunnenberg-Beilstein. Diese mit andern Besitzungen an die Erzbischöfe Cuno, Werner und ihre Nachfolger mehrfach verpfändet, wurden 1540 ausgelöst. Hier war jener entschlossene Karthäuser-Prior zu Hause, welcher, ein warmer Vertheidiger des Cölibats und des Fischessens, allen Lockungen des Straßburger Magistrats widerstand, und sein Kloster bis zur Aufhebung zusammenhielt. Die Limburger Chronik erzählt darüber: „Im Jahr 1392 handelten die Herrn der Stadt mit den Charteusern, dasz sey Weiber und Geld nemen sollten, aber vergeblich: der Prior, ein feiner langer Mann, burtig zu Ediger ahn der Moselen, mit Zunamen Schausten. Bastges Bruder, der pliebe nit allein beständig, sondern die Bruder alle, ausgenommen zwe, deren einer holt ein Weib, der ander entfinge zwei hundert Gulden und zoge davon etc." Als Churfürst Johann Hugo 1683 dem Kaiser eine auserlesene Schaar Krieger gegen die Türken zu Hülfe sendete, zog ein Geistlicher aus Ediger als Feldpater mit. Er nahm, tapferer Mosellaner, unter dem Herzoge Carl von Lotharingen bei dem Entsatze von Wien sogar Antheil am Kampfe, und kehrte auf dem Rosse eines Spahis beutebeladen zurück. Ein Streifkorps Franzosen, welches von Montroyal aus den Flecken zur Nachtzeit überfiel, nahm der Kirche das reiche Geräthe wieder,

welches er ihr damals schenkte. Der früheste Pfarrer, der in Ediger vorkömmt, war übrigens ein Priester Herbord 1180.

Keine Viertelstunde oberhalb Ediger, auch wie dies, auf dem linken Moselufer, liegt das Dörfchen oder Dorf Eller, wohin man in einem breiten Thalgrund längs des Stromes so schnell kommt, daß man beides wohl für Eins halten könnte, denn die Bauart der alten Burghäuser und Lehnhöfe scheint mit ihren antiken Steingiebeln ganz aus jener Zeit und in demselben Charakter aufgeführt zu sein.

Wie Ediger, hat auch Eller einen antiken und hohen Kirchthurm, wogegen das Schiff im 30jährigen Kriege zerstört, vor etwas länger als hundert Jahren, wieder aufgeführt wurde. Eine alte Kapelle (Rochuskapelle) früher eine eigene und nicht unbeträchtliche Pfründe ist jetzt zerstört und als Magazin benutzt. Auch hier in Eller wurden Wappen zur Zeit des berüchtigsten Wappenvandalismus so wie überall in der ganzen Gegend zerstört und dadurch dem Alterthumsforscher und Wappensammler ein großes Weh verursacht. Mehrere recht reine und gute Straßen, viele recht hübsche und große Gebäude stellen den Pfarrort in die Reihe der größeren Moseldörfer. Wer nach Eller kommt und nicht nach Ediger will, kann auch von hier über das Gebirge nach Cochem gehn; die Wege kommen auf der Höhe zusammen.

Jenseits Eller, stromaufwärts, breitet sich eine weite Wiesenfläche, nicht höher, als das Ufer des Flusses, zur Seite und vorwärts aus und auch in der Mosel selbst bildet sich wieder ein Wörth. Die Gegend aber, und besonders wenn man auf dem gegenüberliegenden Felsen von der Peterskapelle, (einem Felsenvorsprunge) in den Strom und über die daran liegenden Dörfer, Flecken, Wiesen, Berge und Frucht- und Rebenpflanzungen hinweg sieht, gewährt in der That einen so herrlichen Anblick, daß man wohl schwer etwas Schöneres aufzufinden vermögte.

Eller: Elre. Auch seiner, so wie Bremm's, erwähnt jene Richenza-Urkunde von 1056. Poppo, Probst des St. Simonstifts zu Trier, schenkte diesem vierzig Jahre später Güter an beiden Orten nebst seinem Antheile an dem Ellerer Kirchsatze. Hermann von Arras erscheint 1176, Nikolaus 1204, Wilhelm 1260 als Vogt daselbst. Ein dortiges Allodialgut gehörte zur Herrschaft Aremberg, welche 1384 Johann, Herr von der Mark, besaß. Volksseuchen, sogenannte Pesten, namentlich jene um 1420 zur Zeit Erzbischofs Otto, richteten öfters große Verheerungen an: bei einer dieser Gelegenheiten wurde

die Rochuskapelle erbaut. Den Juden, so oft sie es nur einigermaßen ungestraft durfte, spielte die Gemeinde übel mit, doch fanden sich immer wieder neue ein. Ein Räuberhaufen des kühnen Cornelius von der Hardt versuchte 1595 einen Angriff, wurde aber von den bewaffneten Einwohnern, denen die Edigerer zu Hülfe kamen, zurückgetrieben. Das alte Bethaus an der Ellermündung diente vormals als Jagdgrenze, in mehreren Urkunden heißt es: „bis zu den helgen Hubert and Arnolf, wo man uf die Museln schiesen kann."

Stuben: Stuppa. Um 1136 übergab Egelolf, ein reicher Edler, sein hiesiges Gut mit Burghaus und Kapelle dem Abte Richard von „Spranekirsbach" zur Stiftung eines Frauenklosters, unter St. Augustins Regel, an dieser Stelle. Des Stifters Verwandte traten das, was sie gemeinschaftlich mit ihm daselbst besaßen, gleichfalls ab, theils als milde Gabe, theils durch Verkauf. In der Bestätigungsurkunde verordnet Erzbischof Albero, Legat des päbstlichen Stuhles, daß die Zahl der Schwestern nie über hundert Personen steigen sollte. Sie kamen gewöhnlich vor als „sorores de insula beati Nicolai in Stuppa." Der Erzbischof verlieh ihnen bedeutende Privilegien und Rechte. Bald aber belästigten die umwohnenden Ritter das Kloster. Unter dem Vorwande der vogteilichen Aufsicht lagerten sie sich wochenlang in dessen Höfe: namentlich die Herrn auf Arras. Es bedurfte vieler Mühe, sogar des Kirchenbannes, ihm endlich Ruhe zu verschaffen. Auch die Erzbischöfe Hillin, Arnold und Johann machten beträchtliche Geschenke an das Kloster. Ersterer gab demselben die von ihm erbaute Peterskapelle mit ihren Gefällen. Das berühmte, von Heinrich, Herr von Ulmen, für die St. Nikolauskirche mitgebrachte Sanktuar des heil. Kreuzes führte seit 1208 zahlreiche Wallfahrer aus der Nähe und Ferne dahin. In den drei Sommermonaten des ersten Jahres betrugen die milden Gaben über vierthalbhundert Goldgulden, eine gewiß damals bedeutende Summe. Auch die Herrn auf Monreal zeigten sich freigebig gegen das Kloster, am freigebigsten Ritter Carl von 1300 bis 1309. Erzbischof Balduin, als er um 1330 den angeordneten Arbeiten zur Erweiterung der gefahrvollen Uferpfade bei Stuben, Bremm und Neef persönlich nachsah, beschenkte dasselbe mit kostbarem Kirchengeräthe. Von der Grafschaft Sponheim hatte es die Berechtigung erhalten „mit vier Eseln uff den Walt Contal zu fahren und Brinholtz zu holen, umb eyne Tonne Heringe Gulde." Diese Fischart war aber im Laufe der Zeit zu theuer geworden und das Kloster leistete 1393 Verzicht

auf jenes Behölzungsrecht. Auch kostete um diese Zeit nach der Limburger Chronik eine solche Tonne acht Gulden, während eine Kuh fünfthalb Gulden, das Malter Korn nur einen stand. Man rechnete aber damals den Gulden zu zwölf Groschen, den Groschen zu sechszehn Heller. Bei den ewigen Unruhen des fünfzehnten und der folgenden Jahrhunderte erging es dem Kloster oft übel. Schonung von Feindesseite fand um so weniger statt, als der Convent gemeinlich schon vor dem Sturme den Kirchenschatz in Sicherheit gebracht und sich entfernt hatte. Es mußten im Laufe der Zeit nothwendig Schulden über Schulden steigen, so wie, durch vielfachen Aufenthalt der Schwestern außerhalb der Zellen, die Ordenszucht erschlaffen. Egelolfs fromme, von so vielen Erzbischöfen geschirmte Stiftung, erfüllte ihre Bestimmung nicht mehr: Zeiten, Menschen und Sitten waren anders geworden. Mit weltlicher Lust schon allzusehr bekannt und von ihr gereizt, legte die Jungfrau hier, wie fast überall, Gelübde ab, deren Haltung ihr zu schwer wurde. Frivolität der Männer drang in die Clausuren und zerstörte sie endlich ganz. Leider gaben oft jene das Beispiel, welche es am wenigsten hätten geben sollen. Eine der trefflichsten Institutionen, das stille wohlthätige Zusammenleben und Zusammenwirken tugendhafter Frauen, sank in der öffentlichen Achtung, Gutes ging durch Schlimmes unter. Wie lange würden diese schöne Anstalten noch nützlich fortbestanden haben, wenn kräftige Arme überall den Zügel gefaßt und mit Ernst Anordnungen und Einrichtungen durchgeführt hätten, welche geänderte Staats- und Lebensverhältnisse nun einmal dringend heischten? Zu Stuben war mancher Unfug im Innern vorgefallen, öffentliche Mißbilligung sprach sich laut aus. Da verwandelte 1790 Churfürst Clemens Wenzeslaus, als die Zahl der Schwestern bereits auf sechs gesunken, das Kloster in ein freies Stift adeliger und bürgerlicher Jungfrauen: meistens Töchter verdienstvoller Beamten. Zu bestimmten Andachtsübungen verpflichtet, nur zu gewissen Zeiten an den Aufenthalt hier gebunden, lebten sie, bei hinreichendem Jahresgehalte, meistens außerhalb. So bestand das Stift vier Jahre bis zur Ankunft der Franzosen: mehrere Pensionsrückstände der Betheiligten wurden noch zuletzt in Paris liquidirt.

Im Hintergrunde der Landschaft, am Fuße eines gewaltigen Felsgebirges, wo der Strom sich nieder biegt, liegt das Pfarrdorf Bremm mit seiner uralten Kirche auf einer Berg-Erhöhung, ein wenn auch nicht prächtiges, doch darum schon merkwürdiges Gebäude, weil es

allen Strömen und allen Zeitverwüstungen kräftig widerstanden hat. Hier in Bremm sollen die ersten Rebenpflanzungen der Mosel gewesen sein.

Bremm: Bremme. Besitzungen der Abteien Brauweiler und Himerode, so wie des Trierer St. Simonstifts, kommen zwischen 1056 und 1096 urkundlich vor. Die Arenstein'schen Güter daselbst und zu Reef kaufte das Kloster Stuben 1160 für achtzig Mark. Erzbischof Theodorich, Graf von Wied, zog 1240 eigene Weingefälle. Cuno, Ritter von Ulmen, überließ 1338 seine hiesigen Ländereien und Rechte mit jenen von St. Aldegund dem Erzbischofe Balduin für zwei hundert Pfund Heller. Erzbischof Boemund der Saarbrücker ließ 1356 ein Felsenstück mit Reben anlegen. Das Gleiche that 1370 Salentin, Herr zu Isenburg. Bis 1418 besaßen die Herrn auf Scharfeneck trier'sches Lehngut daselbst, nach ihnen gab es Erzbischof Werner an den Grafen Johann von Homburg. Eine hier ansäßige Adelfamilie, die Herrn von Bremm, erscheint als vorzüglich reich im sechszehnten Jahrhunderte. Das Uebrige schon bei Ediger und Eller.

Oberhalb Stuben liegt unter Gebüschen und Weinanlagen halb versteckt das anmuthige Reef mit den Trümmern seines alten Schlosses und der theilweise noch erhaltenen uralten Kirche.

Reef: Nevim, Die Bestätigungsbulle des Pabstes Innocenz II., hinsichtlich der Abtei Laach, erwähnt 1138 eines Allodiums hier, welches dieser Bertram, Abt zu St. Arnulf in Metz, und sein Kapitel verkauft hatten. Pfalzgraf Wilhelm war mit der Reefer Kirche und ihren Einkünften belehnt. Er willigte ein, daß Erzbischof Albero Beides dem Kloster Stuben 1140 verlieh. Damit die Schenkung stets in frischer Erinnerung bleibe, machte letzteres dem neugesetzten Pfarrer und seinen Nachfolgern zur Pflicht, an bestimmten Festtagen mit dem Convente zu speisen, die Gesundheit desselben auszubringen und den Uebertragsakt laut zu verlesen. Nebst anderweitigen Besitzungen von bedeutendem Ertrage, gehörte das Schloß zur Grafschaft Sponheim. Heinrich, Herr zu Heinsberg, dem dasselbe aus der väterlichen Erbschaft zufiel, vertauschte es nebst Castellaun und Kirchberg 1248 an seinen Bruder, Grafen Simon von Sponheim-Kreuznach, gegen Sayn'sche Schlösser. Gerhard von Reef, Sohn Eberhards von Sponheim, trug 1325 das Schloß „castrum seu domum meam apud Neefe, cum fossato ipsam circumdante, allodialiter ad me pertinentem etc." dem Erzbischofe Balduin und der Trierer Kirche zu Lehn auf. Von ihr wurden die Herrn von Scharfeneck da-

mit belehnt, nach ihnen durch Erzbischof Werner 1418 Graf Johann von Homburg, Herr zu der Vels. Später erscheinen die von Mezzenhausen als Lehnsträger „des Huisz und Veste zu Neue an der Moseln mit irem Begriff, auch dem halben Gericht“ und zwar einer derselben, Conrad, 1541. Der Streifzug Franzens von Sickingen, jener Albrechts von Brandenburg, deren zuchtlose Haufen bis zum Moselufer schwärmten, später der dreißigjährige Krieg hatten auch dieser Gemeinde vielfache Drangsale gebracht. Ihren Pfarrer, der nach geschlossenem westphälischen Frieden gar nicht aufhörte, gegen das Normaljahr zu predigen, ließ 1650 der Churfürst Christoph von Sötern eine Zeit lang gefangen setzen.

Weiter hinauf zeigt sich das freundliche Aldegund St. (Aldegonde) mit seiner alten Kirche, seinen reinlichen Straßen und schönen Privathäusern.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts wird eines „claustrum apud sanctam Aldegondum supra Bremptam“ erwähnt: ohne daß deutlich hervorginge, ob von einer Frauenklause oder einem Einsiedleraufenthalte die Rede sey. Gerlach, Herr auf Isenburg, erkennt 1338 die hiesigen Lehngüter seiner Vasallen, der Ritter von Ulmen und Arras, mit ihren Besitzungen zu Eller und Ediger als Eigenthum der Trierer Kirche an. Pabst Sixtus IV. verleibte 1473 mit der St. Remigiuspfarrei zu Alf die hiesige Filiale nebst ihrem St. Jakobs- und Christopherusaltare dem Collegiatstifte zu Pfalzel ein: „parochialem st. Remigii in Alffe et illius filialem sine cura st. Aldegundis ecclesie ac altare st. Iacobi et Cristoferi situm in eadem.“ Der damalige Gesammtertrag der Pfarrei an barem Gelde und Naturalerzeugnissen ist in der Bulle auf fünf und fünfzig Mark Silber jährlich angeschlagen. Hinsichtlich der Pirmont-Ehrenberger Rechte und Gefälle mehrere Notizen bei Ediger. Bedeutendes Unglück traf den Ort 1594. Ueberziehendes Hagelgewölk zerstörte zu Anfange Juli's Erndte und Herbst in wenigen Stunden. Die ganze Umgegend, obgleich dem nämlichen Windstriche ausgesetzt, blieb verschont.

Oberhalb sehn wir das freundliche Bulay (Bulay infra Celle). Es wird schon 1150 genannt. Damals gehörten mehrere Weinberge, Felder und Hecken zur jenseitigen Burg Arras. Um dieselbe Zeit besaßen die Grafen von Are ein Hofgut hier: ob Allodie oder Reichslehn, bleibt ungewiß. Ein Heinrich „zu Bulare armiger“ wohnte darauf 1175. Er hatte mancherlei mit der heiligen Vehme zu schaffen, deren Hauptversammlungsplätze einer, der Sage nach, im Conteler

Walde war. Die Besitzung kam nachher an Churtrier. Auch die Zante von Merl hatten gleichfalls Höfe, Weinberge und Gefälle. Bei der großen Hungersnoth, welche zwischen 1314 und 1318 wiederholt das Erzstift heimsuchten, aßen die Einwohner Brod aus Eicheln, Bucheckern und Nußkernen. Aber bei der darauf folgenden Seuche, ein allerhöchst seltener Zufall, blieben Alle, im Dorfe gesund, während benachbarte Ortschaften ausstarben. Erfüllten die Comete des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts durch ihre drohende Stellung über der Mosel und ihren Feuerglanz im Flusse alle tiefer abwärts gelegenen Ortschaften, namentlich Carden und Fankel, mit Schrecken: so war dies noch mehr der Fall, hinsichtlich der hiesigen Umgegend, bei jenem von 1665. Gerade zu Neujahr stand er furchtbar über dem Alfthale, in welches sich sein langer Schweif zu verlieren schien. Ununterbrochen läuteten die Glocken und die Gemeinden verließen die Kirchen nicht. In den letzten Zeiten führten die Freiherrn von Breiten-Landenberg den Beinamen „zu Wollmerath, Arras und Bullay.

Unter den Rittern, die sich mehr oder weniger auszeichneten, verdient einer, Heinrich, unsere Beachtung und — wenn auch nicht unsere Bewunderung, doch mindestens unser Mitleiden.

Durch ungünstige Publicationen verlor er schon als Jüngling das Vertrauen seiner Gegend und konnte ein gewisses Vorurtheil, daß man gegen ihn erfaßt hatte, selbst da nicht besiegen, als er, ein Ritter, in der Fülle der Mannskraft aus mehren blutigen Fehden siegreich heimkehrte.

Anders aber, als die richtenden Väter, beurtheilten die Töchter den schönen Mann und bald hatte er mit Kunigunden den Bund der Liebe auf ewig, wie sie sich schwuren, geschlossen. Gerade und fest trat er vor des Mädchens Vater und bat um ihre Hand; da erbebte der feindlich gesinnte Greis, und konnte nur mit Mühe den Ausbruch des Zorns in seinem Busen zurückhalten, endlich aber faßte er sich wieder, schien die Wahl zu billigen und lud den Ritter auf den folgenden Tag nach dem Contelar Walde. Heinrich kam, nach Ritter Sitte mit geschlossenem Visir, da stürzten mehrere Verkappte auf ihn ein, stachen sein Pferd nieder und verwundeten auch ihn, dann nahmen sie die Flucht. Einer nur blieb verwundet zurück, Heinrich aber, gereizt durch den Ueberfall, zog das Schwerdt und streckte den Unschuldigen nieder. In diesem Augenblick traten eine Menge Ritter aus dem Gehölz und Kunigundens Vater schrie: „haltet und fesselt ihn, er hat mein Kind umgebracht.“ — Der Erschlagene war —

Alf.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wirklich die Geliebte und der grauſame Vater hatte für ſeine Rache ſelbſt das einzige Kind auf's Spiel geſetzt. Heinrich wurde nun durch die heilige Vehme verurtheilt, an den Leichnam ſeiner Braut geſchloſſen, in einen Kerker geworfen zu werden, und langſam zu verhungern. Nach ſeinem Tode kamen die Beſitzungen an Chur Trier.

Alk.

Immer ſchöner wird die Gegend,
Die der Strom beſpült,
Wie's der Wandrer froh beſeeligt
Tief im Buſen fühlt,
Und was Herrliches die Schöpfung
Nur hervorgebracht,
Was von Thal und Berg und Hügel
Freundlich glänzt und lacht,

Was das Auge wie im Zauber
Hier im Kreiſe bannt,
Was der Geiſt mit frohem Beben
Ahnungsvoll erkannt —
Alles iſt für dieſe Stelle
Glücklich hier geeint,
Wo der Sonne Strahlenſchimmer
Tauſendfach erſcheint;

Wo der Mond im Silberlichte
Durch die Eichen bricht,
Und ſo traulich uns zum Herzen,
Uns zur Seele ſpricht;
Wo in purpurnem Gewande
Uns der Abend winkt,
Und der Schickſalsſtern des Menſchen
Wunderthätig blinkt —

Und was Herrliches die Schöpfung,
Nur hervorgebracht,
Was von Thal und Berg und Hügel
Freundlich glänzt und lacht —
Wie's der Wandrer froh beſeeligt
Tief im Buſen fühlt
Immer ſchöner wird die Gegend
Die der Strom beſpült.

v. D.

Bulay gegenüber auf der linken Seite des Stroms liegt der hübsche und durch mannichfache Handelsunternehmungen nicht unwichtige Flecken Alf, an dem sich hier in die Mosel ergießenden Bache oder Flüßchens gleichen Namens, das in Millionen Krümmungen die üppigsten Wiesen bewässert und manchem betriebsamen Müller Verdienst und Nahrung gewährt. Von hier aus hat man aber eine der schönsten Aussichten, die man sich denken kann, und ein guter und bequem eingerichteter Gasthof, der erste dieser Art von Cochem her, führt nicht mit Unrecht den Namen „zur schönen Aussicht."

Einen nicht minder schönen Anblick — sagt Klein — gewähren die reiche, trefflich bewirthschaftete Uferfläche unterhalb des Orts und das schroffe Geklippe oberhalb, an welchem schäumend die Mosel brandet. Auf einem vereinzelten wild überwachsenen Bergkopfe im Hintergrunde des Thals erscheinen, auch hier das Treiben der Ritterwelt zurückrufend, die noch übrigen spärlichen Mauerreste der Burg Arras, welche ernst auf den unten mit der Alf zusammenfließenden Usbach herabsehen. Alf mit seiner reizenden Umgebung und der düsterheitern Perspektive landeinwärts, vom Flusse her, durch geübte Künstlerhand dargestellt, liefert eine der gefälligsten Ansichten. Hinter Arras zieht sich das Thal mehrere Stunden weit bis zu den heißen Schwefelquellen Bertrichs und zu der Hocheifel. Reicher Genuß erwartet bei jedem Schritte den Naturfreund, mannichfacher Stoff zu Beobachtungen den Forscher. Schön geformte Berge, sanft gerundete Hügel und Vorhügel, angenehme Wiesengründe mit malerischen Baumstellungen und Gebüschgruppen, kühn gethürmte Felsen, senkrecht stehende Klippen, übergehäufte Steingerölle reihen sich aneinander. Bald ist das Thal still abgeschlossen, bald wird es belebt durch das Geklapper einer Mühle, durch das Dröhnen schlagender Hämmer in Steinbrüchen, schallender Aexte beschäftigter Holzhauer. Hier wirbelt der Rauch aus einer Köhlerhütte, dort von einem Hirtenfeuer, weiterhin über das Dach einer niedern Hütte. Bei jeder Windung ändert sich die Aussicht. Schaut der Waller rückwärts, so glaubt er eine ganz andere Gegend zu sehen, als die er eben durchzog. Der Pfad läuft eine Zeit lang in der Tiefe, steigt dann an dem Abhange auf, verliert sich im Walddunkel, kömmt zum Vorschein und verliert sich wieder. Eichen, Buchen, Tannen grünen an den Abhängen wurzeln in Spalten und umstehen Felsblöcke, die, bemoost und mit Schlingpflanzen überzogen, alten Druidenaltären gleichen. Seitenthälchen, Schluchten, Einbiegungen geben jeden Augenblick neue Be-

schäftigung. Frisches lebendiges Quellwasser, sich in Bächelchen ergießend, rieselt überall der Mitte zu. Dann folgen Gebilde vulkanischer Ausbrüche: Felsverklüftungen, Lavamassen, Schlackenhaufen. Ueberall die Spuren furchtbaren, allgewaltigen, zum Theile noch wirksamen Feuers!

Wie unansehnlich sich auch Arras gegen die übrigen Moselburgen ausnimmt, so bedeutend wird es durch seine Geschichte. In der Nähe soll zur Zeit Ruotberts, Erzbischofs zu Trier, um 938 ein Schwarm Ungarn, vom Rheine kommend, über die Mosel gesetzt haben und, Alles ringsum verwüstend, bis Lutzerath und Kaisersesch vorgedrungen sein. Hier stellten sich ihnen, nach einer Springirsbacher Handschrift, zahlreiche Kriegerschaaren, angeführt vom Pfalzgrafen Hermann, so wie von den Grafen der Mosel-, Maien- und Trechirgaue, muthig entgegen, erschlugen den größten Theil und jagten die Uebrigen in die Flucht. Zum Lohne verlieh Kaiser Otto der Große den verdienstvollen Siegern beträchtliche Reichsgüter. Darunter befand sich der Sage nach die große Bergwaldung Hochpochten. Auf dieses Geschenk gründeten noch in neueren Zeiten, der Domainen-Verwaltung gegenüber, mehrere Adelfamilien, welche in ihren Wappen sogenannte Spitzwecke, ursprünglich länglichrunde Ungarnschilde, führten, ihre Rechte daran. Bei dieser Gelegenheit war dann auch, dem Berichtsteller zufolge, die Burg Arras oder eine frühere Veste zur künftigen Sicherung des Thals auf jenem Felskopfe erbaut worden. Sehr frühe erscheint dieselbe, wahrscheinliches Reichslehn, als Besitzthum der Trierer Kirche. Auf der Rückkehr von Rom, wohin er Lotharen den Sachsen mit einer Ritterschaar begleitet hatte, erfuhr 1138 Erzbischof Albero der Monsterol, daß Werner und Johann von Nantersburg auf Weisung Grafen Otto's, Herrn auf Rheineck, der sich gleichfalls bei dem Kaiser in Italien befand, Arras durch Ueberfall weggenommen. Da schwor der entschlossene Mann bei seinem Fürstenhute, sich nicht eher den Bart abscheeren zu lassen, bis er das Schloß wieder erobert und jenes der Räuber zerstört habe. Er rückte mit großer Heeresmacht zu gleicher Zeit vor beide und, als er sein Wort gelös't, zog er im Triumphe zu Trier ein. Zehn Jahre später belehnte derselbe den Grafen Heinrich von Namur, Schirmvogten von St. Maximin, mit der einen Hälfte, den Grafen Friedrich von Vianden mit der andern. Mehrfach wechselten nachher die Burgmänner, bald durch Uebertrag, bald durch Aussterben der Geschlechter. Doch mag schon unter den Römern eine Warte

hier gestanden haben, so wie an der Mündung des Flüßchens eine Niederlassung gelegen. Zahlreiche Münzen, Waffenstücke, Särge ꝛc. vormals hier ausgegraben, machen dies wahrscheinlich. Auch fand sich ein Grabstein, dem Legionare „Claudio Materno, conjugi carissimo“ von seiner Gattin geweiht, welche der Churfürst Carl Joseph, Herzog von Lotharingen, wegbringen ließ. Ueberhaupt kamen dergleichen Denkmale, längs dem Gestade von Bremm aufwärts, öfters zu Tage. Alf am Eingange des wichtigen Thales, wo die fast einzig gebrauchte Querstraße über den Reiler Gebirgshals sich senkt, war, militärisch und merkantilisch betrachtet, ein viel zu bedeutender Punkt, als daß man ihn zu einer Zeit hätte unbetrachet lassen sollen wo man bereits die Bertricher Quellen kannte und benutzte. Gegenwärtig ist dasselbe ein wohlhabender Ort, von betriebsamen, thätigen Menschen bewohnt. Er treibt lebhaften Verkehr mit Wein, Holz, Lohe ꝛc. Die benachbarte Eisenschmelze, auf die wir später zurückkommen werden, trägt zu reger Geschäftigkeit nicht wenig bei.

Bei Alf beginnt jene weit gestreckte Landzunge, welche, ein hoher, steiler Gebirgsrücken, bis Zell vorläuft, von dort sich, in ausgedehnter Biegung, aufwärts bis Pünnderich fortzieht und eine Krümmung von ungefähr drei Stunden beschreibt. Auson scheint sie gekannt und mitverstanden zu haben, wenn er in seiner Mosella sagt:

„Ipse tuos quotiens miraris in amne recursus,
Legtimosque putas prope segnius ire meatus.“

„Oefters bewunderst du selbst zur frühern Stelle die Rückkunft,
Glaubst zu säumen, obschon mit geregelter Schnelle du fortströmst.“

Gegen Alf fällt die Seite schroff ab, aber wildschön bebuscht und bewaldet. Einsenkungen zwischen den Felsen, mit frischem, üppigem Pflanzenwuchse machen die Ansicht noch malerischer. Bei Zell, wo geräumiges Vorland sich anlegt, endigt das Gebirg in eine mächtige, hoch hervortretende Kuppe, von der herrlichsten Forstkrone geschmückt. Rückwärts derselben breitet sich auf der Oberfläche tiefer liegendes, fleißig bebautes Ackerland aus. Die Abhänge nach Pünnderich hin, zugänglicher als jene, zeigen überall gut unterhaltene Rebenanlagen. Wo der Durchschnitt am kürzesten ist, und man mit einem Sprachrohre von beiden Seiten den Flußschiffern zurufen kann, öffnen sich zwei reizende Perspektive über Gebirge, Thäler und Schluchten. Hier stand schon in alter Zeit ein Schloß, castrum, bei welchem unter Erzbischof Hillin 1127 das Frauenkloster Marienburg errichtet und

der Abtei Springirsbach übergeben wurde. Lange ſtanden die geiſtlichen Schweſtern, welche der Regel des heiligen Auguſtinus folgten, im Rufe vorzüglicher Frömmigkeit, der ſich aber ſchon während Erzbiſchofs Balduin's Regierung um 1350 verlor, doch nachher wieder herſtellte. Die gefährliche, entſcheidende Lage ihres Aufenthalts mitten in der Diözeſe, an dieſer ſchwer einnehmbaren Stelle, führten bei jeder Fehde Kriegsſchaaren dahin, bald als Vertheidiger, bald als Angreifer. Zerſtörung der Gebäude, Erſchöpfung der Einkünfte, Verfall der Kloſterzucht mußten die Dauer des Conventes immer unſicherer machen. Endlich erlaubte 1515 eine Bulle Pabſt's Leo X. dem Erzbiſchofe Richard von Greifenklau, denſelben mit Stuben zu vereinigen. Die beabſichtigte, regelmäßige Fortifikation aber, zu welcher der Plan ſchon abgeſtochen war, kam nicht zu Stande. Eben ſo wenig gelangte jener der Franzoſen zur Ausführung, welche nachher Montroyal vorzogen. Von dem vormaligen Kloſter und der nahen Einſiedelei ſteht noch verfallenes Gemäuer, an welchem vielarmiger Epheu emporwuchert und dicht belaubte Bäume ſich anſchmiegen. Ein Felsthurm und Stücke eines Schirmwerks rufen jene kriegeriſchen, die noch erhaltene jüngere Kirche frühere religiöſe Zeiten ins Gedächtniß zurück. Der Eigenthümer eines auf der Höhe gelegenen Hofes bewirthſchaftet den größten Theil der vormaligen Kloſtergüter, welche, churfürſtliche Domainen, als Staatsgut verſteigert wurden.

Reichen Genuß bietet dem Ueberblicke die Gegend rings. Ohne eben durch ſeltenes Gebild und kühne Form gefeſſelt, oder zur Bewunderung hingeriſſen zu werden, ſieht ſich der Wanderer überall angezogen. Zweifacher Geſichtskreis, auf- und abwärts, fließt an der Berührungslinie in ein harmoniſches Ganze zuſammen. Stillruhig liegt die heitere Gebirgslandſchaft ausgebreitet. Rücken, Firſten und Kuppen, eine die andere überragend, vor- und zurückgeſchoben, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit nach allen Seiten. Kahle, unwirthbare Felsmaſſen, zwiſchen üppig bebuſchten oder ſorgfältig angebauten Stellen aufragend, Thal, Vorland bringen vielfache Abwechſelung in das Gemälde. Die Moſel, welche gerade anſtrömt, als wolle ſie den Felsdamm durchbrechen, fühlt ihre Ohnmacht. Denſelben nur beſpühlend, wallt ſie friedlich in weiter Ausbeugung vorüber. Verſchwunden hinter dem fernen Waldkopfe, erſcheint der Fluß bald zum zweitenmale und, nachdem er uns zur Linken begrüßt hat, ſetzt er ſeinen Weg weiterhin fort. Jede Tag- und Jahreszeit entfaltet hier neue Reize. Furchtbar aber erſcheint die Scene, wenn,

nach schwülem Sommertage, Abendgewitter, namentlich vom Alfthale her, emporsteigen. An den entlegenen Vulkangebirgen Bertrichs schweben silbergesäumte Wölkchen langsam auf. Neue folgen neuen, Zahl und Ausdehnung nehmen zu. Bald Burgtrümmer oder abentheuerliche Felszacken, auf denen altnordische Asagötter ihre Lanzen zu schwingen scheinen, bald Alpengletscher und Eisblöcke des Polarmeers darstellend, thürmen sie sich höher und höher. Bewegungslos steht eine Zeit lang die Masse, bei den heißen Schwefeldünsten der Gegend immer mehr verderblichen Stoff häufend. Nach vorn, der Mündung zu, leuchtet reines Himmelsblau über dem Thale, Land und Fluß scheinen ein Fest der Ruhe zu feiern: kein Hauch bewegt den hellen Wasserspiegel. Aber dunkel und dunkler wird es im Hintergrunde. Der Wind, anfangs schwach, erhebt sich bald zum Sturme und, mächtig vorwärts getrieben, rauscht das Wetter näher. Brandroth sinkt die Sonne dem Gebirgsrande zu: Dämmerung umhüllt allmählig den Horizont. Jetzt hat das finstere, unglückschwangere Wolkenheer sich über dem Flußbette, zwischen dem Hundsrücker- und Moselgebirge, drohend gelagert. Einander entgegengesetzte, heftige Luftströmungen aus allen Strichen des Compasses halten es hier von neuem fest. Mit unwiderstehlicher Gewalt zerreißt ein Wirbelorkan die dichten Massen. Der geborstene Schoos, in welchem Flammenfelder hinter Flammenfelder sich öffnen, scheint Feuergluthen auszuströmen. Zwischen den Bergforsten bei Alf, Bulay und Merl fährt mit schmetternden Schlägen Blitz auf Blitz nieder, daß Säulen von Funken und Rauch emporwirbeln. Schreckbar rollt der Donner nach, schreckbarer noch durch das vielfache Echo der Schluchten und Höhlungen. Die Kirche auf Marienburg tritt leuchtend hervor im Abglanze des Himmels, und ihr Thurm scheint jeden Augenblick höher zu werden. Aber der elektrische Stoff hat sich entladen, erfrischender Regenguß strömt herab, und hoch wölbt sich, schimmernde Wolkenbrücke, der Bogen des Friedens über dem Flußthale, das in verjüngter Schönheit lacht.

Alf: Alve. Ein früherer Antiquar aus dem Minoritenkloster zu Merl leitet den Namen aus statio Romana ad alveum, Arras aus castellum ad aras, Reef aus turris nova her: Deduktionen, die viele Aehnlichkeit mit jenen bekannten Oberweselern „Lorch von laurea Bachi, Caub von cubile Bachi, Mannebach von manus Bachi“ haben. Das heftige Erdbeben, welches um Mitte Juni 1395 die Umgebungen von Laach, Ulmen, Bertrich ꝛc. erschütterte, war be-

sonders hier und in der Nachbarschaft fühlbar. Thaleinwärts spalteten sich Felsen, rissen Blöcke los, versiegten Quellen. Dagegen sprudelte in halbstündlicher Entfernung von Alf heißes Wasser hervor: Anzeige damals noch wirksamen Vulkanism's. Bei einer Ueberschwemmung von 1445 kamen an dem Gestade der Mosel drei große Elephantenzähne zum Vorschein, welche tief unter Steinen und Schlamm lagen. Daß der Ort während der unaufhörlichen Kriege des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts vielfach von feindlichen Streifpartheien gebrandschatzt, geplündert und verwüstet wurde, geht schon aus seiner Lage hervor. Im Frühjahr 1588 hauf'te ein solches Corps, geführt vom Lütticher Feldhauptmanne Tramencorte, schlimm daselbst. Auf der Fläche gegen Aldegund abwärts lagerte 1650 ein Geschwader lotharingischer Reuter, später, während des Monates August 1688, ein Regiment Franzosen, dann in der ersten Hälfte des Dezembers 1704 eine Abtheilung Hochschotten unter Obrist Donald, welche zu Marlborough's Belagerungsheer vor Trarbach gehörten. In Alf wohnte geraume Zeit der Jude Baruch „insignis medicus ad leniendam podagram" den „viele Jahre hindurch Churfürst Lothar von Metternich Tag und Nacht bei sich sitzen gehabt" nach den Worten des gleichzeitigen Berichtes.

Arras: Castrum Arras. Erzbischof Bruno, wie wir schon mehrmal gesehen haben, in Weinschenkungen gegen Geistliche freigebig, verlieh auch 1120 der Schloßkapelle neun Ohmen Jahreszins. Obgleich Albero die von den Nantersburgern weggenommene Veste wiedererobert hatte, war sie doch abermals dem Erzstifte entzogen worden. Erzbischof Arnold schaffte sie demselben zurück. In seinem Vertrage mit den Erben der bisherigen Lehnbesitzer von Arras bestätigte er ihnen 1253 die frühern Rechte trier'scher Ministerialen auf dem Schlosse. Auch versprach er, keinen Schönecker oder Ulmener als Burgmann dahin zu setzen, behielt sich aber vor, in seinem Burghause und dem anliegenden Hofplatze nach Willkühr Befestigungen aufzuführen: „adjectum est, quod in domo nostra apud Arraz et in area adjacente edificare possumus ac munire, prout nobis placuerit." In streitigen Fällen waren die Aebte von Himerode und Springirsbach zu Berichterstattern ernannt. Auch ließ Arnold, größerer Sicherheit wegen, einen starken Thurm daselbst aufführen. Als Burgmänner auf Arras erscheinen Herimann 1175, Nikolaus 1200, Wenzo 1253, Wilhelm mit dem Beinamen Blase 1278, Heinrich 1285, Winand 1335, Franz Durenstofer 1345, Heinrich der

jüngere 1350, ein reicher, tapferer Ritter, dann zwei Jahre später Ritter Volker von der Starkenburg, durch Erzbischof Balduin gleichfalls zu Arras belehnt. In Kaiser Carl's IV. Bestätigungsurkunde 1376, hinsichtlich der erzstift'schen Besitzungen, sind „Arraiz, sente Merienburg, Celle im Hamme namentlich angeführt. Hermann von Arras überträgt 1391 dem Erzbischof Werner „syn Deyl des warmen Wassers und Bades zu Bertrich" vorbehaltlich aber der Fischereien, Wälder, Gülde und Leute daselbst für sich und seine Erben. Ueber Burglehen zu Arras, Neuerburg und Stolzenfels stellt Ludwig Zant von Merl 1440 einen Lehnrevers aus. Einen ähnlichen gibt 1493 Heinrich von Metzenhausen hinsichtlich eines Theils des erstgenannten Schlosses. Erzbischof Johann der Badener versammelte 1500 die umliegende Ritterschaft auf demselben und bewirthete sie köstlich: drei Wochen lang dauerten die großen Treibjagden diesseits und jenseits der Mosel.

Marienburg: sente Mergenburg. Es kömmt auch unter der Benennung vor: „ecclesia de Keymet, sita in monte, qui dicitur castrum Marie." Unter Erzbischof Hillin, der die Kirche 1156 weihte, wurde das schon zehn Jahre früher gestiftete Frauenkloster ausgebaut. Wigand, Priester der Domkirche zu Trier, trug vorzüglich zu den Kosten bei. Die geistliche Aufsicht hatte schon zur Zeit der Gründung Erzbischof Albero dem Abte Richard zu Springirsbach übergeben. Keineswegs aber war die Lage, bei ihrer militärischen Wichtigkeit in Kriegszeiten, zu einem stilleinsamen Leben geeignet. Freund und Feind belästigten das Kloster, erschöpften seine Einkünfte und nöthigten die Schwestern Jahre lang zur Entfernung. Mehrere Erzbischöfe hatten die Aufhebnng beschlossen, aber nicht durchführen können. Endlich ermächtigte 1515 Pabst Leo X. den Churfürsten Richard von Greifenklau, die Klosterfrauen nach Stuben zu versetzen. In der Bulle selbst ist von dem Kloster gesagt: quod monasterium canonissarum ordinis sancti Augustini Castrum Marie nuncupatum Trevir. dioc. situm est in monte abrupto et innaccessibili, rupibus undique ac turribus et fossatis propugnaculis ab antiquo munito, quem Mosella fluvius in gyrum alluit." Damals waren Otilie von Kesselstat Meisterin, Eva von Metternich Priorin, unter welchen zwölf adelige „Conuents Jonffern" standen: eine von Ulmen, zwei Schwestern von Wiltberg, eine von Kaltenborn, eine von der Are, eine von Kettig, eine von Tellich ꝛc. Indessen willigten sie erst in die Räumung des Klosters, als der trier'sche Offizial, Doktor

Johann von der Ecken seine ganze Beredsamkeit erschöpft und der Erzbischof jeder Profeßjungfrau hinreichenden Jahresgehalt mit der Erlaubniß, zu leben wo sie wolle, bewilligt hatte. Dieser, an der Kellnerei zu Zell auf Martinstag erheblich, bestand aus fünf und zwanzig Gulden in Gold, einem halben Fuder Wein und drei Malter Korn. Mehr erhielten die beiden Conventsoberinnen. Die regelmäßige Festung aber, deren Anlage man beabsichtigt hatte, kam nicht zu Stande. Staats- und Kriegsverhältnisse änderten sich in den folgenden Zeiten. Der Uebergangspunkt bei Trarbach und die Gräfinburg, später Montroyal benahmen dem Marienberg seine Wichtigkeit. Oft aber schlug man sich darauf während des dreißigjährigen Krieges. Bald waren Schweden, bald Kaiserliche und Lotharinger, bald Weimarer im Besitze. Noch im Februar 1650, nach schon geschlossenem Frieden, erstürmte, bei einem neuen Einfalle in das Amt Zell, der französische General-Lieutenant de Rose die Schanzen auf dem Reiler Halse, erschlug daselbst über fünfzig Landleute, und nahm den Amtmann, Freiherrn von Waldeck, gefangen. Auf die Anfrage des Trierschen Domkapitels wegen dieser unerwarteten Feindseligkeit, erwiederte Ludwig des XIV. Gesandte, Vicomte de Curval: „sein König habe die Völker nicht pour son interêt, sondern auf unnachlässige Requisition und Instanz des Herrn Churfürsten in das Erzstift geschickt, und müsse daher Alles, was von Uebelm verübt würde, Niemanden anders, als dem hohen Imploranten, Ihren erzbischöflichen Gnaden selbst, zugeschrieben werden.“ Philipp Christoph von Sötern wollte aber durch diesen abermaligeu Ueberzug das Domstift zwingen, in Alles, was er verlange, zu willigen. Gegen die Zeller war er besonders erbittert, weil sie sich immer zur Parthei des Kaisers, niemals zu jener der von ihm begünstigten Schweden und ihrer Verbündeten gehalten hatten.

Recht blumenreich schildert Klein die Gegend hier in seinem Moselthale weiter, wenn er sagt:

„Gleich einem halbdurchsichtigen Schleier, immer tiefer und tiefer sinkend, wallt lichter Duft über dem Thale. Zerstreute Wölkchen schweben an den Abhängen nieder, und verlieren sich im Nebelmeere. Mit silberweißem Schaume brandet die Fluth an den Klippen, welche oberhalb der Alfmündung zu Tage stehen. Jetzt erglüht, im Wiederglanze der emporsteigenden Sonne, brennendroth Waldkuppe nach Waldkuppe. Die Feuerfarbe wird nach und nach zu Purpur, dieser zum Rosenschimmer, welcher jedem Gegenstande jugendliche Frische

leiht. Je dunkler hier und da Gebirgsschluchten und Einbiegungen in dichte Schatten zurücktreten, desto heller springen dazwischen einzelne Lichtpunkte hervor. Vielfache Abstufung und schneller Wechsel geben der Beleuchtung etwas Magisches. Bald ist der Nebel verschwunden und reiner Himmelsazur malt sich auf der klaren Wasserfläche. Aber längs dem Gestade hin spiegelt das Smaragdgrün der Wellen Rebengelände, Obstpflanzungen, Gärten, Dorfschaften, Höfe und Mühlen zurück. Den Rudern hingleitender Kähne, den Zugseilen aufwärts fahrender Schiffe entsprühen bei jeder Schwingung Tausende von Demanttropfen. Mit zahlreichen Fremden besetzt, welche die Schönheit der Landschaft auf dem Verdecke sammelt, durchfliegt die Koblenzer Eiljacht des Flusses Mitte. Heerden grasender Rinder hüpfen längs dem Rande desselben, Enten und Wasserhühner tauchen auf und unter, Fischreiher kreisen oben. Feierlich ernst aber wird die Scene, wenn jetzt, zur Morgenandacht rufend, die Frühglocken der Alfer, Merler und Zeller Kirchen, deren Kreuze im Sonnengolde leuchten, die Windung des Thals durchhallen. Doch nur im Lenze und Vorsommer entfaltet sich dieses freundliche Gemälde an jedem heitern Tage, seltener während des Spätsommers und Herbstes. Erst gegen neun oder zehn Uhr des Morgens vermag dann die Sonne den dichten Nebel zu durchdringen, welcher, dem Gedeihen der Trauben höchst zuträglich, über dem Moselbette lagert. Nur von der Höhe gesehen, zeigt sich die Aussicht in ihrer Pracht, wenn so jeder Gegenstand, einer nach dem andern, hell bestrahlt hervortritt, bis zuletzt die gesammte Umgebung im Lichtglanze ausgebreitet schimmert. Geübte Fußgänger, an ländlich einfache Nahrung gewöhnt, wird es nicht reuen, die nahen Gebirgsrücken mit kundigem Führer bestiegen zu haben. Eine weite Fernsicht bis zu den entlegenen Wolkentragenden Basaltkegeln der Eifel und den himmelanstrebenden Kuppen des Hundsrückens, wo dort furchtbare Vulkanflammen emporloderten, hier ein Weltmeer fluthete, wird sie reichlich für die Mühe des Steigens entschädigen.

Oberhalb Alf verliert sich auf der linken Seite nun allmählig das Felsgebirge und bietet dem Ackerer wieder den üppigsten Boden zur Bebauung seiner Früchte, so daß der Pflug hier eben so wie die Hacke seinen Platz findet. Mitten im Strome aber erheben sich mehrere, dem Auge wohlthuende Wörthe, die der Fleiß der Uferbewohner, da sie zum Ackerbau und Graswuchs nicht geeignet, mit Weidenpflanzungen versehn hat. Jetzt zieht sich längs des Stroms der von

seiner Bedeutenheit in neuerer Zeit etwas verloren, aber noch immer recht interessante Pfarrort Merl in großer Ausdehnung dahin und errinnert an ein früheres Minoritenkloster, das jetzt in die Hauptpfarrkirche verwandelt ist. Am Ende des Dorfes erhebt sich eine zweite Kirche. Ein Gymnasium, welches bis zur Ankunft der Franzosen dauerte, hat in stillem bescheidenem Wirken manchen kenntnißreichen Geistlichen und Beamten dortiger Gegend gebildet. Unter den vielen in Merl begüterten Adelgeschlechtern zeichnete sich vormals ein daselbst einheimisches, jenes der Zante, welches bis in die neuesten Zeiten fortblühte, durch Reichthum und Macht aus. Schon 1250 führt Philipp von Merl den Beinamen „Zant" doch erscheinen dessen Brüder ohne denselben. Er und seine Nachkommen besaßen eine einträgliche Pfalzgräfliche, Sponheim'sche und Trier'sche Lehen. Zu letzteren gehörte die Vogtei im Zeller Hamme mit ihren Rechten und Gefällen. Die älteren Söhne treten im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten öfters als Träger des erzstift'schen Hauptbanners und als Feldobristen auf, die jüngern als Dechante und Pröbste der vornehmsten Collegiatstifter, so wie die Töchter als Abtissinnen und Meisterinnen der angesehensten Frauen-Convente. Mit den edelsten Familien, den Elzen, Leyen, Bassenheimen finden sich Zante verschwägert. Ein Hugo von Merl war Mitglied des Tempelhauses zu Breisig. Mit Aufträgen des Ordens 1258 nach Saint Jean d'Acre geschickt, langte er daselbst an, als eben die dortigen Templer und Johanniter, statt gegen die Sarazenen zu kämpfen, einander selbst in blutigem Streite aufrieben. Wilhem der Merler befand sich als Deutschritter 1380 unter dem Gefolge des Heermeisters zu Sonnenburg. Ob beide aber Zante oder Weppelinge, bleibt ungewiß. Als Maltheser kommen mehrere vor.

Merle: Merle. Dortige Leute und Felder gab Richenza mit dem Clottener Prädium der Abtei Brauweiler. Nebst der Petersberger Hauptpfarrei, als kanonischer Schenkung Erzbischofs Albero, besaß Springirsbach die dazu gehörigen Filialkirchen Cell, Merl, Curey ꝛc., deren Rechte und Einkünfte derselben Pabst Innocenz II. 1143 bestätigte. Ritter Ansfrid von Merl 1160, Burgard 1165, Friedrich von 1176 bis 1200 mehrmal, erscheinen als Urkundenzeugen, Ritter Werner als Vogt »advocatus« daselbst 1209, Winand und ein jüngerer Friedrich in gleicher Eigenschaft 1253: beide als erzstift'sche Lehnsleute wohnten gewöhnlich auf Burg Arras. Letztere hatte mehrere Brüder, deren einer den Beinamen Zhant führte. Mit diesem

beſaß er gemeinſchaftlich die Brulmühle am Merler Ufer, mit jenen beträchtliche Waldungen. Alles übergaben 1281 er und ſeine Hausfrau Gutta, als Seelengeräthe, dem Frauenkloſter St. Thomas an der Kyl gegen eine Jahresrente von ſechshalb Malter Weizen, drei Simmer Grütze »duos sumbrinos leguminis quod vulgariter Grutzhin appellatur.« Durch Tapferkeit und Waffenkenntniß ausgezeichnet war Friedrichs gleichnamiger Neffe, Lehnsmann der Pfalz, ſo wie der Erzſtifter Trier und Köln. Als ſolchen erkauften ihn ebenfalls 1292 die Grafen Simon und Johann von Sponheim um drei Marken Denare, eine mit dreißig Marken Capitalſumme ablösbare Jahresrente: wofür ſie ihm ihre Leibeigenen beiderlei Geſchlechts in Merl, Curey, Zell, Kaimbt verpfändeten. Auf dieſes Geld „das Kirchberger Mannlehn" wies Ludwig Zant 1322 ſeine Gattin, die ſchöne Lyſe, mit ihrem Witthume an. Friedrich Mohr von Merl, Wepeling, erhielt als Lehn ſechs Jahre ſpäter vom Erzbiſchofe Balduin die Hälfte eines dortigen Thurmes, Hauſes und Hofes, deren andere ihm eigenthümlich gehörte. Ein zweiter Wepeling, Hermann Heye, auch trierſcher Vaſall, kömmt 1333—1350 vor. Wildgraf Gerhard zu Kirberg und ſeine Gemahlin Adelheid von Veldenz ſtifteten 1402 im Merler Kloſter ein Jahrgedächtniß für ſich, ihre Geſchwiſter und Voreltern mittelſt eines Malter Kornzinſes. Zu einer ähnlichen Feier für Johann, den letzten Sponheimer Grafen, gab 1448 deſſen Wittwe, Wallburgis von Leiningen, dreißig Gulden an Gold: die Hälfte der Zinſen, heißt es in der vom Guardian, Leſemeiſter und Brüdern ausgeſtellten Urkunde »sal fallen zoe dem Mittags Ymps uff den Dag des obgeschriebnen Jahrgetzyts.« Gleich den Capuzinern zu Beilſtein waren die hieſigen Minoriten während des dreißigjährigen Krieges unermüdet, auch auf dem Lande den katholiſchen Kirchendienſt zu verſehen, und die Rechte ihrer Glaubensgenoſſen zu behaupten. Mehrere von ihren gehaltenen Controverspredigten, im Geiſte und Tone jener Zeit, ſind noch übrig. Die heftigſte iſt von einem gebornen Zeller, dem Pater Anſelm. Das Geſchlecht Zante blühte noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Joſeph Franz führte den Titel: „Erbvogt im Hamm. Herr zu Zell, Arras, Clotten, Stolzenfels ꝛc., Burgherr zu Schönecken, Geroldſtein und Merl, Amtmann zu Manderſcheid ꝛc. ꝛc.

Eins der älteſten Dörfer des Moſelthals iſt das am jenſeitigen Ufer gelegene Curey, früher der Abtey Springirsbach gehörig, deſſen Kirche die uralte Bauart der früheren Moſelaner bezeugt. Auch hier

ist die Gegend malerisch schön, ob auch der Ort an und für sich nichts Reizendes bietet. Weinland macht den Hauptnahrungszweig der Bewohner aus, aber auch blühende Fruchtfelder, herrliche Obstanlagen und üppige Gartengewächse wechseln mit jenem im freundlichsten Einverständnisse ab.

Curey: Currei. Die Kirche, wie schon früher gesagt, Mitfiliale der Petersberger Pfarrei, kam 1142 an Springirsbach. Agnes, Herrin auf Solms, geborne Gräfin von Sponheim, wieß dem Kaplan 1250 eine Weinrente an. Die Herrn von Wildenberg gaben 1345 einer leibeigenen Familie daselbst ihre Freiheit. Im Ganzen scheint der Zustand dortiger Bewohner schlimm gewesen zu sein. Sie mußten Besthäupter, Johannszinsen, Martinsgänse, Fastnachtshühner, Chorgülden, Abtgefälle an Stifter, Klöster und Ritter liefern. Ein Theil derselben war dem Erzbischofe von Trier verpflichtet, dessen Geräthschaften, Korn, Wein, zu jeder Zeit aufwärts bis Schweig, abwärts bis Kern zu fahren. Daher wanderte heimlich 1450 fast die gesammte kleine Familie aus und zog »dem Boehmerlande gen Prag« zu.

Am jenseitigen Gestade steigt geräumiges Uferland zu Vorhügeln, diese zur waldbekrönten, hoch emporragenden Kuppe der Marienburger Gebirgszunge auf. Hier, auf ergiebigem Boden, wo Fruchtbarkeit und Wachsthumfülle sich aussprechen, stand schon vor Jahrhunderten der dem Erzstifte entzogene Pfalzhof Kaimt, curtis Keymeta, später Weiler, jetzt überraschend freundliche Ortschaft. Kaiser Friedrich der Rothbart, Schiedsrichter zwischen seinem Bruder Conrad dem Stahlecker und dem Erzbischofe Hellin von Trier, befahl 1161 die Herausgabe an letzteren. Rückwärts, etwas entfernt, erhebt sich die ländlich bescheidene Kirche: freilich jene uralte nicht mehr, welche Hillin's Vorgänger, Albero, der Abtei Springirsbach übergab. Auch der zweite Bau, wie denselben Boemund, von Warnersberg aus schön gehauenen Bruchsteinen aufführen ließ, ist längst verschwunden. Doch erinnert, wenn auch nur leise, manche antike Giebelverzierung, manches gothische Fenstergesimse, hier und da auch ein Ritterthürmchen an den Geist und Geschmack zu Grabe gegangenen Vorwelt. Gegenstände der Römerzeit wurden mehrmals ausgegraben. Als Churfürst Franz Ludwig, zugleich Hoch- und Deutsch-Ordensmeister, auf einer Wasserfahrt nach Trier hier landete, hatte man eben, ohnfern des Moselrandes auf Gemeinde-Eigenthum, eine kleine Alabasterurne mit sehenswerthen Sculpturen gefunden. Sie enthält ausser mehreren

Münzen in Erz und Silber, eine kunstvoll geprägte Goldmedaille mit den Brustbildern des Kaisers Trajan und der Kaiserin Plotina, um welche die Worte standen: »Patri et Matri Augg. Vota suscepta.« Der Ortsvorstand überreichte den Fund als Geschenk dem Fürsten, der ein schätzbares Ciborium dagegen schickte.

Kaimbt: Keymeta. Gleichfalls Filiale des Petersbergs, war dasselbe schon frühe dem Erzstifte durch seine Schirmvögte, die Pfalzgrafen, entzogen und zum eigenen Benefiz gemacht. Nach dem Tode Wilhelm's setzte sich Erzbischof Albero wieder in den Besitz und übergab 1142 die Kirche mit mehreren der Nachbarschaft dem Abte Richard von Springirsbach. Seinem Nachfolger Ranulf schenkte Erzbischof Hillin um 1160 Weinberge, welche zum Hofe gehörten, den Albert von Moßberg vordem als trier'sches Lehn besessen hatte. Aber mehrfach war der Ort zugleich mit Lahnstein durch die Pfalzgrafen in Anspruch genommen worden, bis endlich Kaiser Friedrich I. entschied, daß beide dem Erzstifte, Schloß Ehrenberg aber letzterem als Lehn desselben bleiben sollte. Die Kaimbacher Kirche, eigentlich Kapelle, dem heil. Clemens geweiht, hatte übrigens so unbedeutende Gefälle, daß nur zuweilen ein Springirsbacher Geistlicher sich zum Dienste einfand »quae capella hactenus per vnum de canonicis illius monasterii aliquando, sed tamen raro officiari consuevit.« Bei dieser seltenen Gegenwart eines Seelsorgers waren Sittlichkeit und Ordnung gänzlich verfallen. Da dotirten Vogt Wirich von Senheim und dessen Vater Collin nebst andern Frommen jene innerhalb der Pfarrgrenze von Zell gelegene Capelle so reichlich, daß 1358 Erzbischof Boemund sie zur eigenen Pfründe erhob. Springirsbach behielt das Patronat unter der Bedingung, daß ein Weltpiester, und zwar innerhalb eines Monats bei jeder Vakanz, dabei sollte angestellt werden. Während der unglücklichen Fehde Rabans von Helmstädt mit Ulrich dem Manderscheider, dem ewigen Hin- und Herziehen roher Kriegsschaaren zur Zeit der niederländischen Unruhen, später der Schweden- und Franzoseneinfalle wurde Kaimbt durch die Nähe der Marienburger Schanzen und Schirme, so wie der gegenüberliegenden Veste Zell mehrfach geplündert, verwüstet und angesteckt.

Höchst anmuthig entfaltet sich dem Auge jetzt die Churtriersche Amtsstadt Zell, jetzt der Sitz des Friedensgerichts, der Landrathur, einer Bürgermeisterei, bekannt schon unter Cuno und Werner von Falkenstein durch den entschlossenen Muth und treuen Sinn ihrer Bürger. Fünfzig derselben bildeten Greifenklau's Vorwache gegen

Sickingen's Heer. „Er ſteht feſt wie ein Zeller" »he staiht ferme, wie'n Celler us dem Hamm" war lange Sprichwort an der Moſel. Auch zeigen die Trümmer ſtarker Ringmauern, die Reſte von Warten und andern Schirmwerkern auf Felſen und Klippen, noch heutzutage, welches Gewicht der jedesmalige Landesherr auf Erhaltung dieſes bedeutenden Poſtens legte, deſſen einheimiſchen Vertheidigern er ſicher vertrauen konnte. Längs der Waſſerſeite gewährt Zell einen überaus freundlichen Anblick: hübſche Gärten, ſchlanke Pappelgruppen erheben das Gefällige. Fünfzehn bis zwanzig anſehnliche Gebäude mit modernen Vorderſeiten ziehen ſich weit aufwärts. Die Reihe wird von hohen, alterthümlichen Giebeln geſchloſſen, welche, Häuſern aus früherer Epoche angehörend, der Fluth zu entſteigen ſcheinen. Auch im Innern, wie es überhaupt bei ſolchen, vormals ummauerten, auf engem Raume zuſammengedrängten Anſiedelungen der Fall iſt, lebt Antikes mit Neuem, Gegenwart mit Vergangenheit, in nachbarlicher Eintracht. Jeder Schritt erinnert an das, was zur Väterzeit dageweſen. Doch nur todtes Geſtein iſt übrig geblieben: die, welche es fügten und ordneten, ſind verſchwunden. Andere Menſchen, andere Sitten und Gewohnheiten haben ihre Rechte geltend gemacht. Daher bildet es einen ſeltſamen Contraſt, wenn man aus ſolchen maſſiven, gothiſch verzierten Häuſern Damen und Herrn in leichtem, geſchmackvollem Modengewande hervortreten und, nach allen Vorſchriften des feinen Tones, ſich in den engen Straßen begrüßen ſieht.

Ob der Name Zell von vini cella, Weinkeller, oder von claustralis cella, Kloſterzelle, nach der Bedeutung, in welcher Dufresne's Gloſſar das Wort nimmt, herkomme, ob bachiſchen oder fommen Urſprunges ſei, darüber haben ohne Ergeniß einheimiſche Gelehrten lange geſtritten. Um 1225 erſcheint der Ort noch als Dorf, von Rittern und Landleuten bewohnt. Dieſe müſſen eben nicht ſehr wohlhabend geweſen ſein, weil die Aufführung eines Thores, das Himerode vier Jahre ſpäter auf ſeine Joſten daſelbſt hatte erbauen laſſen, alle zu auſſerordentlichem Danke verpflichtete. Bald aber machten gewöhnliches Anlanden zahlreicher Fahrzeuge, welche mit Hanſeatenwaaren die Moſel auf- und abwärts ſchifften, zunehmender Verkehr mit entfernteren Gemeinden, beſonders des Hundsrückens, höchſt ergiebiger Weinbau Zell von Tag zu Tag blühender. Durch gänzliche Ummauerung und ſtarke Befeſtigung dem Eigenthume Sicherheit gewährend, wurde das Städtchen Aufenthalt angeſehener Familien und Niederlage werthvoller Handelsgegenſtände: außer Cochheim die einzige von Koblenz

herauf. An den Amtmann des dortigen Gerichts waren noch zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Vögte und Schöffen der churtrier'schen Ortschaften ringsum in allen Fällen gewiesen »wo sie Erfernis zu thun Noit hetten.« Das Landcapitel, zum Cardener Archidiakonate gehörig, führte von Zell aus, unter Leitung eines Dechants, die Aufsicht über mehr als sechszig, von Kern bis nach Traben hinauf oder landeinwärts gelegene Pfarreien. Wechsel politischer und religiöser Verhältnisse seit der Reformation, welche den evangelischen Theil des Hundsrückens nach und nach von dem katholischen des Moselthales gänzlich abzogen und mit anderen, hinsichtlich der Confession ihm verwandten pfalzsponheim'schen Ortschaften in nähere Berührung setzten, schadeten auch dem Flore von Zell. Größern Verlust brachte demselben Jahr aus Jahr ein abnehmende Moselschifffahrt, seit 1790 großentheils ersetzt durch Landtransport zwischen dem Rheine und Frankreichs Grenzen. Doch hebt es sich seit einiger Zeit sichtbar wieder: zahlreichere Waarenversendungen gehen den Fluß hinab. Auch die hiesigen Schiffer können ihren alten Ruf der Erfahrung und der Gewandtheit von Neuem bewähren. Fahrzeuge an Fahrzeuge halten längs dem Ufer, und schnell zeigt sich, daß fruchtbarer Boden, mit Ueberlegung und Eifer betriebene Landwirthschaft, mannichfacher Verkehr bei kluger Spekulation hier bedeutenden Wohlstand geschaffen haben.

Auch hier leben in dem Munde des Volkes wunderbare Sagen und Legenden frommen, romantischen, elegischen Inhalts. Einsiedler und Ritter spielen die Hauptrollen: Mönche und Nonnen kommen selten, Geister noch seltener darin vor. Manche, zur fernsten Vergangenheit hinübertönend, streifen an die heidnische Germanen- und Römerwelt. Der Christenverfolger Diokletian, ihr Beschützer Constantin, der Frankenherzog Carl Martel lassen sich eben so wenig in den Hauptpersonen verkennen, als Jupiter, Wodan und Freya in den Gottheiten, hinter welchen Belzebub's spitze Hörner hervorschauen. Man begreift nicht, wie gerade in hiesiger Gegend diese Sagen entstehen konnten, und doch sind manche davon so eigenthümlich, daß man nirgends anderswo Originale oder Nachbildungen entdeckt. Oberhalb Zell fallen die Felswände steiler und senkrechter ab. Vor der Mündung einer Seitenschlucht lagert zwischen den hochstämmigen Bäumen und dichtem Buschwerke malerisch ein ansehnliches Mühlengebäude, hinter welchem die Gebirge sich übereinander zu schieben scheinen. Sie schließen das eigentliche Ritterthal der Mosel, dessen

Marienburg und Merl.

Schumacher & Comp.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Eingang hier die Zante von Merl, so wie den Ausgang bei Koblenz der Deutschordens-Comthur, als würdige Ehrenwarte, beschirmten. Denn weiter hinauf ließen die mächtigen Pfalzgrafen, die Sponheimer und Veldenzer nicht leicht ein anderes Adelgeschlecht aufkommen. Herren und Unterthanenverhältnisse, Volksgeist ꝛc. erscheinen dort seit Jahrhunderten bedeutend anders.

Zell: Cella in Hammone. Ritter Rudolph, Urkundenzeuge mehrfach von 1170 bis 1180, Ritter Friedrich von Volmar, Gebrüder, gleichfalls 1225. Vier Jahre darauf erbaute Himmerode jenes Unterthor, wodurch die Abtei sich alle dortige Ritter und Landleute höflich verband »magnam exinde tam militum quam rusticorum loci beneuolentiam adepti sunt.« Sie schenkten ihr aus Dankbarkeit ein Stück Land und erlaubten derselben die Vorlese zur Herbstzeit. Unter den Bewohnern hier waren 1295, wie in den benachbarten Dörfern, Leibeigene der Grafschaft Sponheim. Die Hungersnoth und die Seuche, welche 1314 das Moselthal verheerten, trafen vorzüglich den Umkreis von Zell, besonders den Hamm. In diesem waren die Rechte des Erzbischofs von Trier als Landesherr fest bestimmt durch ein beschwornes Weißthum, dessen älteste noch vorhandene Ausfertigung die Jahrzahl 1325 trägt. Unter „Hamm" aber verstand man den ganzen Gebirgsbogen, welcher vom Bulayer Bache bis hinter Pünderich die Marienburger Krümmung umzog. Jeder darin wohnende Edele war zur Heeresfolge verpflichtet »bit sime Lyue, ind bit sinen Perden, uf sine Verlust, und uf des Stiftes Kost, gewapnet.« Eben so mußten die gemeinen Dienstleute St. Peters sich mit Waffen und, wenn sie konnten, auch zu Pferde jederzeit bereit halten. Für die richtige Ablieferung der erzbischöflichen Weingefälle waren die drei Ortsvorsteher »dye dri Centener« von Pünderich, Cell und Merl verantwortlich. Vierzehn Schöffen saßen an Gerichtstagen dem Vogte zur Seite. Ausser demselben wahrte ein Schultheis die herrschaftlichen Rechte. Der Schöffen Häuser galten als Freistätten dahin Geflohener »jedes Scheffene Huz is fri, da he waynneheftig inne is: wer umme Gnadin Wille drin flugit, der sal versichirt sin also lange, as her da verblivet.« Der oberste Richter aber waren der Herr von Trier und »sin geweldig Amptman.« Im Herbste hatte ersterer drei Tage Vorlese, aber jeder andere Eigenthümer durfte während dieser Zeit gewaffnet sein Gut hüten. Jene Vogtei im Hamme besaßen die Zante als Wunnenberg'sches Unterlehn. Zu den Rechten derselben gehörte 1495 die hohe Jagd, so weit das Gericht ging, mit

den Herrn auf Braunshorn gemeinschaftlich. Ferner die ausschließliche Fischerei an mehreren Stellen, namentlich »im Haich zu Merle by dem Cloister oben ain der alden Bach.« Letzteren hätte der Convent gar zu gerne gehabt, doch waren seine Bemühungen vergeblich. So bezog der Vogt von jedem Boden eines Weinfasses, klein oder groß, das aus dem Hamme verführt wurde, zur Herbstzeit zwei alte Heller, zu Zell erhebbar, in den übrigen Monaten einen: eben so viel von jedem ein- und ausladenden Schiffe, befrachteten Wagen und Karren.

Ritter Reiner von Zell, Verwandter des Nikolas von Merl, Canonichs zu St. Florin in Koblenz und erzbischöflichen Zollempfängers zu Engers, dotirte 1461 die Magdalenenkapelle zu Senhals. Churtrier'sche Lehnsgefälle, welche die Herrn auf Ulmen, Beilstein und Waldeck bezogen, z. B. Antheiles am Zeller Fruchtzehnten wird 1550, 1590 und 1669 urkundlich gedacht. Geboren in Zell war der gelehrte Weihbischof Nikolaus Schienen, welcher diese Stelle unter Churfürst Johann, Grafen von Isenburg, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bekleidete. Er bemühte sich thätigst um die ernstliche Verbesserung der trier'schen Kirchen und Herstellung der Disciplin. Sein Rednertalent zeigte sich vorzüglich auf der, zur Erreichung jenes Zweckes zusammen berufenen Provinzial-Synode. Gleich dem Administrator des Hospitals zu Cues und dem Dechante zu Carden, war der Dechant des hiesigen Landkapitels Geistlicher Landstand des Obern Erzstiftes. Den Titel „Oberamtmann zu Zell und Baldeneck" führte der jedesmalige Stammhalter der Freiherrn, in letzter Zeit Grafen von Boos-Waldeck zu Montfort, Burggrafen zu Sayn. Auch hier wohnten mehrere Zante, z. B. Friedrich, Grabenmeister mit Michael Waldeck bei der Belagerung von Boppard unter Churfürst Johann dem Baadner 1497, bei dessen dortigen Huldigung gegenwärtig. Ferner 1590 Johann Zant, Erbvogt im Hamm, später Landhofmeister Erzbischofs Lothar: dann Johann Heinrich „von Merl zu Divelich" adelicher Burgermeister zu Koblenz 1678. Auch war es ein Zant, den zwanzig Jahre früher Erzbischof Carl Casper an den Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg schickte. Er war Ueberbringer eines in Hontheim abgedruckten Schreibens „Kärlich den 1. October 1658" worin Carl Casper bedauerte, die churtrierischen Hilfstruppen, um welche der Churfürst „Cöln an der Spree den 30. August" freundschaftlich gebeten hatte, für diesesmal nicht senden zu können. Nach dem Berichte fanden damals allerhand »actus hostilitatis« gegen

Holstein von Schwedischer Seite statt, die Hilfstruppen sollten zum Gouverneur von Cleve, Herzog Johann von Nassau, stoßen; aber der Erzbischof mußte seine „Soldateska" zur Abwehrung unaufhörlicher Streifereien, auf des Erzstifts Frontieren stehen lassen.

Es dürfte vielleicht Manchem nicht uninteressant sein, hier einige Worte über die früheren ältesten hier wohnenden Völker, deren Sitten, Gebräuche, Religionslehren und Industrie zu hören, und so wollen wir die Franken, wie sie sich längs der Mosel und am Rhein in den ersten Jahrhunderten ausgebreitet, bis auf die Zeiten des großen Karls kurz beleuchten.

Die deutschen Völker die sich am Rhein und an der Mosel zu einer gemeinschaftlichen Regierungsform verbanden, nannten sich freie Leute oder Franken. Einige davon nannten sich Ripuarii oder Rhein-Franken, weil sie am Ufer des Rheins wohnten, andere Maritimi, vom Meere, andere Salici; daher die Salischen Gesetze entstanden sind. Woher der Name der Salier gekommen sei, ist schwer zu errathen. Einige muthmaßen, sie hätten ihn von der fränkischen Saal, an der sie eine zeitlang sollen gewohnt haben; andere von der Issel, andere, von andern Dingen bekommen. Sie kamen mit einer ungeheuern Macht ins römische Gebiet, und obschon sie Anfangs aufs Haupt geschlagen wurden, so drangen sie doch bald darauf in Gallien ein, das sie einmal erobern wollten, und nun grausam verwüsteten, bis sie endlich ein Königreich daselbst errichteten. Gallien bekam hernach von diesem Volke den Namen Frankreich.

Unter den Franken wurde das ganze gallische Reich getheilt, in das östliche und westliche. Jenes wurde Austrien oder Austrasien, dieses Neustrien genannt. Austrasien begriff die Länder zwischen dem Rhein, der Schelde und der Maas, zu welchem Reiche denn auch Trier gehörte.

Die austrasischen Könige theilten das Land in pagos, Fegen oder Gawen. Das Triersche Erzbisthum, welches sich durch das Luxemburger Gebiet bis an die Maas erstrecket, erhielt folgende Gawen: Den Woberer, der auch nach der Zeit den Meth und Alsitzer Gaw einschloß; den Jeuzer-, Nidd-, Saar-, Alben-, Fließ-, Ardenner-, Saur-, Carös-, Bed-, Mosel-, Nahe-, Eifler-, Meyener-, Trachirer-,

Lahner-Gaw, welcher letztere auch den Einricher und Erdeher enthielt; endlich den Engerser- und Nude-Gaw, und Hundsrück. Die vornehmsten unter diesen waren die 4 folgenden:

Der Saargaw von dem Fluße, wobei er gelegen, so benennt, wurde wegen seiner Größe in den obern und untern eingetheilt. Der obere grenzte mit Elsaß, der untere beinahe mit Trier.

Der Ardennergaw erstreckte sich nächst, und in dem Walde gleichen Namens, auf beiden Seiten der Maas, bis an den Fluß Erf, und gegen Süden bis an den Fluß Semoy und Saar, an die Mosel.

Der Moselgaw, welcher die Stadt Trier begriff, war einer der weitläufigsten. Seine Grenzen waren ungefähr diese: Er fing von Cochheim längs dem Ufer der Mosel hinauf, und wurde zur Rechten von dem Bedgawe, der zum Theil um den Fluß Lyser gelegen war, zur Linken aber von dem Hundsrück eingeschlossen. Zu Mehring lief er einerseits bis an den Ursprung der Saur, andrerseits bis nach Losheim durch den Hochwald.

Der Hundsrückgaw lag zur Seite des Moselgawes von Dhron bis gegen Cochheim über, und nahm den zwischen dem Rhein, der Mosel und der Nahe gelegenen Strich Landes ein. Woher nun diese Benennung entstanden sei, ist unter den Gelehrten noch nicht so ausgemacht. Insgemein scheinen die Leute den Namen vom Hunde herzuleiten, wovon schon dies ein Beweis ist, daß sie der östlichen Spitze dieser Gegend, bei dem sogenannten deutschen Ecke zu Koblenz, den Namen Hundsschwanz beigelegt haben. Nebstdem, daß diese Ableitung ganz unschicklich ist, so sieht man leicht, wie dieses aus dem in der Aussprache zweideutigen Worte: Hundsrück hat entstehen können. Unterdessen ist der Irrthum nicht neu; selbst unser gelehrter Landsmann Trithemius hat ihn in seinem griechischen Χυνοτοτος ausgedrückt. Die lateinische Benennung: dorsum hunnorum, der Hundsrück führt uns diesmal auf die rechte Spur. Man sieht daraus, daß der Name von den Hunnen hergenommen sei, und dieses hatte auch schon Münsterus vermuthet; Frecherus aber als ungezweifelt angenommen und erwiesen Orig. palat. part. II. cap. X. Es ist nämlich aus der Geschichte bekannt, daß im 4ten Jahrhunderte Sarmatier hieher als Kolonisten von den Römern versetzt worden; das sagt uns, nebst andern, Ausonius, ein Zeitgenosse und Augenzeuge dieser Sache, indem er um die Zeit, von Bingen nach Neumagen, über den Hundsrück eine Reise gemacht hat. Nun aber waren die Sar-

matier Hunnen, und wurden auch so besonders von Ausonius genannt. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß dieser Erdstrich von seinen ersten Bewohnern, den Hunnen, den Namen Hundsrück bekommen habe. Was die Sache noch mehr außer Zweifel setzt, daß man Sarmatier und Hunnen unter einen gemeinschaftlichen Namen begriffen, ist eine Stelle aus der Legatione prisci Rhetoris, die Leibnitz in seiner vortrefflichen Abhandlung: de originibus gentium zu diesem Zwecke angeführt hat. Es heißt allda, daß an dem Hofe des Königs Attila zwei Sprachen sein üblich gewesen, die gothische und sarmatische. Wer da bedenkt, daß Attila ein König der Hunnen, und gothisch im Grunde deutsch war, der wird nicht einmal zweifeln, daß durch das Sarmatische nichts anders als das Hunnische kann verstanden werden. Leibnitz beweiset ferner an dem angezogenen Orte, aus der Bedeutung des Pferdes, welche das Wort Hunne im Sklavischen hat, daß es den Sarmatern sehr wohl zukomme. Es hat also seine Richtigkeit, daß man Sarmatier und Hunnen für ein Volk gehalten habe, und da es aus der Historie erwiesen ist, das auf dem Hundsrücke Sarmater oder Hunnen gewohnt haben, so läßt sich nicht wohl zweifeln, daß die Gegend von den Hunnen ihren Namen bekommen habe. Warum sie aber rück sey gerannt worden, davon ist es nicht nöthig, jemanden, der die Bedeutung und den Gebrauch des lateinischen dorsum, oder griechischen νοτος, und die erhöhte Lage dieses Erdstriches kennt, weiter zu belehren.

Was wir bisher gesagt haben, bestätiget sich durch die noch heut zu Tage in dieser Gegend befindlichen Oerter: Hunsstein, Castellhum, Huntheim, Honthausen. Doch kann man noch eine andere Herleitung dieses Namens nachsehen im Prodr. H. D. Tr. T. I. pag. 67.

Die Namen Austrasien und Neustrien verloren sich endlich, da durch den Vertrag der Söhne des Kaisers Ludwig I. zu Verdun im J. 843, das lotharingische Reich entstand, welches dem Kaiser Lothar zu Theil wurde, und gegen Osten an den Rhein, Genfersee und die Alpen, gegen Westen an die Schelde, Maas, Saone und Rhone gränzte. In dieser Theilung wurde Trier zu dem Königreiche Lothringen geschlagen, bis im J. 870, zwischen Ludwig dem Deutschen, und Karl dem Kahlen eine neue Theilung Lothringens geschah; in das westliche nämlich, welches zu Frankreich bezogen wurde, und in das östliche, welches an Ludwig fiel. Das östliche war näher am Rhein, und enthielt Trier, die Abteien St. Maximin, Echternach, Oehren, die Meyener-, Bed-, Nidb-, Bließ- und untern Saar-Gaw,

der mit Trier grenzte; und also kam jener Theil Lothringens, worin das Trierſche Erzbisthum gelegen war, fürs erſtemal zum deutſchen Reiche. Obſchon nun Trier ſammt dem übrigen Lothringen, noch etlichemal von dem deutſchen Reiche getrennt wurde, ſo kam es doch an daſſelbe zurück; und Lothar, König von Frankreich, hat die Zurückſtellung Lothringens an den Kaiſer im J. 980, mit einem Eidſchwur beſtätiget. Seit dieſer Zeit iſt Trier beſtändig bei Deutſchland geblieben.

2. Bei den immer fortdauernden Einfällen der Barbaren ins römiſche Reich, wurde endlich Trier gegen die Hälfte des 5ten Jahrhunderts den Römern für allzeit entriſſen, und gerieth unter die Botmäßigkeit der Rhein-Franken, deren Könige zu Köln ihre Reſidenz hatten. Unter dieſen bemerken wir den Klodebäudus, Sigisgmeres, und deſſen Sohn Siegebert, welcher den König Klodoväus den Großen, der ſchon Herr war vom Theile des fränkiſchen Reiches, wider die Allemannen unterſtützte. Nachdem aber Klodoväus dieſen Siegebert, König der Rhein-Franken, und deſſen Sohn Kloderich, aus Begierde ſein Reich zu erweitern, hatte ermorden laſſen, zog er das Land an ſich, und die Trierer wurden mit dem großen fränkiſchen Reiche vereiniget, weil Klodoväus auch die übrigen Könige der Franken, die kleinere Reiche beſaßen, tödten ließ, und ihre Länder an ſich nahm.

Nach dem Tode des Klodoväus wurde das Reich von ſeinen Söhnen getheilt. Theodorich bekam Auſtraſien, in welchem Theile auch Trier begriffen war. Er und ſeine Nachfolger wohnten theils zu Metz, theils zu Rheims; daher ſagt Gregor von Tours, Trier ſei von den Königen zu Metz beherrſcht worden.

Die fränkiſchen Könige pflegten ſelbſt ihre Länder zu beſichtigen, und der täglichen Reichsgeſchäfte halber, jede Provinz zu durchreiſen. Sie baueten alſo zu ihrem Aufenthalt verſchiedene Palläſte oder Königshöfe, die mit reichlichen Einkünften verſehen wurden, und deren mehrere nachher in unſerm Erzbisthume, ſowohl zur Stiftung als Bereicherung der Klöſter und Kirchen, ſind verwendet worden. Der vornehmſte unter dieſen Königshöfen war der heutige Pallaſt in Trier. Nebſt dieſem war in derſelben Stadt der Königshof ad horra genannt, wo noch heut zu Tage die Abtei der adeligen Fräulein zu St. Irminnen oder Oehren, und das jungfräuliche Kloſter St. Katharinen, ſammt dem Deutſch-Ordenshauſe ſtehet. Die Königshöfe außer Trier waren zu Pfalzel, Echternach, Waldgaſſen, Detzen, Prüm, Schönecken, Manderfeld, Arſcholt, Koblenz, Andernach, Sinzig, Och-

tendung, Rens, Boppard, Wesel, Isenburg und Weilburg. Zu Rens, einem nicht weit von Koblenz, unterhalb Boppard gelegenen Orte, ist merkwürdig der sogenannte Königsstuhl, worauf ehedessen der erwählte und nach Aachen zur Krönung reisende deutsche König gesetzt, und durch einen Herold, der allda von den 4 rheinischen Kurfürsten in ihren eigenen Schlössern durch eine Posaune konnte gehört werden, öffentlich dem Volke verkündigt wurde. Dieser steinere Stuhl hat die Gestalt einer Schaubühne und ist noch zu Rens zu sehen.

Die austrasischen Könige theilten, wie gesagt, im 7ten Jahrhunhunderte ihr Land in Gawen, und ließen dieselben durch Grafen (Comites), die man aus dem Adel wählte, in bürgerlichen Sachen regieren. Aus dem vornehmsten Orte eines Gawen wurde jedem das Recht gesprochen; daher ergingen die Gesetze, Verordnungen und gerichtlichen Aussprüche, nämlich durch die Grafen.

Schon unter den Römern hatten die Bischöfe einen großen Einfluß ins Politische. Durch den Einmarsch der Barbaren verlor ihr Ansehen nicht allein nichts, sondern es wuchs noch ungemein. Religion und ihre Diener waren fast das einzige, was die rohen Gemüther derselben respektirten. Sie mußten also die Fürsprecher, Unterhändler und Advokaten des Volkes bei den neuen Herrn machen, und weil sie hierin meistens glücklich waren, warf sich ihnen das Volk fast ganz in die Arme, so daß ein Bischof, wenn er nur ein wenig Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit besaß, dasselbe lenken konnte wie er wollte. Die Barbaren mußten demnach Achtung für sie haben, wenn sie das Zutrauen ihren neuen Unterthanen gewinnen wollten. Sie selbst brauchten die Bischöfe, wegen ihrer Geschicklichkeit, zu öffentlichen Geschäften, besonders zu Gesandtschaften, wenn sie auch nicht von ihrer Religion waren. Durch euch, schreibt der berühmte Sidonius Apollinaris an einen Bischof seiner Zeit, werden die Bündnisse zwischen beiden Reichen (dem römischen und gothischen) geschlossen. Durch euch werden die Gesandtschaften besorget. Euch wird zuerst auch in Abwesenheit des Regenten nicht allein eröffnet, was bereits ist ausgemacht worden, sondern was auch noch in der Zukunft ausgemacht werden soll. Von unserm Bischofe Nicetius schreibt Venantius Fortunatus, daß er zur Sicherheit seines Volkes, auf einem zuvor mit Waldungen bedeckten Hügel, eine Burg angeleget, die mit dreißig Thürmen umgeben war. Hierzu gehört gewiß Macht und Ansehen. Stephanus, ein Lüttticher Schriftsteller des 11ten Jahrhunderts, nachdem er in der Lebensbeschreibung des H. Modoald die Religion,

Macht und das Ansehen der fränkischen Kirche erhoben hatte, setzt dies hinzu: Daher ist es, daß man gar nirgend Bischöfe von gleicher Gewalt antrifft, indem sie von den Königen selbst an Gefolge und Reichthum wenig unterschieden sind. Aus dieser Zahl, sagt er ferner, sind gewesen die Bischöfe Arnulph zu Metz, Kunibert zu Köln, Remacklus zu Tongern und Modoald zu Trier im 7. Jahrhunderte. Der Triersche Erzbischof Amatharius wurde als Gesandter vom Kaiser Karl dem Großen nach Konstantinopel geschickt, um mit dem Kaiser Michael Europalatus Frieden zu machen, den er auch daselbst glücklich zuwege brachte.

Da die alten Unterthanen ihre eigenen Gesetze behielten, mußten sie auch nach denselben gerichtet werden; allein weder die Könige, noch ihre Hofbeamten verstanden etwas von dem römischen Rechte. Da nun die römischen Kaiser schon den Bischöfen erlaubt hatten, denen, die sich freiwillig ihrem Ausspruche unterwürfen, Recht zu sprechen; so bekamen sie fast die ganze Justizverwaltung in ihre Hände. Die neuern Gesetze der Franken mußten in eine Uebereinstimmung mit ihrer neuen Religion, die sie unter Klodoväus dem Großen annahmen, gebracht werden, und hierüber konnte man sonst niemand als die Bischöfe fragen; sie bekamen also auch einigen Theil an der gesetzgeberischen Macht selbst. Daher ist es nicht zu zweifeln, daß die Trierschen Erzbischöfe, deren Primat ohnehin ein besonderer Vorzug war, schon in diesem 7ten Jahrhunderte sich einigermaßen zur königlichen Macht genähert gesehen haben, und auch auf diese sich die Klage des Königs Gilperich I. bei dem Gregorius Turonensis bezogen habe: Sehet, unser Fiskus ist arm, unsere Reichthümer sind in den Händen der Kirchen die Bischöfe allein regieren; unsere Ehre ist zu Grunde gegangen, und den Bischöfen zu Theil geworden.

Schon um die Hälfte des 7ten Jahrhunderts fingen die fränkischen Könige aus dem Merovingischen Geschlechte an, ein träges und wollüstiges Leben zu führen, und die Regierung den ersten Hofmeistern, welche den Namen Major Domus führten, zu überlassen. Die Majores Domus brachten endlich das fränkische Reich an sich, da Childerich III., der letzte aus dem merovingischen Geschlechte, vom Pabste Zacharias, wie vorgegeben worden, der Regierung unfähig erklärt, und ins Kloster gesteckt; der Reichshofmeister Pipin aber, mit dem Zunamen der Kleine, von den Franken zu Soissons zum Könige erwählt wurde. Pipin hinterließ das Reich seinen zwei Söhnen Karlmann und Karl, der nachmals der Große genannt, und nach dem bald er-

folgten Tode seines Bruders Herr der ganzen fränkischen Monarchie wurde. Von ihm haben die Karolinger, seine Nachfolger, ihren Namen, denen die Trierschen von dieser Zeit an gehorchten.

Das erzbischöfliche Ansehen bekam einen neuen Zuwuchs, da die Karolinger die Stadt Trier selbst der weltlichen Macht der Grafen entzogen nnd der Erzbischöfe unterwarfen.

3. Der im Trierschen unter den Römern verkündigte und angenommene christliche Glaube ist mit diesen nicht nur nicht abgewichen, sondern auch unter der Herrschaft der Franken noch mehr befestiget worden. Dies sehen wir aus den Schriften des H. Erzb. Nicetius und aus den gottseligen Stiftungen, die ihre Entstehung und Bereicherung den fränkischen Fürsten, aus dem merovingischen sowohl als karolingischen Geschlechte, den Trierschen Erzbischöfen, und andern gegen die Kirche freigebigen Personen zu verdanken haben.

Die Hauptbewegursache, die in den damaligen Stiftungsbriefen vorkömmt, ist die Erlösung der Seele, oder auch zur Abtilgung der Sünden. Eigentlich liegt dabei, wie man aus dem Salvian von Massilien sieht, der Text des Propheten Daniel Kap. 4, 24. zum Grunde: Löse deine Sünden durch Alsmosen. Und damit keiner den Schenkungsbriefen zuwider handeln möchte, so wurden die, welche sich dieses zu thun unterstehen sollten, von den Stiftern und Gutthätern selbst, mit den stärksten Vermaledeiungen überhäuft. Dies erhellet genug aus den häufigen Urkunden der Stifter, die man in der diplomatisch Trierschen Geschichte im 1. Theile gesammelt findet.

Die allgemeine Begierde, Stiftungen zu machen, war Ursache, daß man sehr oft die Gefälle der Pfarreien den Stiftern oder Klöstern einverleibte. Dieser Art zu stiften, der leichtesten nnter allen, bedienten sich hauptsächlich die Bischöfe. Da aber die Pfarreien nicht ledig stehen konnten, setzte man einen sogenannten Vikarius hin. Nach diesem Beispiele fingen auch die Canonici an, Vikarien anzunehmen. Die Bischöfe, um andere von dem Eingriff in die Kirchengüter abzuschrecken, brauchten auch die Stole, wie sich unser Erzbischof Egbert ausdrückt, das ist ihre geistliche Gerichtsbarkeit, und besonders die Excommunication. Diese Schenkung, sagt er in einer seiner Urkunden, habe ich gemacht an dem Tag des H. Paulins, und bei seinem Altar; alsdann hab ich unter der Messe in vieler Gegenwart den Leib des Herrn in die Hände genommen, und hab allen den Fluch angekündigt, die etwas davon wegnehmen werden; ich hab auch dabei gewünscht, daß ihnen der Leib Christi zum Verderben gereichen möchte, wenn sie das Genommene nicht wieder ersetzen.

Von dem H. Nicetius, der etliche sechzig Jahre nach dem gänzlichen Abzug der Römer das erzbischöfliche Amt zu Trier antrat, haben wir zwei sehr merkwürdige Briefe, deren einen er an den Kaiser Justinian im Orient, den andern an die Klodosuianda Königin der Langobarden in Italie, über Glaubensgegenstände erlassen hat. Nämlich seine Heiligkeit, sein Eifer und Ansehen, machten ihn zum Apostel der größten Fürsten. Er scheuete sich nicht, ihnen die schrecklichsten Gerichte Gottes anzudrohen, wenn er sah, daß sie von dem Wege des Heils abirrten. Daher, als er vernahm, daß der Kaiser Justinian in eine Ketzerei gefallen sei, gab er sich durch jenes Schreiben, aus einem wahrhaft heiligen Eifer, alle mögliche Mühe, um den Kaiser auf bessere Gesinnungen zurück zu führen. Ob er seine Absichten erreicht habe, ist unbekannt. In dem andern Schreiben ermahnet und bittet Niccetius die Königin Klodosuianda, ihren Gemahl Alboin, der den Irrthümern des Arius anhing, zur wahren Religion zu vermögen. Uebrigens war es an dem heiligen Bischofe nicht gelegen, daß Alboin zum katholischen Glauben nicht überging. Dieser kriegerische König, der sich mehr um das irdische als himmlische Reich bestrebte, da er in Italien seine siegreichen Waffen umher trug, verlor durch den Tod seine Gemahlin Klodosuianda, und hiermit wurde sein Belehrungsgeschäft gänzlich vereitelt. In beiden Briefen leuchtet hervor die christliche Freimüthigkeit des H. Nicetius wider die Ketzereien, und es liegt am Tag die reine Lehre Jesu Christi, wozu sich die Triersche Kirche damals bekannte. Dessen Gebeine ruhen jetzt in der abteilichen Kirche zu St. Maximin, in der Gruft unter dem hohen Altar, nebst jenen der H. H. Agritius und Maximin. Die übrigen Tugenden und großen Wunderwerke dieses heiligsten Mannes erzählt uns der H. Gregor von Tours.

Nicetius hatte in seiner geistlichen Schule den H. Magnerikus zum Nachfolger gebildet, der den Fußstapfen seines Lehrmeisters bestens nachfolgte. Dieser sorgfältige Oberhirt durchsuchte fleißig sein Erzbisthum, unterhielt darin die genauste Kirchenzucht, und erbaute viele Kirchen, insbesondere drei dem H. Turonischen Bischofe Martinus, eine nämlich auf dem sogenannten Martires-Berge, oberhalb des Amphitheaters, die andere auf einem hohen Berg 8000 Schritte von Ivoi in dem waberer Gaue, die dritte an dem Ufer der Mosel bei Trier, (St. Martin) woselbst schon vorhin, der an Reichthum und Geschlecht berühmte Prokunsul Tetradius, dem H. Kreuze zu Ehren, eine herrliche Kirche gestiftet hatte. Diese hat Magnerikus nach

ihrer Verwüstung nicht allein von neuem hergestellt, sondern auch dadurch ansehnlicher gemacht, daß er daselbst zum Ehren-Gedächtnisse des H. Martin ein Kloster unter der Regel des H. Benedikts angeordnet. Sein Leichnam ruhete Anfangs unter dem freien Himmel, gemäß der letzten Willensmeinung dieses H. Bischofes, und zwar auf dem heutigen Begräbnisse besagter Abtei. Da aber Gott dessen Heiligkeit durch Wunderwerke besonders offenbarte, wurde er von dannen in die Gruft unter dem Chor der abteilichen Kirche versetzt. Eben dieser Erzbischof wird nicht ohne Grund für den ersten Stifter der Kollegiatkirche zu Ivoi gehalten; doch haben sich auch um diese Kirche sehr viedient gemacht die Grafen von Chiny, und unter diesen Graf Arnold, der als der zweite Stifter angesehen wird. Unser Erzbischof Boemund I. bestätigte im J. 1299 die Statuten und löblichen Gewohnheiten dieses Stiftes.

Der H. Erzbischof Modoald stiftete ein jungfräuliches Kloster zum H. Simphorian am Ufer der Mosel, nächst unterhalb der Abtei St. Martin, wo er seine Schwester Severa zur Abtissin ansetzte. Merkwürdig ist, was sich bei der normännischen Verwüstung im 9ten Jahrhunderte daselbst ereignet hat. Die geistlichen Jungfrauen fürchteten von den Barbaren die größten Uebel, besonders der Seele. Sie nahmen also ihre Zuflucht zum H. Modoald, und alle starben innerhalb dreißig Tagen, wodurch sie denn von der Wuth und Schändung der Normänner unverletzt bewahrt wurden. Auch erbaute der H. Bischof dem H. Martin eine herrliche Kirche zu Münster Meinfeld, wo noch jetzt das Kollegiatstift der H. H. Martin und Severus bestehet.

Was übrigens gleichzeitige Schriftsteller von dem H. Modoald mögen verzeichnet haben, ist uns fast gänzlich durch die schlimmen Zeitläufe entrissen worden. Nach dem Tode wurde er zu St. Simphorian, an der Seite seiner H. Schwester, beigesetzt. Nach der normännischen Verheerung wurde der Leichnam in die Stiftskirche zu St. Paulin versetzt. Als im Jahr 1093 diese Kirche vom Feuer verwüstet wurde, blieb der Altar des heiligen Klemens, worunter Modoald nebst anderen Heiligen ruhete, unversehrt.

Im J. 1107 erhielt Tietmar, Abt von Helmershausen in Niederhessen, bei seinem Aufenthalt zu Trier, vom Erzbischof Bruno unter andern H. Gebeinen, auch den Leichnam des H. Modoald. Den Stiftsherrn zu St. Paulin verblieben nur einige Theile. Das heilige Haupt aber wird noch heut zu Tage in der kurfürstlichen Hofkirche

zu Ehrenbreitstein aufbehalten, und jährlich am 12. Mai mit großer Feierlichkeit verehret.

Im 7. Jahrhundert nahmen zwei adelige Frauenklöster ihren Ursprung, nämlich eines zu Ohren in Trier, wo die H. Irmina, Tochter des fränkischen Königs Dagobert II., Abtissin gewesen ist; und das andere zu Pfalzel, welches die H. Adela, Irminens Schwester, gestiftet, und als erste Abtissin verwaltet hat.

Durch die Freigebigkeit der H. Irmina und durch die Bemühung des H. Willibrods, Apostel der Friesen, entstand auch das Benediktiner Mannskloster zu Epternach. Die Entstehung der Abtei Tholey soll vom König Dagobert II. unterstützt worden sein. Einige setzen den H. Wendelin als den ersten Abt derselben an.

Das Benediktiner-Kloster Mettlach wurde von dem H. Erzbischof Ludwin an der Saar gestiftet. Er trat selbst allda den klösterlichen Stand an, und es wurde hernächst gleichsam die Pflanzschule der Trierischen Erzbischöfe.

Im Jahr 720 erscheint der erste Schenkungsbrief zur Stiftung des Klosters Prüm, von der gottseligen Bertrada oder Berta, welche die Großmutter einer andern Bertrada, Gemahlin des fränkischen Königs Pipin gewesen ist, und welche der berühmte Geschichtschreiber Eckart aus einer gegründeten Muthmaßung für eine nahe Blutsverwandte hält, oder gar für die Schwester Karl Martels, eines aus den Majoribus Domus, der das Reich unter dem Titel eines Herzogs von Franken regieret.

Die Bischöfe und Aebte erhielten häufig von den Königen sogenannte Immunitäts-Privilegien. Vermöge derselben wurde alle Gewalt der königlichen Richter, in Ansehung der Kirchengüter, aufgehoben, und die darauf ansässigen Leute standen in Gerichtssachen nicht mehr unter ihnen, sondern unter ihren Bischöfen, oder Aebten, die die Gerichtsbarkeit durch sich oder ihre Vögte (Aduocatos) ausübten. Insonderheit wird den Richtern untersagt, keine Fried- oder Wehrgelder (freda) mehr von den Leuten der Kirche zu fodern. Vermöge dieser Immunität wurde auch den Kirchen geschenkt, was nur immer an Zinsen oder auf irgend eine andere Weise der Fiskus von den freien Leuten sowohl, als Knechten, die auf den Kirchengütern ansässig waren, zu fodern hatte. Endlich sollen auch die Leute der Kirchen nicht gehalten sein, den königlichen Richtern oder Beamten Obdach (Mansiones) Atzung oder freie Zehrung (paratas) und Vorspannen (paraveredos) zu geben. Alles dies war noch ein

Ueberbleibsel von der römischen Verfassung. Was nur immer zu dem Hofe, auch nur von weitem gehörte, mußte auf Reisen oder bei Amtsverrichtungen freigehalten, und auf öffentliche Kosten fortgeliefert werden, welches den Unterthanen ungemein beschwerlich fiel. Die Bischöfe und Aebte suchten daher die Kirchen und ihre Leute, so bald als möglich, davon frei zu machen. Dergleichen Immunitäts-Privilegien haben den Trierschen Kirchen ertheilet der König Pipin im J. 761, 763; Karl der Große im J. 773, 775; Ludwig der Fromme im J. 816; der König Zwentebold im J. 898, 899 ꝛc.

Der Erzbischof Weomadus soll im 8. Jahrhundert den Grund zur Stiftskirche des H. Kastors zu Carden, an der Unter-Mosel gelegt haben. Die andere gleichen Namens zu Coblenz hat ihre Errichtung dem Erzbischofe Hetti zu verdanken. Dieser hegte gegen den H. Kastor eine so große Andacht, daß er im J. 836 dessen H. Leichnam von Carden nach Coblenz bringen ließ, wo er eben eine neue Kirche erbauet hatte. Diese weihete er zur Ehre des H. Kastors und aller H. Beichtiger ein und setzte daselbst den H. Leichnam bei. Um dieselbige Zeit kam Kaiser Ludwig I. mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Coblenz, wo er in der neugeweihten Kirche die schätzbarsten Geschenke in Gold und Silber darbrachte. — Der Ursprung der Stiftskirche zu St. Florin daselbst ist ungewiß.

Zu Ende des 9. Jahrhunderts wurde die an der Lahn gelegene Stiftskirche zu Limburg von dem dasigen Herzoge Konrad Kurcipold errichtet.

Nicht lange hernach wurde die Stiftskirche zu Wetzlar, welche die Grafen und Brüder Hermann und Udo angelegt hatten, von der Klerisey vollendet.

Von der innern Kirchenverfassung ist nichts merkwürdiger, als das bei den Aloni und andern vornehmern Kirchen eingeführte gemeinsame Leben der dazu gehörigen Geistlichen. In den damaligen Urkunden führten sie daher den Namen Fratres (Brüder) und ihre Wohnungen wurden Monasteria, (Münster) oder Claustra, (Klöster) auch Curiae Fratrum, oder (Brüderhöfe) genannt. Schon von den ältesten Kirchenvätern betrieben solches mehrere; z. B. der Bischof Eusebius von Vercell, und der H. Augustin. Der Bischof Chrodegang von Metz suchte es im VIII. Jahrhundert wieder hervor, und brachte es bei seiner Geistlichkeit mit so gutem Erfolg zu Stande, daß sich ganz Frankreich daran erbaute.

Pipin und Karl machten daher mehrere Verordnungen, daß jeder Geistliche entweder ein Canonicus oder Mönch sein solle. Canonici wurden diejenigen Weltgeistlichen genannt, die ein gemeinsames Leben nach gewissen Vorschriften und Regeln führten, die meistens aus den alten Canonen und Kirchenvätern genommen waren. Chrodegang hatte selbst eine solche Regel aufgesetzt. Kaiser Ludwig I. ließ eine, meistens aus den heiligen Vätern zusammen getragene Regel aufsetzen, und befahl allen Bischöfen seines Reichs, sie von ihren untergebenen Geistlichen beobachten zu lassen. Ein Theil davon enthält bloß sittliche Vorschriften, wie die Geistlichen überhaupt ihr Leben einrichten sollen; der andere bezieht sich auf diese Versammlungen insonderheit. In dem letzten Kapitel, wo alles kurz wiederholt wird, heißt es unter andern: sie sollen nüchtern, gerecht und fromm leben, sich mit gar keinen weltlichen Geschäften abgeben, die Fremden willig aufnehmen, die Armen wohl versorgen, ihrem eigenen Bischof in allem nach der Vorschrift der Regel gehorchen, sich auf geistliche Wissenschaften legen, ihre Zeit mit Lesen und Beten zubringen, alle in einem gemeinsamen Zimmer schlafen, ausgenommen wenn einer krank wäre, auch beisammen in einem Zimmer speisen, sobald das Zeichen gegeben wird, ungesäumt in die Kirche gehen, und die Tagzeiten fromm und erbaulich absingen; der Ort ihres gemeinsamen Aufenthalts solle nur einen wohlverwahrten Ausgang haben, keiner solle ohne Erlaubniß ausgehen, sie sollen nicht bei Schauspielen oder weltlichen Gepräugen erscheinen, weder dem Spiele, noch der Jagd ergeben sein, keine kostbaren oder eitlen Kleider tragen, sich nicht länger außer dem Kloster verweilen, als es der Prior erlaubt hat, in dem Kloster nicht müßig sein, sondern ein jeder nach seiner Fähigkeit auf Wissenschaften sich legen, damit keiner in der Versammlung ganz unnütz sei, noch die Gelübde der Gläubigen müßig verzehre.

Die Disciplin war folgendermaßen eingerichtet: Wenn einer sich gegen die Regeln verging, sollte er insgeheim gemahnet und gewarnt werden, und wenn dieses nicht fruchtete, in Beisein der andern; wenn er sich auch auf dieses nicht besserte, mit Wasser und Brod eine Zeit gespeiset werden, auf dieses von den übrigen beim Tisch sowohl, als im Chor eine zeitlang abgesondert bleiben, endlich aber, wenn es das Alter gestattet, weil nach Salomons Ausspruche ein Narr nicht mit Worten klug zu machen sei, mit Schlägen hergenommen werden; wenn weder das Alter, noch die Eigenschaft der Person (der Adel) es zulassen, daß er mit Schlägen gestraft werde,

soll man durch beständiges Fasten, Absondern von den andern, Mahnen und harte Worte ihn zu bessern suchen, und wenn auch dieses fruchtlos ist, soll ein Ort in dem Kloster sein, wo er auf eine zeitlang eingesperrt bleiben soll. Und wenn zuletzt alles nicht helfen will, soll er vor den Bischof geführet werden, und von ihm öffentlich als verworfen, und von der Gesellschaft der übrigen ausgeschlossen erklärt werden. Von den Jüngern heißt es, sie sollen beständig mit Schlägen hergenommen werden, damit sie nicht verhärten.

Alles dieses ist fast ganz in dem Geschmack der damaligen Mönchsregeln abgefaßt. Sie waren aber darum keine Mönche. C. 125 steht: Sie sollen keine Cucullen tragen, um von den Mönchen unterschieden zu sein.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Mönchen und ihnen bestand darin, daß sie Eigenthum haben durften. In der Regel heißt es daher: Wer Eigenthum und auch Güter von der Kirche hat, soll nichts bekommen, als Speis und Trank, und einen Theil des Almosens (Opfers.) Die wenig Eigenthum und nichts von der Kirche haben, sollen die Kost und Kleidung, und einen Theil des Almosens bekommen. Die gar nichts eigenes und auch nichts von den Kirchengütern haben, sollen nach Nothdurft in allem von den Vorstehern verpflegt werden. Die höchste Aufsicht und die Verwaltung der Kirchengüter blieb allemal bei dem Bischofe. Nach diesem hatte der Probst das größte Ansehen, der von dem Bischofe zwar eingesetzt und bestätigt ward, jedoch so, daß die Brüder das Wahlrecht hatten.

So gut auch alles ausgedacht schien, zeigten sich doch bald nach Ludwigs Tod schon merkliche Veränderungen, bis mit der Zeit das gemeinsame Leben der Weltgeistlichen gänzlich einging. Dies geschah in einigen Bisthümern früher, in andern später. Merkwürdig ist, was Trithemius bei dem Jahr 977 erzählet: „Dieses Jahr, sagt er, „starb der Erzbischof Dieterich von Trier, unter welchem die Canonici „des Domstiftes daselbst das Regularleben, welches ihre Vorfahren „bis daher geführt hatten, hintan setzten, und, sowohl dem Namen, „als der That nach, weltlich wurden, welchem bösen Beispiele zu„folge auch die Canonici zu St. Paulin zu Worms und Speyer, „und mehrerer andern Kirchen, zwar zu verschiedenen Zeiten, aber aus „gleichem Trieb die Gemeinschaft des Regularlebens aufgegeben haben."

Brower bemerkt jedoch, daß der Bischof Ludolph, im J. 1000, zu Trier im Dom das gemeinsame Leben wieder hergestellt, und, damit die Canonici desto mehr von den Weltlichen abgesondert, oder

auch den Gewaltthätigkeiten der Bürger nicht ausgesetzt wären, das ganze Münster mit Mauern umgeben habe, welchen Bezirk man hernach die Immunität, oder Dom-Freiheit genennt. Jedoch wenn man die Worte unserer Jahrbücher genau erwäget, so beziehen sich diese auf die bloße Absonderung der Wohnung, und auf den geschlossenen Umfang, innerhalb welchem die Canonici wohneten; sie deuten aber nicht die Wiederherstellung des gemeinsamen Lebens an, das unter dem Erzbischof Dieterich war aufgehoben worden.

Nachdem nun das gemeinsame Leben eingegangen war, entstanden die geistlichen Präbenden, unter welchem Namen verstanden wird jener Antheil der gemeinsamen Einkünfte, den jeder Canonicus insbesondere für seine Haushaltung zur Nahrung und Kleidung von der Kirche bekam. Allein diese Art, die Kirchengüter zu genießen, die freilich von der ersten verschieden war, veränderte nicht das Ziel und die Bestimmung derselben, als von denen ein Theil, nach der ersten Stiftung, den Armen sollte gereicht werden. Einen gewissen Beweis hievon haben wir in den Akten unseres H. Erzbischofs Magnerikus. Nämlich Gregor von Tours erzählet, daß Theodor, Bischof von Marseille im J. 585 unter einer starken Wache an den Hof des Königs Childerich sei gebracht, und bei seiner Ankunft zu Trier von dem Magnerikus gesehen worden, der ihm seine Liebesdienste so viel als möglich bewiesen habe. Magnerikus, nachdem er ihn entlassen hätte, verfügte sich zu der Kirche und dem Grabe des H. Maximinus, um für die Befreiung Theodors zu bitten. Als der Erzbischof von dannen wegging, fuhr ihn ein mit dem Bösen besessenes Weibsbild also an: „Du alter Bösewicht, der du für unsern Feind Theodor zu dem Herrn bittest. Es wäre besser, daß du auf die Güter deiner Kirche Acht hättest, damit den Armen nichts zu Grunde ginge, als daß du für diesen so inständig bittest.“ Da nun Magnerikus selbst dieses dem Gregor erzählet hat, so ist augenscheinlich, daß man damals allgemein zu Trier geglaubt habe, die Kirchengüter wären das Erbtheil der Armen.

Zell.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mosel 2. Theil.

Nur eine kurze Strecke erscheint der Strom mit seinen Ufern in dem bisherigen freundlichen Charakter, bis man zum Eingange eines engen Thales, durchschnitten von einem Waldbache, gelangt, der hier mit matter Kraft eine ärmliche Mühle treibt, und dem Hauptflusse eben keine sonderlichen Schätze aus dunkelen und wildabstoßenden Gestrippen entgegenführt. Jetzt hören die Rebenpflanzungen auf, kein Häuschen ladet zum Eintritt, keine Hütte winkt aus der Ferne oder von den Bergen herab und im Sterbegewande scheint der Strom eine halbe Stunde hindurch, von allem was ihn sonst belebt und verschönt, verlassen, zwischen wilden himmelhohen Felsen und mit Hecken bewachsenen, eben so unfreundlichen Bergen dahin zu ziehn.

Es macht in der That einen ganz eigenen Eindruck auf das Gemüth, und es scheint uns gerade zu rechter Zeit wieder der glücklichere Wechsel in dem Dörfchen Briedel mit seinen weißen Häusern unter schattigen Fruchtbäumen oder reichen Rebengeländen, so wie das freundliche Ufer der andern Seite mit den Ruinen der kurfürstlichen Kelter in hübschem Kontraste neben einem neu gebauten Hause, zu werden.

Briedel, auf dem rechten Ufer, kam schon 1144 in alten Chroniken als Breithal oder Bredal vor, wo es mit seinen Weinbergen zum Kloster Springiersbach theilweise gehörte. Später vermachte der Erzbischof Albero einen ihm in Briedel gehörenden Hof mit Sule der Domkirche in Trier. Aber auch das Kloster zu Himmerod besaß hier Güter und kaufte im Jahre 1263 so wie in der ganzen Umgegend zu einem billigen Preise davon hier noch mehr.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts kaufte der Erzbischof von Trier den größten Theil von Briedel, und so erscheint dieser Ort in Karls IV. Bestätigungsurkunde sämmtlicher Trierschen Besitzungen vom 31. Mai 1376 als Trierisches Eigenthum. Die Voigtei kam in

spätern Jahren an die Grafen von Ely. Außer diesen waren noch die Stifter Springiersbach und Wadgassen, die Herrschaft Drimborn und die trierische Hofkammer hier begütert. Der Wein hier ist ungefähr von der Qualität des Pündericher; die Nahrung der Einwohnerschaft beruht aber neben dem Weinbau hauptsächlich in ihren ausgedehnten Hecken, die durchweg Gemeindeeigenthum sind. Man benutzt sie als Bahnschläge; früher waren sie wegen der Jagd der wilden Schweine berühmt, da sie außerordentlich viel Haselnüsse erzeugten. Deshalb waren sie auch oft der Zankapfel zwischen Trier und Sponheim. Man findet hier auch verhältnißmäßig viele Faßbinder, die zugleich die Schreinerprofession treiben. Im Jahre 1790 gab es deren 21, jetzt nur 19 in Briedel.

Zwischen Briedel und Pünderich, einem Dörfchen von etwa 100 Häusern, die so dicht an und in einander gebaut sind, daß das Ganze noch kleiner scheinen muß, als es wirklich ist, macht ein hohes Felsufer — der Pündericher Stein — die Schifffahrt nicht selten gefährlich und darf sich der Unkundige ohne Wegweiser nicht herum wagen. Zur Rechten hat man — wie schon erwähnt — ein freundliches Ufer und den Berg mit der Ruine von Marienburg. Die meisten Wegweiser im Moselthale rathen den Reisenden dringend an, sich bei der Thalfahrt in Pünderich und bei der Fahrt von Koblenz nach Trier in Alf auszuschiffen und — während der Strom den drei Stunden weitern Bogen über Zell beschreibt — den Berg zu den Trümmern der Marienburg hinan zu steigen, die unendlich schöne, so reich an Wechseln hier vor sich und unter sich habende Gegend zu sehen und dann nach Alf oder umgekehrt nach Pünderich herabzusteigen; und ich kann dem nur mit voller Ueberzeugung beipflichten, da man in der That hier mehr befriedigt werden dürfte, als durch die Ansicht von Zell, das wie Tausend andere kleine und alterthümliche Städte nichts eben Auffallendes zu bieten vermag.

Pünderich selbst hat einen sehr guten Wein, der mit jenem von Burg, an das wir in einer halben Stunde kommen werden, der beste im Amte Zell ist.

Die Mosel macht hier wieder einen Bogen, ohne daß sich der Charakter der Gegend im Allgemeinen wesentlich änderte. Eine kleine halbe Stunde aufwärts liegt etwas entfernt vom Strom die Kapelle zu St. Johann, eine von denen, wie wir sie längs der Mosel mit ihrem schimmernden Weiß und den spitzen Thürmen, so viele haben.

Auf der linken Seite des Flusses ragt vor dem Dorfe Reil dessen Pfarrkirche über die gastlich einladenden Dächer des Ortes hervor, und zeigt uns ein Gebäude, das in seiner Konstruktion dem zu Trarbach und Zeltingen ähnlich ist, wie wir es bei einem Quadrat von 40 Fuß auf einem einzigen Pfeiler in seiner Mitte ruhen sehen. Das Dorf Reil soll Stammhaus des adligen Geschlechtes von Fich gewesen sein, das indeß nie zu einer besonderen Berühmtheit gelangt ist. Der letzte Herr starb als Besitzer des Hofes Labusch, schwer verschuldet, und veranlaßte dadurch allem Vermuthen nach im Trierschen das erste Beispiel eines Gantverfahrens gegen adlige Gutsbesitzer. Es erscheinen indeß in alten Urkunden auch die von Ryle als Besitzer hier, und Erzbischof Balduin kaufte 1326 einige Höfe in Reil.

Eine Stunde von Reil, den Weg über den Reiler Hals nach Alf zu, das, in früheren Zeiten als höchst gefährlich und berüchtigt, so viel möglich vermieden wurde, und wo namentlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der famöse Räuber Hochscheid sein schändliches Handwerk von der Springermühle aus trieb, liegt das wegen seiner wirklich eigenthümlichen und reizenden Lage sehenswerthe Springersbach in einer Waldeinsamkeit, die zu dem regen Leben und Treiben am Flusse recht angenehm kontrastirt. Auf derselben Stelle verließ auch früher die große Prozession, die nach dem Grabe des Apostels in Trier alljährlich von der Koblenzer St. Mathias-Bruderschaft wallfahrte, das Stromufer, den Weg über Bengel und Clausen zu suchen. Diese Prozession hatte 30 Stationen, und zwar:

1) zu Koblenz, in U. F.-Kirche, wo sie Dienstag, nach Christi Himmelfahrt, Morgens um 4 Uhr, sich versammelte, 2) von dem Löhrthor zu der heil. Kreuzkapelle, 3) an dem heil. Kreuz, 4) über die Karthause, 5) vor Lay an dem hohen Kreuz, bis gegen Dieblich, 6) von dem Heiligenhäuschen bei Dieblich, bis Niederfell, 7) bei Niederfell und während der Ueberfahrt nach Lehmen, 8) Lehmen nach Cattenes, 9) Cattenes nach Löff, 10) Löff nach Hatzenport, 11) Hatzenport nach Bischofstein, 12) Bischofstein nach Moselkern, 13) Kern — Münden, 14) Münden — Carden; hier wurde übernachtet, und den andern Morgen ein Amt gehalten, 15) an dem Cardener Heiligenhäuschen, Treis gegenüber, 16) auf den Wiesen von Pommern, bis Clotten, 17) von Clotten bis auf die Cochemer Wiese, 18) Cochem, 19) unter Cochemer Berg bis Bremm, 20) Bremm — St. Aldegund, 21) St. Aldegund — Alff, 22) von Alff bis zu dem Benge-

ler Heiligenhäuschen, 23) Bengel — Kinderbeuren, 24) Kinderbeuren Clauſen, 25) in dem Gotteshauſe zu Clauſen, Amt, 26) Clauſen — Eſch, 27) Eſch — Hetzeroth, 28) Hetzeroth bis an das Kreuz auf der Heide, 29) von dem Kreuz bis Schweich, Kirche zu Schweich, 30) von dem erſten und zweiten Heiligenhäuschen jenſeits Schweich, 31) bis Ruber, 32) Ruber — Trier.

Dichter Wald bedeckte die ganze nordöſtliche Hälfte des Cröffer-reiches als Benigna, eine edle Wittwe, aus dem Geſchlechte der Vögte des Cröfferreichs, derer von Daun, entſproſſen, nach ihres Eheherrn Rukerus Tod den Entſchluß faßte, an der wilden Stelle dieſes, Condel genannten Waldes, in der Gegend von Thermont, eine Zelle zu ſtiften, und dieſelbe mit Klerikern, die der Regel des heil. Auguſtinus folgen, zu beſetzen. Zu ſo frommem Vorhaben erhielt ſie ohne Mühe die Einwilligung des Pfalzgrafen Siegfried, dem die Gegend unterthänig, um ihrem Geſtifte aber auch einen mächtigen geiſtlichen Schutz zuzuwenden, übergab ſie die Zelle dem Erzbiſchofe Bruno von Trier, zuerſt wie dieſer nach Springiersbach kam, das neue Gotteshaus zu weihen, dann noch feierlicher vor der Synode zu Trier, 1107. Hier handelte, in Benignas Namen, der Pfalzgraf Siegfried. Zugegen waren ihr Bruder Richard, der des Pfalzgrafen Miniſterial, ihre Söhne, deren einer Gottfried hieß, ihre Töchter und Tochtermänner; jedem, der die Stiftung antaſten wollte, wurde das Schickſal von Judas, dem Verräther, von Dathan und Abyron angedrohet, ſein Gedächtniß ſoll von der Erde vertilgt werden, der Wurm, der nicht ſtirbt, das Feuer, das nicht erliſcht, ihn verzehren. Nicht zufrieden, der Zelle das Daſein gegeben zu haben, gab Benigna ihr auch den eigenen Sohn Richard zum Vorſteher. Es iſt das der berühmte Abt Richard, Deo dilectus et hominibus abbas, cuius memoria benedicetur in secula, um deſſen Freundſchaft Könige buhlten, den die Päbſte ehrten, den alle Stände liebten, gleich einem Vater. Schnell erhob ſich unter ſeiner treuen Pflege die demüthige Anſtalt, und noch zu Richards Zeiten mogte Springiersbach mit den berühmteſten Abteien wetteifern, während zugleich vier Frauenklöſter, St. Thomas bei Andernach, Stuben, Marienburg und Marthenthal, der Oberaufſicht des hieſigen Abtes unterworfen waren. Insbeſondere hat Richard durch drei Erwerbungen ſein Andenken verewigt; ihm gab Siegfried, nobiles et ingenuus miles, gemeinſchaftlich mit ſeiner Hausfrau Juſtina, was er zwiſchen Elz und Lieſer beſeſſen, nämlich die Höfe Urs-

feld, Wollmerath und Spring, mit Miniſterialen, Manizipien ꝛc.; ihm gab der Pfalzgraf Wilhelm, der auch in Springiersbach ſeine Ruheſtätte fand, durch Urkunde vom Jahre 1136 den dem Kloſter zunächſt gelegenen Theil des Waldes Condel, und vollkommene Zollfreiheit zu Cochem, wobei zugleich des Kloſters zwei Höfe in Reil, dann der mit einer konſekrirten Kapelle verſehene Hof in Cröff von aller vogteilichen Gerichtsbarkeit befreit wurde; ihm gab endlich der Erzbiſchof Aldabero 1142 die Hauptpfarrkirche in Kaimbt, oder genauer auf dem St. Petersberg bei Zell, mit der bei ſeinen Lebzeiten der Pfalzgraf Wilhelm belehnt geweſen, ſammt ihren fünf Filialen in Pünderich, Kaimbt, Zell, Merl und Curai, wogegen ſich der Erzbiſchof nur erbat, daß ſein Jahrgedächtniß in beſagter Kirche begangen und an demſelben Tage fünfzig Armen eine Mahlzeit gegeben werde. Sechs Jahre früher, 1136, hatte Adalbero die neue Kirche in Springiersbach zu Ehren der heil. Jungfrau geweihet. Richard ſtarb, reich an Jahren, reicher noch an Verdienſten, 1108, XI. kalend. novembris. Ihm folgten nach einander zwei Neffen, Richard II. und Gottfried, beide nach Kräften bemüht, nicht nur das Beſtehende zu erhalten, ſondern auch des Kloſters Glanz zu erhöhen, unter ihnen wurde namentlich 1163 der Hof Spei bei Merl von dem Caſſienſtifte zu Bonn um 60 Mark Köln. erkauft. Gleichwohl ſcheint zu ihren Zeiten einiger Abgang in der frühern ſtrengen Zucht bemerkbar geweſen zu ſein, denn Salomon, der vierte Abt, fand Veranlaſſung zu bedeutenden Reformen. Er, gebildet in der gelehrten und harten Schule von St. Victor zu Paris, unterſagte z. B. nicht nur den Genuß des Fleiſches, ſondern auch aller geſchmelzten Speiſen. Abſalon erwirkte auch von Kaiſer Heinrich VI. den großen Beſtätigungsbrief, d. d. Boppard, 28. April 1154; nach demſelben beſaß das Kloſter außer den uns ſchon bekannten Gütern, Ländereien in Bengel, Aecker und Weinberge in Cröff, einen Weinberg in Riesbach, einen Hof, Aecker, Weinberge und Wieſen in Trarbach (Travendrebach), einen Hof, Aecker, Weinberge und Wieſen in Enkirch, Weinberge in Burg, einen Hof in der Einöde an der Moſel, Molun genannt (Muley bei Burg), Aecker und Weinberge in Reil, in Pünderich, Briedel, Kaimbt, Spey, Alff, St. Aldegund, Bremm, Nehren, Clotten, Olkenbach, Wittlich, Novigand, Alflen, Immerath, Winkel, Scheid, Hauſen, Dockweiler, Hunresdorf, Rohr, Lötzbeuren, Summet, Werfus, Eultgen, mehr oder minder bedeutende Allodien, die Kirche in Kaimbt, Hof und

Mühle in Königsberg, Höfe in Steckenach und Sadewilre, den Hof in Wollmerath und Wagenhausen, die Höfe von Trautzberg und Sprink, Güter in Struna und Scheidweiler, Hof und Mühle in Mulechen, endlich Gülten in Huntheim. Der achte Abt, Heinrich, verkaufte 1271 die Höfe in Pommern und Prieden an Heinrich von Bolanden, wogegen ein späterer Abt Heinrich am 1. Februar 1318, um 80 Pf. Heller, des Klosters Himmerod Güter zu Reil, sammt einer Wiese zu Bengel erkaufte. Der 17te Abt, Konrad von Metzenhausen, wurde von Kurfürst Johann von Baden aus dem eichstädtischen Stifte Rebdorf berufen, um auch hier die heilsamen Satzungen der Windsheimer Congregation einzuführen, (1462) es scheint jedoch nicht, daß es ihm gelungeu sei, ein so hartes Joch dem längst schon nur aus Edelleuten bestehenden Konvent [1]) aufzuladen. Sein Nachfolger, Johann Print von Horchheim, genannt Brole, erwirkte bei Pabst Clemens VII. die Aufhebung des Klosters in Martenthal, wo seit der Aebtissin Tod nur mehr zwei Nonnen lebten, und erhielt auch dessen Güter; nur sollte die Abtei wöchentlich vier Messen in der Kirche zu Martenthal lesen lassen (26. Nov. 1523). Der 24ste Abt, Johann Friedrich Auwach von Wittlich, erhielt für sich und seine Nachfolger den Gebrauch der bischöflichen Insignien, 1605, während der 25ste Abt Eberhard von Deusternach, † 20. Dez. 1638, die verfallenen Klostergebäude von Grund aus erneuerte, zugleich aber auch seinen reichlichen Theil nahm an den Beschwerden und Lasten des 30jährigen Krieges, denen sein Nachfolger, Hermann von Cortenbach, beinahe erliegen mußte. Klösterliche Zucht und Ordnung geriethen immer mehr in Abnahme; Kurfürst Franz Georg sah sich genöthigt, dem 30. Abte, Jo-

---

[1]) Die Kirche, Mutter und Wiege der Gleichheit, weiß nichts von solchen Vorzügen der Geburt. Ihren Ursprung haben sie lediglich in dem Herkommen. In Deutschland gab es eine Zeit, wo es den untern Ständen beinahe unmöglich sein mußte, sich die zu den Kirchendiensten nöthige Bildung zu verschaffen: in Deutschland sagen wir, denn in dem westlichen Europa, in den früher kultivirten Ländern, war es anders. Die mehrsten Kapitel wurden daher mit Edelleuten besetzt, und diese verwehrten später den andern Ständen, die sich zu erheben begannen, den Zugang. Dasselbe, in entgegengesetzter Art, hat sich in Schwaben ereignet. Die dasigen Reichsprälaturen wurden von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, mehrentheils mit Landleuten besetzt; sobald diese ihre Ueberzahl inne wurden, ließen sie weder Bürger, noch weniger Edelleute mehr aufkommen.

hann Heinrich von Wassenberg, erwählt den 14. Junius 1728, den Prior als Co-Administrator zur Seite zu setzen, auch d. d. Ehrenbreitstein, 28. Feb. 1746, zu verordnen: „auch sollen zwei Canonici „von Clausen, und zwar wegen ihrer besitzenden Gelehrtheit sowohl, „als auferbaulichem Wandel belobt beide geistliche Männer, Nicolaus „Schmid und Nicolaus Zorn, daselbst (zu Springiersbach) aufge„nommen und ehrbarlich unterhalten werden. Es solle auch erstgedach„ter Canonicus Schmid als pater spiritualis und concionator, zu„gleich auch confessarius daselbst stehen, monatlich sermonem de „regulis et regulari disciplina halten, tägliche medidationes, recol„lectiones, lectiones librorum spiritualium in mensa, auch sonsten „was den Ascesin angehen mag, eben wie es zu Clausen damit ge„halten wird, nach Gutbefinden dirigiren. Zu deme Endt Praelatus „und Prior auch Professi, der monatlichen Sermon jedesmahl bey„wohnen sollen." Zorn wurde als Lector studiorum, Magister novitiorum, auch confessarius bestellt, „der dann die Bibliothecam zu„gleich mitbeobachten, und in Ordnung einrichten soll." Noch einmal schien die Abtei sich erheben zu wollen, nach einem langen Zeitraume war zum erstenmal wieder die Rede von Erwerbungen, und am 2. März 1752 wurde von Karl Maximilian von Santeren zu Manari und Regina Elisabeth Schenk von Nideggen, Eheleuten, der Schenkische freiadelige Hof zu Burg um 3150 Rthlr. erkauft, aber der neue Abt Karl Caspar von Holtrop, erw. 1758, wußte diese Vortheile nicht festzuhalten, und zu den alten Gebrechen gesellten sich nun noch ärgerliche Zänkereien mit den Vikarien. Ueberzeugt, daß so eingewurzelte Uebel nicht mehr zu heilen, benutzte der Kurfürst Clemens Wenceslaus den Tod des Abtes Holtrop, 1789, um der ganzen Stiftung eine veränderte Richtung zu geben. Mit des Herzogs von Zweibrücken Bewilligung wurde die Abtei in ein adeliges Ritterstift für einen Dechant, acht Capitularen und sechs Vikarien umgeschaffen und Wilhelm Adolph von Dunkel als erster Dechant installirt. Am 11. März 1791 unterzeichnete der Kurfürst die Statuten des neuen Stiftes, und in der Reminiscere-Woche wurde die Umwandlung in Springiersbach selbst auf das feierlichste begangen.

Wieder zurückgekehrt zur Mosel, sieht man hart am Berge das Dörfchen Burg auf dem rechten Ufer, von dem die Geschichte Nichts aufzuweisen hat, als einen Ritter Emmerich aus dem Jahre 1322 und — einen von je her gerngetrunkenen Wein.

Auf dem linken Ufer wechseln jetzt wieder Feld und Wald mit dem freundlichen Grün der Reben, und der Anblick dieser düstern, melancholischen Berge, die selbst der lichtere Strahl der Sonne nicht zu erheiteen vermag, bildet einen auffallenden Gegensatz zu der Gemarkung auf der andern Seite, die bis zu dem Flecken Enkirch eine reiche und fruchtbare Landschaft bildet. Enkirch selbst, von weitem betrachtet, macht sich mit seinen terrassenförmig über einander erbauten Häusern und dazwischen noch etwas höher den Kirchthurm, ganz gut; desto schlechter sieht es aber im Innern selbst aus, so daß man sich in der That in das elendste Dorf einer nordischen Provinz des Landes versetzt glaubt. Kleine baufällige Lehm- oder Holzhäuser, schmale und bergige Gassen, ein entsetzliches Steinpflaster, und um die Vorzüge des Ortes noch zu vergrößern, für die ganze Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen einen einzigen Brunnen, aus dem einem jeden täglich sein Deputat an Wasser zugemessen wird. Dessen ungeachtet wohnt hier ein zufriedenes fröhliches Völkchen, und wenn der Wein, an dem Enkirch reicher wie an Wasser ist, nur einigermaßen gut geräth, so steigen die Besitzer der obern Hütten mit Freuden herab, sich Wasser herauf zu holen.

Adela, die Tochter Dagoberts, giebt dem von ihr gestifteten Kloster zu Pfalzel, durch Testament vom 1. April 690, unter andern ihren Antheil an den Villen Enchiariaci, Ursiaci, Caimetarum, Enkirch, Uerzig und Kaimbt. Am 10. Februar 908 schenkte König Ludwig die Lehen, die bisher Rothard in Ankaracha besessen, insbesondere die Kirche, einen Mansus u. s. w. dem Erzbischofe Ratbor von Trier, und 1052 erwarb Erzbischof Eberhard, durch Precarie-Vertrag, auch des Grafen Walram von Arlon hiesige Güter. Im Jahre 1051 vergabte die sogenannte Königin Richenza neben vielen andern Gütern auch ihre Besitzungen in Enkirch an das Kloster Brauweiler; Springiersbach war schon seit längerer Zeit hier begütert. Am 12. November 1135 beurkundet Erzbischof Albero, daß er die zu dem Hofe des Klosters Ravengiersburg gehörige Kapelle geweihet habe. Diesen Hof hatte das Kloster von seinem Stifter, dem Grafen Berthold, empfangen (1074). Im Jahre 1342 erkauft die Gräfin Lauretta von Sponheim von Tilmann von Wahlen und seiner Hausfrau Gela ihr Gut zu Enkirch, das Heidengut genannt. Im Jahre 1344 erließ die Gemeinde, gegen eine Geldsumme, das bisher auf des St. Simeonsstiftes ruhende jus seu consuetudo comestionis et potationis. In der

Fehde zwischen dem Erzbischofe Boemund II. von Trier und dem Grafen Johann III. von Sponheim-Starkenburg, 1360, wurden die Flecken Enkirch und das feste Zollhaus unter Starkenburg, Sinte-Mosel genannt, von den Trierern belagert und auf den Grund verderbt, daß der Graf sich genöthigt sah, um Frieden zu bitten; eine nicht unbeträchtliche Schenkung, die er später dem hiesigen Hospitale zum heil. Geiste machte, sollte vermuthlich die Bürger für das erlittene Ungemach entschädigen. Im Jahre 1402 verpfändete Graf Johann IV. Enkirch, so ohnehin pfälzisches Lehen, an den Pfalzgrafen Ludwig. Im Jahre 1557 wurde die Reformation hier, wie in Trarbach, von den Gemein-Herren der hintern Grafschaft Sponheim eingeführt; Henricus Gallus erscheint 1517 als lutherischer Prediger. Einige Jahre später, 1574, findet sich bereits ein Verwalter in der, ¼ Stunde von dem Marktflecken, landwärts, unter dem Stephansberge gelegenen Klause, die auch wohl die Probstei, oder Enkerichhausen genannt wird. Der erste Probsteiverwalter, Mathias Prinz, erhielt seine Bestallung von dem Oberamtmann zu Trarbach, dem Freiherrn Philipp dem Jüngern von Winnenberg. „In Betrachtung der Clausen zu „Trarbach Renten und Einkommen dermassen schlecht und gering be„schaffen, also daß eine hinreichende Anzahl unvermögender Leut zu „underhalten unmöglich," beschlossen die Gemein-Herren der hintern Grafschaft, „aus christlicher Lieb und angeborner fürstlicher Miltigkeit, „daß die Renten und Gefälle der Clausen zu Trarbach, des Spitals „zu Enkirch und der Probstei außerhalb Enkirch dahin zu wenden „und anzulegen, damit ein nothdürftiges Hospitall denen allein, so „durch Unvermöglichkeit ires Leibs, Alters, oder sonst ihrer Gelegen„heit nach, sich nicht ernehren können," zum Besten unterhalten werde. Diesem Hospital wurde die Enkircher Clause eingeräumt, auch für den Pfründner eine eigene Ordnung gegeben. Nachdem die hintere Grafschaft Sponheim durch Beschluß der Reunionskammer zu Metz mit Frankreich vereinigt worden, kamen mit den französischen Truppen einige Franziskaner als Feld-Capellane in die Provinz. Sie ließen sich von den französischen Behörden die im Ungemache der Zeiten von den Pfründnern verlassene Clause, nebst der verfallenen Kirche einräumen, erbauten sich an der Straße ein armseliges Gebäude zur Wohnung und erhielten endlich, 1685, von König Ludwig XIV. eine Fundations-Urkunde, worin ihnen auch die Besorgung der neu gestifteten katholischen Pfarreien in Enkirch, Trarbach und Traben über-

geben war. Dafür sollten sie aus den französischen Kassen jährlich 190 Livres beziehen. Sie blieben in der Clause, als Ludwig XIV. in dem Frieden zu Ryswyck seine Reunionen zurückgeben mußte, denn die berühmte Clausel 4. dieses Friedensvertrages hatte ihre Existenz gesichert; aber freilich konnte die protestantische Bürgerschaft sich niemals vollständig mit den ihr aufgedrungenen Fremdlingen aussöhnen, zumal diese von Zeit zu Zeit Versuche machten, zu dem Mitbesitze der Pfarrkirche zu gelangen. Vorzüglich äußerte sich der Gemeinde Mißvergnügen, als die Väter im Jahre 1711 den Neubau des Klosters vornahmen. Damals erschien im Drucke von Seiten der Bürgerschaft: Memorial an Ein Hochpreißliches Corpus Evangelicorum von der Evangelischen Bürgerschaft zu Enkirch an der Mosel d. d. 17. Febr. 1763. Den von dasigen Franziskanern contra statum anni normalis attentirten Kloster-Bau betreffend. Nebst Specie Facti und 13 Beilagen. fol. 5½ Bög.

Die Klosterkirche wird gegenwärtig von der kleinen katholischen Gemeinde (50 Seelen) als Pfarrkirche benutzt; aus den Gefällen der Probstei oder Clause, in deren Besitze die sponheimische Landesherrschaft geblieben war, erhalten die evangelischen Kirchen- und Schuldiener, wie von Alters her, ihre Besoldungen. Mehrere adelige Familien waren in Enkirch ansäßig, ein Heinrich von Einkirke, Encriche, erscheint bereits 1171 und 1179 in Urkunden.

Enkirch gegenüber sehen wir das Dörfchen Kevenich an einen Bergrücken gelehnt, von dem die Sage uns nichts eben Merkwürdiges aufbewahrt hat; desto interessanter aber wird uns das etwa ½ St. entfernt auf dem rechten Ufer in schwindelnder Höhe sich erhebende Dorf Starkenburg. Hier, wo einst der bedeutendsten Burgen des Mosellandes eine, unter ihren stolzen Besitzern weit in die Ferne sah, wo Kaiser und Könige Sitz hielten oder Besuche machten, da ernähren sich jetzt einige hundert ärmlicher Menschen in vielleicht 30 Häusern, in denen wir schwer die Ueberbleibsel einer gewaltigen Veste suchen. Hier soll vor vielen Jahrhunderten auch Guntram bei seinem Oheim dem Grafen von Sponheim die ersten Jünglingsjahre verlebt haben, bis ihn seine Neigung zu dem schönen Fräulein Liba von Falkenburg an den Rhein zog. Eine alte, aber manchem vielleicht nicht uninteressant erscheinende Sage von diesem Liebespaar erzählt uns Aloys Schreiber in seinem Handbuch für Reisende, und ich gebe sie deshalb hier folgend, so wie er sie gegeben:

Die schöne Liba saß am Spinnrocken, und schaute manchmal durch das Erkerfenster der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarschaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort sein Lehen zu empfangen, und noch vorher von seiner Braut Abschied nehmen. Eine Stunde mochte sie so gesessen haben, als er, auf seinem Grauschimmel, das Thal heraufsprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegeneilen verwickelte, sich aber in das Gespinnst, und eh' sie sich noch losmachen konnte, trat Guntram schon zur Thüre herein. Liba wurde in diesem Augenblicke von einer Bangigkeit ergriffen, welche sie nicht zu meistern wußte, und Guntram hatte Mühe, sie durch Worte und Liebkosungen in etwas zu beruhigen. Er schied, mit dem Versprechen, in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu sein, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, sobald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben sein Herz und seine Gedanken zurück; allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adelige Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reise hin; auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zuletzt von den übrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestrüpp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Baches, und ritt darauf zu. Der Strom floß einem Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereien behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherlei Geschichten vorstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem dritten vertauschte ein anderer das Schwert mit dem Pilgrimsstab. Ueberhaupt schien das Ganze eine Erzählung von den

Hauptbegebnissen des Geschlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieser Darstellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein schwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine schöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe stand. Sie sah aber recht blühend und lebenslustig aus, und war beschäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die seltsame Vorstellung nicht zu deuten, und zerbrach sich den Kopf darüber. — In diesem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach und hieß den Gast willkommen. Herr Bodo, dies war sein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vrrgleichbar, dessen Blüthen und Blätter vor der Zeit gefallen sind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einst so lebendigen Strom in seiner Brust war ein starrender Frosthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen schließen, so hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer gewesen, und er setzte bald alle seine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweisen. Auch schien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bei ihm sitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinngeweben überzogen, und beim Schimmer des Lichts schwirrten Fledermäuse hervor, und umkreis'ten Guntram und seinen Begleiter.

Herr Ritter, fing der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünschtes Schloß gerathen zu sein, wo Zauberer und Unholde spucken. Unser Herr ist ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends am Irdischen mehr festhalten. Seit dreißig Jahren, da seine letzte Tochter, die schöne Erlinde, starb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, ist das einzige, worin wir einen Gast noch mit Ehren beherbergen können. — Indessen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indessen geschieht es selten, daß ein Fremder bei uns einspricht, und seit fünf Jahren seid Ihr wieder der Erste.

Während dieser Rede waren sie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und seinen Schicksalen Näheres erfahren mögen, allein der Alte wich seinen Fragen aus, und als er

dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube neben an ein kleines Geräusch hört, so laßt dies Euch nicht anfechten, macht ein Kreuz und betet ein Vaterunser.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und dem Ritter wurde es fast ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er gedachte an eine Gespenstererscheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich denn guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vaterunser, und bekreuzte sich Stirne, Mund und Brust. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu gehen, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, so deuchte ihm, er höre im Nebenzimmer leise Fußtritte, und gleich darauf vernahm er den sanft verschwebenden Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstisches Wesen, dachte Herr Guntram bei sich, und der Alte mag wohl hier ein hübsches Mädchen versteckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach und ging hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch erspähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thüre des Nebengemachs stand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erstaunen sah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigsten Gestalt an einem Tische, vor einem Spiegel sitzen. Sie spielte mit ihren langen, blonden Locken, und schien mit großem Wohlgefallen die schönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram stand wie angewurzelt, und konnte sich nicht satt sehen an der freundlichen Erscheinung. Mit Mühe versagte er sich's, sie anzureden, allein es däuchte ihm, zu solcher Zeit und an solchem Orte, doch allzu unschicklich, und er schlich sich endlich wieder auf seine Kammer, und warf sich auf's Bette, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den Augen seines Gemüths saß noch immer die holde Jungfrau, von deren Gestalt ein Zauber ausgegangen war, der sein Herz umsponnen hatte.

Als sich der alte Diener des Morgens bei Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieser, und verschwieg, was er gesehen. Der Burgherr lud seinen Gast ein, sich einige Tage auf dem Schlosse auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in diesem Augenblicke Liba's Bild wie ein warnender Schutzgeist an ihm vorüberschwebte. Er brachte den Tag da-

mit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu beſehen. Indem er einen einſamen Pfad zwiſchen düſtern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle die wenig beſucht ſchien. Neſſeln und Dornen wuchſen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenſter ſtreckte ein Ahorn einen ſeiner Aeſte in das Innere, und beſchattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altare und an den Wänden der Kapelle befanden ſich viele Grabmäler und darunter ein offenes leeres Grab. Auf dem Grabſteine, der an die Wand gelehnt war, ſtanden die Worte: Bete, Wanderer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblicke.

Guntram wußte nicht, was er von der ſeltſamen Inſchrift denken ſollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild ins Gedächtniß. Nach gerade überfiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle. in dieſer abgelegenen Burg, er dachte jetzt auch an ſeine Liba, und faßte den Vorſatz, ſeine Reiſe noch an demſelben Abend fortzuſetzen. Zum Unglück fand er, bei ſeiner Rückkehr auf die Burg, den Beſitzer nicht zu Hauſe, und da er nicht ohne Abſchied ſcheiden wollte, mußte er ſich gefallen laſſen, noch eine Nacht an demſelben bedenklichen Orte zuzubringen. Als er ſich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder das vorige Geräuſch, und bald darauf erklang ein Lied in ſo ſüßen Tönen, daß Guntram ſich unwillkührlich zu der holden Sängerin hingeriſſen fühlte. Die Thüre ihres Gemachs ſtand halb offen, wie geſtern; ihre Geſtalt aber kam dem Ritter noch ſchöner vor; ſie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die ſchönen Umriſſe des blühenden Leibes mehr zeigte als barg und ihr Auge ſchwamm in ſehnſüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte ſich nicht mehr länger meiſtern; er trat zu ihr in das Gemach und ſtotterte einige Entſchuldigungen: ſie ſah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an ſie that, zeigte ſie auf eine Schrift, die in den ſchwarzen Marmortiſch, an welchem ſie ſaß, eingegraben war. Die Schrift lautete ſo:

Ich muß ſchweigen. Liebe kann mich binden, Liebe kann mich löſen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau ſah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der ſein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen — die Jungfrau ließ es geſchehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm ſie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar.

Im Rausch des Augenblicks steckte ihn dieser an den Finger — und riß die Jungfrau ungestüm in seine Arme. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenster, und fing gar schauerlich zu schreien an. Sie machte sich hastig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf seine Lippe, und verschloß sich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt fast unheimlich zu Muthe, allein der Rausch seiner Sinne war noch nicht ganz verschwunden, und er warf sich unruhig auf sein Lager. Als er beim ersten Sonnenstrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, sondern, nach kurzem Abschied vom Burgherrn, das Weite suchte. Er trieb sein Roß unaufhörlich an, und erst als die grauen Thürme der Burg seinem Blick entschwunden waren, und er aus dem Walde in's Freie kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde sah er einige Hirten. Er stieg ab, um seinem Rosse einige Rast zu gönnen, gesellte sich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. Das ist eine gräuliche Geschichte, antwortete einer der Hirten. Der alte Bodo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine schöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angesehene Herren warben um ihre Hand, aber sie war eitel und thörigt, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen sich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Gestalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Diesem hatte sie aufgegeben, in der Walpurgisnacht, drüben im Königsbann, auf dem Kreuzweg zu stehen, und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und gesehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderspiel, und begab sich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von seinem Leichnam. Viele behaupteten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andere meinen jedoch, er sei von Wölfen zerrissen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotschaft in Wahnsinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbestunde, und dieser Fluch ging in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und starb plötzlich. Aber als man sie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verschwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie sie leibte und lebte, uud sucht die Fremden, die da herbergen, zu bestricken. Wer aber

in ihr Netz fällt, der muß sterben nach dreimal neun Tagen, und nur wer ihrer verführerischen Gestalt widersteht, kann sie erlösen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bei dieser Erzählung eine Felsenlast auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du bist mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düstern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todtenstille und kein Zweiglein regte sich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberge zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengraben, ein Feuer, um welches sich einige Wesen wie Schattengestalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drei alte Weiblein, die etwas Seltsames zu treiben schienen. Er hielt sein Roß an, um die Erscheinung zu betrachten. Das eine Weiblein sang:

Drei Nesseln riß ich ab
Drüben vom Riesengrab!
D'raus spann ich den Faden hier,
Schwesterchen, ich schenk ihn dir.

Da sang die zweite:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab' ein Webschiff aus Todtenknochen,
Fünf Ellen Leinwand web' ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk ich dir.

Hierauf antwortete die dritte:

Will nähen d'raus ein Hemdlein fein,
Will wickeln einen Schläfer d'rein,
Du, Ritter, reit' gemach,
Das Hemd, ich bring's dir nach.

Guntram war's, als ängstigten ihn böse Träume — unwillkührlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwei Männer vor sich hergehen, die einen

Marienburg.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plötzlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrei des Entzückens in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sei, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ei, sagte Liba lachend, Du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen. Sie öffnete die Thür eines Gemachs und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden war. Guntram schüttelte den Kopf, und seine Beklemmung nahm zu. Er that sich Gewalt an, um heiter zu scheinen, und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuschieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hierzu bestimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram sein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäste aus der Nachbarschaft geladen, und der Zug erhob sich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beim Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle vor der Braut her eine verschleierte weibliche Gestalt, die von einem schwarzgekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, seine Begleiter zu fragen, wer die Verschleierte sei, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig gewesen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut seine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der seinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in diesem Augenblick zwischen ihm und Liba stand. Da umhüllte Nacht seine Blicke, die Schauer des Todes durchrieselten sein Gebein, mit einem Schrei des Entsetzens sank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange, bis er wieder zur Besinnung kam. Er verlangte einen Priester, und nachdem er diesem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sei Du jetzt der Engel meiner letzten Stunde, fügte er hinzu, und verscheuche mit Deinem Gebet das schreckliche Bild, wenn es wieder zu mir treten will.

Liba sank laut betend auf die Kniee, und Guntrams Antlitz erheiterte sich, und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft, und sagte zu Liba: Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis Du meine Gattin bist.

Die Jungfrau ging schweigend und rief den Priester, der ihre Hände ineinander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da

umnachteten die Schatten des Grabes Guntrams Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust und seine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwenschleier, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

Starkenburg gegenüber lag die einst so bedeutende Festung Montroyal, deren im ersten Bande dieses Werkes zum Elende und Untergange so mancher Ortschaften an der Mosel (Cochem, Clatten u. s. w.) gedacht worden. Ihre Lage, vom Strom fast ganz umflossen, und zu einer gewaltigen Felseninsel geformt, war eben so schön als glücklich gewählt, da sich wenige Punkte, hier schon von der Natur zur Veste geschaffen, wohl so zu einem Waffenplatz und Haltepunkt eignen dürften. Zu den Füßen Montroyals liegt das freundliche Oertchen Traben, von seinen Bewohnern mit dem Namen Flecken beehrt, den es übrigens weniger als den der Schönheit verdient. Von hier aus zieht sich zwischen üppigen Weinbergen eine Steinstraße das Gebirge hinan, mit der Festung zugleich für deren Unterhalt angelegt. Kommen wir aber noch einmal zur Starkenburg zurück, die der Sage nach schon zu König Dagoberts Zeiten bestanden haben soll. Im zwölften Jahrhundert trug sie der Graf Heinrich von Sponheim dem Erzbischofe Johann von Trier mit mehreren andern Burgen und Schlössern zu Lehn auf. Schon seit den ältesten Zeiten waren die Besitzer der Starkenburg wegen ihrer Macht und Stärke berühmt, und oft erstreckten sich die Schlösser eines einzigen Gliedes dieser Familie von der Mosel bis zur Nahe. Einen Zweig soll der Erzbischof Friedrich von Salzburg, 996, ein geborner Graf von Sponheim, nach Kärnthen geführt und dort mit reichen Lehen ausgestattet haben; es hat auch dieser Zweig Kärnthen mehrere Herzoge gegeben, die Markgrafschaft Histerreich und die Grafschaft Lavant besessen, die Klöster St. Paul und Oberndorf gestiftet, und die beiden Schlösser Ortenburg erbaut, eines in Kärnthen, an der Drave, der Mündung der Lieser gegenüber, das andere in Baiern, zwischen Passau und Vilshofen. Von diesen beiden Schlössern haben aber die beiden Hauptlinien der kärnthnerischen Sponheime ihre Benennung angenommen, und zwar sind die Grafen von Ortenburg an der Drave mit Graf Friedrich III. den 29. März 1418 zu

Grabe getragen worden, während die baierischen Grafen von Ortenburg noch heute Rang nehmen unter den vornehmsten Geschlechtern Deutschlands. Der Zweig des sponheimischen Hauses, der in dem Stammgute, an der Nahe, an der Saar und der Mosel zurückgeblieben war, verblühte um so früher. Bereits in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erscheint ein Fremdling, der Graf Berthold von Stromberg, Ravengiersburg oder Vianden, in dessen Eigenthum. Bertholds Gemahlin, Hedwig, scheint eine sponheimische Tochter gewesen, und nachdem ihr Sohn, Graf Eberhard, die Jahre der Mannbarkeit erreicht, genöthigt worden zu sein, an diesen ihre Grafschaft zu übertragen. Hierdurch wird der Unwillen gegen die Verwandten erklärbar, der den Grafen Berthold und seine Gemahlin zu der Stiftung des Klosters Ravengiersburg, 1074, veranlaßte; denn daß das Ehepaar kinderlos gewesen, wie man behauptet hat, geht keineswegs aus den Worten der Urkunde hervor. Berthold selbst soll der Sohn eines ältern Grafen Berthold von Vianden und der Bruder jenes Grafen Friedrich gewesen sein, mit dem die authentische Stammfolge der Grafen von Vianden beginnt. Die viandensche Abkunft der nach Berthold vorkommenden Grafen von Sponheim ist wenigstens außer Zweifel, und verräth sich schon durch die Gruft, welche sie in dem Kloster Himmerod besetzen, und wo beinahe sämmtliche Grafen de Starkenburger Linie den langen Schlaf schlummern. Söhne des Bedgaues, wollten sie im Tode wenigstens der süßen Heimath wieder angehören. Die daraus erwachsende Vermuthung wird aber zur Gewißheit durch einen Rückblick auf die von dem Grafen Heinrich von Sponheim dem Erzbischofe von Trier zu Lehen aufgetragenen Güter. Außer der Starkenburg sind es nur viandensche Besitzungen. Die Herrschaft Clairvaux grenzt beinahe mit Vianden, Duren schließt sich unmittelbar an Clairvaux an, die Herrschaft Hamm liegt westlich von Vianden, und war beinahe ganz von viandenschen Dörfern umgeben. Endlich wurde auch das Frauenkloster Hosingen (Hosin) Augustinerordens, von einem Grafen Gerhard von Sponheim, der ein Sohn oder Enkel Bertholds gewesen sein wird, und von dessen Gemahlin Adelheid, in dem Umfange der Herrschaft Clairvaux, und folglich in der Lüttticher Diocese, vor Ende des 11. Jahrhunderts gestiftet, und zwar wurde Gerhards Tochter, Sara von Sponheim, des neuen Klosters erste Aebtissin. Es ist das Alles, was man von Graf Gerhard weiß, und auch die Geschichte anderer Grafen von Sponheim, die man als seine

Brüder oder Vettern betrachten kann, ist gleich dürftig. Ein Graf Eberhard erbaute 1044 die Kirche auf dem Feldberge, unweit Creuznach, stiftete auch das Kloster zu Schwabenheim, gleichwie Graf Stephan im Jahre 1101 die Kirche auf dem Feldberge in ein Kloster, die nachmals so berühmte Abtei Sponheim, umwandelte. Damals waren aber schon mehrere Linien vorhanden, denn der Graf Adalbert von Dill, der in des Erzbischofs Bruno von Trier Brief für Springiersbach vom Jahre 1107, dann 1112 als Graf des Pagus Trechera vorkommt, gehört unbezweifelt dem sponheimischen Hause an, und es ist nicht unwichtig für dessen Geschichte, daß Dill später wieder an die Hauptlinie zurückfiel. Das 12. Jahrhundert wußte also noch nichts von Todttheilungen. Graf Gottfried II., ein Bruder jenes Heinrich, von dem sich die trierische Lehenherrschaft über Starkenburg herschreibt, und der von 1215—1232 vorkommt, besaß nicht nur die Grafschaft Sponheim in ihrem ganzen Umfange, sondern erwarb seinem Hause auch noch eine zweite Grafschaft von wenigstens gleicher Bedeutung. Seine Gemahlin Adelheid wurde nämlich ihres Bruders, des Grafen Heinrich des Jüngern von Sayn, Haupterbin, und Gottfrieds II. Söhne, Johann, Simon und Heinrich, hatten demnach ein unermeßliches Erbe zu theilen, wenngleich ihre Mutter in zweiter Ehe mit einem Grafen von Eberstein noch einen Sohn, den Grafen Eberhard von Eberstein, zur Welt brachte.

Heinrich, des Grafen Gottfried von Sayn jüngerer Bruder, hatte in der Brudertheilung die hintere Grafschaft Sponheim, auch einige saynische Stücke, wie namentlich Winningen, erhalten; gleich dem Oheim von Creuznach führte er Titel und Wappen von Sponheim, und die von ihm abstammenden Grafen von Sponheim in Starkenburg sind es vornehmlich, welche die Aufmerksamkeit des Topographen der Mosellande in Anspruch nehmen. Für die Hausgeschichte ist Heinrich dadurch besonders merkwürdig, daß ihm zum erstenmale Cröff mit allem seinem Zubehöre von König Rudolph I. verpfändet wurde, d. d. Nürnberg, 25. Dezbr. 1274. Heinrichs Sohn, Graf Johann, wird durch Brief vom Jahre 1305 der Stadt Trier Bürger, die sich dagegen verpflichtet, ein Jahrgeld von 100 Pf. Pfennig an ihn zu entrichten, erscheint in Urkunden von den Jahren 1309 und 1310 als Landvogt, und wird 1314 von Erzbischof Balduin von Trier zum obersten Amtmann seiner Lande zwischen Mosel und Rhein gelegen, ernannt. Diese genaue Verbindung mit dem Erzstifte scheint indessen

wie schon öfter geschehen, Veranlassung zu mancherlei gegenseitigen Beschwerden und Zänkereien gegeben zu haben. Johanns Sohn, Graf Heinrich der Jüngere, lebte nicht lange genug, um die Resulte davon zu sehen, denn er starb 1322, nachdem er kurze Zeit Kaiser Heinrichs VII. Hofrichter gewesen, aber seine Wittwe Lauretta, geborne Gräfin von Salm in den Vogesen, hatte den ganzen, schwer lastenden Unwillen des Erzbischofs Balduin zu tragen. Sie reizte ihn noch stärker, indem sie des Kurfürsten Mann, den Wildgrafen Friedrich von Kyrburg, auf der Starkenburg gefangen hielt. Unfähig, des Weibes Trotz zu tragen, bereitete Balduin ihr eine strenge Züchtigung: bei Birkenfeld, auf trierischem Lehen, errichtet er einen burglichen Bau, dessen Mannen die sponheimischen Hintersassen durch stete Raubzüge beunruhigen sollen: er selbst vereinigte unter seinem unmittelbaren Befehle die Lehenträger und Gemeinden des Erzstiftes, mit ihnen die Belagerung der Starkenburg zu beginnen. Muthig nicht nur, auch klug war die Gräfin, sie beschloß dem Sturme auszuweichen, dem sie nicht widerstehen konnte, und Namens ihrer mußten Graf Heinrich von Sponheim, der Probst des Liebfrauenstifts zu Aachen, und Emich von Oberstein, der kölnische Domherr, mit dem zürnenden Nachbar Unterhandlungen anknüpfen. Ein Waffenstillstand war ihrer Bemühungen erste Frucht, und Balduin beschloß, denselben zu benutzen zu einer Geschäftsreise nach Koblenz. In einem kleinen Nachen, beinahe ohne Begleiter, fuhr er im September 1327 die Mosel hinab.

Die Gräfin hatte vom Fuße der Starkenburg eine Kette quer über den Strom nach dem jenseitigen Ufer ziehen lassen, und als Balduin dieser nahe kam, stürzten von beiden Seiten Bewaffnete in kleinern Nachen auf ihn zu, und nahmen ihn gefangen. Da an keinen Widerstand und noch weniger an ein Entrinnen zu denken war, so ließ er sich ruhig mit den Seinen auf die Burg führen, wo Lauretta mit dem Bruder eines Kaisers so wenig Umstände machte, daß man allgemein über einen solchen Frevel erschrak. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten, da die Trierschen, obwohl ihrem Erzbischof innig anhängend, kein Mittel fanden, wirksam einzuschreiten; Balduin suchte sich also persönlich mit der schönen Hartherzigen zu verständigen, und zahlte ihr für seine Freiheit an Geld und Gut, was sie verlangte. Das Lösegeld betrug die in jener Zeit sehr bedeutende Summe von Eilf Tausend Pfund Heller und viele andere Privilegien.

Der Pabst Johann XXII. hatte über die Gräfin, um sie zu strafen, die Exkommunikation verhängt; Balduin aber verwendete sich für sie und bewirkte die Aufhebung derselben. Die Absolution erfolgte den 5. Mai 1329. Schwere Pönitenz traf die Thäter, die Gräfin selbst, die Ritter Nicolaus von der Neuerburg und Volker von Starkenburg, die Wäpelinge (Domicelli) Richwin von Mühl und Nicolaus von Schmidtburg, den Schreiber Bertram de Valecor (von Fankel?), der persönlich in Avignon gewesen, um den heiligen Vater zu besänftigen. Sie mußten sich an einen ansehnlichen, der Stadt benachbarten Ort — nach Trier selbst hätten sie sich, wie sie wenigstens versicherten, ohne Lebensgefahr nicht wagen dürfen — begeben. An einem großen Festtage, zu Pfingsten oder auch etwa auf Johannistag, sollten sie in schlechter Kleidung, ohne Kapuzen oder Infuln, baarhäuptig, jeder eine vierpfündige brennende Wachskerze in der Hand, von dem Thore aus zur Kirche ziehen, daselbst vor dem Hochaltar die Kerzen andächtig und demüthig opfern, und ihre Schuld bekennen, und das zwar in einer Stunde, wo die Kirche am stärksten besucht. Sollte der Gräfin selbst eine Kerze von dem angegebenen Gewichte zu schwer sein, so mag sie eine kleinere nehmen, und die ihr eigentlich bestimmte durch einen Andern tragen lassen. Ferner soll sie, sobald wie möglich, an einem Festtage fünfzig Männer, die nichts zu besorgen haben, nach Trier schicken. Diese sollen vom Stadtthore aus, barfuß, brennende Wachskerzen tragend, in den Dom ziehen, die Kerzen vor dem Hochaltar opfern, und zugleich, vor der möglichst zahlreich versammelten Gemeine, Namens der Gräfin, öffentlich ihre Schuld bekennen. Ferner soll die Gräfin vier silberne Ampeln, zusammen 17 Mark schwer, fertig und von den nämlichen Leuten vor dem Hochaltar des Doms niederstellen lassen, wo sie sodann verbleiben, und auf ewige Zeiten, aus den von der Gräfin anzuweisenden Zinsen, im Geleuchte unterhalten werden sollen. Ueber alles dieses und den ganzen Hergang sollen authentische Briefe oder Instrumenta autentica aufgenommen und dem Pabste vorgelegt werden. Endlich sollen die Gräfin und ihre Genossen zwei Jahre lang, an den Samstagen der Fastenzeit, sich der Nahrung enthalten, und eben so lang und an denselben Tagen Arme speisen, die Gräfin nämlich fünf, zu Ehren der fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi und jeder ihrer Genossen einen. Gewiß wurde diese Pönitenz in aller Strenge gefordert und geleistet; die reiche Beute

blieb aber der Gräfin, und daß sie wenigstens von ihr Gebrauch zu machen wußte, werden wir bei Trarbach hören.

Bis zum Jahre 1330 führte Lauretta die vormundschaftliche Regierung, dann legte sie dieselbe in die Hände ihres Sohnes Johanns III. nieder, sich als Witthumsitz das von ihr, aus Balduins Lösegeld erbaute, und nach den meisten mit der Gräfenburg verwechselte Schloß Frauenberg, an der Nahe, bei Oberstein, vorbehaltend; auch wurden ihr 1331 aus den der Frauenberg dienstbaren Dörfern Bromberg, Reichenbach und Nocken 500 Pf. Heller jährlich zu Witthum nachgewiesen. Das reichte aber nicht, um die Schulden, die sie für den Bau von Trarbach und Frauenberg hat machen müssen, zu decken, und Lauretta nahm keinen Anstand, aus den Händen ihres vormaligen Gegners, des Kurfürsten, eine Bewilligung anzunehmen, kraft deren alle Briefe, so da Schulden besagen, von Frauen Lauretta den Juden zu bezahlen, unnütz und kraftlos sein sollen. Auf diese Weise von dem Drucke der Gläubiger befreit, konnte sie sogar noch Erwerbungen machen, und namentlich 1332 von Tilmann von Schwarzenburg das Dorf Süsbach, auch was er zu Brombach, Leisel, Husweiler, Nokkenthal, und diesseits Birkenfelder Bann gehabt, um 600 Pf. Heller erkaufen. Mit der ihr auferlegten Pönitenz nahm sie sich aber mehr Zeit, und erst im Jahre 1344 konnte sie sich entschließen, Behufs der vier im Dom zu Trier Tag und Nacht brennenden Ampeln, das nöthige Oel, jährlich ein Ohm, anzuweisen, und auf dem Kaisershof zu Cröff zu versichern. Sie war im Jahre 1347 nicht mehr unter den Lebenden, und ruhet sammt ihrem Gemahl in dem Kloster Himmerod.

Johann III., der Blinde oder der Edle genannt, hatte, gleichwie seine Mutter, häufige Zwistigkeiten mit der trierischen Kirche: eine Fehde, mit dem Erzbischof Balduin geführt, wurde durch Sühne vom 13. April 1347 vertragen, und Johann sogar zum obersten Amtmann über alle trierischen Aemter zwischen Mosel und Rhein bestellt. Eine zweite Fehde mit Balduins Nachfolger, wurde vielen trierischen Orten durch Raub und Brand verderblich, traf aber nicht minder hart die sponheimischen Moselorte, und der Graf wurde dahin gebracht, demüthig um Frieden zu bitten (1360). Am 9. Mai 1368 verlieh er das durch den Tod Simons von Waldeck erledigte sponheimische Erbmarschallamt, und das diesem Lehen anklebende Dorf Sevenich, an Friedrich von Ehrenberg. Er bestand auch, im Bunde mit andern Grafen und Herren, eine schwere Fehde mit seinen Vettern zu Creuznach, er-

baute die Kirche zu Trarbach, erwarb für Winterburg, Koppenheim und Birkenfeld Stadtrechte, und starb im höhen Alter, den 20. Dez. 1399. Sein Sohn, Graf Johann IV., der Jüngere, der schon 1390 als des Kaisers Wenceslaus Hofrichter vorkommt, ist eigentlich nur durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des Grafen von Sponheim-Creuznach merkwürdig; die durch dieselbe vorbereitete und erleichterte Vereinigung der hintern und vordern Grafschaft kam jedoch erst seinem Sohne, dem Grafen Johann V. zu Gute. Unternehmend, wie keiner seiner nächsten Vorfahren, trat Johann V. in Gesellschaft Herzogs Ludwig des Bärtigen von Baiern eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande an.

Mit dem Tode der alten Herrscher auf der Burg fing auch ihr Glanz an nach und nach zu erlöschen. Der Starkenburg gegenüber liegt der Hof Corvay und der Ort Litzig. Aus den Fluthen aber erhebt sich hier ein nicht unbeträchtliches Werth, St. Peterswerth genannt. Ueber diesen aber sehen die Trümmer von Montroyal betrübt auf die Gegend herab.

Ludwig XIV. fand es für angemessen, sich für alle Fälle der Herrschaft der Mosel zu versichern, und als man ihm den Trabener Berg als den Ort schilderte, der in seiner natürlichen und unvergleichlichen Festigkeit alle andere übertraf, mußte es sich die Gegend gefallen lassen, unter französische Herrschaft zu treten. Die einsame Lage war geschickt, etwaige Rüstungen geheim zu betreiben und die kühnsten Streifzüge selbst von dort aus vorzubereiten. Die Arbeiten von Vauban selbst angeordnet, von dem Intendanten der Länder an der Saar, de la Goupillière, und dem General, Grafen de Bussy, geleitet, nahmen ihren Anfang im Sommer des Jahres 1687; sie zu bedecken, wurde eine Heeresabtheilung von 8000 Mann zusammengezogen. So großer Vorsicht hätte es nicht bedurft, denn die Reichsversammlung fand kaum den Muth zu leiser Klage, und zu einem Kommissionsdekret war zu Mehrem gar nicht berechtigt, da der Stillstandsvertrag vom 15. August 1684 in Ansehung der dem Könige von Frankreich provisorisch überlassenen Bezirke, nicht den mindesten Vorbehalt gemacht hatte. Ein dichter Tannenwald, bisher des Berges Zierde, war bald gefällt, und von 5000 Arbeitern betrieben, ging das Werk rasch vorwärts; obgleich es gleich niemals die Ausdehnung erhielt, die ihm ursprünglich zugedacht gewesen. Die sieben Bastionen des ersten Planes wurden so wenig ausgeführt, als der Graben zu Stande kam,

der die schmale Halbinsel durchschneidet, und sein Wasser aus de Mosel schöpfend, sie in eine Insel verwandeln sollte. Ein Graben, der über hundert Klafter tief in den harten Felsen getrieben werden sollte, mag den französischen Baumeistern doch etwas zu bedenklich erschienen sein; er würde, in seiner unergründlichen Tiefe, sogar den Schloßgraben zu Vergy beschämt haben, von dem doch ein Vergy, Gesandter in Spanien, dem erstaunten Könige rühmen konnte, daß alles Heu, in Castilien gewachsen, nicht zureiche, um die Gräben der Burg Vergy (5 Stunden von Dijon) auszufüllen. Als eine sogenannte Realfestung war Montroyal mit Wällen, Abschnitten und einem starken Hornwerke wohl verwahrt. Die Landenge, an dem sogenannten kleinen Eck, wurde durch eine doppelte Schanze vertheidigt; in der Richtung von Traben nach Kevenich befanden sich drei Außenwerke, Roches, Chiens und Lanterne. Das Städtchen war ziemlich regelmäßig erbaut, den geräumigen Hauptplatz zierte ein Springbrunnen, diesem gegenüber stand die Kirche.

Die Wichtigkeit der neuen Festung bewährte sich alsbald in dem um die kölnische Kur und die pfälzische Erbschaft 1688 entstandenen Kriege. Damals wurde Montroyal durch Raub und Brand eine wahre Geißel für das westliche Deutschland, und von Mainz bis Köln war kaum ein Ort, der nicht unter den verwegenen Streifzügen der Besatzung zu leiden hatte. Nicht nur das Kurfürstenthum Trier, sondern auch das Erzstift Köln und die mehrsten jülichschen Aemter mußten mit ihr Verträge eingehen, und sich zur Entrichtung regelmäßiger Kontributionen verpflichten. Der Angstruf der mißhandelten Provinzen wiederhallte durch ganz Deutschland, und vornehmlich der Kurfürst von Brandenburg machte die Nothwendigkeit geltend, dieser schimpflichen Dienstbarkeit durch einen Angriff auf das Raubnest abzuhelfen. Eine bedeutende Truppenmasse wurde zu dem Ende im Frühjahre 1690 in dem Jülichschen versammelt, zugleich aber auch Veranlassung, daß die hierdurch beengte Thätigkeit der Besatzung von Montroyal ihrer nächsten Umgebnng um so verderblicher sich zeigte. Am Fuße des Trabener Berges wurde, den Alliirten den Uebergang streitig zu machen, ein neues Werk, das Fort Turenne, angelegt; es bestand, außer den von Kevenich bis oberhalb Riesbach reichenden Kommunikationslinien, aus zwei Hornwerken, so mit einem einfachen Graben und doppelten Palissaden versehen. Täglich bezogen hier drei Kompagnien die Wache; daß jedoch das Fort nur mit 6 kleinen Feldstücken

bewahrt wurde, scheint, gleichwie das spurlose Verschwinden der Werke selbst, darauf zu deuten, es sei das Fort Turenne nur eine Feldfortifikation gewesen. Um der anrückenden Alliirten Operationen zu erschweren, erging der Befehl, alle Saatfelder in der weiten Ausdehnung von Wittlich bis Zell umzuackern, und wehe den Gemeinden, die sich hierin säumig zeigten. So hatten z. B. die Dörfer um Traben, sieben an der Zahl, geglaubt, auf Schonung rechnen zu dürfen, weil sie doch einmal französisches Eigenthum sein sollten. Augenblicklich wurde in allen sieben Feuer angelegt, und in jedem der Ungehorsam durch Einäscherung von einigen Häusern wenigstens bestraft. Von ihren Alliirten, den Türken, scheinen die Franzosen auch den Gebrauch der Menschen-Kontributionen angenommen zu haben. Während 500 aufgebotene Bauern Tag und Nacht in Enkirch mit der Anfertigung von Faschinen beschäftigt waren, sollte die Mosel, der Hundsrücken, die Eifel, auch noch eine Anzahl junger Bursche, von wenigstens 17 bis 18 Jahren, für den Dienst von Montroyal liefern. Alle Aemter waren zu dem Ende tarirt, Berncastel zu 200, Zell zu 150 Mann, einige auch mit Truppen belegt, daß Niemand flüchtig werde. Weil das Umpflügen der Saatfelder nicht in der gehörigen Ausdehnung vollstreckt worden, fiel man auf den Einfall, Partheien auszuschicken, um, so weit sie nur reichen könnten, das anwachsende Getreide abzumähen. Dergleichen Partheien kamen bis über den Pommerer Berg, daher man genöthigt wurde, aus den alliirten Besatzungen in Koblenz, Andernach und Linz ein fliegendes Korps zu bilden, das überall im Lande herumziehend, den gewaltthätigen Feldfrevlern Einhalt thue. Die Schlacht bei Fleurus, wie sie die bisher im Jülichschen aufgestellt gewesenen Truppen zur Vertheidigung der Niederlande in Anspruch nahm, und hiermit allen Gedanken an eine Belagerung von Montroyal unterdrückte, trug auch das Ihrige bei, um die Aerndten des Moselthales vom gänzlichen Verderben zu erretten. In anderer Beziehung blieb Montroyal den ganzen Krieg hindurch eine wahre Pandorabüchse für das linke Rheinufer, wenn auch die von dort ausgehenden Partheien nicht selten mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt wurden.

In dem Ryswicker Frieden aber, 1697, zehn Jahre, nachdem der Bau begonnen worden, bestimmte der 25ste Artikel: „Ueberdem sollen auch von dem Aller-Christl. Könige die Werke, so nach dem nimwegischen Friedem das Kastell von Trarbach angefügt worden, wie auch das Fort Montroyal an der Mosel geschleift, und von keinem

nach diesem wieder aufgebaut werden; doch daß das Schloß und die Stadt Trarbach im vorigen Stande verbleibe und mit allen Zubehörungen den vorigen Besitzern vollkommlich restituirt werde." Ein anderer Artikel verfügte die Restitution der sponheimischen Lande. Mit den ersten Frühlingstagen des Jahres 1698 begann auch sogleich das Demolitionswerk auf Montroyal. Die Wälle und Gräben wurden geschleift, die Mauern, Thürme und Thore gesprengt, alle Häuser abgebrochen; von den vielen auf das Werk verwendeten Millionen blieb nichts übrig, als eine mit Schutthaufen und Graus gefüllte Fläche.

Uebrigens gewährt der Festungsplatz und namentlich die Stelle an dem kleinen Eck eine herrliche Aussicht, da man mehrere Stunden das Flußgebiet auf- und abwärts sieht, und sich das Auge hier in Tausenden der reizendsten Abwechselungen verliert, so daß man im Alten stets wieder etwas Neues zu finden glaubt.

Am Fuße dieses Berges — des Trabenberges — breitet sich, wie früher seiner schon gedacht, der hübsche Ort Traben hart an der Mosel aus, von wo früher eine fliegende Brücke bis zu dem Städtchen Trarbach — Traben gerade gegenüber — führte. Beide Orte stehen in steter und genauer Verbindung. Schon unter den Karolingern war Traben (Travenne) ein blühender Ort. Ludwig der Fromme soll dem Stifte zu Aachen hier den Zehnten geschenkt haben; mindestens erbaute das Stift hier eine Kirche und einen Hof. Auch hier wurde später die Reformation und zwar unter dem Pfalzgrafen Friedrich von Simmern eingeführt. Christophori, der um das Jahr 1600 starb, war der erste lutherische Prediger. Unter seinen wichtigsten Männern zählt Traben mit Recht den Nicolaus Elffen, einen ausgezeichneten Gelehrten, der als Pfarrer der Jesuiten in Köln und dann etwas später Beichtvater des Kurfürsten Maximilian Heinrich in Bonn war, und unter dem Rufe strenger Moralität 1706 in Köln im achtzigsten Jahre seines Alters starb. Viele von ihm geschriebene Werke, bewahrt man als werthvoll in den Bibliotheken.

Trarbach, obschon um $\frac{1}{3}$ kleiner als Enkirch, wird dennoch als das Hauptstädchen der ganzen Gegend hier betrachtet und ist in der That von Traben aus mit seinen hübschen und zum Theil eleganten Häusern längs des Ufers, mit seinen Bergen und Ruinen, mit seiner der Stadt überragenden Kirche, seinen Gärten und Waldpflanzungen so schön, — daß der Reisende sich fast versucht fühlt andere Eindrücke

von ähnlich reizenden Ansichten in den Hintergrund zu stellen und diese für die freundlichste zu halten. Aber auch seine Lage ist ärztlich anerkannt eine der gesündesten des Mosellandes. Die Kirche steht auf dem höchsten Punkte der Stadt; das früher darin befindliche Grabmal Johann IV. und letzten Grafen von Sponheim der 1427 starb, ist — zu Feuerspritzen verwendet worden. Sehenswerth ist hier der ehemalige Kellereihof mit seinen auf Säulen gestützten Rittersaal; vermuthlich einst Versammlungsort der Sponheim'schen Vasallen. Früher hatte Trarbach auch ein Gymnasium, das aber leider während der vielen Kriege eingegangen ist. Die Stadt treibt übrigens nicht unbedeutenden Handel mit Wein und hat große Gerbereien, wozu zwei kleine Waldbäche, die sich hier in die Mosel ergießen die passendste Lage bieten. In der Nähe werden auch Dachschiefer gebrochen und auf den Moselnachen nach Koblenz und weiter geführt.

In Trarbach soll der Ritter Balther von bürgerlichen Eltern geboren sein, bis er in Kriegen sich ausgezeichnet und zum Ritter geschlagen wurde. Bei dieser Gelegenheit glaubte er sich aber durch den Erzbischof Engelbert von Köln schwer beleidigt, und er gelobte ihm Rache. Diese besser zu befriedigen, siedelte er sich in der Nähe von Bonn, am Siebengebirge an, aber — die Rache veranlaßte sein Elend.

In einem wilden, unwegsamen Thal, nicht weit vom Rheine, sieht man auf einer jähen Felsenwand wenige, mit Gras und Brombeerhecken bewachsene Ueberreste eines alten Gemäuers, und zwischen dem Gemäuer einen geborstenen Grabstein, auf welchem der Name Liba deutlich zu lesen ist. Von der übrigen Schrift des Steins sind nur noch halbverwischte Züge zu erkennen. Treuenfels heißt die Thalwand, und die Kapelle, welche da gestanden, war dem Andenken der sterbenden Jungfrau geweiht. Die Geschichte ihrer Erbauung möge hier kurz folgen:

In der Nähe des Siebengebirgs lebte ein bejahrter Ritter, Balther mit Namen, der hatte eine noch junge Tochter, die Liba genannt wurde. Das Mägdlein war schön und fromm, daß sich keine andere mit ihr vergleichen mochte, und viele Ritter warben um ihre Hand, aber ihr Vater hatte sie bereits dem wackern Schott von Grünstein zugesagt, und Liba machte gegen diese Wahl wohl auch keine Einwendung, denn der Jüngling war edel von Gestalt und Sitte und mannhaft nnd biederherzig. Der Frühling der ersten Liebe blühte in reich-

cher Fülle um das beglückte Paar, und weder der Ritter noch die Jungfrau bemerkten die schwarze Gewitterwolke, die hinter ihnen aufstieg.

Der alte Balther nährte lange schon einen tiefen Groll gegen den frommen aber strengen Bischof Engelbert von Köln, dessen Dienstmann er war, und als einst einige seiner Nachbarn zu ihm kamen, die sich ebenfalls gar heftig gegen den Bischof beschwerten da zog er die Augenbraunen zusammen und sagte: Könnt' ich noch ein Schwert führen, wie in den Tagen meiner Kraft, ich wollte wahrlich den prahlerischen Uebermuth nicht dulden. Behandelt er uns nicht wie seine Eigene, und sind wir von minder edler Geburt, als er? — Was können wir thun? sagten Jene. — Da nahm Balther einen Becher mit Wein, der vor ihm stand, und rief: Auf den Tod unsres Erzfeindes! Wer von Euch ein Mann ist, der wird mich verstehen. Mit diesen Worten leerte er den Becher. — Das trinken wir mit, schrieen die Ritter, und schwuren, den Bischof aus dem Weg zu räumen.

Das geschah auch bald nachher; aber der Kaiser ließ die Thäter rgreifen und schmählich hinrichten. Vor ihrem Tod bekannten sie, daß Balther sie zu dem Frevel angemuthet. Der Kaiser ergrimmte darob, und befahl, seine Burg zu verbrennen und Alles, was darin sein möchte. Ein Heerhaufen wurde stracks ausgesandt, und umzingelte Balthers Schloß, noch bevor er einen Argwohn geschöpft hatte. Es war in einer finstern, stürmischen Nacht, und er lag in tiefem Schlaf, als Liba, im leichten Nachtkleide, mit fliegenden Haaren, in sein Gemach stürzte und ihn durch ihr Jammergeschrei weckte. Balther gerieth außer sich vor Angst, denn die Burg brannte schon, und jeder Weg zur Flucht war versperrt. Er stand eine Weile betäubt und sprachlos, dann riß er sein Schwert aus der Scheide, und wollte sich das Leben nehmen. Liba fiel ihm in die Arme. Wir wollen durch den unterirdischen Gang entfliehen, sagte sie, und zog ihn mit sich fort, die Treppe hinab. Von beiden Seiten schlugen schon die Flammen ihnen entgegen, und sengten Balthern das Haar und die Augenbraunen. Liba blieb unberührt, als ob eine unsichtbare Macht sie schützte. Der Gang zog sich unter einem Waldbach hin und führte in eine ferne Bergschlucht, welche dicht mit Gesträuch bewachsen war. Ermattet sanken die Flüchtlinge dort in einen kurzen Schlummer, aus welchem das frühe Geschwitscher der Waldvögel sie erweckte. Liba brach einige wilde Beeren von den Hecken, um sich etwas zu erquicken. Ihr Vater, dem seine versengten Augen heftig Schmerz verursachten, wurde

von einem schrecklichen Durst gequält und lechzte nach einem Trunk Wassers. Schüchtern wagte sich die Jungfrau aus dem Gestrüpp hervor, und erspähte in der Nähe eine kleine Quelle. Sie machte aus Baumrinde eine Art Schaale, füllte sie mit Wasser und brachte es dem leidenden Greis. — Sie verweilten an dieser Stelle bis zur Abenddämmerung, und setzten dann ihren Weg weiter fort durch's einsame, wilde Geklüft, und kamen endlich zu einer Höhle, am Fuß der Felsenwand, wo die Trümmer der Kapelle liegen. Hier wollen wir bleiben, sagte Liba, denn in diesen schauerlichen Aufenthalt mag wohl selten ein Mensch sich verirren. — Was soll hier aus uns werden? seufzte der Greis. — Was Gott will, entgegnete Liba mit schönem Vertrauen, und küßte die Hand ihres Vaters.

Sie blieben einige Wochen in der Höhle, und Wurzeln und Kräuter waren ihre Nahrung. Balthers Augenübel vermehrte sich täglich, und er wurde zuletzt blind. Doch trug er Alles mit großer Geduld und sagte oft: Ich danke Gott, daß er mir noch Zeit läßt, mein Unrecht zu büßen. Unterdessen nahmen die Lebensmittel immer mehr ab in der unfruchtbaren Wüste, und Liba mußte sich schon eine ziemliche Strecke weit von der Höhle entfernen, um ein kleines Körbchen, das sie sich aus Binsen gepflochten, mit Himbeeren und Erdbeeren zu füllen. Bei einer solchen Wanderung erblickte sie einst einen Jäger, der, etwa hundert Schritte von ihr, unter einem Baume saß, und sein Haupt, müde oder traurig, mit der Hand stützte. Neben ihm lag sein Jagdspieß und ruhten ein Paar weiße Doggen. Nach einer Weile stand der Jäger auf, und die Hunde sprangen um ihn her — Liba erkannte ihn, — es war Schott von Grünstein, ihr Verlobter. — Unwillkührlich streckte sie ihre Arme nach ihm aus und wollte ihm beim Namen rufen, aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe. Soll ich ihn auch in unser trauriges Verhängniß ziehen? sagte sie bei sich. Er würde uns nöthigen, eine Zuflucht auf seiner Burg zu nehmen, und dadurch ebenfalls in die Acht gerathen, und ich hätte nicht nur ein Leiden mehr, sondern auch einen Vorwurf auf meiner Seele. Nein, ich muß büßen mit meinem Vater und für meinen Vater, damit die Strafe des Richters dort oben früher von ihm genommen werde. — In diesem hohen Entschluß, der ihrer Seele wunderbare Stärke gab, kehrte sie zur Höhle zurück. Sie fand ihren Vater ruhiger, als sonst, und er sagte, indem er ihre Hand ergriff: Ich weiß nicht, mir ist heute so leicht um's Herz, und es würde mir noch leichter werden,

wenn ich nur einen Augenblick den Himmel da oben sehen könnte. Nicht wahr, Liba, er ist ganz heiter? — Er ist heiter, antwortetete die Jungfrau, bis auf eine schwarze Wolke, aber diese scheint schnell vorüber zu ziehen. — „Könntest Du mich nicht in die Sonne führen? Ich möchte mich wieder einmal wärmen an ihrem Strahl." — Liba sah sich allenthalben um. In diese Schlucht herab kommt die Sonne nicht, sagte sie; aber ein bequemer Pfad führt auf die Felsenwand, da will ich Euch hinauf helfen. — Sie führte ihn auf die Höhe, zu einem bemoosten Stein, wo der Greis sich niedersetzte, und an den dürren Stamm einer abgelebten Eiche lehnte. Liba, rief er, ich sehe den Himmel, ich sehe die Sonne. — Ihr seht wieder, Vater? — „Mit diesen todten Augen nicht, die sind vertrocknet, aber in mir steht ein Himmel und eine Sonne." — Liba warf sich auf die Knie und betete mit gefalteten Händen: Richter dort oben, gieb ein Zeichen der Versöhnung! — Balther faltete seine Hände gleichfalls, und sagte: Amen! Da plötzlich rollte der Donner und zückte der Blitz herab, und tödtete den Greis und seine Tochter. Balthers Leib war in Asche verwandelt, aber Liba lag neben der Asche, unversehrt und ohne ein Zeichen gewaltsamen Todes. In ihrem Antlitz war die Ruhe einer Schlummernden und der Friede der Unschuld.

Schott von Grünstein hatte den Schlag gehört und den Strahl gesehen, wie er auf die Felsenwand herabfuhr. Neugierde trieb ihn, die Spuren zu betrachten, die er zurückgelassen haben mochte, und er erstieg die Höhe. Da fand er seine Verlobte und die Asche ihres Vaters. Sein Schmerz war groß. Er ließ auf der Stelle eine Kapelle bauen, und weihte sie der sterbenden Mutter des Erlösers. Der Fels aber heißt seitdem Treuenfels, zum Andenken frommer, kindlicher Treue.

Von der Gräfenburg, die auf einem Berge ober Trarbach erbaut, einst stolz die Gegend überschaute, oder besser gesagt, beherrschte, sieht man kaum noch die Trümmer, und es wird dem Auge schwer, der Phantasie zu folgen, welche hier 500 Jahre zurück, das herrliche Schloß und die Burgveste erbauet sieht, die von einer Meisterhand vorgezeichnet, Jahrhunderte hindurch zum Schutz und Schirm des unter ihr liegenden Städtchens Trarbach, einen Ruf, ja wohl gar einen welthistorischen Ruf, erwarb, bis der Geist der Zerstörung auch sie ergriff, und der Blick der Gegenwart für all das Schöne und Große des Einst still und düster an dem Gerölle herabgleitet.

Als indeß später Burg und Stadt unter französische Herrschaft kamen und hier eine militairische Verfassung eingeführt wurde, hörte der Schutz auf und man fühlte durch die Burg nur den Druck der Garnison, der Handel und Gewerbe nicht aufkommen ließ.

Schon in den vorigen Blättern ist der Erbauerin der Gräfenburg, der Gräfin Lauretta von Sponheim zur Starkenburg gedacht, wie sie den Erzbischof Balduin von Trier, einen der größten Kurfürsten von Trier gefangen genommen und ein so großes Lösegeld abgetrotzt hatte, daß sie dadurch in den Stand gesetzt war, auf große Unternehmungen zu denken.

Die alte Starkenburg war zwar wohl befestigt, doch nicht sonderlich wohnlich in ihrem Innern, und zerfallen; der Zugang zur Mosel war beschwerlich, die Lage um eine Stadt zu gründen nicht geeignet. Die Zeit war gekommen, wo man die Wichtigkeit des Handels und der Gewerbe anfing einzusehen. Eine Burg ohne Stadt am Fuße schien keinen Werth zu haben.

Eine Viertelstunde höher öffnete sich ein enges Thal auf die Mosel, durch welches ein Bach heraus in diesen Fluß mündete, dem alten Travenne gegenüber. Auf der linken Seite erhoben sich senkrechte Felsen bis zu schwindelnder Höhe, wo Adler horsten, menschliche Wohnung aber kaum Raum finden konnte. Hier beschloß die Gräfin von dem Lösegeld Balduins ein Trutz-Trier zu erbauen. Die Gebäude wurden auf die Felsenwand aufgesetzt; wo der Feind noch eindringen konnte, wurden gewaltige Mauern aufgeführt. Unterirdische Verbindnngsgänge wurden durch die Felsen hinab ins Thal gebrochen, die man jetzt noch eine Strecke in die Eingeweide der Erde verfolgen kann.

So errichtete sie eine der festesten Burgen in Deutschland, man nannte sie damals die Frauenburg, das jetzige Geschlecht nennt die noch übrigen Trümmer die Gräfenburg. Sie hatten mit großer Einsicht diese Stelle gewählt, es war der wichtigste Paß an der Mosel. Wer dieses Schloß nicht besaß, konnte sich nicht Herrn der Mosel nennen. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war sie eine der bedeutendsten Festen zwischen Rhein und Mosel. Die wenigsten alten Burgen konnten den neu erfundenen Schießgeräthen widerstehen und sanken; die Gräfenburg stand unter den wenigen bis in die neueren Zeiten.

In dem Thale, das der Travenner Bach überschwemmte, und zum Moraste machte, mochte wohl außer einem Klosterhofe noch keine

18

Pünderich.

bei I.B. Schumacher in Cöln.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

menschliche Wohnung zu finden sein, da das gegenüberliegende Travenne eine weit anlockendere Lage hatte, und bequemern und günstigern Boden zum Anbau darbot.

Als aber die Frauenburg gebaut wurde, siedelten sich zuerst die Arbeiter, dann auch andere Umwohnende am Fuße des Berges an. Das Flüßchen kam ihren Gewerben zu Statten, und die Burg schützte sie. Die Burgmannen zu Gräfenburg erbauten sich im Thale Häuser, die neuen Ansiedlungen wurden in die Befestigungen der Burg mit eingeschlossen. Vorn schützte die breite Mosel, das Thal hinein war Morast, und deckte gegen jeden Anfall; das Flüßchen füllte an der andern Seite breite Graben, gegenüber lehnten sich die Wohnungen an den Burgberg und standen mit den untersten Befestigungen in Verbindung. Die neue Ansiedelung erhielt Stadtgerechtigkeit, Zünfte und eine Schützengesellschaft. In einer Urkunde vom Jahre 1355 wird Trarbach eine Stadt genannt (geschrieben Traverbach), und in einer andern kommen Ritter von Trauerbach mit dem Vornamen Muditz als Zeugen vor, welche Burgmannen zu Gräfenburg sein mogten, aber auch Burgmannen zu Berncastel waren.

Der große Geist der Gräfin begnügte sich nicht damit. Es war zu erwarten, daß sich Trier über kurz oder lang zu rächen suchen würde. Wie, wenn sie das ganze Thal dies- und jenseits der Mosel, was man von der Starkenburg übersehen konnte, mit einer gemeinsamen Befestigungslinie umschlösse? Ein unerhörter Plan, der für eine Gräfin von Sponheim unausführbar schien! Er wurde aber eben so schnell und kräftig ausgeführt, als er kühn entworfen war. Noch jetzt sieht man zum Theil die Mauern und Thürme, welche steile Felsen hinab zur Mosel führten, wo an der andern Seite jenen entsprechende Befestigungen sich anschlossen, über die schmale Seite der Insel Montroyal weg, dann wieder hinab zur Mosel führten, und mit den Befestigungen des am Fuß der Burg entstandenen Städtchens Trarbach korrespondirten; so daß die alte, und damals noch einzige Kirche des Stiftes Aachen zu Travenne im Mittelpunkte des Thales lag, und Trarbach hinwiederum der Hauptstützpunkt der Vertheidigungslinie war. Unter Starkenburg war vom Zollthurm aus über die Mosel die schon früher erwähnte Kette gespannt.

Lauretta mag auf ihrer Frauenburg als eine zweite Dido gewohnt, und sich des Denkmales ihres Muthes und ihrer Einsicht erfreut haben; ihre Nachkommen und so auch Johann der Letzte haben

jedoch fortwährend auf dem Stammschloß Starkenburg residirt; letzterer abwechselnd auch auf der Frauenburg.

Johannes der Letzte, der, nachdem er die ganze sponheimische Erbschaft zusammen gebracht hatte, diesen uralten Grafenstamm beschloß, wollte nicht in Kloster Himmrod bei seinen Vorfahren ruhen, sondern erkohr sich seine Ruhestätte in der Kirche der Stadt Trarbach, die ihre Entstehung seiner großen Ahnin Lauretta zu verdanken hatte.

Er hatte diese Stadt vorzüglich begünstigt, sie mit neuen Gebäuden versehen, und sein Liebling, Abt Gobelin von Sponheim, wohnte da bei ihm. Hier hatte er für seine alchymistische Versuche, wohin die Neigung damaliger Zeit bei Vornehmen und Geringen vorzüglich gerichtet war, ein Gebäude aufführen lassen. Abt Gobeling war wegen seiner Einsichten in die geheimen Wissenschaften fast eben so berühmt, wie später einer seiner Nachfolger im Kloster, der Abt Tritheim. Das Gebäude heißt noch das Laboratorium.

In der nördlichen Mauer im Innern der Kirche ist Johann des Letzten Grabmal aus Messing, auf welchem er geharnischt in Lebensgröße abgebildet ist mit der Umschrift: Hic jacet nobibilis doms. Iohns. novissimis. Comes de Spaenheim qui obiit anno dei M. CCC. XXX. VII feria quinta post festum Luce Evangeliste cjs (cujus) aia (anima) Per miam (misericordiam) dei requiescat in sancta pace. Amen.

Das sponheim-creuznachische Wappen hatte roth und silberne Würfel, das starkenburgische dagegen war blau und Gold gewürfelt.

Aller der Ereignisse zu gedenken, welche das Schloß Gräfenburg und die befestigte Stadt Trarbach besonders im dreißigjährigen Kriege und in den Kriegen Ludwigs des Vierzehnten merkwürdig machen, würde zu weitläuftig sein. Die letzte Belagerung, welche die Schleifung der Festung zur Folge hatte, war im Jahr 1734.

Unter dem Oberbefehl des Marschall Belleisle sollte die Stadt Nachts überfallen werden. Er zog zu dem Zweck aus sechszehn Regimentern die muthigsten Grenadiere heraus. Sein Bruder der Chevallier Belleisle, der hernach seinen Tod in Italien fand, drang früh Morgens in die Stadt. Die Garnison hatte Zeit gehabt, sich in die Gräfenburg zu flüchten. Diese Burg wurde nun von zehn Regimentern Infanterie, vierzig Kompagnien Grenadiere und drei Dragoner-Regimentern förmlich belagert. Neun Tage und Nächte hindurch wurden über zweitausend sechshundert und vier und dreißig Bomben hin-

ein geworfen, ungerechnet diejenigen, welche darüber hinweg flogen oder sie nicht erreichten. Man nannte sie Comminges, sie waren über fünfhundert Pfund schwer. Zwei Stürme liefen höchst unglücklich ab.

Indessen stürzten schon die Kasematten von dem furchtbaren Feuer zusammen, eine Bombe war in den einzigen Brunnen der Feste gefallen, und hatte die Quelle zurückgedrängt; die Bresche war ungeheuer groß, und die Franzosen wollten nun einen Generalsturm vornehmen. Da kapitulirten die Belagerten, die kleine tapfere Besatzung von zweihundert drei und vierzig Mann zog ehrenvoll ab nach Ehrenbreitstein und die Franzosen sprengten die Gräfenburg.

Seit dieser Zeit liegt sie in Trümmern, das Gerüll ihrer zersprengten Mauern und Felswände deckt die Bergseite hinab bis zur Mosel; aber die Sage spricht, der Erbauerin Geist wandle Nachts in den alten Ruinen und seufze über die Vernichtung ihres Werks.

Es war ein Glück für die kleine Stadt, deren Bewohner nicht mehr in jedem deutschen Kriege für Eigenthum und Leben zu fürchten brauchten, und die Gewerbe fingen an zu blühen. Ohne die Burg konnte Trarbach nicht mehr für eine Festung gelten, da es tief im Thale eingeschlossen lag. Aber das Städtchen sieht jetzt noch kriegerisch genug aus. Eine starke Mauer mit einigen Thürmen zieht sich ringsum, besonders zeichnet sich ein gewaltiger runder Thurm aus, und die Thore sind noch in ihren Würden, gewölbt und mit Thürmen überbaut.

Auch hat sich unter den Bürgern ein mit stolz vermischtes Andenken an die einst welthistorische Wichtigkeit ihres Städtchens erhalten. Vor der Franzosenzeit wurde dies Gefühl durch jährliche Aufzüge mit zerrissenen Fahnen, zerbrochener Trommel und verrosteten Gewehren genährt, und wer kein Gewehr hatte, begnugte sich mit einem Scheit Holz. Diese Feierlichkeit wurde früh schon vorbereitet; der Trommler übte die alten Schläge, jeder rüstete sein Gewehr, der Rock wurde mit rothem Papier besetzt, und ein alter invalider Unteroffizier leitete das militairische Fest. Und wenn der Morgen des dritten Pfingsttages ins Thal leuchtete, so wurde auf dem Markt paradirt, die Fahne geschwenkt und einige schlechte Exercitien gemacht. Dann ging der Zug zum Thor hinaus Bergan zu einem der Stadt gehörigen Hof, wo jeder in dem frohen Gefühl, daß er ein Trarbacher Bürger, folglich auch ein Mitbesitzer des Hofes sei, Schafmilch aß, und sich ungestört der Freude überließ. Etwas unordentlicher trat am

Abend der Zug seinen Rückweg an, und erzählte von den gehabten Scherzen.

Auch die gemalte Façade des Rathhauses, worauf die Justitia mit verbundenen Augen und Schwert und Waage zu sehen, und eine daneben stehende Bombe aus der Belagerungszeit, so wie in dem Innern eine große Wallfischrippe erhalten den Bürger im Gefühl der Wichtigkeit seiner Stadt.

So war die Entstehung und das weitere Schicksal des Städtchens Trarbach. Bald nach dem Augsburger Religionsfrieden nahm die hintere Grafschaft Sponheim die Reformation an, und aus einem eingezogenen Kloster wurde ein protestantisches Gymnasium gestiftet, das zwischen Trier und Koblenz, zwischen dem Rhein, der Mosel und Nahe das einzige in seiner Art war, und zweihundert Jahre lang in blühenden Zustande blieb, bis zur Zeit der Freiheit und Gleichheit, wo man Wissenschaften anfing für überflüssig zu halten. Jedoch blieb man noch im Besitz mehrerer dazu gehöriger Einkünfte, und die Stadt könnte hoffen, ihr Gymnasium illustre wieder hergestellt zu sehen, wenn nicht die übel verdauete Idee der Bürgerschulen die Hoffnung der Einwohner zu nichte machte. Warum man aber diesen Städten, welche einst gelehrte Schulen besessen, und noch im Genuß der Einkünfte sind, bloß höhere Bürgerschulen aufdringen will, die dem, der studirt, nicht viel helfen, und dem Bürgersohn, wenn er eine gut eingerichtete Elementarschule besuchen kann, überflüssig sind, weil er früh ins Gewerbe muß: das läßt sich schwer erklären. Die sogenannten höhern Bürgerschulen werden nie das leisten, was diese Gymnasien. Jede Geistesbildung in der Jugend, die auf einen bestimmten Stand losarbeitet, ist verkehrt und erreicht ihren Zweck nicht. Bis zu der Zeit, wo der Gewerbtreibende sich seinem besondern Stande widmet, müßte er durchaus den Unterricht in allen Theilen mit genießen, welcher der studirenden Jugend ertheilt wird.

Noch jetzt findet man selten unter dem Handwerksstande mehr Einsicht und Lektüre, als unter den Bürgern der kleinen Stadt Trarbach. Die Bürgersöhne besuchten bis zum vierzehnten Jahr das Gymnasium ganz unentgeldlich. Sie wurden auf gleichen Fuß mit denen unterrichtet, die studiren sollten, waren in der lateinischen Grammatik gut zu Hause, lasen den Cäsar und Curtius, lernten etwas französisch, was damals weniger gelehrt wurde, als Latein. Darauf gingen sie zum Handwerk. War die Lehrzeit vorüber, dann schnürte der Bursche

seinen Bündel, verließ die Heimath, durchzog die halbe Welt (denn so ehrenvoll es war, weit herum gewesen zu sein, so schimpflich war es, wenn einer nur bis Zweibrück etwa gekommen war, die Mädchen sahen ihn darum scheel an) und brachte nach zehn bis zwölf Jahren, wenn auch kein Geld, doch viel gesammelte Erfahrung mit nach Hause. Denn da er in dem Gymnasium Geschichte und Erdbeschreibung gelernt hatte, so war auf der Wanderschaft nicht bloß die enge Arbeitsstube sein Reich, und die Worte des Herbergvaters sein Evangelium; sondern er ließ sich alles Merkwürdige zeigen, wovon er früher schon gehört, und wußte mehr, als daß das Wahrzeichen der Stadt Bremen eine brütende Henne am Rathhause und dasjenige der Stadt Rostock die Zahl Sieben sei.

Wenn man nun den Strom aufwärts nach Risbach und Wolf geht, so bleibt rechts noch lange der Trabener Berg mit seiner Erinnerung an Montroyal, und bevor wir davon scheiden, wollen wir noch einmal in wenigen Reihen den Professor Stork darüber hören:

Wenn man den schön geformten, fast runden, inselartigen, überall mit Weinreben bewachsenen Trabener Berg hinauf gestiegen ist, so befindet man sich auf einer ziemlich weiten Fläche, auf welcher hin und wieder eine einzelne Mauertrümmer hervorragt, hin und wieder die Oeffnung eines Gewölbes entgegen gähnt. Dies sind die einzigen kaum deutbaren Ueberreste, die wir von der so berühmten Festung Montroyal auffinden konnten.

Als Ludwig der Vierzehnte, nach dem Nimweger Frieden (1679) die berüchtigten Reunionskammern zu Breisach, Metz, Besancon und Tournay errichtete, so erklärten diese auch das mit den sponheimischen Erben von Trier gemeinschaftlich besessene Cröfferreich und überhaupt den an der Mosel gelegenen Theil der Grafschaft Sponheim zum Eigenthum des Königs. Um die in den Rhein- und Moselgegenden mit so großem Unrecht erworbenen Besitzungen zu beschützen, wurde Montroyal unter der Leitung des berühmten Marschalls Vauban mit ungeheuern Kosten aufgeführt. Tag und Nacht wurde gearbeitet, man zählte oft achttausend Arbeiter, die aus der umliegenden Gegend aufgeboten wurden. Es war ein gewaltiges, königliches, furchteinflößendes Werk. Wenn niemand ins Mittel trat, so war die ganze Mosel unterjocht, ja alles bis an den Rhein, und wer konnte alsdann die Fortschritte eines eroberungssüchtigen Volkes noch ferner hemmen? So

wäre schon damals geschehen, was Bonaparte später mit so vielem Glück durchsetzte.

Als der kaiserliche Gesandte Lobkowitz in Paris fragte, was denn das wieder zu bedeuten habe? bekam er die kalte Antwort: die Deutschen könnten ja auch Festungen bauen, wenn sie es für nöthig hielten. Der König müsse durch solche Vormauern die reunirten Orte decken; er hätte ja auch von der Pfalz weit mehr nehmen, dem Herzog von Orleans das ihm ohnehin Gebührende geben können, überschwängliche Güte habe die Ruhmsucht besiegt. Man weiß, wie gebräuchlich dieser kalte Hohn in der französischen Politik geworden ist, der unstreitig den höchsten Grad erstieg, als Napoleon den Holländern in einer sehr gründlichen Deduktion bewies, man habe ein Recht, Holland in Besitz zu nehmen, weil dies ganze Land von französischen Flüssen angespült sei, also eine Alluvion von Frankreich.

Das Werk wurde also rasch gefördert. Dreifache Befestigungen umzogen die Feste, sie hießen Roches, Chiens und Lanteran. Sieben Bollwerke waren abgesteckt, wurden aber nicht fertig. In dem innern Raum waren die Bürgerhäuser erbaut, und eine Kapelle. Die umliegende Gegend war furchtbar gedrückt. Allem diesem Unwesen machte der Ryswicker Friede (1697) ein Ende, durch dessen fünf und zwanzigsten Artikel die Schleifung von Montroyal bestimmt wurde.

Dies war das zweite Mal, daß dieses Moselthal zu einer zusammenhängenden Festung umgebildet wurde. Zum drittenmal legten die Preußen im Jahre 1794 auf dem Montroyal treffliche Verschanzungen an, sie kamen aber nicht zur Vollendung, oder wurden doch wenigstens nicht gebraucht.

Und wer weiß, was diesem Plateau in neueren Zeiten bestimmt ist! Ist schon dreimal die Wichtigkeit dieses Punkts anerkannt worden, so möchte es nicht unwahrscheinlich sein, daß sich zum viertenmale die Aufmerksamkeit dahin lenkte. Der Mittelrhein ist in jedem Krieg mit Frankreich sehr wichtig. Hier ist die rechte Angriffsbasis gegen Frankreich, indeß am Oberrhein, (er ist ja nicht ganz deutsch) nur vertheidigungsweise zu Werk geschritten werden kann. An dem ganzen Moselstrom liegt aber keine preußische Festung. Wenn man nun bedenkt, daß der Hunsrücken eine militairische Position erster Art ist, daß sie durch die Festung Montroyal in Verbindung mit der Eifel gesetzt wird, über den Mittelrhein und das deutsche Moselgebiet dominirt, besonders nebst Luxenburg einen wichtigen Gegensatz gegen die

französischen Festungen Metz und Thionville bildet: so ist nicht unwahrscheinlich, was der Verlauf der Zeiten einmal bringen wird.

Dann wäre aber auch vor allen Dingen eine steinerne Brücke über die Mosel nöthig. Es ist wirklich auffallend, daß zwischen Trier und Koblenz, in einer Flußstrecke von acht und vierzig Stunden, nicht eine einzige Brücke ist! Und doch ist der Paß bei Trarbach der wichtigste in der genannten Strecke, das wußten die Franzosen in der Zeit ihrer Freiheitskriege recht wohl. Sie legten zwischen Trarbach und Berncastel ungeheuere Werke an, die hernach nicht mehr beachtet wurden, weil ihre Eroberungskriege sich kein Ziel mehr setzten. Genug, es mußte eine der ersten Sorgen der neuen Regierung sein, daß zu Trarbach eine Brücke gebaut würde. Dem Volk würde es eine unendliche Freude gewähren, und dem Gedeihen des Verkehres förderlich sein.

Hier ist denn auch zugleich einer der schönsten Gesichtspunkte am ganzen Moselstrom, besonders da, wo durch eine schmale Erdenge die Halbinsel Montroyal mit dem Eifelgebirg zusammen hängt. Nur um wenige Schritte ist es zu thun, dann sieht man mehrere Stunden die Mosel hinauf, eben so mehrere hinab. Der Fluß in seinen mannichfaltigen Krümmungen schwingt sich zwischen den Gebirgen durch, die alten Schlösser und Klöster auf den Höhen, die Dörfer in der Tiefe, und die über alles herrliche Fruchtbarkeit, die Weinreben an den Höhen hinauf, die Obstwälder im Thale, dies alles bildet ein mannichfaltiges, lachendes Gemälde, an dessen Anblick das Auge sich nicht sättigen kann. Besonders erscheinen auf einer ziemlich isolirt stehenden, aber angebauten Höhe die Reste einer alten Klosterkirche und ringsum die Trümmer der Klostergebäude. Die Beleuchtung war so ungemein günstig, daß dieser erhabene Punkt sich dem Auge näherte, indessen die weiter zurückliegenden Höhen mit den halb hervordämmernden Dörfern sich in dem abendlichen Dufte verloren. Und tief unten umschlang die Mosel mit einer weiten Krümmung die herrliche, reich angebaute Flur des Dorfes Wolf und hinter derselben zieht sich der Berg empor, auf welchem das Kloster liegt. Gegenüber überschaut man ein ganzes Reich, und nicht zum Spaß, sondern im gründlichsten Ernst: es ist das Cröfferreich.

Oberhalb Traben sieht man einige Höfe und endlich das kleine Dörfchen Risbach, auf der Trarbacher Seite aber steigt bald, nachdem man die Kautenbach überschritten, ein hohes Schiefergebirge senkrecht

vom Ufer auf, und nur hin und wieder ſieht man Geſträuche und Bäume mit Leyenbrüchen wechſeln. Ein ſchmaler Pfad nur geſtattet dem Wanderer zwiſchen Feld und Fluß zu gehen und auch dieſer ſoll — wiewohl man doch dafür wenig Beiſpiele aufzählen könnte, noch gefährlich ſein. Hier iſt es, wo ſich ſteil über der Moſel eine Höhle, der ſogenannte Jermesfels, erhebt, in den die Sage einen Eremiten, den alten welt- und menſchenſcheuen Jeremias, verbannt wiſſen will. So viel iſt indeß richtig, daß menſchliche Kräfte hier der Natur zu Hülfe gekommen ſind, und nicht Alles, wie man es jetzt ſieht, mit dem Heerd und der Ruheſtätte des Einſiedlers, ohne irgend ein Zuthun gebildet ſein mag. Ob dies aber ein alter lebensmüder Mann hervorzubringen vermogt habe? ſteht freilich einem leiſen Zweifel unterworfen. Doch — das iſt einerlei, und wir wollen uns damit nicht den Kopf zerbrechen, genug daß es iſt, und das man es ſagt.

Einem Fußpfade, jenſeits des Jermesfels, aufwärts und endlich durch einen Buchenwald folgend, kommt man nach dem Kloſter Wolf, darunter am Bergabhange und die Spitze der Moſelkrümmung einnehmend, liegt das Dörfchen Wolf, von etwa 100 Häuſern. Graf Johann I. von Sponheim befreite im Jahre 1262 der Abtei Himmerod Güter zu Wolf.

Am 16. April 1333 bekennen die Brüder Johann und Richard von Studernheim, beide Wäpelinge, daß ſie gegen Empfang von 100 Pf. trier. Pfenninge dem Erzſtift Trier zu Lehen aufgetragen haben ihren Hof und Thurm zu Wolf. Im Jahre 1380 verkauft Johann von Schwarzenberg an den Grafen Johann III. von Sponheim zwei Theile an den Frucht- und Weinzehnten zu Wolf. Im Jahre 1385 verpfändet Peter von Studernheim die Hälfte, des ihm zuſtändigen Zehntens in Wolf um 230 Gulden den Grafen Johann III. von Sponheim, und 1387 verkaufte Peter dem nämlichen die andere Hälfte um 106 Mainzer Gulden, gleichwie er auch alle ſeine Güter im Wolfer Mark und Gericht um eine Summe Geldes, doch auf Wiederlöſe, dem Grafen zu rechten Mannlehen aufträgt. Am 12. Julius 1491 legte der tieriſche Weihbiſchof, Johann von Cyndhoven, den Grund zu der St. Servatiuskapelle, aus welcher in ſpätern Zeiten, nach dem Verfalle des Kloſters, die Pfarrkirche erwachſen iſt, jene Pfarrkirche, in welcher ohne Zweifel der Gemeinde Wolf berühmteſte Söhne, Nicolaus und Johann Caspar Zilleſius, das Licht der H. Taufe empfingen.

Nicolaus verließ frühzeitig seine Heimath, trat, nachdem er den katholischen Glauben angenommen, als Oberamtmann in die Dienste der Abtei St. Maximin, bei Trier, und erwarb sich in dem gefahrvollen Geschäfte ihrer Vertheidigung gegen die gewaltsamen Angriffe des Kurfürsten Philipp Christoph, einen hohen Ruf von Unerschrockenheit, Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Sein Werk — Defensio abbatiae imperialis S. Maximini per Nicolaum Zyllesium sacrosanctae theologiae baccalaureum, et ejusdem abbatiae officiorum praefectum supremum, qua respondetur libello contra praefatum abbatiam ab authore anonymo, anno 1633 Treviris edito. Ediderunt religios fratres imperialis monasterii S. Maximini juxta muros Trevirensis, anno 1638, und in anderer Auflage, Coloniae, typis Urbani Gratonis, anno 1648, kl. fol. — gleich meisterhaft in Anlage und Ausführung, hat nicht nur auf die Bearbeitung des deutschen Staatsrechtes folgenreichen Einfluß geübt, sondern auch eine bis dahin unbekannte Wissenschaft, die Diplomatik, nach Deutschland verpflanzt. Darum schreibt Pütter, den man keiner Schwachheit für Zillesius beschuldigen wird: „in diesem höchst selten gewordenen Buche wurde gezeigt, daß „die von Churtrier vorgebrachten Urkunden nach allen Anzeigen unächt, „andere hingegen, welche der St. Maximinischen Freiheit das Wort „redeten, desto zuverlässiger wären; alles auf eine solche Art, daß dieses Werk zugleich als das erste von der nachher erst weiter cultivirten Diplomatik anzusehen ist, aber auch zugleich viele gründliche Erörterungen unsers Staatsrechts enthält.“ Zillesius scheint auch eine Sammlung von Urkunden angelegt zu haben, und er mogte sich freuen in dem Gedanken, der Nachwelt treffliches zu hinterlassen, allein das Schicksal hat seinen guten Willen nicht gelohnt, und die ganze Sammlung ist untergegangen. Ein prachtvoller Schweinslederband, im größten Folioformat, mit der eingedruckten Aufschrift, Nicolaus Zillesius Oberamtmann zu St. Maximin, der in dem Grand hôtel de Bellevue zu Coblenz zu sehen, ist vielleicht ein Ueberbleibsel von jener Sammlung, bewahrt aber nicht mehr Urkunden, sondern Verzeichnisse von Portionen und Schoppen zwischen seinen Deckeln. Besser erhalten haben sich die von Zillesius für studirende Jünglinge gestiftete Stipendien.

Johann Caspar Zillesius, vermuthlich des Nicolaus Bruderſohn, studirte die Rechte, und kömmt von 1672—1687 als pfalzgräflich-birkenfeldscher Rath bei der Regierung zu Trarbach vor. Seine — Genealogia Sponhemica, oder Geschlecht-Register der alten Graffen und

Graffinnen zu Sponheim, zusammengetragen, mit Anführung vieler merkwürdiger Geschichten illustriret, und dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herrn Georg Wilhelm Pfaltzgraffen bei Rhein, Hertzogen in Baiern, Graffen zu Veldentz und Sponheim ꝛc. unterthänigst presentiret. von Casp. Zillesio J. U. Lto. Consil. Palat. Sponhem. die 21. jun. anno 1664 — wurde zum erstenmale abgedruckt in des Herrn Grafen von Reisach Archiv für Rheinische Geschichte (Koblenz 1835), Th. II. S. 161—233. Ein Geschichtschreiber, so preiswürdig, wie einer des damaligen Deutschlands, will Zillesius nicht nur belehren, sondern auch ergötzen, und hat er darum „absonderlich aufgezeichnet, was entweder zu wissen nützlich oder doch aufs wenigste „zu lesen plaisirlich ist." — Die Markung von Wolf ist eine der fruchtbarsten, reich vorzüglich an Ackerland, welches sogar den Weinbau zu beeinträchtigen scheint; Sorgfalt und Dünger werden vorzugsweise dem Getreidebau, den nur selten Mißjahre stören, zugewendet. Der hiesige Wein ist dem von Cröff vergleichbar, übertrifft den Nachbar in Leichtigkeit und Annehmlichkeit, wogegen jener von Cröff sich durch Schwere und Haltbarkeit empfiehlt. Die vorzüglichste Lage in Wolf hat der Gückelsberg, von einigen auch Gipfelberg genannt.

Auf diesem Berge liegen die Ruinen des Klosters Wolf, und die Aussicht, die man von dort ringsum hat, gehört wieder zu den vielen so sehr schönen und lieblichen des Moselthals. Die Sage will auch von diesem Kloster durchaus etwas Wunderbares, und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sah man besonders in guten Nächten leuchtende Gestalten, die sich bald einzeln, bald in langen Zügen unter dem Schatten hoher Nußbäume, an dem Abhange des Göckelberges, bewegten, Leichenzüge, die in dem Strombette verschwanden, und sogar Bankette; auch will man in Traben etwas Glockenklang und in Trarbach feierlichen Chorgesang gehört haben. Hier war es, wo die Sage einen Prior, der in einem allgemeinen Bürgerkriege der Bewohner des Landes, zum Schwerte griff und als Feldherr den Frieden wieder herstellte, begraben wissen will, der aber bei dem Streite der Brüder keine Ruhe in der Erde fand, und sie durch sein Erscheinen, auf der Felsenstraße, nach seinem Tode, wieder zur Pflicht und zum Frieden zurückführte.

Horch wie vom Thurme
Die Glocken erſchallen!
Und wie im Sturme
Die Töne verhallen!
Das iſt des Todes dumpfmahnender Klang,
Grabgeſang.

Doch wie die Töne
Als Seufzer verklingen,
Und in die Herzen
Der Gläubigen dringen,
Fühlt man mit Beben tief in der Bruſt
Den Verluſt.

Denn der vom Joche
Die Bürger befreite,
Und mit dem Leben
Sich froh ihnen weihte,
Er war es, den dort das Leichentuch barg,
Im Sarg.

Da hob der Prieſter
Betend die Hände,
Daß ſich die Gnade
Des Himmels nicht wende,
Daß ſich der Brüder entehrender Streit
Nimmer erneut.

Denn wie die Fackel
Der Zwietracht entzündet,
Er auch im Grabe
Die Ruhe nicht findet,
Und nur die Einheit, ſie war ihm das Ziel,
Dem er fiel.

Drauf ſchwuren Alle
Mit heiligen Schwüren:
Nur Lieb' und Eintracht
Soll friedlich ſie führen,
Daß nur ein einzig Band kräftig vereint
Freund und Feind.

Und als der Pfarrer
Die Leiche nun weihte
Und an die Träger
Das Volk nun ſich reihte,
Auf das ſich des Schickſals Ausſpruch erfüll':
Da ward's ſtill.

Und unter Thränen
Senkten die Brüder
In die Gewölbe
Die Leiche nun nieder.
Dann aber gingen ſie leiſe hinaus
Nach Haus.

Aber nur Monden
Bewährte der Frieden
Hier ſeinen Segen,
Bis er geſchieden,
Und ſich der Brüder wüthender Streit
Wieder erneut.

Und zu dem Kampfe
Zogen die Schaaren,
Die in den Bergen
Schlagfertig waren;
Zogen rüſtig herauf und heran,
Mann vor Mann.

Da ſchien die Sonne
Plötzlich zu ſinken,
Da ſah man keinen
Der Strahlen mehr blinken,
Da füllte im weiten Kreiſe die Luft
Moderduft.

Und zwiſchen beiden
Feindlichen Heeren
Schwebte ein Zauber,
Ihnen zu wehren,
Stand, was der düſtere Mantel verbarg:
Ein Sarg.

Und sprang der Deckel
Hoch in die Höhe,
Auf daß es Alle,
Daß jeder es sehe:
Drinnen, so wie am Begräbnißtag,
Der Prior lag.

Und scheint die Glieder
Schmerzlich zu regen,
Und scheint die Augen
Stumm zu bewegen,
Und sie um Ruhe im Grabe zu fleh'n,
Ihn zu verstehn.

Und schwarze Männer
Zu beiden Seiten
Die Hänzen fassen,
Und vorwärts schreiten;
Und ziehen weiter, und senken hinab
Ihn in's Grab.

Und von dem Zauber
Jeder geblendet,
Man sich zum Sarge
Ehrfurchtsvoll wendet,
Und auf immer der Streit, am Altar
Vergessen war.

Damals leuchtete vor andern, durch frommen Wandel und Gelehrsamkeit, eine Congregation von Priestern, die in Gemeinschaft lebten, und von ihren hohen, runden Hüten (Kogeln) den Namen der Kogelherren führten, in des Volkes Munde aber, um ihrer erbaulichen Haltung willen, die goldenen Priester hießen. Diese Congregation sollte fortan die Kirche in Wolf angehören. Es sind aber die Kogelherren in Helyot, histoire des ordres monastiques, religieux et militaires, woraus unsere kirchliche Archäologen ihre Weisheit zu schöpfen pflegen, unter der Rubrik, Chanoines de la Congrégation de la Fontaine-Jaillissante, Bd. 2. S. 354—355, so kurz und unbefriedigend abgehandelt, und sie sind von der andern Seite, als das erste Institut, worin sich ein neues Bedürfniß der Zeiten, jenes des geistigen

Verkehrs und geistiger Mittheilung ausspricht, unserer Aufmerksamkeit so würdig, daß einige Zeilen ihrer Geschichte gewidmet, nicht überflüssig erscheinen werden. Kurzsichtigkeit oder Bosheit haben nicht selten die Vervielfältigung der geistlichen Orden in der katholischen Kirche als eines ihrer bedeutendsten Gebrechen angeklagt; man hat sich darin gefallen, jene Mannichfaltigkeit in Tracht, Bestimmung und Zucht, welche die verschiedenen Corporationen unterscheidet, mit jener Mannichfaltigkeit, die sich in einem großen Heere kund giebt, zu vergleichen, und hat die Orden als eine Miliz betrachtet, deren eigentlicher Zweck die Vertheidigung und Erweiterung der Berechtigungen des römischen Stuhls sei, der seinerseits keine List, keine Kunstgriffe verschmähe, um jeder neuen Erfindung der Art allerwärts Eingang zu verschaffen. Es läßt sich kaum eine Ansicht aufstellen, die unhistorischer, unwahrer ist, als diese. In dem Occident sind die Orden samt und sonders Schöpfungen des Bedürfnisses und der Nothwendigkeit; nur dergleichen Schöpfungen finden bei den Völkern Eingang, und keine Klugheit, keine List, vermag Einrichtungen, die sich auf etwas anderes, als auf ein wirkliches Bedürfniß beziehen, diejenige Dauer zu geben, deren menschliche Einrichtungen überhaupt empfänglich sind. Schon in dem Prinzip des Christenthums selbst ist die Nothwendigkeit klösterlicher Institutionen enthalten. Als eine die höchste sittliche Vollkommenheit oder die innigste Vereinigung mit Gott darstellende Religion, mußte sie diese ihre Haupttendenz auch stets äußerlich bewahrheiten, und dies geschah eben in Klöstern und Orden. Sie waren gleichsam das Salz der Erde, von wo aus sich Licht und Wärme auf alle übrige Theile der großen christlichen Gemeinde verbreiteten. Ohne jene angebliche päpstliche Einwirkung war daher schon in den frühesten Zeiten der Orient mit Klöstern und ähnlichen Instituten bedeckt, allerdings aber nach einer rein ascetischen Richtung hin, daher dort auch nur die eine große Hauptregel des H. Blasius. Im Abendlande hingegen, wo sich ein ganz neues, höchst reiches und verständiges Leben mit dem germanischen Prinzip entfaltete, mußten auch Klöster und geistliche Orden jene geistige Mannichfaltigkeit, jenen Reichthum andeuten und höchst kräftig ausprägen. Als das Chaos der Völkerwanderung zu ordnen, die Wildniß anzubauen war, welche von aller römischen Herrlichkeit das einzige Ueberbleibsel, als die Zeit gekommen war, die Ketten zu lüften, welche auf ganzen besiegten Völkerschaften lasteten, oder die siegenden Nomaden einzuweihen in das große Geheimniß des Evan-

geliums, „bete und arbeite," da entstand demüthig, betend und arbeitend, der Orden des H. Benedictus. Jahrhunderte wurden durch seine wohlthätige Wirksamkeit belebt und verschönert, es bildeten sich, vornehmlich unter der Benedictiner Pflege, neue Geschlechter, die allmählig aus tiefer Knechtschaft, aus gänzlicher Unwissenheit sich erhebend, neue Ansprüche an Welt und Zeit richteten. Der Orden des H. Benedicts, fest gebannt an einen bestimmten Kreis, reich geworden durch eigenen Fleiß, konnte diesen Ansprüchen ferner nicht genügen. Es entstanden die Orden von Cisterz und Prämonstrat, Vereine ohne Gleichen, für die Erweckung und Verbreitung geistiger und körperlicher Thätigkeit. Unendlich groß ist das Verdienst, welches diese Orden um den Ackerbau sich erwarben, durch Urbarmachung öder Gründe, durch Aufstellung von Musterwirthschaften, durch Verbreitung einer Menge von Pflanzen, die in dem mittlern Frankreich einheimisch, von den Haupthäusern in Cisterz und Prämonstrat aus, den Brüdern im äußersten Norden und Osten mitgetheilt wurden. Nicht minder groß sind aber die Verdienste, welche diese Orden um die Wissenschaften sich erwarben. Prämonstratenser waren es, welche durch die Kraft ihrer Beredsamkeit und das Gewicht ihrer Gründe den Ketzer Tauchelinus, und seinen, in das lockendste Gewand eingekleideten St. Simonismus zu Boden schlugen; was St. Bernhard und so viele seiner Schüler lehrten, dichteten oder schrieben, ist noch heute für uns ein Gegenstand von Erbauung, Erhebung oder Belehrung. Bisher hatte die abendländische Welt allein den höhern Ständen angehört: es kamen aber die Zeiten der Erlösung für die von ihnen sogenannten armen Leute. Als das Volk sich zu fühlen begann, fühlte es zugleich das Bedürfniß von ihm angehörigen klösterlichen Instituten. Es entstanden die Bettelorden der HH. Franziscus, Dominicus und Simon Stock. Diese Orden, stets dem Volke angehörend, theilten des Volkes Schicksale; des Volkes, das nicht altern, nicht verfaulen kann, gleich den höhern Ständen, weil es nicht bloß betet, „unser tägliches Brod gieb uns heute," sondern weil es auch stets rüstig sich darum abmühen muß. Diese Orden hatten daher noch lange nicht ihre Bestimmung verkennen gelernt, ihren Kreislauf noch lange nicht zurückgelegt, als das Schicksal ihren Untergang verfügte, und ihre Aufhebung ist eine wahre Calamität für das Volk gewesen. Die Erweiterung der Gesellschaft, die eine Folge der allmähligen Freilassung der untern Stände, konnte nicht ganz frei von Nachtheilen bleiben. Es fing an bemerkbar zu wer-

den jene Klasse von Menschen, die ihr Theil in dieser Welt nicht zu finden wissen, die zu früh oder zu spät geboren sind, die zu der Stellung, die ihnen gebührte, nicht zu gelangen wissen. Diese Klasse von Unglücklichen konnte der Aufmerksamkeit der Kirche nicht entgehen, sie widmete ihnen die strengen Orden der Karthäuser, von Grammont, von Val-des-choux, hier, in dem Sitze der Beschaulichkeit, konnte ein mit sich selbst und mit der Welt zerfallenes Gemüth am schnellsten die Erkenntniß gewinnen, wie vergänglich und wie verächtlich zugleich die Welt. Die Geschichte, die nie ruhet, gieng indessen ihren unerbittlichen Gang; die großen Erschütterungen des kommenden Jahrhunderts vorzubereiten, erhob sich die Wissenschaft aus langem Schlummer: ein Priester, um Ehrfurcht zu finden, sollte nicht nur makellos, er sollte auch unterrichtet sein, und an Andere Unterricht spenden können. Man glaubt gewöhnlich, es habe die Gesellschaft Jesu zuerst diese Forderung anerkannt, und ihr gehuldigt. Dem ist nicht also. Die Ehre der Entdeckung gebührt vielmehr unsern Kogelherren, Fraterherren, Scholares, oder, wie sie in den Niederlanden auch hießen, bons enfans, boni pueri. Ihr Stifter, Gerhard Groot, wollte, daß die ältern Brüder und Schwestern nicht nur lehren, oder die Kenntnisse ihrer Zöglinge vermehren, sondern auch die Sitten derselben bilden, und sie zu guten und gottgefälligen Menschen machen sollten; er empfahl seinen Zöglingen vor allen andern Arbeiten, das Abschreiben nützlicher Schriften, „denn," so berichtet von ihm Thomas a Kempis, „er geizte nach „solchen nützlichen Büchern mehr, als nach allen Schätzen der Erde." Ein Institut, von solcher Richtung ausgehend, mußte in der Zeit, die so günstig für seine Aufnahme gestimmt, schnelle Fortschritte machen. Aus dem Stifte Utrecht, wo dasselbe seinen Anfang genommen, verbreiteten seine Colonien sich über alle Provinzen der Niederlande, und auch zu Münster (ad fontem salientem 1424), zu Köln (auf der Weidenbach) und zu Wesel, entstandenen Fraterhäuser, die sich zu einer absonderlichen Congregation vereinigten, und 1439 von Papst Eugen IV. eine Bestätigung dieser Congregation, ad fontem salientem genannt, erwirkten. In Westphalen und am Rheine fand das Institut den gleichen Beifall, wie in den Niederlanden, und es hatte kaum in Köln festen Fuß gefaßt, als auch die obern Rheingegenden begehrten, einer Anstalt theilhaftig zu werden, die als die Pflanzstätte einer verbesserten Einsicht, eines zweckmäßigen Studiums und einer brauchbaren Lehrmethode zu betrachten. Es entstanden die Häuser zu Butz-

Trarbach.

Lith. v. J. P. Schumacher Cöln.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bach, Königstein, zu Marienthal bei Geisenheim (1463), und von Geisenheim aus wurden die ersten Brüder nach Wolf berufen. Ihre Einführung zu Wolf erfolgte unter großen Feierlichkeiten, in Beisein der Aebte von Sponheim und Ravengiersberg, im Jahre 1478, und Philipp Sartoris, aus Weissenau gebürtig, trat als Prior oder Praepositus an die Spitze des neuen Hauses. Aller Anfang ist schwer, wie auch Hr. Sartoris empfinden mußte: gleich den neuesten Klosterstiftern, scheinen die Gemeinherren die Brüder lediglich auf Schulgeld und Enthusiasmus angewiesen zu haben, denn der ganze Ertrag der Altargüter wurde durch die den bisherigen Inhabern zu reichende Pensionen verschlungen. Die Brüder, die mit dem Prior aus Marienthal gekommen waren, giengen, der vielfältigen Entbehrungen müde, nach Hause, ihm selbst wiesen die Visitatoren schon nach zwei Jahren einen andern Wirkungskreis an. „Deme ist gefolget Hr. Dachenhau„sen, welcher wohl regieret, seelig gelebt und gestorben, festo St. Ger„trudis. Ao. 1481, den 10. Febr. ist angenommen worden Johannes „Vianden, so das Jahr darnach Priester worden, hat bis 1494 wohl „gelebt, allda er durch Satans Tentation überwunden, aus dem Klo„ster gangen, ist doch wieder kommen, aber nicht celebriren dürffen, „bis 1496 nach angewendeten vielen Unkosten die Absolution bekom„men, und am Heiligen Ostertag celebriret. Iſt nicht beständig blie„ben, sondern hat Dispensition behalten, auszugehen, so er 1497 ge„than, und das Kloster quittiret. Ao. 1481 ist auch ins Kloster kom„men fr. Conradus de Colonia, fr. Bruno Coloniensis, fr. Arnoldus „Gerhardus, welche von denen Brüdern zu Cöllen geschickt waren, „seynd aber bald wieder wegen Armuth des Klosters zurückgangen. „Ao. 1482 hat Pastor zu Cröv, Petrus Mollz, ein Anniversarium „zu ewigen Zeiten gestiftet, dafür er den München Hausrath, dessen „sie am meisten benüthigt, gegeben. Im nämlichen Jahr ist Johannes „de Alben, Priester, kommen, aber gleich wieder weggangen, weilen „er die Lufft nicht konnte vertragen, hat das zweite Anniversarium „gestiftet, dafür er geben ein Bett, und noch etwas Geld, den Werth „von 100 fl. Dieses Jahr ist zwischen dem Kloster und dem Dorff „Wolff Streit entstanden, weilen sie den Brüdern gehässig worden, „und wollten, 1) daß selbige sollten backen in ihrem gemeinen Ofen; „2) daß sie ihre Pferde nicht sollten lassen weiden gehen; 3) wollten „nicht mehr im Kloster beichten, sondern sollte ein Priester herunter „kommen, und sie in einer Stub Beicht hören; 4) wollten sie einen

„Prieſter im Dorf haben: aber umſonſt. Ao. 1483 hat die Wittib des „Herrn von Studernheim alle ihre Güter uf der Wolffer Gerechtigkeit „dem Kloſter geben, das alle Jahr zwey Anniversaria ſollten gehalten „werden, dieſe Güter ſeynd ad 400 fl. geſchätzt worden. Ao. 1486 „hat das Kloſter Streit bekommen mit D. Henricus Irlen: dieſer hat „den Altar der H. Apoſteln auctoritate apostolica et ordinaria impe„trirt, und hat den 30. Julii Possession nehmen laſſen, vorgebend, „daß zur Zeit der Stifftung nit alle berufen geweſen, ſo billig hätten „beruffen werden ſollen. Wegen dieſes haben die Conventualen appel„liret, und iſt der Herzog Johannes von Ravengiersburg, aus den „Exequien des kurz zuvor verſtorbenen Prioris kommen, und ſich die „Urſach dieſes Streites auslegen laſſen, und darüber den Weihbiſchof „mündlich erſucht, daß er gedachten Doctoren von dieſem ſeinem Be„ginnen abmahnen ſollte, oder er wollte ſein ganzes Land dagegen „opponiren, welches der Weihbiſchof zu thun verſprochen. Den 21. „Julii 1487 iſt Johannes Schönecker angenommen worden, deſſen „Zeugen Johannes Dill und Johannes Moſeler. Den 12. Mai 1488 „iſt ein Becker, Peter genannt, zum Bruder angenommen worden. Im „Jahre 1491 haben die Durchl. Fürſten und Herrn, Caspar und „Alexander, Gebrüder, den H. Kreuzaltar dem Konvent reſigniret, „aus Angeben deren Kantzlers Johann Camplein. In dieſem Jahr „ iſt eine unerhörte Theurung entſtanden, alſo daß bei Abgang des „Brods Hr. Johannes Dill nach dem Kloſter Springiersbach, um „allda Früchte zu entlehnen, gangen, und hat mit großen Bitten ein „Malter bekommen. Den 20. Julius 1491 iſt Nicolaus Wolff, ein „Bruder, als er im Thurm geleutet, durch einen Donnerſtreich ge„troffen worden, und noch bis an den Mutter Gottes Altar geloffen, „und da geſtorben, es waren noch bei ſelbigem, Petrus Sprendling „und Johannes Schönecker, ſo die Glocken zogen, ſamt noch einem „Bruder, welche alle in Ohnmacht niedergefallen. Selbig Jahr iſt „mit dem letzten Pastoren Mathie verglichen, und ihme zum gäntzli„chen Abſtand 2 Fuder Wein und 60 Fl. gegeben worden, ſo für's „Kloſter gut geweſen, weilen er noch länger gelebt, als er vermeynt. „Ao. 1492 iſt der Garten unter dem Kloſter mit einer Mauer umge„ben worden, und haben die Conventualen in dem alten Häußgen „armſeelig gelebt. Ao. 1498 ſeynd die Keller uff dem Kloſter in die „Felſen eingehauen worden, und der Bau angefangen, da doch die „Geiſtlichen über 80 fl. baaren Gelds nicht gehabt, und 8 Mltr. Korn

„dazu lehnen müssen. Den ganzen Bau hat Meister Jost, mit seinen „Knechten, und Hülff der Brüder, in 3 Jahren beynahe ganz voll„führet, die Stein zu den Thüren und Fenstern seynd zu Wittlich „gehauen, und mit 100 fl. bezahlt worden, seynd aber zu Ehren „der Mutter Gottes umsonst bis nach Uertzig geführt worden. Ao. „1498 den 27. Julii ist der erste Stein des Klosterbau gelegt worden, „durch Meister Jost, Mäurer zu Trarbach, darunter hat gelegt Hr. „Steffen einen Goldgulden, und Hr. Anton Brück einen Stüpherum, „also lauten die Worte im latein. Eodem ao. die 23. 9bris hat Jo„hannes Jacobi von Cuss 100 Goldgulden geben, daß zu ewigen Zei„ten täglich post Completorium das Salve regina sollte gesungen wer„den. Ao. 1499, den 10. 9ber. wurde das Haus ad Stum. Germa„num binnen Trier als ein Filial von Wolff übernommen, um die „Probe zu machen, ob daselbst die Brüder bestehen könnten. Antonius, „der Abt von St. Mathias, übergab unserm P. Andreas Kaßell die „Schlüssel, und vier Fratres, nemlich Johannes Buoldi, aus dem „Hause Herrenberg, vir dostus, Peter Sprendling, aus dem Hause „Wolff, Konrad Stouardi, aus Marienthal, und Robert Coloni, aus „Butzbach, bezogen das Haus, und lebten darin lange Zeit in gro„ßer Armuth und mit vielen Krankheiten behaftet, die von der unge„wohnten Luft veranlaßt worden. Ein einziges Bett war vorhanden „welches in der ersten Nacht der P. Johannes Buoldi, dem frater „Peter Sprendling überlassen wollte: wie dieser sich aber solch Ehr, „in Gegenwart des Paters verbat, wurden sie nach langem Streiten „einig, das Bett in Mitte Stube zu werfen, und statt eines Kopf„küssens für alle vier zu gebrauchen, während die Leiber auf der har„ten Erde ruhten. Ao. 1500 den 17. 7bers ist der Dach uff dem „neuen Bau zu Wolff verfertigt worden, und haben die Geistlichen „großen Hunger leiden müssen, vix olera habentes manducare, also „daß sie haben müssen bettlen gehen und gute Freunde besuchen, und „haben bei den Leuten alle Hülff und Nothdurfft gefunden, credo „Deo instigante et precibus gloriosae virginis, patronae domus. „Ao. 1501, den letzten 10br. ist das Muttergottesbild von Meister Ni„colaus von Mastricht umbsonst gemahlt, und ao. 1510 zu Trier um „3½ fl. renovirt worden. Ao. 1503 hat es von Ostern an bis Mariä „Himmelfahrt nit geregnet und ware vorhin die Mosel im Merz so „groß, als in Menschendenken nie gewesen. Ao. 1504 den 29. April „hat der Durchl. Fürst Johannes die Haar von der Mutter Gottes

„nacher Wolff geschickt zu einer christlichen Gaab. Um diese Zeit ist „Rudolphus von Enschringen, Kanzler und Praepositus zu St. Si„meon zu Trier, welcher das Hospital S. Helenae zu Welschbillig, „Kreuzherren-Ordens, gestiftet, auch St. Germans Haus unsern Pa„tribus procurirt, dem Herren entschlaffen; sein Leichnam ist von Trier „nach dem Hospital geführt worden, und allda begraben, und seynd „alle Studenten Sti. Germani in schwarzen Kleidern mitgangen. In „diesem Jahr haben die Patres zu Wolff im Luxemburger Land noch „ein Haus bauen wollen, und schon den Ort besehen, ist aber nichts „daraus worden. In dieser Zeit haben die Wolffer anfangen zu kla„gen gegen die Geistlichen, wegen der Schweine, Schaaf und Behol„zigung. Die Anstifter waren Engeln Heinrich, Caspar Frantz, Bern„hard Comes. Diese Strittigkeit ist durch Amtsspruch, erlassen von „Heinrich von Sötern, Haushoffmeister, Hugon von Wiltberg, Amt„mann zu Trarbach, und Claß Römern, dem Landschreibern, Sonn„tag nach divisionis apostolorum, gelegt worden. Ao. 1506 den 11. „Junii ist St. Annae Capell uff dem Kloster von dem Weihbischofe „Joanne gewiehen worden. Eodom ao. den 11. Julii seynd etliche „Reliquien von Marienthal nach Wolff gebracht worden, nemlich der „unterste Kinnbacken mit einem Zahn vom H. Alexio. Selbiges Jahr „seynd die Gewölber über den Brunnen und Cistern geschlagen wor„den. Noch in selbigem Jahr ist Joannes Jacobi von Cuß gestorben, „und hat das Kloster 600 Goldgulden aus seinem Testament bekom„men. Ao. 1507 profecti Patres Coloniam, emerunt cappam rubeam „et duas dalmaticas viridis coloris. Ad cappam habuerunt 12 ulnas, „una pro 4 florenis in auro, quae fecerunt 42 florenos in auro, et „pro labore et Franßen 15 fl. in auro, pro dalmaticis 18 ulnas, una „pro ein fl. in auro, pro labore et requisitis 10 fl. in auro. Vom „Jahr 1508 seynd wenig Schrifften zu finden, wegen Patris Prioris „Unpäßlichkeit, Frater Andreas Rees, hat zwar alles annotiret, ist „aber durch andere Brüder weggenommen worden. In diesem Jahre „hat der Pater 7 Mark Silbers nach Cöllen für ein Crucifix geschickt, „und hat der Goldschmidt noch eine dartzu gethan, wofür er und für „Arbeit 30 Goldgulden empfangen. Eodem ao. Ducissa Domina nos„tra praesentavit argenteam pacem deauratam. in qua figura ima„ginis Beatae Mariae Virginis, ad instar sicut beatus Lucas pinxit, „cum capillis. Eodem anno multae discordiae inter aliquos non „recte ambulantes. Ao. 1520 seynd etliche durch die Kirchenfenster

„eingestiegen, und haben die Thür von der Sakristey aufgethan, und „genommen das silberne Bild der Mutter Gottes, mit dem Hals„kleinod und silberner Kron. Im Jahr 1523 hat das Kloster 20, und „das Jahr darauf 27 Fuder Wein gemacht. Ao. 1569 ist Innahm „Geld des Kloster Wolff, vermög Schaffner Römers Rechnung ge„wesen, 1387 fl. 7½ Alb."

Geht man von Trarbach durch das Thal der Kautenbach, und dann eine Stunde etwa bergan, etwas von der Fahrstraße, welche nach der Nahe führt, abbiegend, so kommt man an eine Höhe, die sich isolirt auf dem Gebirge erhebt. Auf dieser Höhe, gleichsam dem sichtbarsten Punkte des amphitheatralisch rings um sich ziehenden höheren Theils des Gebirges, wo sich die Aussicht durch's Thal hinab bis an die Mosel eröffnet, erhebt sich das seltsame schwer zu erklärende Monument, das der Wellstein heißt. Die gewaltigen Steinmassen, die hier in Trümmern umher liegen, beweisen, daß hier alles noch ganz anders war, als man es jetzt sieht. Was noch auf einander stand, war aus mehrern gewaltigen Granitblöcken ohne Mörtel zusammengesetzt, doch in den Fugen mit kleinern Steinen ausgefüllt. Der unterste Stein, der sich an den Hügel lehnt, und in denselben hineingeht, aller Wahrscheinlichkeit nach eben so tief als er sichtbar ist, mißt im Freien 12 Fuß in der Länge, und 7 in der Dicke; auf diesem erheben sich andere minder große Steinmassen, so daß das Ganze, so wie es noch steht, 18 Fuß hoch sein mag, in seiner ursprünglichen Gestalt aber gewiß viel höher gewesen ist, wie das kräftige Fundament und das ringsum zerstreute Gestein vermuthen läßt. Wenn man die Zerstörung betrachtet, die Wind und Wetter an der Regenseite an dem sonst noch unerschütterlich stehenden Gestein schon angerichtet: so würde man dieses Monument schon darum, ungerechnet die Gestalt, in eine, aller griechischen und römischen Kultur lange vorhergegangene Zeit versetzen müssen.

Auf und in dieser Masse bildet sich eine kleine Höhle, die fünf Fuß hoch und neun lang sein kann, mit einem einzigen großen Waden bedeckt ist, und nicht durch Zufall da zu sein scheint. Vielleicht war dies der Todtenbehälter, wenn der Wellstein anders ein Todtendenkmal war; oder wurde hier das heilige vorgenommen, wenn dieser Stein eine gottesdienstliche Bestimmung hatte? Steine, die drei Fuß breit, sechs dick, zwölf lang sind, liegen durcheinander auf einem Haufen, wohl acht große, ohne die Menge kleinerer, die zum Ausfüllen

der Lücken gebraucht wurden. Nicht weit davon ist eine Erderhöhung, die ein Grab sein mag.

Bis zum Jahre 1730 blieb der Wellstein in der Gestalt, wie ihn der Trarbacher Rektor Hofmann, in dem selten gewordenen Buch: „Trarbacher Ehrensäule ꝛc." nach eigener Ansicht beschreibt. Er bestand aus acht großen Steinen, die ohne Mörtel, nur mit Hülfe kleiner eingefugter Steine in höchster Festigkeit verbunden waren. Drei Steine erhoben sich nach oben zu abnehmend und sich in einen Punkt zusammen neigend, so daß zwischen diesen drei Steinfüßen sich ein leerer Raum bildete. Auf diesem ungeheuren Dreifuß lagen vier viereckige gleich große Steine horizontal, die von weitem als ein Stein oder als eine viereckige Säule anzusehen waren. Auf dieser viereckigen Säule lag auf seinem pivot ein nach allen Seiten über die Säule weit hervorragender ungeheurer Stein so waagerecht, daß jeder, der es sah, befürchten mußte, er würde herunter fallen. Dennoch blieb er so unverrückt liegen, selbst bei den heftigsten Windstürmen, die ihn wohl bewegten, daß man, wie erzählt wird, das Getöse in Trarbach hören konnte, aber nicht herabstürzte. Rektor Hofmann sah ihn noch in diesem Zustande. Jahrtausende hatte dies seltsame Werk die Kriege der Elemente und der Menschen durchlebt, da kam es im Jahr 1730 einem Gymnasiasten zu Trarbach in den Sinn, die eben in der Schule vernommene Lehre von der Gewalt des Hebels an dem Kopf des Wellsteins zu versuchen, und er warf ihn hinunter.

An alle dem, was Hofmann berichtet, ist nicht zu zweifeln, es stimmt zu sehr mit dem noch Vorhandenen so wie mit den Sagen überein. Dann läßt sich aber ausrufen: welche Rohheit in der Ausführung! Dennoch welche Anwendung der Mechanik, welche richtige Berechnung des Gleichgewichts!

Seit Jahrhunderten hatte sich die Sage erhalten, daß der Wellstein das Grabmal eines mächtigen Heidenkönigs sei und man beim Graben in der Gegend desselben Spuren anderer Gebäude, so auch Opfergeräthe gefunden habe. Die Erde um den Stein dröhnt hohl, wenn man darauf geht, aber wer gräbt nach?

Vergleicht man die Stonhenge bei Salisbury und die Druidensteine in Bretagne mit diesem Wellstein, so läßt sich die Aehnlichkei der Idee und der Arbeit gar nicht verkennen. Es zeigt sich die Neigung aller früheren Zeitalter, an großen Massen zu gewinnen, was an der Ausführung mangelt. Man könnte sich hier ein alt germanisches

Denkmal eines Helden denken, bei dem vielleicht geopfert wurde, um welches herum die Priester ihre Wohnungen hatten. Viele Tausende von Menschen konnten umher in der amphitheatralischen Schweifung des Gebirgs stehen und schauen und verehren das Heilige, was der Priester beging. Zwei Moselthäler von Wolf und von Trarbach führten zu dem Platze, eben so mochten die Schaaren von entfernten Gegenden sich hier sammeln.

Wenn man nachgrübe, so könnte man sich überzeugen, ob bloß steinerne Geräthe zu finden wären, und keine metallene. Daraus ließe sich auf ein sehr hohes Alter schließen. Man fände vielleicht im Innern Aehnlichkeit mit dem merkwürdigen in der Normandie im Jahre 1685 geöffneten Grab, das Montfaucon beschreibt. Nur kurz nach Christi Geburt scheinen die nordischen Völker den Gebrauch des Metalls kennen gelernt zu haben, und selbst darnach hielten sie noch lange den Gebrauch steinerner Messer bei ihren Opfern bei.

Auf jeden Fall ist der Wellstein viel älter als die Gallobelgischen Denkmäler in Trier, die bei weitem größere Fortschritte in der schönen Kunst beurkunden. Das spätere christliche Zeitalter mag dies Denkmal den Stein der Wilden genannt haben, so wie Römer und Griechen Alle, die nicht zu ihnen gehörten, Barbaren nannten, und der große Haufe alle diejenigen, die nicht Christen sind, Heiden nennt. Dies ist meines Dünkens die natürlichste Ableitung des Namens Wellstein. Was man sonst noch bei dem gänzlichen Mangel irgend einer Spur mit künstlicherer Auslegung finden will, hält schwerlich Stich.

Betrachtet man die Hunnengräber in den Münsterschen Haiden bei Osterholz, und auf der Insel Rügen, so unterscheidet sich unser Wellstein durchaus von ihnen. Die Arbeit ist kunstreicher, und die Gestalt scheint menschlicher Figur nachgeahmt zu sein. Bei jenen Hunnengräbern sind gewöhnlich Steine ringsum gesetzt, der Kreis ist ein Oval, dessen größerer Durchmesser zehn bis zwölf Fuß beträgt, und ein weit größerer Stein als Deckel ist darüber hergelegt. An den Hunnengräbern zu Bälken in Holstein und bei Helmstädt zieht sich ein dreifacher Kreis von Feldsteinen ringsum. Die Steine des mittleren Kreises sind viel höher als die andern und tragen einen gewaltigen Steinblock. Aber diese drei sich zusammen neigenden Füße des Wellsteins, diese Säule, die sich auf demselben erhebt und dann erst der darüber liegende Block: sollte man da nicht an Beine, Leib und Haupt denken?

Beim Nachgraben würde man sehen, ob sich, wie bei den Hunnengräbern auf Rügen, ein mit Feldsteinen ausgemauertes Grab mit Urnen, Waffen und Opfermessern, Gebeine von Menschen und Pferden, welche letztere gewöhnlich mit verbrannt wurden, u. s. w. zeigten. Man könnte sodann aus der Aehnlichkeit einen Schluß machen, daß das zwischen Rhein und Mosel wohnende Volk mit dem an der Ostsee eins gewesen in Religion und Gebräuchen, und die Geschichte würde abermals in diesem stummen Denkmal der entferntesten Vorwelt ein seltsames Räthsel zu lösen finden.

Uebrigens liegt es tief in der menschlichen Natur, gegen die Todten eine große Verehrung zu hegen. Sie findet sich am meisten bei denjenigen Völkern, die sich noch im Naturstande befinden und zeigt sich am wenigsten bei den hochgebildeten, wo gewöhnlich die prachtvollen Todtenmäler und Denkmäler nur Eitelkeit der Ueberlebenden sind. Doch finden sich auch an den Denkmälern deutscher Vorzeit gewöhnlich Opferstein, Altar und Grab vereinigt. Diese Hunnengräber finden sich vorzüglich in den Landen, wo der Sassenstamm gewohnt, also sehr häufig in Westphalen, Friesland, Holstein, Jütland, Pommern und den Ostsee-Inseln.

Die Hünengräber sind gewiß sehr viel älter, als die Zeit der römischen Invasion. Daß Tacitus nicht von ihnen spricht, beweist nichts. Die Römer mochten sie wohl gar nicht gekannt haben, indem sie meistentheils in unwegsamen wilden, abgelegenen Gebirgsschluchten, in wüsten Heiden oder in Wäldern angelegt, vielleicht auch absichtlich als Heiligthum sehr verborgen gehalten wurden, wie es ja die Südsee-Insulaner noch jetzt mit ihrem Morai und Begräbnißplatz machen.

Aber nun die wunderbare Aufgabe, wie findet sich ein deutsches Denkmal im belgischen Gallien an der Mosel? Nehmen wir für diese Denkmäler eine Zeit an, von der überhaupt weder die Sage noch die Geschichte etwas weiß, so schreiben wir sie einem Urvolke zu, das eben so Deutschland wie Gallien, Britannien und Scandinavien bevölkerte, gemeinschaftliche Sitten und Sprache hatte, und die Schwierigkeit ist gelöst.

Hält man sich an die Geschichte, so sagt Cäsar, ihm sei erzählt worden, die meisten Belgier seien Germanischen Ursprungs, seien vor Alters über den Rhein gekommen, hätten sich der Fruchtbarkeit des Bodens wegen da niedergelassen, und die Gallier aus ihren Wohnsitzen vertrieben.

Dann müßte aber diese Periode nur kurz gedauert haben, oder die römische Eroberung jener Provinz, somit Vernichtung der Nationalität des Volkes, seiner Religion, seiner Gebräuche, bald darauf erfolgt sein, sonst würde man in einer so steinreichen Gegend mehrere solcher Denkmäler finden. Freilich besteht der ganze Hunsrücken nur aus Schiefer mit Quarz, Grauwacken u. s. w. gemischt, aber der Granit ist nicht sehr weit entfernt, man hat ihn in den Ardennen. War der Wellstein aber ein Nationaleigenthum, wie seine ganz eigenthümliche, von den nordischen Hünengräbern abweichende Form beurkundet: so fällt auch diese Schwierigkeit, daß es in seiner Art so einzig in jener Gegend ist, weg.

Wolf gegenüber sieht man den großen Flecken Cröff mit 1500 Einwohnern; einer der ältesten Plätze am Strome, war Cröff sonst Hauptort des Crömferreichs. Von der uralten Kirche, welche König Pipin 762 an das Kloster Echternach verschenkte, zeigt man noch einige Trümmer, es steht indeß zu bezweifeln ob mit Recht, da man im Gegentheil zweifelhaft ist, wo diese Kirche gestanden hat, und ob die jetzige vor etwa 150 Jahren erbaute, nicht auf den Ruin der alten aufgeführt worden.

Cröff war, wie Lothar II. dies ausdrücklich bewahrheitet, ein Kammergut, ein Allodium des karolingischen Hauses. Da nun beim Erlöschen der Karolinger alle ihre Besitzungen dem Fiskus anheim fielen, so wurde auch Cröff jetzt Domaine. Im Jahre 1121 verschrieb Kaiser Friedrich I. dem Erzbischof Arnold von Trier den Königshof in Cröff. 1274 erklärte Kaiser Rudolph, er wolle dem Grafen von Sponheim ein Lehn zuwenden, für welches er einstweilen die Reichsgüter zu Cröff pfandweise genießen solle. Spätere Regenten dachten nicht mehr an die Einlösung, bis Erzbischof Boemund II. diesen Gegenstand zur Sprache brachte.

Kaiser Karl IV. unterstützte den Erzbischof und 1356 erhielten die Besitzer aufs Neue die Belehnung der Veste Daun, der Vogtei zu Cröff, und zwar statt sonst durch das Reich, jetzt durch den Erzbischof. Durch den Kaiser Wenzel wurde der Zustand des Crömferreichs geregelt, als er dem Grafen von Sponheim die Dörfer Reil, Cröff und Rieheim mit allem Zubehör zum rechten Mannlehn verlieh.

Als sich die Reformation längs der Mosel hin mehr und mehr ausbreitete, widerstand das Crömferreich dem Geiste der Neuerungen,

ob die Trarbacher ihnen auch mit gewaffneter Macht einen lutherischen Pfarrer auf die Kanzel in Reil führten.

In Cröff hatte man das Schöffengericht und Weisthum des Mittelalters bis die neuen legislativen Besitzer hiervon allgemeinere Anerkennung fanden; die landesherrlichen Beamten zogen die Rechtspflege an sich, und die Schöffenwürde verlor alle Bedeutung. Während im Jahre 1661 noch acht adelige Schöffen vorhanden gewesen: Philipp Ernst Graf von Daun, Johann Wolf von Kesselstatt, Herr zu Föhr und Ahrenrath, Amtmann zu Bernkastel, Johann Bernhard Braun von Schmidtburg, Herr zu Dubeldorf, Wolf Heinrich von Metternich, Herr zu Burscheidt und Bruch, Amtmann zu Wittlich, Hans Eberhard von Kesselstatt zu Föhr, Amtmann zu Cochem, Daun und Ulmen, Arnold von Deutsch, Herr zu Seinsfeld, der trierische Hofmeister, und Karl Ludwig Zand von Merl, Herr zu Lissingen, während im Jahre 1664 neugewählt und beeidigt wurden Philipp Hartmann Boos von Waldeck, Johann Heinrich Schenk von Nideggen zu Echternach, Wolf Ernst Schenk von Schmidtburg, und Lothar Friedrich Mohr von Wald, war schon im J. 1701 kein adelicher Schöffe mehr vorhanden, daher der Kurfürst Johann Hugo in diesem Jahre den von Metternich zu Mülenark und seinen Oberstallmeister von Kesselstatt, dazu ernannte: nach dem Weisthum hatten die Schöffen sich durch eigene Wahl zu ergänzen. Dem Institut selbst war aber nicht mehr aufzuhelfen.

Freihöfe waren der Kaiserhof, die Höfe der Grafen von Manderscheibt-Kayl, der Freiherrn von Kesselstatt, von Metternich und von Harff zu Drimborn, der Abteien Stablo, Echternach und Springiersbach. Die nicht freien Höfe wurden von den Abteien Himmerod und Steinfeld, von den Karthausen Rettel und Koblenz, von den Grauen Schwestern und dem Seminarium zu Trier, und von den Jesuiten zu Koblenz besessen. Der Kaiserhof, oder der gräflich sponheimsche Hof, das ganze Gepräge eines Oberhofes bewahrend, diente er zu allen gerichtlichen Verhandlungen, das Weisthum wurde aber nicht hier, sondern in der Kirche verwahrt. Was aus dem Hofe zum Bären geworden, den Graf Johann von Sponheim 1376 um 600 Pf. Pfennige trier. Währung, von Lamprecht von dem Kirchhof, Diether Lutter von Covern und Heinrich Hole von Weiß erkaufte, ist mir unbekannt. Einen der wichtigsten Höfe besaßen die von Daun, und könnte man versucht sein, nicht sowohl Daun, als vielmehr Cröff, für ihr

Stammhaus zu halten. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſie vollkommen verſchieden ſind von den Edelherren von Daun, aus welchen Adalbero de Dune in der Urkunde des Erzbiſchofs Bruno, über die Stiftung von Springiersbach 1107, unter den Zeugen Herrenſtandes genannt wird, gleichwie die nämliche Urkunde unter den Miniſterialien des Pfalzgrafen einen Bruder der Stifterin Benigna, Richard, aufführt, von welchem unbezweifelt das ſpätere Geſchlecht von Daun abzuleiten. Adalbero, der Edelherr von Daun, wird ohne Kinder geſtorben ſein, wenigſtens kann man ſeinen angeblichen Sohn Heinrich nirgends finden; der Heinrich de Dune, den Kaiſer Heinrichs VI. Beſtätigungsbrief für Springiersbach vom Jahre 1193 nennt, war gewiß kein Sohn Adalberos, denn er erſcheint unter den Miniſterialen, zwiſchen Hermann von Neumagen oder de Samiatze, wie Tolner und Hontheim, ergötzlich genug leſen, und zwiſchen Friedrich von Merl. Jenes Herrengeſchlecht von Daun, welchem auch Uroldus, der 17te Abt von Prüm, erwähnt 1019, angehört haben wird, erloſch demnach in der Perſon Adalberos, und Richard, der Bruder der Stifterin von Springiersbach, oder ſein gleichnamiger Sohn, gelangte zum Beſitze der Burg Daun, daher des Pfalzgrafen Wilhelm Urkunde für Springiersbach, vom Jahre 1136, unter andern Zeugen aus dem Stande der Miniſterialen, auch den Richard de Dune et filium ejus nennt. Richards Nachkommenſchaft vertheilte ſich in eine Menge von Linien, unter welchen beſonders die Herrn von Daun zu Oberſtein, die Marſchalle von Daun und Densborn, die Herren von Bruch, von Zievel, von Soleuvre (Zolveru) und andere zu merken. Die Linie in Daun ſelbſt, welcher auch die Vogtei im Cröfferreiche zuſtändig geweſen, erloſch in den Kindern Richards VI., von welchen Irmgard († 1456) Daun, die Burg, oder genauer das ihrem Vater noch übrige Antheil, an ihren Gemahl, Dietrich II. von Manderſcheidt trug. Die Linie in Oberſtein, die auch die Grafſchaft Falkenſtein, am Donnersberg, Reipoltzkirch, Bretzenheim und die Herrſchaft Bruch, an der Ruhr, beſeſſen hatte, erloſch, dem Mannsſtamme nach, in der Perſon des Grafen Wilhelm Wirich († 22. Auguſt 1682). Die übrigen Linien waren ſchon längſt verblühet, nur hatte ſich von den Marſchallen von Densborn ein Nebenzweig zu Saſſenheim, Hollenfels und Brandeville abgeſondert, aus welchem Johann Jacob von Daun anfänglich, im Jahre 1627, kurmainziſcher Hofrath, hernach des Erzherzogs und Deutſchmeiſters Leopold Wilhelm Kämmerer, Geheimrath und Obriſt-Stallmeiſters, auch

des Deutschordens Landcomthur der Ballei Oesterreich und Comthur zu Wien, Neustadt, Gratz am Lech und Groß-Sonntag geworden ist. Ein Liebling des Erzherzogs, wurde er auf dessen Verwendung, sammt seinem Bruder, Philipp Ernst von Daun, im Jahre 1655, in den Reichsgrafenstand erhoben. Philipp Ernst war Oberamtmann zu Trarbach, bewohnte abwechselnd die Gräfenburg, Daun, Kinderbeuren oder Cröff, starb im Januar 1671, und fand seine Ruhestätte in der Pfarrkirche zu Daun. Dieses Philipp Ernst Sohn, Wilhelm Johann Anton, Graf und Herr von und zu Daun, ließ sich vollends in Oesterreich, wo er die Herrschaften Ladendorf und Kirchstetten erworben hatte, nieder, war einer der tapfern Vertheidiger von Wien in der großen türkischen Belagerung, und starb als General-Feldmarschall und Commandant zu Prag, den 7. Junius 1706. Mit seinen drei Söhnen, Wirich Philipp Lorenz, Heinrich Richard Lorenz und Heinrich Theodor Martin Joseph, hat sich das Haus abermals in drei Linien getheilt. Der unmittelbare Stammvater der ältesten Linie, Wirich Philipp Lorenz, ist jener berühmte Vertheidiger von Turin, der durch seine Standhaftigkeit des großen Eugen wunderbaren Feldzug vom Jahre 1706 möglich machte, im Jahre 1707 das Königreich Neapel eroberte, abwechselnd Neapel, die Niederlande und die Lombardei als Vicekönig oder General-Gouverneur regierte, und von der Dankbarkeit des durch ihn von gänzlichem Untergange erretteten Herzogs von Savoyen den Titel eines Marchese von Rivoli (ein Jahrhundert später ward Massena Herzog von Rivoli), von Kaiser Karl VI. das neapolitanische Fürstenthum Tiano empfing. Er starb den 30. Juli 1741; seine Grabschrift, bei den Augustinern in Wien, indem sie die wichtigsten seiner Thaten anführt, beginnt mit den Worten: heroum est annos sic numerare suos. Der ältere seiner Söhne, Ferdinand Heinrich, war noch vor ihm gestorben, der jüngere, Leopold Joseph Maria Graf und Herr von Daun, hat als Fabius cunctator, als der einzige Feldherr beinnahe, der unter den Gegnern König Friedrichs II. genannt zu werden verdient, seinen Namen in die Weltgeschichte eingeführt. Das Geschlecht bestehet im Oesterreichischen noch heute, und von Wilhelm Johann Anton, desgleichen von Wirich Philipp Lorenz, bewahrt die Pfarrkirche in Daun die Wappenschilde, als Sterbegeschenk; denn das Patronat dieser Kirche und das Erbbegräbniß in derselben waren das einzige Ueberbleibsel von dem Stammgute, so der Familie blieb.

Nach denen von Daun verdienen die von Cröff selbst benannten Ritter unsere Aufmerksamkeit. Ursprünglich wohl mit denen von Daun einerlei Herkommens, haben sie doch nur in spätern Zeiten das Daunsche Gitter, früher aber gleich ihren Nachbarn von Lösenich, einen mit einem Manipel bekleideten Arm, der mit dem Daumen und Zeigefinger einen Ring anfaßt, im Wappen geführt. Heinrich und Engelbert de Croue kommen in einer Urkunde des Abtes Fulbert von Laach, die um das Jahr 1163 gegeben, unter den Zeugen vor (sie könnten aber auch nach Krufft gehören). Theoderich von Cröff ist unter den Zeugen einer Befreiung des Erzbischofs Johann I. für das St. Simonisstift zu Trier. Winand von Cröff, Edelknecht, besaß Güter am Honscheit, die er vor 1283 an den Grafen Heinrich von Sponheim verkaufte. Wilhelm von Cröff, Ritter, wird 1299 genannt. Richard von Cröff wird Burgmann auf der Neuerburg bei Wittlich, den 12. März 1320, empfängt auch, als solcher am 9. September 1326 die Belehnung. Friedrich von Cröff, Ritter, trägt gegen Empfang von 110 Pf. Heller dem Erzbischof seinen Thurm und Hof in Cröff (es ist der Thurm, welchen um 1600 Dietrich von Metternich-Burscheid als trierisches Lehen besaß) zu Lehen auf, und wird dessen Burgmann auf der Neuerburg (3. Januar 1325). Theoderich von Cröff, trägt am 22. Junius 1327 dem Erzbischof seine Weinberge in Erdener Markung auf, um solche als Burglehen zu der Neuerburg zu besitzen; mit ihm siegelt seiner Hausfrau Hebela Bruder, Wilhelm von Urley. Richard von Cröff, Ritter, und Lucia, seine Hausfrau, dann ihr Schwiegersohn, Arnold von Felsberg, und Lisa, dessen Hausfrau, beschenken am 15. Februar 1334 das Kloster Springiersbach. Friedrich von Cröff, weiland Herren Friedrichs Sohn, reversirt sich über das ihm verliehene Amt Liebenberg, 1359. Friedrich von Cröff wird 1421 und 1432 als Domprobst zu Trier genannt und mag das Geschlecht mit dessen Neffen oder Großneffen, Johann von Cröff, abgegangen sein, denn am Dienstag nach Dreikönigen 1461 mor. Trev. beurkundet Johann von Burscheid, daß sein Schwiegerherr, Johann von Cröff, ohne Lehenserben abgegangen sei.

Bald darauf als König Pipin 752 die Kirche in Cröff wie oben bemerkt, an das Kloster Echternach vergabt hatte, hielt sich seine Gemahlin Bertrada einige Zeit hier auf und wollte in dieser Gegend eine Abtei stiften; sie wurde indeß davon abgebracht, und bat den König vielmehr diese in Prüm (früher Pronea) zu gründen, und Pipin er-

füllte um so lieber ihren Wunsch, als er selbst ein frommer andächtiger Herr war. Diese neue Abtei, 760 beendet und geweiht, erlangte bald eine große Heiligkeit durch das kostbare Besitzthum der Sandalen unseres Herrn. Für die Glaubwürdigkeit dieses Heiligthums waren Zeugnisse von Päbsten und Kaisern ausgestellt. Die Schuhe waren von weißem Leder, etwas abgetragen, zerrissen. In späterer Zeit waren sie ein wenig gestickt worden; „doch wäre es besser, sagt der Begleiter des Kardinals Carafa, der auf seiner Reise von Lüttich nach Mainz im Jahre 1629 Prüm berührte, wenn sie ganz so geblieben wären, wie derjenige sie trug, der seine Gottheit in menschlicher Hülle verbarg. Wir küßten sie mit Inbrust; und wie gern hätten wir unsere Brust seine ganze Holdseligkeit eingeprägt!"

Nachdem das Erzstift Trier und namentlich die Abtei Prüm schon verschiedenemale von den Normännern war ausgeplündert worden, so kamen die Räuber am Ende des neunten Jahrhunderts von ärgerer Wuth als je entflammt, drangen ins Kloster ein, ehe alle Mönche Zeit gehabt hatten zu entfliehen. Doch gelang es dem Abt Farabert mit einem Theil derselben. Die übrigen aber, die von Alter oder Schwachheit gebeugt, so schnell nicht fortkommen konnten, wurden nebst den Klosterleuten getödtet oder gefangen fortgeschleppt.

Faraberts Nachfolger war der bekannte Chronist Regino, der sich in seiner Schrift als einen klugen und mäßig denkenden Mann kund giebt. Er galt in der Theologie, Jurisprudenz und in der Geschichte für einen der ersten Männer seiner Zeit. Seine Chronik in zwei Büchern widmete er dem Bischof Adalbert von Metz; sie beginnt von der Geburt Christi und geht fort bis zum Anfang des Zehnten Jahrhunderts. Besonders wichtig ist sie für die Zeiten vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert. Die Schreibart ist ohne Schmuck, aber voll anziehender Einzelheiten, welche die pragmatische Behandlung der Geschichte verschmäht.

Nach dieser Zeit fing auch Kloster Prüm an, sich durch wissenschaftliche Uebungen und öffentlichen Unterricht auszuzeichnen. Es blieb nicht hinter dem literarischen Ruhm zurück, nach welchem der Benediktinerorden überhaupt von da an mit so vielem Erfolg strebte.

Als der heilige Kaiser Heinrich der Zweite sich die Kirchengeräthe und andere Kostbarkeiten zu Prüm zeigen ließ, erstaunte er über den Reichthum und die Pracht. Damals wurde der herrliche goldene Co-

der der vier Evangeliſten mit großen goldenen Buchſtaben auf Pergament gemalt.

Pipin, Karl des Großen unehelicher Sohn, gekränkt durch ſeiner Stiefmutter Faſtrade Härte, gewann mehrere eben ſo von ihr beleidigte Großen. Karl kam hinter die Verſchwörung, ließ den Prinzen ſcheeren und ins Kloſter Prüm einſperren. Es war ein ſchöner Jüngling, nur war ſein Rücken mit einem Höcker verunſtaltet. Er wurde der geiſtlichen Zucht des Abts Aſſuerus übergeben, und ſtarb als Mönch.

Einmal bot Prüm das große Schauſpiel, wie höchſte menſchliche Würde aller irdiſchen Hoheit überdrüſſig, ihren Glanz freiwillig niederlegt, um ſich vor Gott zu demüthigen, die Sünden zu bereuen und ſich zu dem Abſcheiden aus dieſem Leben vorzubereiten.

Kaiſer Lothar der erſte, Ludwigs des Frommen älteſter Sohn, gebeugt von Kränklichkeit, im Gewiſſen beunruhigt wegen der Unthaten gegen ſeinen Vater, berief die hohen Vaſalen des Reichs, erklärte ihnen ſeinen Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, und vertheilte die Provinzen unter ſeine Söhne. Er vollendete noch einige Reichsgeſchäfte, ſagte Allen ewiges Lebewohl, begab ſich ins Kloſter Prüm, ließ ſich ſcheeren und unterwarf ſich der Mönchsregel.

Er ſchenkte dem Kloſter viele Reliquien und koſtbare Kirchengeräthe, verlieh ihm das Markt- und Münzrecht, und ſchloß bald ſein Leben. Er wurde mitten in dem Chor begraben, und ruhte alſo in der Kirche, die ſein Urgroßvater Pipin zur Ehre Gottes hatte erbauen laſſen. Sein Grabmal ſollte nach ſeinem Befehl keine prunkende Inſchrift haben. Es war von einem ſchwärzlichen Stein, und bloß mit ſeinem Namen und dem Jahr ſeines Todes bezeichnet.

Um ſeine Seele war großer Streit, erzählt die Chronik, zwiſchen den Engeln und Teufeln; und diejenigen, die bei ſeinem Abſterben zugegen waren, konnten ſehen, wie der Körper hin und her geriſſen wurde. Als aber die Mönche unabläſſig beteten, ſo mußten die Teufel entweichen.

Im neunten Jahrhundert ſtand Abt Markward zu Prüm in großem Anſehen. Ludwig der Fromme ſchickte ihn als Geſandten an den erwähnten Sohn Lothar. Ihm vertraute er ſeinen jüngſten Sohn, Karl den Kahlen, zur Aufſicht, der ihn, als er herangewachſen war ſehr ehrte und oft beſchenkte.

Der Biſchof Lupus von Ferrara ſchickte ihm drei Knaben von hohem italieniſchen Geſchlecht, um im Kloſter Prüm deutſch zu lernen.

Hugo, ein unglücklicher Karolinger, König Lothar's natürlicher Sohn von der berüchtigten Waldrada, nach dem Besitze des väterlichen Reichs trachtend, verband sich mit seinem Schwager, dem Normannenkönig Godfried, gegen Karl den Dicken. Dieser kam ihm zuvor, ließ ihm die Augen ausreißen und in das St. Galler Kloster stecken. Nicht lange darauf schien ihm die Abtei Prüm sicherer; er ließ ihn dahin bringen, und der Abt Regino, bekannt durch seine Chronik, mußte ihn scheeren und zum Mönch weihen. Er starb bald darauf und ward in Prüm begraben.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts trug sich ein seltsames Mirakel in der Abtei zu. Es lebte nicht weit von Guise ein reicher Mann, Namens Neidhard. Derselbe berieth sich mit seinem Eheweib Erchanfrida, wie er zur Büßung für voriges sündhaftes Leben sein Vermögen Gott weihen wolle. Sie waren beide hierüber in keinem Zweifel, aber welcher Kirche oder welchem Kloster sollten sie das Ihrige zuwenden? Sie überließen es der Entscheidung Gottes. Neidhard ging ins Freie, befestigte einen Zettel an einen Pfeil, legte ihn auf den Bogen. Wo derselbe hinfallen würde, dorthin wollte er sein Gut geben. Dies stand auf dem Zettel, nebst seinem Namen und Wohnort. Dann betete er, daß Gott den Pfeil derjenigen Stiftung zuführen möge, welcher er selbst der Allwissende sein Gut bestimmte, und schoß ihn ab.

Nun stand gerade Abt Ansbald von Prüm vor dem Hauptaltar, und feierte die Messe, da sank auf einmal ein Pfeil vor ihm nieder. Es war Neidhards Pfeil, der in einem Fluge mehrere Tagereisen (vierzig Meilen weit) durch die Luft zurückgelegt hatte und nun in der Kirche zu Prüm seinen Flug endigte.

Der Abt erschrack zwar, faßte sich jedoch, beendigte das heilige Werk und las darauf den Zettel. Er schickte sogleich Boten an den Ort, den der Pfeil anzeigte, und Neidhard erklärte sich bereit, seine großen Besitzungen der Abtei zu geben. Der Pfeil aber wurde zu ewigen Zeiten verwahrt und mit großer Andacht verehrt.

Die Abtei stand unmittelbar unter dem Reich. Wenn die Gerichte des Erzbischofs von Trier einen Verbrecher zum Tode verurtheilt hatten, so mußte er losgesprochen werden, wenn ein Abt von Prüm ihn mit seiner Kapuze bedeckte.

Die Reichthümer der Abtei bewirkten indessen, daß die Klosterzucht verfiel. Schon früher sagte ein prümischer Mönch, der Schreiber des

Cues

Bei J. B. Schumacher, Cöln.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

goldenen Codex: „Die Religion hat uns Schätze erzeugt, aber die Tochter hat die Mutter verschlungen.“ Der Verfall der Klosterdisziplin gab dem Erzstift Trier Veranlassung, die oft umsonst gesuchte Oberhoheit über die Reichsabtei zu erwerben.

Im Jahre 1546 wurde Graf Wilhelm von Manderscheid, ein Bursche von sechszehn Jahren, von seinem Oheim, Abt Christoph, zum Coadjutor ernannt. Mit zwei und zwanzig Jahren übernahm er die Abtei. Unter ihm verfiel die Klosterzucht aufs äußerste. Die Gebäude wurden nicht mehr unterhalten. Es regnete und schneiete in die prachtvolle Kirche hinab, die mehr einem Pferdestall als einem Heiligthum des Herrn glich. Die gemalten Wände stürzten ein, das treffliche Mosaik des Fußbodens war verdorben. Die Stühle und Pulte verfaulten. So mußten endlich die Geistlichen das Chor verlassen und in einer unterirdischen Crypta den Gottesdienst halten.

Die acht äußern Altäre waren besudelt und verdorben, die übrigen waren nicht minder entheiligt, so daß man ihre Patronen nicht mehr erkennen konnte. In der Orgel waren keine Pfeifen mehr. Die Reliquienkasten waren mit Spinngeweben überzogen. Kein Geistlicher kümmerte sich mehr um den Gottesdienst, nur Layenbrüder und Klosterknechte wurden für Lohn zum Kirchengesang gedungen.

Der Abt war in zwanzig Jahren nicht in die Kirche gekommen, hatte gar nicht die Priesterweihen erhalten, kam wohl einmal im Jahr in sein nahgelegenes Schloß, ließ sich aber nie in der Abtei sehen.

Nie ging er in geistlicher Kleidung, erschien aber oft als Krieger in Rüstung, und ließ sich Fürsten und Herrn nennen. Er beobachtete die Fasten nie, und veranlaßte auch Andere zum Fleischessen. Er schwelgte Tage und Nächte hindurch und trug die scheußlichsten Merkmale seiner Lebensart im Gesichte. Er tanzte häufig im Mönchshabit und verspottete öffentlich die heiligen Sakramente.

Wie der Abt, so trieben es auch die Mönche. In dem Refectorien nichts als viehischer Sof und Zank; keiner bekümmerte sich mehr um die Studien. Von der großen Bibliothek fand man kaum noch zehn alte Codices von Motten zernagt unter Tischen und Bänken liegen.

Die Mönche, welche außerhalb dem Kloster die Kirchspiele versahen, führten mit der frechsten Oeffentlichkeit ein ausschweifendes Leben. Die Abtei war trotz aller Reichthümer dennoch in unermeßliche Schulden gerathen, so daß oft das Nöthigste fehlte, um nur die Gebäude nicht ganz versinken zu lassen.

Was man allenfalls als Uebertreibung der Trierischen Untersuchungs-Comission, um den Zweck, nemlich die Vereinigung der Abtei mit dem Erzstift Trier, zu erreichen, anführen könnte, ist in dieser Darstellung nicht einmal erwähnt.

Die Folge dieser Untersuchung war, daß Kaiser Maximilian der Zweite die Vereinigung der Abtei Prüm mit Trier auf immer bestätigte (im Jahre 1575) und eine durchgreifende Reform wurde einige Jahre darauf in dem Gotteshause vorgenommen.

In der Abtei zu Prüm beschloß der Graf Isalguir sein Leben, nachdem er vielfach mit den Stürmen dieses Lebens zu kämpfen gehabt hatte. Da nach der Ueberschrift dieses Werkes die Beifügung von Episoden gestattet ist, so gebe ich hier etwas aus dem Tagebuche des Grafen:

Das Haus von St. Etienne ist eins der ältesten der Provinz Gascogne; doch scheinen fast Alle unter dem Einfluß eines besondern Schicksals zu stehen; so daß sie bald an schweren Krankheiten niederliegen, bald plötzlich sterben, bald als Gestorbene wieder aufleben, bald mit Gespenstern Verkehr haben, und überhaupt von Jedermann mit einer gewissen heimlichen Furcht betrachtet werden.

Auch ich kannte die Sage, achtete aber wenig darauf, und war erfreut bei meiner Ankunft in den Bädern von Rennes von dem Wirthe zu erfahren, daß Madame de Niort und Mademoiselle Rose de St. Etienne hier logierten. Ich schickte sogleich meinen Kammerdiener zu ihnen, ließ mich anmelden, und wurde angenommen.

Es waren nur wenige Badegäste dort, und wir fast auf uns beschränkt, kamen oft, täglich, stündlich zusammen. Ich verliebte mich sterblich in Rosa, denn sie war schön, genial, liebenswürdig, kurz nach meinem Dafürhalten ganz dazu geschaffen, einen Mann zu beglücken; ein etwas schwermüthiger Zug in ihrem lieblichen Gesichte machte sie mir noch anziehender. Ich näherte mich ihr deshalb und erklärte ihr — nachdem ich die unverkennbarsten Zeichen von Erwiederung an ihr wahrgenommen zu haben glaubte — meine innige, meine ewige Liebe.

Eine dunkle Röthe überflog ihr sonst blasses Gesicht, sie sah mich an, mit einem Blicke an, der mit der heißesten Liebe die schmerzlichste Entsagung zu vereinen schien, drückte mir — vielleicht willenlos — die Hand, mit der ich sie fest halten wollte, bis sie sich abwandte,

das reizende Lockenköpfchen schüttelte, und — „nein, nein!“ — rufend, davon eilte.

Vergeblich bemühte ich mich später mit ihr wieder auf das Kapitel meiner Zärtlichkeit zu kommen, sie gab mir ganz unzweideutig zu erkennen, daß auch sie mich liebe, aber daß irgend etwas ihr verbiete, mir dies zu gestehen.

Ich war außer mir, und beschloß zu dem Mittel meine Zuflucht zu nehmen, das schon so Manchen zum Ziele geführt hatte. Mein Kammerdiener mußte nämlich mit der Kammerjungfer ein Liebesverständniß anknüpfen, und auf diese Weise zu erfahren suchen, warum Rosa mich — den sie doch liebe oder zu lieben scheine, — fliehe.

„Ach mein Herr!“ sagte mir dieser, als ich ihn einst mit sehnsüchtigem Verlangen kommen hörte, — „lassen Sie diese Dame, sie ist nicht für uns.“

„Warum Vincent? warum ist sie nicht für mich? Sie besitzt Rang und Seelenadel, Reize und alle Vorzüge des Herzens; warum also —?

„Weil“ — sagte Vincent, und machte ein verlegenes Gesicht — „weil Fräulein Rosa doppelt ist.“

„Doppelt?“ rief ich! — „Was soll das heißen?“

„Nun — daß sie doppelt — oder in zwei Personen getheilt ist. Fräulein von St. Etienne ist nicht die einzige Fräulein von St. Etienne; es giebt noch eine andere, welche, Gott weiß wo wohnt, sich bisweilen zeigt, und dann verschwindet. O, daß ist eine schreckliche Geschichte!“

Seine Mittheilung hatte mich unangenehm berührt, denn wenn ich auch frei von den Schwächen des Aberglaubens war, so hinterließ das, was er mir sagte, doch einen Eindruck in meinem Busen, den ich mir selbst nicht recht erklären konnte. Ich ging zu Frau von Niort ihrer Tante, traf sie zu meiner Freude allein und bat um Aufklärung der Sache, indem ich ihr wörtlich Vincents Angaben erzählte. „Herr Graf!“ — sagte die Dame, Chanoinesse eines Stiftes, und ihre Züge nahmen den Ausdruck des Schmerzes an, so daß ich fürchtete, an jener Mittheilung möge doch etwas sein: „meine Nichte hat das Unglück von einer verderblichen Krankheit heimgesucht zu sein, die sie in der Blüthe ihres Lebens aufreibt, ihr jeden Genuß verbittert und jede Hoffnung für das Leben abschneidet. Sie ist eine sogenannte Hellseherin. Schon von ihrem 14ten Jahre an, erscheint sie sich und an-

dern doppelt und keine wahre Freude erfüllt seit dieser Zeit ihre jugendliche Brust.

Zuerst sah man sie in einem Saale des väterlichen Schlosses eine Fensterscheibe einwerfen, während sie in demselben Augenblicke aus ihrer Kammer tritt. Einen Monat später geht sie in die Schloßkapelle, als sie vor einem Mädchen zurückbebt, das mit ihren Zügen, ihrem Wuchs, ihrem Anzuge, von ihrem Alter, betend vor einem Grabe liegt. — Rosa erzählte leichenblaß dem Vater, was sie gesehen, und fragt zitternd: wer doch wohl das ihr so ähnliche Mädchen gewesen wäre? Der Vater erschrickt, man zieht Geistliche zu Rathe, die Sache spricht sich aus und man wird nachdenkend, preist ihr aber Geduld an. Man durfte nicht lange warten. An einem heiligen Freitage sahen ein Kaplan und eine unserer Kammerfrauen aus dem von Rosa bezeichneten Grabe sich die Erscheinung erheben, durch das Schiff der Kirche schweben und dann verschwinden. Man war nun sorgsam bemüht, sie nie allein zu lassen. Als meine Nichte einst in einen Spiegel blickt, sah sie sich auch doppelt, schrie laut auf, und dies wurde ebenfalls bezeugt. Von Zeit zu Zeit wiederholt sich dies, wie der Kaplan und die Kammerfrauen versichern, und meine arme Nichte ist seit 6 Jahren eine Beute dieses gräßlichen Wahnsinns. Ich mißtraue übrigens diesen Versicherungen, denn es ist keines dabei, gegen das man nicht mit Recht Mißtrauen hegen könnte; und Rosa's Phantasie ist krank, sehr krank; sie glaubt unter dem Einfluß eines bösen Geistes zu stehen und der Gedanke reibt sie auf.

„Sollte aber die Religion — ?" sagte ich und stand verlegen da.

„Nein, nein!" erwiederte sie, das Uebel sitzt im Gehirn, und Schurken und Schwachköpfe tragen dazu bei, dies noch mehr zu verwirren, indem sie bestätigen, was sie nicht gesehen haben, oder nur zu sehen sich einbildeten."

Ich erinnere mich jetzt, daß ich eines Abends in der vorigen Woche Fräulein St. Etienne in ziemlicher Entfernung auf dem Kirchhofe des Dorfes hatte lustwandeln sehen. Ort und Zeit setzten mich in Erstaunen; als ich aber nach einigen Augenblicken wieder hinsah, war sie verschwunden, und saß dann im Zimmer bei der Tante — wie ich bald darauf dort hinging — als ob sie den ganzen Abend nicht von ihrer Seite gekommen wäre. Ich hütete mich indeß, ihr davon etwas zu sagen, um nicht mit in die Zahl der Schurken oder Schwachköpfe

gerechnet zu werden; und offenbarte ihr meinen Wunsch, dies herrliche Mädchen zu heirathen.

„So schmeichelhaft uns gewiß Ihr Antrag ist" — erwiederte Frau von Niort — „um so mehr Sie sich durch das eben Gehörte nicht abschrecken lassen, so glaube ich doch, daß meine Nichte, zu sehr von ihrem baldigen Tode überzeugt, Anstand nehmen wird, ihrem Herzen zu folgen, und eine Vermählung zu schließen, der nur zu bald ein Leichenbegängniß folgen würde." Sie bat mich dann noch, ihnen nach Toulouse nachzukommen, und mit Rosa's Vater zu sprechen, wohin sie in einigen Tagen abgehen würden. Mit Komplimenten überhäuft ging ich endlich, das Herz voll Bitterkeit, und meinte, überall Rosa zu sehen, obgleich ich wußte, daß sie in der Kirche war. Aberglauben umnebelt unsern Geist nur zu leicht.

Mein Vincent wunderte sich nicht wenig, als er von mir hörte, daß ich dennoch in Rosa verliebt sei, und zitterte bei dem Gedanken, ich würde eine doppelte Frau nehmen; Rosa sagte aber, wie ich sie am andern Tage bat, an ihren Vater schreiben zu dürfen: „Ich hoffte, Sie würden, durch meine Tante von meiner schrecklichen Lage unterrichtet, Ihr Loos nicht an das meinige knüpfen wollen?"

„Meine Liebe würde sehr schwach sein" — antwortete ich ihr — „wenn sie sich durch eine Erzählung ersticken ließe, die mich nur noch mehr an Sie fesseln muß. Nein! mein Herz bleibt unverändert, und ist glücklich, Ihnen dies beweisen, vor Allem aber Ihr Mißgeschick theilen zu können."

„Sie würden einen Leichnam heirathen" — sagte sie seufzend — „der Tod folgt mir auf den Versen. Was halten Sie von dieser Erscheinung?"

„Paskal, dieses außerordentliche Genie, glaubte zu seinen Füßen einen gewaltigen Abgrund zu sehen. Der Marschall de Fabert bildete sich ein, einen Akt mit dem Bösen geschlossen zu haben. Und solche Beispiele giebt es zu Tausenden."

„Und diejenigen, die es gleich mir gesehen haben?"

„Mögen sie Betrüger oder Betrogene sein . . ."

Ich wollte weiter sprechen, als ich die Augen zu Rosa erhob und hinter ihr, mir gegenüber, eine der ihrigen völlig gleiche Gestalt sah. Wuchs, Kleidung, Haare, Alles das nämliche. So viel Kraft ich auch besitzen mochte, so war ich doch zu wenig auf diesen Anblick vorbereitet, um standhaft zu bleiben, und verhindern zu können, daß das

junge Mädchen meinen Schreck bemerkte; ich zitterte, und Todesblässe überzog meine Wangen. Rosa errieth, was vorging; denn sie sagte mit einer bewundernswerthen Unterwerfung unter den göttlichen Willen, und einer Resignation, deren man in diesem Alter kaum fähig ist, ohne sich zu regen:

„Nun, mein Herr! mögen Sie Betrüger oder Betrogene sein — —."

„Ja betrogene Mademoiselle! — ich verliere den Muth nicht im Angesicht einer furchtbaren Erscheinung. Unsere von Natur schwachen Sinne empfangen Eindrücke, deren wir uns nicht erwehren können. Ich zweifle im Angesicht der Wirklichkeit selbst; denn wer beweist mir, daß nicht ein Trug, eine Selbsttäuschung meine Phantasie irre leitet?"

Ich heftete meine Blicke fest auf die unbeweglich, aufrecht dastehende und noch lebende Geister-Gestalt, um deren Augen Flammen strahlten, und die meine Blicke, wie ich sie gab, erwiederte. Ich konnte es nicht mehr aushalten, sprang auf und ging darauf zu; aber je näher ich kam, desto mehr verblichen und verschwanden ihre Formen, so daß ich, als ich dabei stand, nichts mehr sah als die bloße Wand, während zu gleicher Zeit Rosa laut aufschrie.

Ich kehrte mich schnell um und sah das erschreckende Phantom, das hier unsichtbar geworden war, seinem unglücklichen Opfer gegenüber, welches dasselbe mit Entsetzen betrachtete.

Rosa war ohnmächtig auf den Sessel zurückgesunken.

Die Erscheinung währte nur eine Minute, und war dann spurlos verschwunden.

Mit Staunen und Entsetzen stand ich starr von tausend Qualen gefoltert da, und konnte nicht antworten, wie Rosa mich fragte, ob ich sie vielleicht noch für wahnsinnig halte. „Bin ich nicht vielmehr das unglückliche Opfer einer übernatürlichen Macht?" — setzte sie hinzu — „die mich hindert, je den Augenblick meines Todes aus dem Gesichte zu verlieren?" — Ich konnte mich nicht entschließen, das schöne Mädchen in Gegenwart der gräßlichen Erscheinung allein zu lassen; sie mochte indeß ahnen, was in mir vorging, und bat mich nur zu gehen, da dies Schreckbild nicht in so kurzen Zwischenräumen sie bedrohe, und sie jetzt wieder einige Tage Ruhe habe.

So ging ich dann, den schmerzlichsten Gedanken nachzuhängen, in meine Wohnung. Den dritten Tag darauf fuhren wir nach Toulouse; Rosa ließ oft minutenlang das schöne gramerfüllte Auge auf mir

ruhen, wenn sie sich nicht bemerkt glaubte, aber was bemerkt die Liebe nicht; ich empfand diesen Blick, wenn ich ihn oft auch nicht sah, und war glücklich in ihrer Zuneigung.

In Toulouse ging ich sogleich zu ihrem Vater, einem herrlichen, würdigen Greis, und bat um die Hand der Geliebten. Er entgegnete mir — von Madame Riort schon unterrichtet — was ich schon wußte, und überließ den Ausspruch seiner Tochter. Ich betrachtete mich also als den Bräutigam, und folgte der Familie zur Weinlese auf ihr Schloß, ihrem Hauptwohnsitz, auf's Land hinaus. Vorher hatte man meinen Wunsch erfüllt, und das Fräulein wurde mit Zuziehung des würdigen Erzbischofs von Roermonde, wiewohl vergeblich, exorcisirt.

In einer Nacht erwachte ich durch die Berührung einer Hand, welche kälter war als Marmor, als ich die Augen öffnete, sah ich beim Scheine des Mondes deutlich ein weibliches, Rosen durchaus ähnliches Wesen, welches einen Finger auf den Mund legte und mit der Hand mir ein Zeichen gab, zu folgen. Das Abenteuer wurde pikant. Sollte ich gehorchen? warum nicht? vielleicht war ich dazu bestimmt, dieses traurige Geheimniß aufzulösen. Ich kleidete mich eilig an, nahm den Degen in die Hand, und ging dem Phantome durch das Schloß nach; es öffnete eine Thüre, die ich für vermauert gehalten hatte, winkte nach der Kapelle hin, stellte sich auf einen Stein und sah mich mit einem Unglück weissagenden Blick an. Dann verschwand die Gestalt nicht plötzlich, sondern allmälig, als ob sie in die Erde hinabsteige.

Trotz meines Entsetzens hatte ich Kraft genug, den Ort zu merken, und mit der Degenspitze ein Kreuz auf die inschriftslose Marmorplatte, auf welcher das Gespenst verschwunden war, zu zeichnen. Dann eilte ich in mein Zimmer zurück, und legte mich, auf's Aeußerste aufgeregt, wieder zu Bett.

In diesem Augenblick war es mir, als hörte ich seufzen, und das Blut gerann mir in den Adern.

„Was giebt's — fragte ich mit fester Stimme — „bedarf man meiner noch?" — Keine Antwort, und schon glaubte ich mich getäuscht zu haben, als ein abermaliges Seufzen mich aus meinem Irrthum riß. Ich wiederholte nun die Frage von vorhin, und hörte die Worte in mein Ohr flüstern: „Ein Sühnopfer!"

„Wer muß es bringen?" fragte ich heftig bewegt.

Ich horchte, aber Alles blieb still, ein kühler sanfter Hauch zog über mein Gesicht, und ohne daß ich es wußte, schlief ich ein.

Am andern Morgen ging ich sogleich zum Kaplan und theilte ihm das Vorgefallene mit. Er hob die Hände zum Himmel, hörte mich verwundert an, und stieg dann mit mir in die Kapelle hinab, wo ich ohne Mühe den Stein mit einem Kreuze fand. Der Kaplan erinnerte sich, daß dies der nämliche Ort sei, wo vor mehreren Jahren ein ähnliches Phantom verschwunden wäre.

Ich schlug ihm vor, den Stein wegzunehmen und nachzugraben. Er zweifelte aber, und wollte die Sache dem Baron von St. Etienne angezeigt wissen. Da kam mir plötzlich der Gedanke: wenn er selbst nun bei dem Geheimniß interessirt wäre? und unbedacht äußerte ich einige Worte gegen den Kaplan.

„Der gnädige Herr?" — fragte der — „nein! der ist die Tugend selbst, — was aber seinen Ahnherrn betrifft, — das war ein schrecklicher Mann, gehaßt von seines Gleichen, verabscheut von den Bauern. Sonderbare Gerüchte sind von ihm in Umlauf, und seit seinem Tode verfolgt ein böses Schicksal alle Glieder seiner Familie." —

Wir gingen nun zu dem Baron, er wurde sehr ernst bei meiner Erzählung und sagte: „Gottes Gerechtigkeit ist so anbetungswürdig, wie die Rache in ihren Beschlüssen unversöhnlich, und die schreckliche Drohung: „ich will den Schuldigen bis ins dritte und vierte Glied strafen," geht hier in Erfüllung. —

Sie sind bereits in einen Theil der Geheimnisse meiner Familie eingeweiht. Ich sollte Ihnen auch das Uebrige mittheilen, aber mir fehlt der Muth dazu. Sie haben Beide das Gespenst gesehen, aber die Beweise eines Verbrechens müssen verborgen bleiben; soll ich sie offenbaren, um die Trauer meines Hauses laut werden zu lassen? vergessen Sie, was Sie gesehen haben."

„Aber mein Herr! — sagte ich dringend — „Ihre unglückliche Tochter."

„Gott hat sie zum Opfer ausersehen."

„Es giebt ein Mittel sie zu retten, bedenken Sie, daß die Erscheinung von einem Sühnopfer sprach."

„Ja, Rosa's Tod."

„Vielleicht ein feierliches Leichenbegängniß für die, oder für den, wovon sie jetzt verfolgt wird."

„Mein Herr" — unterbrach er mich kalt und feierlich — „Sie erzeigen mir eine große Ehre, indem Sie so lebhaft an dem Theil nehmen, was mich betrifft! doch ich bitte Sie, gehen Sie nicht zu weit, und bin ich zufrieden, so lassen Sie die Sache gut sein."

Das hieß mich abgefertigt; ich ging, während der Kaplan zurückblieb und lange unschlüssig was ich thun solle, ging ich endlich zum Sakristan und brachte diesen durch ein Geschenk von dreißig Dukaten dahin, daß er mich um Mitternacht mit Hacken, Spaten und einer Brechstange in der Kapelle erwartete. Ich brachte meinen Vincent mit, der an allen Gliedern zitterte. Der Sohn des Sakristan, ein junger, rüstiger Bursche, der den Krieg mitgemacht hatte, spottete der zagenden Miene meines Kammerdieners. Wir fanden bei dem matten Schein der Lampe den bezeichneten Stein; der Sakristan und sein Sohn hoben ihn mit Mühe langsam in die Höhe. Als sie ihn aber auf's Pflaster niederlegten, hörten sie einen so tiefen, so lauten Seufzer, daß dem ehemaligen Soldaten das Lachen verging, sein Vater entfloh und Vincent auf die Kniee niederfiel, während ich mit der Hand unwillkührlich nach dem Degen fuhr. Wir horchten, aber rings um war tiefe Stille.

Dadurch beruhigt, griffen Vater und Sohn zu den Spaten und fingen an zu arbeiten, sie gruben aber lange, bis sich etwas zeigte; endlich stieß das Eisen einer Hacke auf einen harten, dumpfklingenden Körper. —

„Einen Sarg!" sagten wir leise, während ich näher hinzu trat und Vincent sich ängstlich umsah. Angestrengte Arbeit ließ uns bald einen bleiernen Kasten entdecken, in dem Augenblick hörten wir aber ein Geräusch von Außen, auf das ich bisher nicht gemerkt hatte, die große Kapellenthür wurde geöffnet, mehrere Bediente mit Fackeln, andere bewaffnet drangen in das Schiff der Kirche und hinter ihnen erschien der Baron von St. Etienne. Verwirrt und verlegen stand ich da. „Mein Herr!" sagte er, „vergelten Sie so die Gastfreundschaft, welche man Ihnen erzeigte?"

„Ich liebe Ihre Tochter!" antwortete ich voll Schaam, überrascht worden zu sein.

„Haben Sie die Güte, sich in Ihr Gemach zu begeben," fuhr er fort, „morgen werden wir weiter davon reden."

Widerstand war unmöglich, ich gehorchte daher. Mit Tagesanbruch erhielt ich ein Billet vom Baron, worin er mich bat, das Schloß zu

verlassen. — Das hielt ich für Beleidigung, forderte deßhalb den ältesten Sohn des Hauses Etienne und hatte das Unglück, ihn im Duell zu erschießen.

Einen Monat später begrub man Rosa von St. Etienne in der geheimnißvollen Kapelle; und ich verließ Languedoc für immer.

So schloß diese Erzählung im Tagebuche des Grafen, der seiner Rosa treu, sich in den entferntesten Winkel eines Klosters zurückgezogen hatte und dort wie ein Einsiedler nur ihrem Gedächtniß und seinem Schmerze lebte. Einer seiner Freunde setzte sie aber fort:

Die Geschichte interessirte mich außerordentlich sagte er, und ich konnte sie, wie ich mich auch mühte, nicht vergessen. Ich hatte bald darauf Gelegenheit, dem Herrn von Fontenelle, über Erscheinungen und über ein höchstes Wesen überhaupt, zu sprechen und freute mich unendlich, daß ich gerade dieselbe Ansicht in Religionssachen hatte, wie dieser berühmte Mann. Seine Worte waren ungefähr die:

„Ich achte den Kultus, bleibe für mich, studire den Menschen und sehe ihre Schwächen zu deutlich, als daß ich ihren Versicherungen Glauben beimessen könnte; ihre Eitelkeit treibt sie dahin, daß sie Alles leugnen, was sie nicht begreifen können. Ich schiebe mein Urtheil auf, aber leugne nichts; ich bin bereit zu glauben, sobald man mich überzeugt hat; unterdessen setze ich mich mit Allen. Man muß toll sein, um das offen anzugreifen, was der Gegenstand der Verehrung eines ganzen Volkes ist u. s. w."

Jung und im Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens, entschloß ich mich, die angefangene oder gestörte Untersuchung in der Kapelle der adelich von St. Etiennschen Güter im Geiste des Grafen Isalguir fortzusetzen; fand noch einen Freund, dem Abenteuer der Art auch willkommen waren und nahm sogleich Postpferde nach Languedoc, wo wir irgend einen wahrscheinlich klingenden Unfall entdecken wollten, der uns nöthigen müsse, einige Tage dort zu bleiben.

Es war Abends, wie wir dort ankamen; der Ort schien wie ausgestorben; wie wir aber weiter fuhren und in die Nähe der Kapelle gelangten, stießen wir auf ein ungewöhnliches Menschengewühl und dumpfes, leises und lauteres Reden erfüllte hundertstimmig die Luft.

Wir stiegen aus dem Wagen und sahen zweifelhaft auf die Menge, als sich vom Schlosse her ein Fackelzug in feierlich abgemessenem Schritt uns näherte und wir bald in der Mitte desselben einen Sarg erkannten.

Ich glaube, das Herz stand mir in diesem Augenblick still, denn ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den diese Erscheinung auf mich machte. Der alte Baron, sagte ich zu mir selbst – und mit ihm ist vermuthlich das Geheimniß für die Ewigkeit schlafen gegangen.

Eine Weile stand ich sprachlos, die Augen auf den immer näher kommenden Sarg geheftet, der von schwarzem Ebenholz, mit silbernen Hengen und dem silbernen Wappenschilde des Freiherrn von St. Etienne, meine Vermuthung bestätigte; dann mischte ich mich mit unter den Haufen und drängte mich in die Kapelle.

Ich blieb, nachdem die Zeremonie beendet und die Leiche in die Gruft hinab gesenkt war, bis fast zuletzt in der Kirche, ohne aber einen eigentlichen Zweck zu verfolgen, und suchte mit dem Auge den Marmorstein, von dem der Graf Isalguir in seinem Tagebuche gesprochen; fand ihn aber nicht und wurde endlich von dem Kaplan mit neugierigen Blicken betrachtet und gefragt: was ich hier wünsche?

Ich that, als überhörte ich die Frage und sagte, um doch nur etwas zu sagen: „Der Baron war wohl schon sehr alt?"

„Alt?" — wiederholte der Geistliche — „wie verstehen Sie das? zum Sterben war er doch ganz gewiß noch sehr jung, denn er hatte noch nicht das zwanzigste Jahr zurückgelegt."

„Zwanzig Jahr?" — fragte ich, und es war mir in diesem Augenblick, als wälze sich ein Zentnergewicht mir von der Brust, „zwanzig Jahr? so war es wohl ein Sohn des Herrn von St. Etienne, des Besitzers dieser Güter?"

„Ja wohl!" antwortete der Abbe, „der dritte und letzte Sohn, den er begraben hat; er steht nun allein, ganz allein da, der arme Herr, denn auch die Tochter ging ihm voran in die Gruft."

Mechanisch folgte ich ihm aus der Kapelle in seine Wohnung, obgleich er mich nicht nöthigte, und erst wie wir beide im Zimmer standen, bis wohin uns das Gespräch geführt hatte, fiel mir meine Indiskretion ein; ehe ich aber noch um Vergebung bitten und mich zurückziehen konnte, trat ein Kammerdiener des Barons ein und bat den Kaplan, sogleich zu Monseigneur zu kommen.

Er fragte nun, wer ich sei? und beurlaubte sich, dem Kranken Trost zu bringen. Kaum war ich aber im Gasthofe, als derselbe Kammerdiener mich Namens des Barons ersuchte, meine Wohnung im herrschaftlichen Schlosse zu nehmen. Ich bedachte mich nicht lange,

da dies eine Gelegenheit sein könne, etwas zu erfahren und folgte der Einladung, nachdem ich mit meinem Freunde verabredet hatte, daß er sich von weitem nach dem alten Sakristan und dessen Sohn erkundigen und mit diesen wieder Unterhandlungen anknüpfen solle.

Ich wurde im Schlosse von einem Kastellan empfangen, auf's Beste bewirthet und dann gebeten, am andern Tage den Baron zu besuchen, da er heute zu aufgeregt und zu unwohl sei, Jemanden anders wie den Abbe zu sprechen. Bevor ich aber in das mir angewiesene Schlafzimmer ging, hatte ich noch das Vergnügen, den Geistlichen zu sehen, der sich die Thränen aus den Augen wischte, wie er zu mir ins Zimmer trat und den armen Baron innig bemitleidete, der das Schrecklichste im Leben erfahren.

„Ich werde auch diese Nacht im Schlosse bleiben" — sagte er — Monseigneur wünscht es, und wenn es Ihnen genehm ist, schlafen wir zusammen und plaudern noch ein wenig." — Ich gab ihm meine Freude darüber zu erkennen, legte mich in die eine Ecke des gewaltigen Saales in eine ungeheure Himmelbettstelle, während er die andere als sein Quartier bezog und sprach mit ihm, bis Mitternacht lange vorüber war.

Im Traume kam mir Alles noch ein Mal vor, was ich den Tag gesehen und gehört hatte, ich begleitete den Leichenzug bis an die Gruft; ich war in der geheimnißvollen Kapelle; grub bei der Marmorplatte; hörte mit dem Grafen Isalguir den entsetzlichen Seufzer; dachte mir seinen Schauer, wie die eiskalte Hand ihm übers Gesicht gefahren war; und schrie plötzlich und unwillkührlich laut auf, denn auch ich fühlte mich in diesem Augenblick von einer feuchten, eisigen Hand berührt, die mir das Blut fast in den Adern gerinnen machte. Ich fuhr mir übers Gesicht und richtete mich auf, — es war kein Traum gewesen; eine hohe geisterhafte Gestalt stand vor meinem Bette, und die helle Sternennacht zeigte mir gerade so viel, als nöthig war, meine Sinne und Geister zu verwirren, und den Schreck bis in die kleinsten Theile meines Körpers und meiner Seele lähmend zu verbreiten.

Ich hatte im Leben viel über Erscheinungen gesprochen, und nicht selten im Kreise vertrauter Freunde darüber gewitzelt, und andere mit ihrer Furcht lächerlich gemacht; jetzt fiel mir das Alles schwer aufs Gewissen, und ich fühlte, daß es Vorwitz sei, sich in die Gesellschaft der Gespenster zu drängen.

Etwa drei Minuten ſtand ich eine wahre Todesangſt aus, und wagte es kaum, den Blick zu dem Leichengeſichte des Geiſtes zu erheben, da wurde ich plötzlich auf die überraſchendſte Weiſe aus meiner Furcht geriſſen, und ſchämte mich noch lange davor, denn die Erſcheinung fing nun an zu ſprechen, und es hielt nicht ſchwer aus dem Zuſammenhange den Schluß zu ziehen, daß der alte Herr von St. Etienne in Perſon vor mir ſtehe.

„Habe ich Sie erſchreckt, Abbe, ſagte er mit ſonderbar ergreifender Stimme zu mir — den er für den Geiſtlichen in der andern Bettſtelle hielt, — „das thut mir leid; aber was kann Ihr Schreck, Ihr Gefühl gegen das ſein, was ich täglich und ſtündlich empfinden muß. Ich halte es nicht mehr aus in meiner Kammer; zu Füßen des Bettes ſteht die Eine, am obtren Ende die Andere, beide gleich ſtrenge, gleich ſchrecklich. — Rücken ſie mehr nach der Wand, ich werde mich zu Ihnen legen; vielleicht wird dann mein Blut wieder erwärmen, das mir ſchon zu Eis erſtarrt iſt. — O Abbe! ich bin ſehr, ſehr unglücklich.“

So unangenehm mir auch dieſe eiſige Nachbarſchaft war, ſo konnte ich doch kein Wort über die Lippen bringen, rückte, wie er es gebeten hatte, dicht an die Wand, und fühlte ihn zu meinem Entſetzen bald neben mir liegen, wo er ſich ſo dicht und feſt an mich anſchmiegte, daß mir der Athem faſt verging.

„Sie kennen mein furchtbares Geſchick Abbe“ — fuhr er dann fort — „Ich habe es Ihnen in der Beichte vertraut. Sie haben geſchwiegen, und der Erſcheinung eine andere Tendenz gegeben; ich danke Ihnen dafür; aber jetzt entbinde ich Sie Ihres Eides; ſchreiben Sie die Geſchichte als warnendes Beiſpiel nieder, und laſſen Sie ſie fortpflanzen auf ſpäte Generationen. Sie wiſſen ſelbſt, wie ich meine Gattin Anfangs liebte, und wie Schönheit und Tugend ſie vor allen Frauen Frankreichs ſchmückten. Sie wiſſen, wie ich Scheuſal dieſem Engel untreu werden konnte, und den Grund zu Groll und Mißmuth in ihren ſonſt ſo reinen Buſen legte, wie ich ſie durch meine ſinnliche Neigung zu jener Luitgarde aufs Aeußerſte trieb, wie endlich der Zorn ſich ihrer ſanften Seele bemeiſterte und ein Anfall von Wahnſinn ſie zur Mörderin meiner Konkubine machen wollte. Sie wiſſen, daß ich aufgehetzt von jener Schlange, ihr den Gifttrank miſchte, und ihn ihr ſelbſt und gefühllos reichte. Es iſt wahr, ſie hatte mir das Leben verbittert, aber doch nur aus Liebe, aus glühender Liebe zu mir und aus

Eifersucht. Wie sie den Schlaftrunk für die Ewigkeit getrunken hatte, jammerte es mich, sie ohne den Genuß des Abendmahls aus der Welt zu schicken, ich sagte ihr deßhalb: „Du wirst nicht lebend aus diesem Zimmer gehn, Rosa! denke an Dein Seelenheil! Starr sah sie mich an, wild rollten ihre Augen, dann kniete sie nieder, faltete die Hände und sagte: „Wohl! so will ich dann noch einen Wunsch in diesem Leben aussprechen, und Gott wird ihn gewiß als den letzten und heiligsten meines sterbenden Busens erfüllen. Ich mochte und konnte nicht ohne Dich hier auf Erden wandeln; ich mag auch ohne Dich keine Ruhe im Grabe haben; mir selbst zur Strafe will ich bei Tag und Nacht, wie ein Unglück weissagender Schatten umherirren, will Dich indeß in Deinen Freuden und Genüssen nicht stören, und Dir nur unsichtbar erscheinen. Meine Kinder will ich aber warnen, und Rosa soll nie einem Manne angehören, der sie doch nur betrügen und verlassen wird; ich will sie, wenn die Versuchung sich ihr nahen sollte, wie ein schützender Genius umschweben, und endlich, wenn sie eingesehen hat, daß das wahre Glück ihr hier im Leben nicht erblühen wird, sie zu mir hinüber heben in eine bessere Welt. So oft es mir von der höchsten Macht vergönnt sein wird, werde ich mich ihr sichtbar nahen, um sie an meinen Anblick zu gewöhnen. Das Haus der St. Etienne soll aber erlöschen, um den Frevel ihrer Eltern nicht auf Nachkommen fortzupflanzen. — Du —! mögest Du so glücklich sein, wie es Dir möglich sein kann; mögest Du vergessen können, wie Du meine namenlose Liebe, meine Treue gegen dich lohntest; ich werde Dich niemals beunruhigen, und, wo ich kann, für Deine Freuden wachen. Lasse mich in der Kapelle, tief unter der Erde, begraben, und Rosa, wenn sie stirbt, neben mich liegen. Lebe wohl — ja, ja, ich komme! ich verstehe Dich!" —

Und mit der Kraft des Jünglings erhob er sich von meiner Seite und machte ein Paar Schritte vorwärts; es schien mir wirklich, als ob ein glänzender Schimmer wie der leise Hauch einer unsichtbaren höhern Macht das Zimmer erfüllte; da stürzte der Baron zu Boden, und jener Schimmer war verschwunden. Ich sprang schnell auf und wollte dem Kranken zu Hülfe kommen, aber — o Himmel! er war todt. —

In diesem Augenblicke erwachte der Abbe und erschrak nicht wenig, den Schloßherrn als Leiche in unserer Stube zu finden; noch mehr erstaunte er aber, wie ich ihm später, als die Kammerdiener

Licht gebracht, und den Todten auf sein Bett geschafft hatten, Alles erzählte, was in der Nacht vorgefallen war.

Er hatte schon mehrere Nächte bei dem Baron wachen müssen, deßhalb war sein Schlaf heute so fest gewesen; dem schrieb er es zu, nicht früher erwacht zu sein. — „Gott sei seiner Seele gnädig!" — sagte er dann, — „er hatte viel verschuldet, aber auch viel gebüßt, und unser Vater im Himmel ist gerecht!" —

Ich blieb bis zur Beerdigung da, und konnte der Begierde nicht widerstehen, die beiden Särge der Frau und Fräulein von St. Etienne öffnen zu lassen. Die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter war zum Erstaunen (der Baron hatte beide einbalsamiren lassen, daß sich die Züge erhalten hatten), und sonderbar ergriffen verließ ich Languedoc. Das sanfte blaße Gesicht der schönen jungen Frau werde ich aber nie, nie vergessen. — —

Um Cröff lagern die schönsten Weinberge, von denen einige sogar dem Pisporter in der Güte gleich kommen. Je weiter man den Strom aufwärts verfolgt, desto schöner und anmuthiger wird die Gegend, und zwischen freundlichen Ortschaften, die unwillkührlich gewiß in der Brust so manches Reisenden den Wunsch rege machen, hier eine Zeit lang heimisch sein und von den Geschäften der großen Welt ausruhen zu können, sieht man die üppigsten Weinberge, herrliche Fruchtfelder und Obstbäume hervorschimmern, zu denen das Wasser des Stromes ein unendlich liebliches Naturbild gewährt.

Ohne welthistorische Bedeutung lassen uns die Dörfer Kinnheim am linken, Kindel, Lessenich und Erden auf der rechten Seite, bei sich vorüber, als man, wie schon vorbemerkt, die herrliche Lage dieser Orte so wie die ganze Gegend bewundern wird. Mit Erden schließt das Cröfferreich, und jetzt nimmt auch das Thal wieder einen andern Charakter an. Die Formen des linken Ufers werden pitoresker; regellose Felsblöcke überheben sich über den Weinbergen und bilden namentlich kurz vor Uerzig die eben so malerisch als einzig gelegene Michaelsley, einen Thurm, von der Natur zum Theil ganz im Felsen ausgehölt, von Menschenhand vervollständigt, daß er eine kleine Veste, ein Gefängniß oder dergleichen etwas sein sollte. Die meisten Reisebeschreibungen schildern das, was der Felsen, Michaelsley oder Urley gewesen und den Zweck, wozu er gedient haben sollte, anders. Herr von Stramberg giebt, Alle widerlegend, nach einer ältern Uebersetzung, die in dem Register der Frühmesserei zu Lösenich befindlich, mit Bezug

auf die Leidensgeschichte des Heil. Konrad oder Kuno, wie sie von einem gleichzeitigen Mönche des Klosters Tholei, dem Theoderich entworfen hier wie folgt:

„Der gesegnete Marthr Konrad, etliche nennen ihn Kuno, ist," so schreibt Theoderich, „aus einem adlichen Geschlecht in Schwaben, „zu Pfulingen, im Wirtembergischen Herzogthum, etwa 4 Meilen von „Tübingen, geboren: sein Vater wurde Eylolphus, und seine Mutter „Azecha genannt; es waren beyde der weltlichen Würde nach nicht „die geringste, dabey sehr reich. Wie wenig sie aber ihr Reichthum „geachtet, und wie fromm sie gewesen, ist leicht zu ermessen aus dem „daß sie ihr Söhnlein nicht zum Spielen, Fechten und Reuten, nicht „zum Springen und Tanzen gewöhnt, sondern sie haben denselben zu „Haus in der Ehrbarkeit und unter der Furcht Gottes erzogen, gleich„sam aus Eingebung Gottes, weilen er einsmals würde Geistlich und „Erzbischof werden, und als er in Jahren sammt den Tugenden zu„nahme, übergaben sie ihn einigen gelehrten Männern, welche ihn in „allerhand auferbaulichen Wissenschaften unterwiesen. Ihn hat die „Gnad Gottes dermaßen weis gemacht, das von ihm nicht konnte „gesagt werden jenes, wo ist ein Schreiber, wo ein Weltweiser, wo „ein Weltmann? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thor„heit gemacht? sondern er ist einer aus jenen geworden, von welchen „der Apostel spricht, Rom. 16: Ich will zwar, daß ihr verständig seyd „im Guten, aber einfältig im Bösen. Demnach er zum reifen Alter „gelang, und seiner selbst Herr geworden, hat er sich um mehreres „studiren, und anderer Ursachen halber nach Cöllen begeben, allwo „der H. Anno Ertzbischof, sein nächster Anverwandter war, welcher „sich seiner freundlich angenommen, und ihm zu allem Guten beför„derlich gewesen. Weilen er vernommen hatte des Conrads Gelehrt„heit und tugendsamen Wandel, ist er ihm verhülflich gewesen, daß „er im hohen Domstift zu Cöllen wurde aufgenommen und aufgeschwo„ren; und als er das erforderte Alter erreichet, sich im Geistlichen ehr„lich verhalten, und sich im Gottesdienst emsig und andächtig geübet „hatte, hat der H. Erzbischof ihn für würdig gehalten, höher zu stei„gen, und hat ihn zum Priester geweihet: hernach auf sein Wohlver„halten erhöhete er ihn, und machte ihn zum Domprobst. Wie sorg„fältig, wie auferbaulich und wie heilig er solche Würde vor Gott „und vor der Welt verrichtet habe, bezeugen so viele noch Lebende, „als ihn gekannt haben.

Berncastel.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Unterdessen segnete dieses zeitliche Kaiser Henricus III. und hin-
„terließe sein Söhnlein, Henricum IV., welchen seine Mutter Agnes,
„die Kaiserin, um ihn wohl zu erziehen, dem H. Anno Fürstbischofe
„übergeben, als einem heiligen, hochverständigen und auch des Hof-
„lebens erfahrnen Herren. Dieser nahm den Jüngling, und als er in
„den freien Künsten genugsam unterrichtet, unterwiese er ihn auch in
„den göttlichen Dingen und in den aufrechten Tugenden, und erzoge
„ihn ehrbarlich und höflich, als wie sich einem königlichen Prinzen ge-
„ziemet. Unter dieser Hofmeisters-Begebenheit beobachtete er unter-
„weilen zumalen die Reichsgeschäfte, und wo es die Noth erforderte,
„gabe er dem jungen Herren guten Rath, weilen geschrieben stehet:
„es wird dem Lehrmeister zugemessen, was von seinen Jünger gefehlt
„wird. Daher besorgte er sich allerseits, damit nichts wieder das ge-
„meine Wesen mißhandelt würde. Weilen ihm auch wohl bekannt war
„des Weisen Mannes, Sap. 1: Liebet die Gerechtigkeit, die ihr richtet
„die Welt, daher beflisse sich der H. Ertzbischof, auf das jedem sein
„Recht widerfahre. Er pflegte dem jungen Herrn auch einzurathen,
„wie das er zu Kirchendienern, als Bischof und dergleichen, allezeit
„fromme und verständige Männer ernennen sollte, wie geschrieben ste-
„het, Sap. 6: die Menge der weisen Männer ist die Gesundheit der
„Welt.

„Es geschah aber, daß die Stadt Trier, ihres Ertzbischofen be-
„raubt, nach einem andern trachtete, und wie sie ihre Sache vor
„den kaiserlichen Hof angebracht, wurde daselbst für rathsam befunden,
„den seligen Konrad, Domprobsten zu Cöllen, auf den erledigten Stuhl
„zu erheben. Es wurde der selige Konrad, ehender ein Martyr, als
„ein Bischof, herbeigebracht, ihme die bischöfliche Würde angetragen,
„und seine Einwilligung darzu erfordert, und weilen er glaubte, daß
„es der göttliche Willen also seye, verwilligte er sich darein, nahm
„von der königlichen Hand die bischöflichen Waffen, als Stab und
„Ring, die bischöfliche Weihe aber wurde verschoben. Demnach wurde
„kaiserlicher Seits dem Bischof zu Speier anbefohlen, den neubenamb-
„sten Trierischen Ertzbischof Conradum nach Trier zu begleiten, und
„ihn daselbst im Namen des Kaisers einzustalliren. Mittlerzeit hat sich
„die Stadt Trier, ob sie schon bishero von Gott mit den heiligsten
„und allerfürnehmsten Bischofen begnadigt worden, dermaßen, daß
„dieselbige nicht unbillig das andere Rom genennet worden, vermöge
„ihrer Sünden zu diesen letzten Zeiten unwürdig gemacht eines solchen

„Bischofs, als wie es der Ausgang dieser Tragödie erweiset; dann als „die Stadt Trier die Bestellung dieses neuen Ertzbischofs vernommen, „und wie daß er schon im Anzuge begriffen seye, hat sich, anstatt ein „solches Ereigniß sich zu Nutze zu machen, vielmehr geflissentlich in „das Verderben sich gestürzet, und zugleich Ehr und Reputation ver„lohren. Denn es hat der Teufel, der von Anfang ein Mörder, die„jenige welche seines Gleichen waren, durch Wütherey seiner Bosheit „entzündet, es ihm nachzuthun, sie nemblich zum Todtschlag ihres „Bischofs aufgefordert.

„Es haben sich in dieses H. Konrads Marter fast etliche Sachen „zugetragen, als wie im Leiden und Marter unsers Herrn Jesu Christi; „dann gleichwie damalst der Juden hohe Priester und Schriftgelehrten „das ungelehrte und einfältige Volk anreizeten, den Welt-Heiland zu „tödten, also hier ingleichem, welches ein Schand ist zu melden, ha„ben einige Geistliche unterfangen, die Weltliche, welche sie hätten zur „Ruhe anweisen sollen, zur Bosheit anzureizen und im Uebel zu stär„ken. Sie riefen den Grafen Theodoricum, damaligen Stathalter, an, „diesem machten sie einen Muth durch vieles Einrathen, und viele „wahrscheinliche Erdichtungen, daß er beschloß, dem H. Manne das „Leben zu nehmen. Zu diesem Ende wurde hin und her ausgebreitet „der Bischof seye nicht erwählt, er seye nicht recht bestellet, er werde „wohl nimmermehr in seine Stadt einziehen, vielweniger daselbst ge„bieten. Die Boshaften verschworen sich zusammen, sie schmeichelten „dem Statthalter, gleichwie die Schriftgelehrten und hohe Priester „dem Pilato; er sey, hieß es, ein Beschützer der Stadt, dergleichen „dürfe er nicht dulden, der aufgedrungene Bischof müsse hinweg ge„räumt werden, damit werde er keine Sünde, sondern Gerechtigkeit „und rechtmäßige Vertheidigung üben, und sollte auch etwas hierin „gefehlet sein, so schreibe man es ihnen zu. Was beinahe in klaren „Worten hieß: sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Der „Graf, durch dergleichen Schmeichelreden und vorgespiegelte Gerechtig„keit eingenommen, ließ seine Kriegsknechte und die Bürgerschaft zu„sammenrufen, und zog aus zu nächtlicher Stunde, mit denen, die in „ihren Herzen Nacht und Finsterniß trugen, um dem Hirten entgegen „zu eilen, aber nicht in Gestalt frommer Schäflein, sondern als rei„ßende Wölfe.

„Als nun der selige Conradus mit dem speyerischen Bischof zu „Kyllburg (Bittburg hieß es den Bollandisten) etwa 4 Meilen von

„Trier, ankommen war, und zu Nachts ausruheten, morgens früh „sich aber wiederum auf die Reiß machen wollten (18. Mai 1066), „siehe, da war das Gasthaus mit Soldaten umgeben; die Bischöf „vermeynten, es werden Höflichkeiten seyn, sie nach Trier mit großer „Pracht zu begleiten, aber die Soldaten, gleichwie der Judas mit de„nen von den Hohen-Priestern geschickten Schergen, legten Gewalt an, „nahmen beyden Bischöfen alles ab, und ließen den speierischen Bi„schof nach Haus reisen, den seligen Konrad aber nahmen sie gefan„gen und führten ihn mit höchstem Schimpf und Spott auf ein Schloß, „so ober der Mosel liegt, Uerzig genannt, allda bewachten und be„wahrten sie ihn. Vierzehn Tag darnach (1. Junius) befahle der „gottlose und des christlichen Namens unwürdige Statthalter, den „frommen Mann aus dem Gefängnuß zu nehmen, demnach übergab „er ihn vier Bößwichten, um demselben allen Spott anzuthun, mit „Bedrohung, so fern sie ihm das Leben nehmen würden, ohne vor„hergehende greuliche Marter, so sollten sie in seine höchste Ungnade „fallen. Diese entbrannten in gottloser Lust, daß sie eine solche Ge„legenheit überkommen hatten, wider den Diener Gottes tyrannisch zu „verfahren, und ein ihrem Herren wohlgefälliges Werk zu verrichten; „diese dann, vom Teufel angetrieben, ergriffen den seligen Mann, und „führten ihn auf den Gipfel des nahen Berges, welcher so hoch, und „also gähe, daß einer, der davon herabfiele, nicht sowohl einem Tod„ten, als einem mit dem Rade gerissenen ähnlich sehen mußte.

„Da die Bösewichter das geduldige Lamm auf dem Gipfel des „Berges hatten, zogen sie ihm seine Kleider aus, bis auf das unterste, „verbanden ihm sein Angesicht, strickten ihm seine Hände auf den „Rücken zusammen und sprachen schimpflich zu ihm: schaue, wir wol„len hie erfahren, ob dich Gott zum Bischof hat erwählt, welches als„dann wird wahr gemacht werden, wann er dich von dieser Herab„stürzung gesund und unverletzt erhalten wird, da trugen sie keine „Scheu ob einem so ehrwürdigen Mann, und stürzten ihn herab; der „göttlichen Güte aber beliebte darzuthun, daß sie sich diesen erwählt „habe, daß aber die Trierischen dessen unwürdig seyen. Dann wie „er also unmenschlich herabgestürzet wurde, ist er nicht allein lebendig, „sondern auch am ganzen Leibe unverletzt geblieben: hieraus erhellete „handgreiflich, das Gott der Allmächtige seine Hand habe unterlegt, „und ihn gnädiglich erhalten, nichs desto weniger wurden die steinhar„ten Herzen hierdurch nicht bewegt, sondern führten ihn das zweyte-

„mal wieder hinauf, und sprachen zu ihm: nun lasset uns das zweyte„mal dieses versuchen, und stürzten ihn abermal hinab. Der gütige „Gott erhielt ihn wiederum. Diesem ungeachtet sagten sie, das drittemal „gilt es, aber dieses, zum drittenmal erwiesen, von Gott herrlich über„wiesen, und zum drittenmal unverletzt von Gott erhalten, gar wenig „die verstockte Blindheit dieser Bösewichter achtete, denen doch gesagt „worden: der Herr hat dich seinen Engeln befohlen, auf daß sie dich „auf ihren Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen „Stein verletzest. Eine Sünd auf die andere häufend, sprachen sie zu „ihm: du bist mit deinem Springen nicht wohl bestanden, unsere „Schwerter werden deines Fleisches Meister werden, zogen dahero von „Leder und hieben ihm zu ihrer völligen Verdamniß sein Haupt ab, „ao. 1066, den 1. Junius. Also hat dieser sehr heilige Mann, nach „überstandenem Hohn und Spott, geprüft durch Band und Kerker, „endlich durch das Schwerdt sein Leben dem Allmächtigen dargegeben. „Den todten Leichnamb haben die Henkersknecht auf freyem Feld, mit „Gebüsch und Dornen bedeckt, liegen lassen, und seynd nach ihrem „Herren geeilt, ihm so freudige Bottschaft zu überbringen, und als „der Statthalter fragte, wo der Bischof sey, antworteten sie, wir ha„ben ihm die Bischofsmütze aufgesetzt, er wird aber nicht nach Trier „kommen, noch den bischöflichen Thron besteigen. Also schimpflich re„deten sie von diesem H. Manne, sich nicht erinnernd jenes Tages, an „welchem sie vor Angst und Schmerz seufzen und jammern werden, spre„chend, das ist derjenige, welchen wir ehebevor verspottet und ver„höhnt haben, wir Unsinnige haben sein Leben für eine Thorheit ge„halten und sein End ohne Ehr: sehe nun wie er unter die Kinder „Gottes gestellet ist, und sein Glück unter den Heiligen. Der heilige „Leichnamb ist auf 40 Tage unbegraben, und von den wilden Thie„ren unbeschädigt verblieben, bis ihn endlich einige Benachbarte gefun„den, ihn heimlich hinweggeführt, und zu Lösenich (Lonseli) vor der „Kirchthür, so ehrlich, als sie vermögt, begraben. Was für ein hei„liger Mann dieser gewesen, erweisen die gar viele und große Miracu„len, so er nachmals gewirket hat."

Des ersten dieser Miraculen Zeuge und Diener wurde der Bischof Theoderich von Verdun. In demselben Jahre 1066 war Theodorich nach Neuville, an der Maas, unterhalb Verdun, gekommen, um daselbst des H. Apollinaris (23. Julius) Festtag durch ein Hochamt zu begehen. Während des Opfers wurde er durch ein Wesen beunruhigt,

welches einem Vogel gleich, den Altar umschwebte. Als er an das Gedächtniß der Verstorbenen kam, gedachte er zuvörderst des grausamen, an Konrad von Pfulingen verübten Mordes, von dem die Mähre bereits zu ihm gedrungen war, er vergoß um ihn die bittersten Zähren, und fiel sodann in eine Verzückung, daß keiner der Umstehenden ihm zu nahen wagte. Die heilige Handlung wurde beschlossen, und des Bischofs Casula fand sich, als er dieselbe ablegte, reichlich, in der Gegend der Brust, mit Blutstropfen besprengt. Alle staunten, aber fragen wollte keiner, bis der Bischof selbst thränenden Antlitzes erzählte, er habe einen Geist gesehen, der ohne Zweifel ihn mahnen sollen an jenen Spruch: „denn der Gerechte geht zu Grunde, und niemand wird dessen inne, wiewohl sein Andenken in Frieden ist.“ Dann die Schaaren seiner Getreuen und Diener versammelnd, verkündigte Theoderich, daß demjenigen unter ihnen, der den kürzlich Erschlagenen, die Stelle, wo dessen Leichnam hingebracht worden, auffinden könne, seine Gnade niemals abgehen solle. Alle waren sogleich des Willens auf Kundschaft auszuziehen; einer, der schon mehr von der Angelegendeit gehört hatte, sagte zu dem Herren: „so vieler Leute „bedarf es nicht, der fromme Dulder ist in einem Dorfe fern von hier „begraben, das Dorf kenne ich und den Weg, der dahin führt, je„doch ist mir des Grabes Stelle gänzlich unbekannt. Aber derjenige, „der dir diese Sorge übertrug, der dich jenen verklärten Geist, wie du „uns erzählt, in der Gestalt eines Vogels erblicken ließ, dieser wird „auch uns ein Zeichen geben, wodurch wir des Geistes sterbliche Hülle „auffinden können.“ In so weit belehrt, empfand Theoderich lebhaft den Wunsch, den zu hebenden Schatz seiner Kirche zuzuwenden, das aber allzu schwierig findend in Erwägung der weiten Entfernung, beschränkte er sich darauf, einen Ort zu ermitteln, der würdig der Aufnahme eines so theuern Pfandes. Seine Wahl fiel auf das Kloster Tholei, bei St. Wendel, dahin sendet Theoderich Boten, den Abt aufzufordern, daß er sich alsbald nach dem Dorfe Lösenich begebe, um den daselbst beerdigten Heiligen zu erheben. Gern gehorchte Abbo, so hieß jener Abt, und von seinen Brüdern begleitet, begiebt er sich auf den Weg. Es traf aber zugleich mit ihm in Lösenich ein der Bischof Theoderich und dessen reisiges Gefolge, und das war gut. Denn die Einwohner, in der Furcht des tyrannischen Grafen Theoderich, wollten von dem ganzen Hergange nichts wissen, viel weniger, daß ein Fremdling bei ihnen sey zu Grabe gelegt worden; in stumpfer Fühllo-

sigkeit hatten sie alle die Zeichen und Wunder gesehen, die sich ereignet in den zwölf Tagen, daß Konrads Leichnam bei ihnen verweilte. So mußte denn, weil keiner der verstockten Bauern einen Wegweiser abgeben wollte, Bischof Theoderich nochmals seine Sehergabe bethätigen, das Grab wurde gefunden und seines kostbaren Inhaltes beraubt, nicht zwar ohne Widerstand und ohne derbe Hiebe für die Bauern. Also wurde dieses verborgene Licht unter dem Scheffel weggenommen, und aufgesetzt auf den Leuchter jener Kirche, wo es bis jetzt mit hellem Glanze leuchtet denjenigen, welche das Haus des Herrn besuchen. Ein Sarkophag bezeichnet in Tholei die Ruhestätte des H. Martyrers, gleichwie sein Priesterrock, den man noch zu Ende des 16. Jahrhunderts in Meerscheidt verwahrte, Zeugniß gab, daß der Triumphzug, der von Lösenich nach Tholei ging, sein erstes Nachtlager in Merscheidt genommen habe.

So viel die Mörder betrifft, so wurde dem einzigen Volkard die Gnade, daß er auf einem schmerzlichen Krankenlager die Größe seiner Missethat erkennen und bereuen durfte. Als seine Reue vollständig, erbarmte sich seiner der Herr, und schenkte ihm die vorige Gesundheit wieder, worauf Volkard in schuldiger Danksagung sich zu einer jährlichen Zinszahlung nach Tholei verpflichtete. Später einst von Feinden ergriffen und in Bande geschlagen, erhielt Volkard, nachdem er St. Konrads Namen angerufen, alsbald die Freiheit wieder. Der Graf Theoderich, der vieles gehört von den Wundern, so sich an dem Grabe des Märtyrers ereigneten, wollte, von halber Reue ergriffen, seine Andacht in Tholei verrichten, nie aber, so oft er es auch versuchte, wurde es ihm möglich, die Kirche zu betreten, eine unsichtbare Hand wehrte ihm den Eingang. In der Verzweiflung nahm er das Kreuz, aber das Schiff, so ihn nach Syrien tragen sollte, verunglückte in einem heftigen Sturme, und 116 Menschen, den Grafen an der Spitze, mußten ertrinken (17. Febr. 1073). Von den drei andern Mördern des H. Konrad heißt es, sie seyen durch verschiedene Strafen, und auf höchst auffallende Weise, aus der Welt abgerufen worden.

Auch die Burg, die in ihren düstern Mauern den Märtyrer aufgenommen hatte, versank in Schutt und Graus, und viele Jahre vergiengen, bevor Wirich von Daun, aus der Obersteiner Linie, ihren Wiederaufbau versuchen durfte (um 1246). Wirich hatte früher von seiner Burg Osthofen aus den ganzen Wormsgau durch Raubzüge be-

beunruhigt, von dort ausgetrieben durch den Bischof Adolf von Worms, meinte er, sein Gewerbe an der Mosel fortzusetzen. Allein der trierische Erzbischof Arnold II. überfiel das Nest, zerstörte Mauern und Thurm und führte die Burgmänner in die Gefangenschaft. Der natürlichen Festigkeit konnte er die Ley nicht berauben, und bald erhob sich auf derselben Stelle ein neuer burglicher Bau, jetzt zwar nicht mehr bestimmt, trierische Unterthanen zu beschädigen, sondern ein zweifaches Geschlecht von trierischen Burgmännern zu beherbergen. Denn diese Urley, so klein und unbedeutend sie uns erscheint, wurde das Stammhaus von wenigstens zwei ritterlichen Familien, die sicherlich in diesem Thurme nicht so bequem wohnten, als jetzt der ärmlichste Bauer unter seinem Strohdache wohnt.

Auf die Urley folgt, ebenfalls auf der linken Uferseite, der Mönchshof, früher Eigenthum der Abtei Himmerod, und gleich darauf das sehr große Kirchdorf Uerzig. Die Kirche in Uerzig ist dem heiligen Maternus geweiht und gehörte früher zu dem Patronate der Herren zu Felzberg. Die Lage von Uerzig ist so, daß man hier ganz vorzüglichen, aber auch mittleren und ganz geringen Wein hat. Zu der vorzüglichen Sorte gehört der Krankenley, den man für den beßten Wein der Mosel hält.

Auf dem Wege von Uerzig nach Wittlich sieht man einige Stunden von dieser Stadt einen zuckerhutförmigen Bergkegel, auf dem der Raubgraf Wilhelm von Luxemburg ein Schloß erbaute und die trierische Kirche durch die schlechtesten und ausstudirtesten Räubereien beunruhigte, bis der Erzbischof im Jahre 1127 das Raubnest zerstörte.

Später wurde hier eine neue Burg (Neuerburg) aufgeführt, die jetzt aber auch schon längst zur Ruine geworden und Nichts als einiges Gerölle und abgebrochenes Gemäuer zurückgelassen hat. Den Berg selbst sieht man indeß viele Stunden weit und betrachtet ihn gewiß noch heute mit lebhaftem Interesse.

In Uerzig finden Reisende, die von oben herab kommen und nach dem Bade Bertrich wollen, bei dem Gastwirth Sellbam eine stete Gelegenheit.

Die Mosel hat hier den größten nördlich ausspringenden Bogen bezeichnet, und geht nun in weiten Bogen bis Berncastel ganz nach der entgegengesetzten Richtung.

Eine auffallende Erscheinung war das freundlich gelegene Dorf Rachtig, gerade im Bogen, auf der rechten Stromseite ein halbes

Stündchen von Uerzig entfernt, das, rings um von trierischen Ortschaften umgeben, ganz allein kölnischer Landeshoheit unterworfen war. Der heil. Kunibert soll nämlich sein väterliches Erbgut Rachtig, Zeltingen und Rhense der kölnischen Kirche zugewendet haben, welcher er als Bischof von 622–654 vorstand. Rachtig ist ein Ort mittlerer Größe mit 500 Einw.

Kaum eine halbe Stunde stromaufwärts breitet sich der schöne und große Flecken Zeltingen mit 180 Häusern und mehr als 1500 Seelen längs der Mosel in mehr als Viertelstunden langen Ausdehnung hin, und gewährt sowohl durch ein freundliches Aeußere an sich, als durch den Ruf seines ausgezeichneten Weines, ein erhöhtes Interesse. Die Weinlese ist hier so ergiebig, daß man in einem Mitteljahr 1100 bis 1400 Fuder rechnet. Oberhalb Zeltingen liegt die Burgruine auf einem vorspringenden Felsen sehr malerisch, Sie war früher dem Grafen Johann von Sponheim verpfändet, bis sie 1361 an den Erzbischof Wilhelm von Köln kam.

Man erzählt sich bei Lorch an der Grenze des Rheingaues eine Geschichte, in die ein junger tapferer Ritter, Ruthelm, der hier auf der Burg Zeltingen bei seiner Mutter Bruder, dem Grafen von Sponheim, seine Jugendzeit verlebte, mit verflochten ist. Ruthelm zog nämlich gegen die Ungarn zu Felde, nnd nahm, als er heimkehrte, von seinem väterlichen Erbe am Rheine Besitz. Die Sage heißt: die Teufelsleiter und heißt:

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaus, sieht man noch die wenigen Uberreste einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An seiner Pforte klopfte einst, in stürmischer Nacht, ein kleines, altes Männlein, und bat um Herberge. Der Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. Das will ich dir gedenken, brummte das Männlein in seinen grauen Bart, und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter, als aber des andern Tages zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgends zu finden. Man schickte Boten aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde einzog, erzählte: Er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben, am Fuß des jähen, unzugänglichen Kedrichs, Blumen gebrochen. Da seien plötzlich einige kleine, graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie

bei den Armen ergriffen und wären mit ihr den steilen Berg so behende hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und segnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen, und gar leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als streckte sie ihre Hände nach ihm aus. — Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen Werkzeuge herbei zu holen, und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herab flog, der alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch.

Herr Sibo wendete Alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreien. Er that mancherlei Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate verstrichen, und des armen Vaters einziger Trost war die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe, denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und herabschauen.

Wirklich ließen es auch die Gnomen dem Mägdlein an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Krystallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbänder von Korallen und andern Schmuck, und suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mährchen aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar hold gegen sie, und raunte ihr oft ins Ohr: Getrost, Goldkind, ich sammle Dir einen Brautschatz, so wie ihn keine Königstochter bekömmt.

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wieder zu sehen. Da kam Ruthelm, ein junger tapferer Rittersmann, aus dem Ungarlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schick-

sal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in seiner Seele der Gedanke, sie zu befreien. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben. — Sibo drückte ihm die Hand und sagte: Ich bin reich und habe nur dieses einzige Kind. Wirst Du sie mir wieder bringen, so magst Du sie als Gattin heimführen.

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Berges auszuspähen. Aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er, in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurück nehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete: „Nicht wahr, Herr Ritter, Ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegetochter, und wenn Ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft Ihr sie nur abholen.“ — Ein Mann, ein Wort, entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. „Ich bin gegen Euch nur ein Zwerg,“ erwiederte dieser, „aber mein Wort ist ein Riese. Die Jungfrau überlaß ich Euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin Euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mägdlein dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand und züchtigem Wesen.“ — Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend ins Gebüsch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Besten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg und murmelte dann, halblaut, vor sich hin: Ja, wer nur Flügel hätte, die First zu erschweben!

„'S geht wohl auch ohne Flügel,“ sagte jetzt eine Stimme. Der Ritter sah sich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihm freundlich auf die Schulter klopfte. — „Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu Euch gesprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun seit vier Jahren dafür, und das Mägdlein hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie ist schön und fromm und mitleidig, und versagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe sie lieb gewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann sie zur Hausgenossin erkiese. Mein Bruder hat Euch sein Wort gegeben, und unser Wort brechen wir nie. Nehmt dieses silberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wisperthal. Dort findet Ihr einen abgebauten Schacht, an dessen Eingang eine Buche und eine

Tanne stehen, die in einander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich Euch schicke. Bittet ihn, Euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich, und so mögt' Ihr den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein, mit einem Grubenlicht in der Hand, aus der Tiefe kam und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, der Alte hieß ihn gutes Muths sein, und er möchte sich mit Tagesanbruch am Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche und pfiff dreimal und im Nu wimmelte das Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beim ersten Hahnenschrei eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erste, was sein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwischen wilden Rosen und würzigen Kräutern lag sie hingegossen, im süßen Schlummer. Unbeweglich stand der Ritter vor ihr und sein Auge sog sich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher sich einsogen in die Kelche der Blumen. Aber als sie nun erwachte und der Himmel ihrer blauen Augen sich vor ihm aufthat, da versank er im überströmenden Gefühl; er ließ sich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder und sagte, daß er gekommen sei, sie zu ihrem Vater zurückzubringen. — Garlinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mairegen.

Jetzt erschien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beim Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirn ein wenig, als er aber die Leiter erblickte und den Zusammenhang ahnete, lachte es laut auf und sagte: Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten

da an- und abgesponnen. Aber Wort ist Wort und bleibt Wort. Nimm sie, die Du suchst, und sei gastfreundlicher als ihr Vater. Doch allzu wohlfeil sollst Du die schöne Jungfrau auch nicht haben, darum gehst Du den Weg zurück, welchen Du gekommen bist; unserer Pflegtochter wollen wir's bequemer machen, wie billig. — Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen, Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteinertem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: Nimm, mein Kind! das ist der Mahlschatz, den ich für Dich gesammelt. Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, jeden Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen, und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter. —

Da wir jetzt aber einmal an den Rhein und zwar nach Lorch gerathen sind, so möge noch eine andere Sage von dort, dem Wisperthal, hier folgen, die manchen vielleicht belustigen dürfte:

Hinter Lorch liegt ein wildes einsames Thal mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehrern Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreisten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß und gelangten nach einer halben Stunde zu einer ungeheuren Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale, spitz zulaufende Fenster einge-

hauen, wie die Fenster eines Doms. Aus einem der Fenster schauten neben und übereinander drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes Bst zu, und diese sagten untereinander: Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf und ihnen die Zeit verkürzen. Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein und kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor die Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thür und öffnete sie. — Glanz von tausen Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. Seid uns willkommen, riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu und sagte: Ihr seid wohl gekommen, meine Töchter zu freien? Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr und einem jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben. — Da lachten die Mädchen noch mehr und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. — Nun so nehme sich ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimm. Zitternd ging jeder Jünglinge auf eins der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis an zu lachen und sagte: Ich will's Euch bequemer machen. Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, and sie entbrannten alle drei in verderblicher Gluth zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen, sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt Ihr aber

auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern ihre drei Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freier und holt die lieben Thierchen, die fromm sind und sich gern fangen lassen.

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel neben einander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen. — Staarmatz, sag' uns dein Räthsel, rief einer der Gesellen. — Der Staar flog herab ihm auf die Schulter und sagte:

Sprich, was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du siehst's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, sing dein Liedlein, rief der Zweite. — Der Rabe sang mit etwas heiserm Ton:

Einst ins Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer sein.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flattert und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte. — Elster, Elster, erzähl mir die Geschichte von deiner Großmutter, rief jetzt der Dritte. — Die Elster warf sich in die Brust und erzählte: Meine Großmutter war eine Elster und legte Eier und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch, — Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten über Hals und Kopf der Felsenburg zu — welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung und in drei Nischen standen drei Tische mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen und reichten die welken Hände zum Gruß. Ach, unsere lieben Freier, krähten sie, wie aus einem Munde und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinder zu schnattern und zu klappern an, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedchen und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. — Kurz es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verstehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm und führte ihn an einen der drei Tische und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie mit einander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwazten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp am Fuß einer wild zerrissenen Felsenwand und hatten Mühe auf die Beine zu kommen und sich ins Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte Bst, Bst herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied und der Staar sagte sein Räthsel und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: Guter Freund, kannst Du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen? — Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, so deut ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie wohl mancher schon bekommen

hat, die aber zum Glück, Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Tauben lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählt eine Geschichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen werden. — Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie wieder auf ein Bst zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte. (Schreiber.)

Zwischen Zeltingen und Rachtig auf der andern (linken Seite) der Mosel zieht sich das Gebirge etwas vom Strom zurück und bildet eine kleine Fläche, die man die Tafel nennt. An dem hintern Ende dieser Tafel, dem Berge angelehnt, erhebt sich, durch die deckenden Obstbäume, dem Auge des Vorüberfahrenden beinah verborgen, das ehemalige Kloster Machern, von dem die Sage behaupten will, es habe einst oberhalb Koblenz am Rheine, und zwar da wo man zwischen Horchheim und Nieder Lahnstein am Wege einen kleinen Heiligenstock gewahrt, gestanden, und eine Nonne wandle noch jetzt an heiligen Nächten dort, in einem Buche lesend, und betend; oft aber gehe es dort wüst zu, ein wilder kreischender Gesang erfülle die Luft und ein feuriges Rad komme von den Bergen herab und in den Strom gerollt. Die Glaubwürdigkeit dieser Sage nicht eben verbürgend, bemerken wir nur daß nach authentischen Schriften das Kloster da wo es heute steht von dem Probst zu St. Pauli bei Trier Rudolph von der Brücken im Jahre 1237 gestiftet, und mit Nonnen des Ordens von Cisterz besetzt worden. Erzbischof Arnold verleibte dem Kloster die Pfarrei Löf und die letzte Abtissin, Charlotte von L'atre de Feignies starb im Jahre 1804; und mit den beiden Schwestern von Schedt und Gräfenstein ist der ganze Convent 1836 erloschen. Hier im Kloster Machern ist im Jahre 1798 die Schwester Maria gestorben, die ein merkwürdiges Geschick zur Geliebten zweier Zwillingsbrüder gemacht hatte Die Erzählung ist wahr, da aber einer der Brüder jetzt noch lebt und der achtbaren Würden eine in den Rheinlanden bekleidet, so nehme ich Anstand seinen Namen zu nennen.

„Morgen sollst du meine Marie sehen," sagte August zu seinem Zwillingsbruder Joseph, „und du wirst selbst finden, daß ich dir nicht zu viel von ihr sagte, wenn ich dir das klare himmlische Auge, den wundervollen kleinen Mund mit den allerliebsten weißen Zähnen, den unendlichen Liebreiz im ganzen freundlichen Gesichtchen, das entzückende Lächeln, die Reinheit des unverdorbenen schuldlosen Herzen und —

Dusemont.

Rec. U.S. Schumacher. Chin.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

doch wozu dir das Alles jetzt wiederholen, du wirst sehen, wirst hören und mir gestehen müssen, daß ich dir noch lange nicht genug gesagt habe.

Herzlich umarmte ihn der liebende Bruder und wünschte ihm Glück zu der Wahl, die sein Leben verschönen, seine Tage verherrlichen sollte.

Ein angeborner Rang, verbunden mit andern Glücksgütern, gab den beiden Brüdern — die ihre Eltern bald nach der Geburt verloren hatten — das Recht, beliebig über ihre künftige Laufbahn zu verfügen, und sie konnten eben so gut von ihren Renten leben, wie eine nützliche Beschäftigung ergreifen. Beide verschmähten indeß, durch zufällige Vorzüge begünstigt, ein träges, zweckwidriges Dasein zu führen und der Schöpfung die Tage und Jahre — wie so manche andere mit großem Genusse — abzustehlen; und jeder bekleidete schon früh ein entsprechendes Staatsamt mit Umsicht und Würde.

Fünf und zwanzig Jahre alt, waren sie nicht nur äußerlich wohlgebildet und einander so sprechend ähnlich, daß man sie kaum zu unterscheiden vermochte, sondern auch freundlich und gütig gegen jedermann, fähig und kenntnißreich, talentvoll und liebenswürdig; und in allen ihren Manieren so völlig gleich und übereinstimmend, daß August, — als sie zu seiner Geliebten gehen wollten — plötzlich vor dem Bruder stehen blieb, ihn lächelnd betrachtete und dann sagte: „nimm dich nur in Acht, Joseph! wir liebten beide immer mit gleichem Feuer dasselbe, freueten uns über das, was den Andern auch erfreuete und wählten nie etwas anderes, als was jener schon gewählt hatte. Wenn jetzt? — Marie ist hübsch und schon Hunderte beneideten mein Glück, vielleicht, weil sie sich eben auch durch das liebliche Geschöpf angezogen fühlten, und du —"

Da unterbrach ihn Joseph in einer herzlichen Umarmung, bat ihn davon zu schweigen und ihm zu glauben, daß ihm seine Geliebte heilig und ehrwürdig sei, wie ein unantastbares Kleinod, wie fremdes, wenn auch unendlich theures Eigenthum; und trat dann mit ihm zugleich vor das blühende Mädchen.

Was der Bruder aber scherzhaft hingeworfen, traf nur zu ernsthaft und verderblich ein. Joseph durfte nur sehen, um mit Entsetzen zu fühlen, daß er recht gehabt und die Liebe sich nicht nach Vernunftschlüssen leiten lasse.

Er ging mit dem Vorsatze, nicht wieder zu kommen und doch konnte er der Einladung des Bruders am folgenden Tage nicht wie-

derstehen. So senkte sich ihm mit jedem Tage der Pfeil tiefer in den Busen, die Heiterkeit seiner Seele machte einer trüben Schwermuth Raum, er faßte hundertmal den Plan, der Gefahr zu entfliehen und — gab ihn eben so oft wieder auf.

Auch Marie sah ihn nicht gleichgültig an; war es die Aehnlichkeit mit August, oder war es eine geheime instinktartige Bestimmung, sie konnte den Geliebten nicht mehr ruhig, nicht mehr allein denken, immer und überall stand sein Schatten, sein zweites ich, sein Bruder neben ihm, und in ihren Träumen, in ihren Wünschen frevelte sie gegen den Schwur, den sie jenem gethan hatte. August sah den Kummer des Bruders, erkannte das Gefühl seiner Marie, und willigte dennoch nicht in die Abreise des Ersteren; ein tiefer Schmerz durchzuckte ihm den Busen, aber ein unerklärbares Etwas träufelte ihm Balsam in die Wunde und verwandelte den Schmerz in sanfte Wehmuth. Ohne zu wissen was er wolle, trat er einst zu seinem Bruder ins Zimmer sah ihn mit schmerzlichem Lächeln einige Augenblicke starr an, drückte ihm erschüttert die Hand und ging schnell hinaus an die Ufer des Stromes, und in dessen lautem Rauschen seine Empfindungen zu übertäuben. Aber auch Joseph blieb nicht ruhig bei dem erkannten Gefühl des geliebten Bruders; nur eine Minute überlegte er was er thun solle, dann sprang er auf und eilte zu Marien, ihr für ewig Lebewohl zu sagen.

Erbleicht hörte das wankende Mädchen seinen Entschluß, fühlte, das dies gut, daß es nothwendig sei und konnte doch das Herz der Vernunft nicht unterwerfen. Sie reichte ihm die Hand, um die er bat da blickte er ihr in's Auge und — es war ja die Scheidestunde, war die letzte, die einzige, die ihm in der Geliebten das Leben und die Seligkeit dieses Lebens gab; er vergaß seinen Schwur, vergaß den Bruder, vergaß die ganze Welt und sank der Jungfrau an die klopfende Brust, an das liebende Herz.

Eine Minute hielten sie sich umschlungen, aber gerade in dieser Minute öffnete August die Thüre des Zimmers, sah die beiden ihm so theuren Personen, die ihm den Dolch in die Brust stießen und trat dann schnell wieder zurück.

Ohne davon eine Ahnung zu haben, stürmte Joseph nach seiner Wohnung, nahm einige seiner Sachen und fuhr noch in derselben Stunde zum Thore hinaus.

Es mogten etwa zwei Jahre vergangen sein, als man in einer größeren Stadt der Mosel die feierliche Handlung der Einsegnung eines Laienbruders zum Priester begehen wollte, der eben aus einem fernen Universitätsorte gekommen, um dem Vaterlande nun sein Leben als Geistlicher zu widmen.

Die Kirche war festlich geschmückt, der Pfarrer, ein hoher Mann mit freundlichem aber blassem Gesicht, empfing neben einem Kaplan den frommen Laien und — sank seinem Bruder an die Brust.

„Und du bist nicht Marien's Gatte?"

„Ich? — Marien's Gatte? — als solchen glaubte ich dich zu finden."

„Mich? — So hast du nicht meinen Brief erhalten, in dem ich sie dir, nachdem ich Zeuge euerer Umarmung war, abtrat?" — Und nun erzählte ihm August, daß auch er in jenem Augenblicke, doch nach anderer Richtung hin, gegangen sei; ihm vorher aber geschrieben und ihm die Geliebte feierlich überlassen habe. Er hatte, wie jener sogleich den Vorsatz gefaßt, geistlich zu werden, war aber schneller zum Ziele gelangt und seit einigen Monaten Pfarrer.

Umsonst bat er ihn nun, von seiner Idee abzustehen und an der Seite seiner Marie der Welt zu bleiben. „Gönnt mir die Freude," euch als Ehegatten segnen zu können; laßt mich euren Freund, euren Bruder, euren —"

Weiter ließ Joseph ihn nicht reden, er verschloß ihm den Mund mit brennenden Küssen und zog ihn mit liebender Gewalt in die Kirche und vor den Altar, wo er in seine Hände das feierliche Gelübde der Entsagung ablegte.

Mit jedem Tage war Marie ernster und trüber geworden; die Rosen waren von den Wangen entflohen und das blühende Mädchen wankte dem düsteren Grabe zu. Da brachte ihr eine Freundin Nachricht von dem Leben und Stande der beiden Brüder, und einmal noch flammte das Lämpchen ihres Lebens einen Moment auf. Hin zu jenen, dort den Schleier der Ursulinerinnen nehmen und von ihrem August sich einsegnen lassen.

Die Prüfungszeit war für die Novize vorüber, aber die Kraft des Lebens, der Jugend auch gebrochen. Schwankend schritt sie zum Altare, und als die Ceremonie beendigt war und August, von unnennbaren Gefühle ergriffen, den Segen über die einstige Geliebte gesprochen hatte, sank sie ohnmächtig nieder.

Fromm und ernst gingen die Brüder Jahrzehnte Hand in Hand in ihrem Gedächtniß und im Dienste der Kirche zusammen durchs Leben und die allgemeine Achtung und Liebe begleitete ihren Wandel.

Zeltingen schräge gegenüber, etwas oberhalb, breitet sich der freundliche Pfarrort Wehlen mit 150 Häuser und 1000 Menschen längs der Mosel hinaus und liefert wie Zeltingen auch einen guten Wein.

Wehlen gegenüber liegt der Josephs- oder Martinshof, von wo aus sich die Gegend und namentlich das Dorf an dem andern Ufer vortrefflich ausnimmt.

Bald oberhalb dieses Hofes erscheint in einer ebenfalls recht anmuthigen Lage das große Dorf Graach mit circa 900 Seelen. Hinter dem, auf dem Bergrücken, die Franzosen in den Jahren 1795 den sogenannten Mont National angelegt hatten, damit er sie gegen die Oestreicher in Mainz und Ehrenbreitstein schütze, und überhaupt dem rechten Moselufer dadurch einige Stärke geben solle.

Nicht so schön und nicht so freundlich als andere Orte macht sich das Städtchen Berncastel eine halbe Stunde von Graach auf derselben Seite, und an der äußersten Spitze eines Bogens, den der Fluß hier beschreibt um nun die Richtung nach Trier, kleinere Bogen abgerechnet, unverändert zu verfolgen. Nur eine kurze Strecke längs des Ufers ziehen sich Häuser hin, wogegen der Haupttheil der Stadt rückwärts dem Gebirge zu liegt. Früher hatte der Ort Mauern mit Thore und Thürmen, die aber zum großen Theil verfallen sind. Die Häuser an der Mosel sind groß und schön und haben auf das gegenüberliegende Cues eine recht angenehme Aussicht. Die Stadt enthält an 2000 Einwohner und beinah 300 Häuser.

In dem obern Theil der Stadt, an der sogenannten Vorstadt, steht das ehemalige Kapuzinerkloster, 1655 auf besonderes Antreiben des Pater Sylvan von Bidburg und Pater von Köln mit Genehmigung Erzbischofs und Kurfürst's Philipp Christoph gestiftet. Der fromme Jakob Faber hatte schon zwei Jahre zuvor sein Haus für die Brüder gegeben, die die Kinder der Stadt zu unterrichten übernommen hatten. Aus der Schule wurde ein Gymnasium, und mindestens in den vier untern Klassen machte die Jugend Fortschritte. Jetzt besitzt die Stadtgemeinde das Kloster.

Auch ein Hospital zur Aufnahme verarmter Bürger und zur Beherbergung kranker Reisender ist in Berncastel und zwar an der Tiefenbach. Der wohlthätige Zweck dieses Instituts ist wohl in die Augen

springend, und verdient deshalb gewiß volle Anerkennung. Die längst in Trümmern liegende Burg, die man einst für die festeste am Strome hielt, ließ der Erzbischof Heinrich von Vinstingen 1279 aufs Neue befestigen und verschönen; sie erlangte aber ihre Vollkommenheit, als sie 1456 aus den Händen der Abtei Prüm wieder eingelöst und unmittelbar durch Burgmänner für die Kurfürsten in Besitz gehalten wurde. Erzbischof Balduin hielt hier drei Burgmänner, Heinrich Munditz, Friedrich von Kallenbach und Nikolaus von Kallenbach. Zehn Jahre später wurde dies auch Ritter Hugo von Stein. Eine diplomatische Erwähnung von Berncastel findet sich zuerst 1036, worin Adalbero, Probst von St. Paulin bei Trier der Abtei St. Mathias viele Dörfer opfert, um dadurch die Schuld des Hochmuths, die er auf sich geladen glaubte, zu versöhnen. Des Probstes Verwandte durch Verschwägerungen der Grafen von Bliescastel finden sich von 1136 an als Besitzer der Burg. 1280 aber kaufte sie Erzbischof Heinrich von Vinstingen, wodurch sie nunmehr der trierischen Kirche alleiniges Eigenthum wurde. Heinrichs Nachfolger, Boemund von Marsberg, schmückte sowohl das Schloß als die Burg Berncastel selbst aufs Geschmackvollste aus, und verschaffte dem Orte städtische Rechte, durch eine Begnadigung Kaiser Rudolph I. 1291.

Auch Berncastel und seine Burg litten im 30jährigen sowohl als in den folgenden Kriegen, welche Deutschland verheerten, außerordentlich, und oft war der Andrang der Truppen und die Last der Einquartirung hier so groß, daß ganze Häuser dadurch verwüstet wurden und ein trauriges Bild des Elends boten.

Die beiden Wendethürme, gleichfalls so wie die Burg eine Zierde der Stadt, wurden von dem französischen General Montal abgebrochen und zum Bau der Festung Montroyal verwendet.

Berncastel war früher der Hauptort eines Amtes, zu dem viele Dörfer gehörten, jetzt ist es Kreisstadt und Wohnort des Bürgermeisters für die nächsten Ortschaften. Vor dem 30jährigen Kriege wurde auch der Bergbau eines ergiebigen Bergwerks hier mit Erfolg betrieben, gerieth aber plötzlich ins Stocken und ruhte vielleicht an 100 Jahre, bis es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder aufgenommen und noch jetzt, wenn auch nicht mit dem Erfolge, den man zu wünschen und zu erwarten berechtigt sein dürfte, fortbetrieben. Es finden sich außer Eisenerzen hier Kupfer, Blei und Silber.

Herr von Stramberg giebt in seinem Werke über die Mosel von der 289sten bis 295sten Seite eine interessante Beschreibung über diesen Gegenstand:

Die erste Erhebung des Berncasteler Bergwerks wird wohl dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören. Es war die Zeit einer allgemeinen freudigen Bewegung. Neue Welten wurden entdeckt und Handelsstraßen aufgefunden für den Weltverkehr; jenes geistige Leben, welches in kurzer Zeit die wunderbarsten Bewegungen hervorbringen, das Reich der Wissenschaft bis in das Unendliche erweitern sollte, kündigte in tausendfacher Weise sein Erwachen an, und wie nichts mehr der menschlichen Spekulation zu hoch oder zu fern schien, so hatte auch der innerste Schooß der Erde für sie seine Schreckniſſe verloren. Die Periode von 1470—1550 muß, in Deutschland wenigstens, als das goldene Zeitalter des Bergbaues gelten. Die Schätze, welche die Fugger aus ihren Bergwerken in Tyrol und Elsaß erbeuteten, der goldne Regen, der sich in Strömen von den salzburgischen und kärnthnerischen Alpen ergoß, die abentheuerlichen Ergebnisse der sächsischen Reviere, die Erzählungen von dem Schneeberg, der solide Reichthum der schlesischen und böhmischen, wie der Harz-Bergwerke, übten unwiderstehliche Gewalt auf die Gemüther, und in den entlegensten Theilen von Deutschland erwachte die Sucht zu schürfen und die Schätze der Tiefe zu heben. Auch in dem Moselthale befinden sich der Stellen viele, die hierzu einladen konnten, und d. d. Worms, Montag nach Halbfasten 1494, verlieh der Kurfürst Johann von Baden das Bergwerk zu Berncastel und hinter Monzelfeld, insbesondere eine Grube zu Berncastel ober der Paffenmühle, auf dem Kamm, genannt St. Georgenberg, item die Grube hinter Monzelfeld bei Mankeumühle, genannt St. Stephansberg, item die Fundgrube in Wildersbach unter der Holzlei, genannt St. Niclasberg, alles zusammen in 20 Lehen getheilt, an Hans Sturmfelder, Rödeln Clesgin, Burger zu Berncastel, Gerlach Croppe von Kreuznach und Jakob Kastener von Kreuznach. Diese Gewerkschaft entwickelte eine große Thätigkeit, eine bedeutende Strecke wurde erforscht und auf mehrern Punkten mit Erfolg bearbeitet, und die Ausbeute allmählig so wichtig, daß Kurfürst Johann von Isenburg sich veranlaßt sah, am 3. Januar 1549, more Trev., in der Person des Emmerich Becker von Monzelfeld, einen ordentlichen Bergmeister zu bestellen. Zwölf Jahre später wurde dem Bergmeister ein Bergwerksschreiber hinzugefügt: „der (Nicolaus Ley) soll haben eines

iglichen Jars zu St. Johanns Baptisten Tag 12 Gulden, je 14 Albus Berncasteln werung und durch unsen Hofschneider ein unser Sommer Hofftuch." Dem Ansehen der verlassenen Gruben und Halden nach zu urtheilen, ist dieser schwunghafte Bergbau nicht nach und nach in Abgang, sondern durch ein plötzliches Ereigniß, Pestilenz oder Kriegsnoth, ins Stocken gerathen. Das Ereigniß, so hier wirkte, kann kaum ein anderes, als irgend eine Katastrophe des 30jährigen Krieges gewesen sein, und länger als ein Jahrhundert blieb das Revier verlassen.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts unternahmen die Brüder von Pidoll, Söhne eines französischen Offiziers, der sich die einzige Tochter des reichen Hüttenbesitzers von der Quint gefreit hatte, die Wiederaufnahme der verlassenen Werke, und erhielten zu dem Ende Gottfried und Hubert von Pidoll, am 20. November 1748, eine Konzession, die sich auf alle in dem Hochgerichte Berncastel vorfindliche Erze, das Gold allein ausgenommen, erstreckte. Mehrere der alten Gruben wurden aufs Neue belegt, bisher unbekannte Gänge aufgefunden, und es lohnte diesen Anstrengungen, vorzüglich in den 60er Jahren, eine nicht unbedeutende Ausbeute an Kupfer, Blei und Silber. Aufgemuntert hierdurch, scheinen die von Pidoll nicht ungeneigt gewesen zu sein, die sämmtlichen Werke der Alten wieder zu erheben, und wurde vornehmlich in dieser Absicht der Bericht vom 4. Dezember 1765 eingefordert. Laut desselben verdienen die folgenden Gruben mehr oder minder Berücksichtigung: „1) Gleich bei Monzelberg ein uraltes Bleibergwerk, der Katzenpfad genannt. Oben auf der Halde äußern sich noch schöne Bleierze. Ist von denen v. Pidoll nie betrieben worden. 2) Ohnweit Monzelfeld, in der Hintersbach, liegt das Kupferwerk, der Michaelisstollen. Dann und wann von denen von Pidoll betrieben. 3) Unter dem Michaelisstollen, noch in der Hintersbach, ein zweiter Kupfergang, der nur in alten Zeiten betrieben worden. 4) In den Wellesbacher Grund zwei Kupfergänge, auf deren einem in alten Zeiten die Kupfererze erschürft, ein Mehreres aber nicht getrieben worden. 5) In dem Wellesbacher Grund ein Stollen, von Alters angefangen, von Pidoll fortgesetzt, aber bald wieder verlassen. 6) Die Windschnur, gleich bei Monzelfeld; in den Halden findet sich Kupfer- und Bleierz. 7) Barbaraberg, bei Monzelfeld, ein alter Zug Halden (22) und zwei Stollen in der Mitte des Berges, so verbrochen; auf den Halden befinden sich allenthalben Kupfer- und Bleierze.

Von denen v. Pidoll nicht bearbeitet. 8) Am Blonder Berg, Bleierz. 9) Auf dem Hofberg über Berncastel ein Stollen, der aber mit den Halden zu Bruche liegt. In der Stollenhalde findet sich Bleierz. 10) In der Kautenbach, wo der Bach die Grenze gegen die sponheimische Herrschaft macht, befindet sich das Kupferwerk, welches von denen v. Pidoll, nach schweren, vergeblich auf die Gewältigung der Wässer gewendeten Kosten, verlassen worden ist. Gleich auf der andern Seite wird das schöne Trarbacher Kupferbergwerk betrieben; der Sage nach ist es eine Fortsetzung des Ganges, welcher von trierischer Seite in das sponheimische Territorium streicht. Die Benutzung des Baches war zwischen beiden Werken gemeinschaftlich. In der Kautenbach streichen noch die drei andern Gänge. 13) Das Bergwerk am Hommelsberg ist so alt, daß man kaum mehr die Halden erkennen mag. 14) Am Brügelsgraben, Bleierze; von denen v. Pidoll nicht erhoben. 15) Die Goldbach, oben am Hange des Bergs, auf trierischem Boden; in langen Jahren nicht betrieben. 16) Am Cueserberg, unweit der Mosel, in dem Abhange des Berges, drei über einander liegende Stollen; Blei- und Kupfererz."

Auch noch in den 90er Jahren wurde mit Lebhaftigkeit gebaut, insbesondere der große Moselstollen, mit einem Aufwande von 20,000 fl. durchgeführt. Laut Wochenberichtes vom 21. bis 27. September 1792 war damals der Helena- oder Barbaraberg mit 81, der Kaisersbrucher Stollen mit 4, der Wederather Stollen mit 6, die Kautenbach mit 105 anfahrenden Mann belegt. Es erfolgte aber die französische Invasion, die Gebrüder von Pidoll, der Geheimrath und der Weihbischof, der nachmalige Bischof von Mans, mußten emigriren, und es ist beinahe ein Wunder, daß in so trauriger Zeit die Arbeiten fortgesetzt werden konnten. Zufolge Berichtes vom 23. Frimaire Jahr 12 war der Helenaberg mit 35, die Kautenbach mit 21 Mann belegt. Der Geheimrath von Pidoll kehrte aus der Emigration zurück, aber er war ein Fremdling geworden in der Heimath; er fand ein neues Volk, eine neue Sprache, eine neue Gesetzgebung, und mit allen diesen Neuigkeiten wollte er sich nicht befassen. Darum schloß er mit Herrn Stöck, der in Berncastel ein ausgedehntes Geschäft betrieb, einen Pachtvertrag um das Bergwerk. Herr Stöck arbeitete mit Einsicht und Eifer, und in gleicher Weise setzt sein Sohn den Bergbau fort; es hat sich derselbe auch in den letzten Jahren bedeutend gehoben. Indessen ist Herr Stöck immer nur Pächter (sein Vertrag geht mit dem Jahre 1841 zu

Ende), ihm also auch nicht zuzumuthen, daß er sich auf weit aussehende, kostspielige Unternehmungen einlasse, und von der andern Seite können die Fräulein v. Pidoll, als des Vaters einzige Erbinnen, eben so wenig einem Geschäfte nachkommen, das vor andern Kenntnisse, Fleiß und Betriebs-Kapitalien in Anspruch nimmt. Im Interesse des Berncasteler Bergbaues, im Interesse des Vaterlandes, muß ich daher sehnlich wünschen, daß ein solcher schwankender Zustand beseitigt werde, daß entweder Herr Stöck das Eigenthum der Gruben erwerbe, oder eine Gewerkschaft sich bilde, die ausführe, was dem Fräulein v. Pidoll nimmermehr möglich. Nach der letzten, denselben am 21. März 1829 ertheilten Konzession, sind sie auf die Silber-, Kupfer- und Bleierzgänge angewiesen, in einem Felde, welches mit dem Namen Berncastel belegt worden, in dem Umfange der Gemeinden Berncastel, Graach und Monzelfeld; das ganze Feld hält 14 Quadrat-Kilometer 22 Hektaren, oder 3,248,132 preußische Q.-Lachter. Eine zweite Konzession, vom nämlichen Datum, überweiset ihnen die Braunstein-, Silber-, Blei- und Kupfererzgänge in einem Felde, welches mit dem Namen Wederath belegt worden, in einer Flächenausdehnung von 1 Quadrat-Kilometer 15 Hektaren, oder 262,683 preußischen Q.-Lachtern, in den Markungen der Gemeinden Longcamp und Wederath.

Um diesem Bergbau den ihm gebührenden Aufschwung zu geben, müssen der Kautenbacher Stollen und Inhaltes Feldort wieder aufgewältigt, b) die nördliche Grundfläche auf dem Barbaragang fortgetrieben, c) das südliche Feldort auf den Trümmern des St. Barbara- und St. Helenenganges, d) das St. Helenahaupt untersucht werden, wie nicht weniger e) der St. Helenen-Hauptgang unter dem Tagschacht nördlich von dem St. Barbarastollen, bis gegen Wilkder Zehne, und ferner f) der Windhebenergang. Auch müßte durchaus eine eigene Schmelzhütte erbaut werden; bisher gingen die Erze nach Allenbach. Freilich würden diese Arbeiten große Summen verschlingen, aber es ließe sich auch auf nicht minder große Ausbeute rechnen, welche vorzüglich auf silberreiche Anbrüche hoffen lassen, sind: in der Kautenbach auf dem offenen Gang und im Almosenrecht, ferner auf der Homelsheck, auf dem Neuen Schiefergang, auf dem Helena- und Barbaraberg, auf den Windschuren-Gängen, auf dem Cueser Broich, an Bürgersgraben, am Katzenpfad, am alten und am kleinen Annaberg. Bei den Mineralogen ist das ganze Bergwerk von jeher berühmt durch die schönen und seltenen aus seinen Gruben geförderten Erzstufen.

Unter den Erzbischöfen verdient auch Balduin wieder genannt zu werden, der sich um die Vergrößerung und Verschönerung Berncastels sowohl, als der meisten andern Orte an der Mosel verdient gemacht hat, und es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein hier etwas über diesen eben so großen als außerordentlichen Mann zu sagen:

In den Sagen und Geschichten des Rhein- und Mosellandes spielt kein Fürst eine bedeutendere Rolle, als der auch in diesem Werke oft genannte Erzbischof Balduin von Trier. Er war ohnstreitig einer der einsichtsvollsten und kräftigsten Fürsten Deutschlands und nicht blos seiner Zeit. Er vereinigte den Gelehrten, den Krieger, den Fürsten und den frommen geistlichen Vater in einer Person; und wenn die trierischen Erzbischöfe nach Verdienst geordnet werden sollen, so gebührt ihm ohne Bedenken der erste Platz. Die Gegenwart findet nächst einigen großen Kaisern nur wenige hervorstechende Charactere im deutschen Mittelalter, an dem sie sich mehr erheben, und das eigene Volk mehr schätzen lernen könnte, als an diesem großen Fürsten.

Balduin von Luxemburg studirte in Paris, und hatte eben das drei und zwanzigste Jahr erreicht, als er nach Poitou zum Pabst Clemens berufen und von ihm zum Erzbischof von Trier geweiht wurde (1308). Seine ersten Schritte im öffentlichen Leben waren von Bedeutung, Anordnung seiner Verhältnisse mit der Stadt Trier, oder vielmehr Versuch ihre Rechte zu beschränken; dann die Zusammenkunft mit den sechs deutschen Fürsten zu Rhense am Rhein über die deutsche Königswahl, die auf Balduins ältern Bruder, Heinrich von Luxemburg, einstimmig fiel. So wie bei der Wahl, so stand dem neuen König in allen übrigen Welthändeln Balduin kräftig zur Seite. Nachdem die nöthigsten Reichsgeschäfte beseitigt, die Asche der Vorgänger geehrt, die Mörder Albrechts von Oestereich gestraft waren, wurde der Zug nach Italien gerüstet. Balduin brachte großes Geld zusammen, zog mit seinem Bruder über Bern, Lausanne, Genf, Chambery über die savoyschen Alpen. Wie im Triumph ging der Zug durch Susa, Turin und Asti. Mailand öffnete seine Thore. Die eiserne Krone des Lombardischen Reichs fand sich nicht, es wurde eine neue verfertigt, und Heinrich wurde mit aller Pracht zu Mailand gekrönt, fast um die selbige Zeit, als seinem Sohne Johann bei Prag vom Mainzer Erzbischof die böhmische Krone auf's Haupt gesetzt wurde. In dem Kampfe gegen Guido della Torre zu Mailand, in der Belagerung und Einnahme von Brescia zeichnete sich Balduin als Feldherr aus, hatte

aber den Tod seines Bruders Walram zu beweinen, der von einem Pfeilschuß aus der Stadt starb, und zu Verona begraben wurde. Dann zogen die Brüder in Genua ein, wo Heinrich seine treffliche Königin Margaretha durch den Tod verlor. Ferner ging der Kriegszug durch das pisanische, lucchesische und toskanische Gebiet, und endlich sah das zitternde Rom den siegreichen König in seiner Mitte. Hier übergab Heinrich dem Erzbischof die Städte Boppard und Oberwesel zum Unterpfand. Es fehlte in Rom nicht an Gelegenheit zu mancher Waffenthat, wobei ein Bischof und ein Abt im deutschen Heere ritterlich fechtend den Tod fand.

Nachdem Heinrich hier die römische Kaiserkrone empfangen, rückte er vor die mächtige Stadt Florenz, mußte aber die Belagerung mit Schaden aufheben.

Im März 1313 schiffte sich Balduin ein, um in Deutschland neue Hülfe zu holen. Er sollte den geliebten Bruder nie wieder sehen, der bald darauf im Herbst auf eine zweideutige Art bei Siena sein Leben schloß.

Auch nach des kaiserlichen Bruders Tode griff Balduin auf bedeutende Weise ein in die deutschen Angelegenheiten, und vergrößerte sein Erzstift, indem er von dem einen Fürsten durch Dienste, von dem andern durch Krieg Besitzungen zu erwerben wußte. In seinem Lande legte er Straßen und Brücken an. Dann zog er vereint mit dem Erzbischof von Mainz seinem Neffen Johann zu Hülfe, focht in der Schlacht bei Eslingen für Ludwig den Baiern, führte dem hungernden Heere desselben bei Speier einen frischen Heerhaufen und Lebensmittel zu, so daß Friedrich von Oestreich entweichen mußte. Eben so wirkte er für den Baiern bei den rheinischen Städten und Fürsten, und gewann dafür vom Kaiser neue Verpfändungen. Er half dem zu ihm geflohenen Grafen Wilhelm von Jülich gegen das Erzstift Köln. Für die von Kaiser Ludwig empfangenen Kriegskosten kaufte er mehre Besitzungen und befestigte Meien und Witlich. Der Stadt Köln stand er mit seinem Neffen Johann von Böhmen zu in ihrer Fehde gegen Erzbischof Heinrich. Hier wie in dem Streit mit dem Bischof von Straßburg erwarb er Geld und Land, und versöhnte endlich die Kölner mit ihrem Bischof.

Indessen war Leopold von Oestreich gegen Ludwig von Baiern herangezogen, und augenblicklich stand auch Balduin bei seinem Freunde

unter den Waffen, und die Oestreicher fanden für gut, sich ohne That zurückzuziehen. Der Ruf von der Weisheit und Tapferkeit Balduins war so groß, daß als er noch mit seinem Heerhaufen bei Straßburg stand, er von dem Domkapitel zu Mainz zum Nachfolger des eben gestorbenen Erzbischofs ernannt wurde. Er verwieß es an den Pabst und an den Kaiser, und ehrte den, der statt seiner eingesetzt wurde, auf alle Weise als ein edler Mann.

Dann führte er Krieg gegen die ihm feindselig gesinnten Grafen auf dem Hunsrück und im Lahngau, gegen Rudolph von Baiern, Nassau, die Sponheime, Westerburge, und verzieh der Verwandtin, der Gräfin von Castellaun, die ihm bittend mit ihren Kindern entgegen trat, er möge nicht sein eigen Blut verderben.

Die Stadt Metz hatte sich gegen Ludwig den Baiern erklärt. Balduin mit den Böhmen belagerte sie, konnte sie nicht erobern, da sie fest und stark bevölkert, errang aber eine große Summe Geldes und zog ab.

Nun wurden eine große Menge Schlösser erobert, und dem Erzstift unterworfen. Balduin half dem Mainzer Erzbischof in einer Lehnstreitigkeit mit Hessen die Stadt Gießen einnehmen, und zähmte die rebellischen Bopparder.

Damit sich Balduin in all seinem Glück nicht vergäße, begegnete ihm der Unfall, daß er im Jahr 1328 von der Gräfin Lauretta auf der Mosel gefangen wurde, und sich mit schweren Bedingungen loskaufen mußte.

Zum zweitenmal schlug Balduin das Mainzer Erzstift aus, verwaltete es aber drei Jahre lang mit Kraft und Würde. Eben so zeigte er sich als Administrator von Worms und Speier, stillte die Unruhen in Fulda und setzte die verjagten Mönche wieder ein.

Als große trierische Dynasten, die Elz, Erenberg, Waldeck, Schöneck, sich gegen ihn vereinigten, baute er am Flüßchen Elz das nach seinem Namen genannte Schloß-Baldenelz, machte bald der Fehde ein Ende, und ernannte (wie denn großdenkende Menschen immer durch Vertrauen gleiche Gesinnung in der Brust anderer zu wecken glauben) seinen Hauptfeind Elz zum Burggrafen in Baldenelz.

Seinen aus Italien zurückgekehrten Freund Ludwig sah Balduin in Nürnberg wieder, und erlangte von ihm die Bestätigung oder Ertheilung der wichtigsten Rechte für das trierische Erzstift.

Nach dem Krieg gegen Erfurt, wandte sich Balduin zu den inneren Angelegenheiten seiner Kirche und berief eine Synodus nach Trier.

In diese Zeit fällt die Gründung unserer Liebfrauen Stift zu Oberwesel, der Verein der sieben Fürsten zu Rhense zu Gunsten Kaisers Ludwig gegen den Pabst, der Besuch König Eduards von England, die Versetzung seiner Krone an Balduin und wie die Grafen von Sain ihn als Lehnsherrn anerkannten. Einen Krieg gegen die Wildgrafen und den Herzog von Lothringen endigte er mit gewöhnlichem Glück. Ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich war nicht ohne Ehre und Vortheil für ihn. Im Jahr 1341 baute er sein noch stehendes Denkmal, die treffliche starke, Moselbrücke zu Koblenz, und gewann die Stadt Limburg mit ihrem Gebiet jenseit des Rheins für das Erzstift.

Als über Kaiser Ludwig der Bann gesprochen war, konnte Balduin nicht ferner sein Freund sein. Er zeigte es ihm, sein Leidwesen zu erkennen gebend, an; brachte es dann zu Stande, daß sein Großneffe, Carl von Böhmen und Luxemburg, zu Rhense zum Kaiser gewählt und zu Bonn gesalbt und gekrönt wurde, im Jahre 1346, und gewann bei dieser Gelegenheit wieder neue Besitzungen.

Als Ludwig der Baier starb, waren noch nicht alle Stimmen für Karl den Vierten. Balduin wurde zum Beschützer des deutschen Reichs ernannt, wirkte als solcher kräftig gegen den Kaiser Günther von Schwarzburg, und hatte dabei mehr als je Gelegenheit sein Erzstift zu vergrößern. Dem Unfug der Flagellanten hat er gesteuert, die Juden aber gegen ihre grausamen Feinde, besonders gegen die Boppard er und Oberweseler geschützt, die Bewegungen der Stadt Trier, die sich durch Aufnahme mächtiger Herren ins Burgrecht sehr gestärkt hatte, abermals gestillt.

Inzwischen war das höhere Alter gekommen, wo der Mensch den Werth irdischer Größe und Kleinheit richtiger würdigen lernt. Balduin wünschte, nach so langen und vielen Fehden, nach so mancherlei Welthändeln, Ruhe und nähern Umgang mit Gott. Er machte Friede mit allen seinen Feinden im Jahr 1350, setzte einen Verweser seiner Geschäfte, zog sich in die von ihm gestiftete Karthause zurück und unterwarf sich ganz der strengen Lebensweise der übrigen Ordensbrüder.

Doch auch der alte Löwe in der Einsamkeit ist immer noch Löwe. Jacob Herr von Moncler, Rheingrafenstein und Eildingen versprach den unruhigen trierischen Bürgern sich mit seinem Sohn an ihre Spitze

gegen Balduin zu ſtellen. Die Sache blieb nicht verborgen, der ältere Jacob wurde verhaftet, aber bald auf Bitten ſeiner Freunde gegen eine Kaution losgelaſſen. Indeſſen durchzog ſein Sohn das Erzſtift ſengend und brennend.

Als der Frühling nahete, hatte Balduin ſchon die Karthauſe verlaſſen und ſtand nach alter gewohnter Weiſe im Felde und rückte mit allem Belagerungszeug vor die ſtarke Feſtung Moncler an der Saar. Die tapfere Beſatzung vertheidigte mannhaft die dicken Mauern, und ſchlug die Trieriſchen zurück, wobei der Feldherr der Letztern, Hartard von Schoneck, von Steinen getroffen, von Pfeilen verwundet, von der Hitze des Tages und dem Gewicht der Rüſtung, fechtend den Geiſt aufgab.

Nachdem Balduin ihn mit prachtvollem Leichenbegängniß in St. Mathias geehrt, verließ er ſeine Schaar, und reiſte hinab nach Koblenz wegen Geſchäften mit Sain und Berg. Schnell ſtand er wieder vor Moncler, und beſchloß nun Liſt anzuwenden, da Gewalt nicht half. Es war da ein unwegſamer mit Mauer und Thurm zum Theil befeſtigter Fels, nur ein einziger Weg führte hinauf, auf welchem man zur Eroberung des Schloſſes gelangen konnte.

Mit Gewalt war da nichs auszurichten. Es wurden alſo Pfähle, Baumſtämme mit Pech und andern brennbaren Materialien beſtrichen, dann wurde der Fels unterminirt, die Stützen unter das Felsgewölbe geſtellt, in Brand geſteckt und ſo wie die Pfähle verbrannt waren, fielen Thurm und Mauern krachend zuſammen. Der Zugang zum Vorhof des Schloſſes ſtand nun über die Trümmer hinweg offen, und, was das ſchlimmſte war, die einzige Quelle war den Belagerten abgeſchnitten. Der Durſt zwang ſie das Aeußerſte zu wagen. In der Tiefe zwiſchen zwei hohen Felſen floß die Quelle in einen Graben; einer derſelben war von Balduins Leuten beſetzt, wer konnte denken, daß von dem gegenüber ragenden hohen Fels ſteil hinab im Angeſicht der Wachen ſich jemand in die Tiefe wagen würde? Die Belagerten aber gelangten auf unterirdiſchem Wege zu dem Waſſer, und die erſtaunten Hauptleute Balduins ſahen ihre Liſten vereitelt, mußten mit Leitern die ſteilen überhängenden Felſen erſteigen laſſen, mußten blutige Kämpfe beſtehen, um den Belagerten den Zugang zum Waſſer wieder zu entreißen. So befanden ſich dieſe wieder in ihrer vorigen Noth, dennoch wollten ſie ſich nicht ergeben. Als aber Balduin auf hoher Felsſpitze einen Allen ſichtbaren Galgen errichten ließ, zum Zei-

chen, daß bei längerem Widerstande die Feinde keine Gnade hoffen dürften, da übergaben sie sich und erhielten freien Abzug mit allem was sie tragen konnten. Balduin zog nach so langer Belagerung, die ihn mehr als alle seine übrigen Kriegsthaten aufgehalten, triumphirend in die Veste, feierte mit großer Freude das Christfest, las eine Messe mit höchstem Glanze. Darauf wurde die verhaßte Veste von Grund aus zerstört, und gegenüber auf trierischem Gebiet die neue Burg Sarrenstein aufgeführt. Das Thor von Moncler aber nahm Balduin zum Angedenken mit in den Erzbischöflichen Pallast zu Trier, wo es noch im sechzehnten Jahrhundert verwahrt wurde.

Die Stadt Trier unterließ indessen nicht, um sich und ihre Rechte gegen die Macht der Erzbischöfe zu verwahren, so wie früher schon geschehen, immer mehr und mehr mächtige Edlen sich durch Burgrecht zu verbinden.

Maria, verwittwete Herzogin von Lothringen, mußte an Balduin eine bedeutende Summe bezahlen, weil sie wegen ihrer trierischen Lehen zur Belagerung von Moncler keine Mannschaft geschickt hatte.

Heinrich Baier mit seinen Söhnen, ein altes großes Geschlecht von Boppard, hatte Schloß Sternenberg besetzt, wurde dafür um sieben und zwanzig tausend Mark Silber in Anspruch genommen, seiner Würde und des Besitzes von Sternenberg entsetzt. Die Baier griffen zu den Waffen; durch Dazwischenkunft des Pfalzgrafen Ruprecht wurde aber die Fehde gestillt, und Balduin blieb, wie immer, Herr von Sternenberg.

Rhein und Mosel waren indessen trotz alles dessen, was Balduin gethan, mehr als je durch mannichfaltige Fehden beunruhigt. Mochten die Edeln auf ihren Schlössern den großen Fürsten nicht mehr so fürchten, wie einst in den Tagen seiner Kraft: genug der Adel in der Eifel eben so in den Lahngegenden, wüthete mit frecher Raubgier. Kein Reisender, kein Handelsmann konnte sicher seines Weges ziehen. Balduin hatte die Verwahrung des Landfriedens im Namen Kaiser Karls übernommen; zu Koblenz wurde ein Gericht auf zwei Jahre über diese Friedensstörer eingesetzt, das viermal im Jahr gehalten werden sollte. Mehrere benachbarten Fürsten, auch die Grafen von Jülich und Berg, standen in dieser Verbindung. Die Edelleute, im Einverständniß mit den Bürgern der Stadt Trier, ließen sich nicht schrecken, setzten ihre Gewaltthaten fort, so daß Balduin endlich gegen sie zog, ihre festen Schlösser und ihre Schlupfwinkel zerstörte.

Dann rasch an die andere Seite des Rheins. Die Besatzungen der Schlösser Sasroth und Haselbach entflohen bei Nacht, als sie das Gerücht vernahmen, der alte Held sei im Anzuge. Die Schlösser wurden gleich zerstört. Die Besatzung von Elkershausen, das, durch Kunst und Natur fest, nicht einzunehmen war, wurde, wie Burg, Moncler, durch einen Galgen erschreckt und ergab sich mit freiem Abzug. Die Burg wurde verbrannt und Mauer und Wall der Erde gleich gemacht.

Graf Reinhard von Westerburg hielt in Hachenburg einen vornehmen Freund des Erzbischofs gefangen. Balduin rückte vor die Stadt und erzwang die Loslassung des Mannes.

Kaiser Karl hatte aus Böhmen Kriegsleute nach Frankreich geschickt dem Könige zu Hülfe, und ihnen ihren Marsch durch das Erzstift Trier angewiesen. Ein trierischer Vasall, Gerhard von Schöneck, fiel mitten im Landfrieden über die Böhmen nahe bei Trier unversehens her, nahm ihnen alles ab und schleppte einen guten Theil gefangen auf seine Burg Liesheim. Das gewohnte Kriegsglück verließ ihn auch im Alter nicht, er gewann den Zugang zum Schlosse, eroberte es, zerstörte es und erlöste die Böhmen aus der Gefangenschaft.

Darauf zog das Kriegsgezeug vor Burg Geroldstein, die jedoch nicht erobert wurde, weil der Sommer ungewöhnlich heiß, trocken und Mangel an Wasser war.

Um diese Zeit lebte der große Freiherr Ritter Gerlach Brunshorn, auf seiner mächtigen Burg Beilstein kinderlos. Balduin erlangte vom Kaiser, daß bei dem Absterben Brunshorns seine reichen Besitzungen, die man von der, noch in Ruinen ehrfurchtgebietenden Burg Beilstein dies- und jenseits der Mosel zum Theil übersehen konnte, an das Erzstift fallen möchten. Dies geschah und die Lehen wurden dem großen Geschlechte Winnenberg, das auf seinem Schloß Winnenburg, deren Trümmer noch bei Cochheim zu sehen sind, in allem Ansehen lebte, übertragen. Cuno Gerlach war der erste, der sich Winnenberg-Beilstein nannte. Er ist der Ahnherr des großen östreichischen Ministers Fürsten von Metternich-Winnenberg.

Auf dem Reichstag zu Mainz im Jahre 1354 erschien Balduin zum letztenmal in allem seinem Glanze. Im prachtvollsten Priestergewande schimmernd feierte er im Dom vor dem Kaiser und zahlreicher Fürstenversammlung die Vesper, erlangte abermals große Prärogative

Kästen.

Bei J. B. Schumacher Köln.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

für das Erzstift, als das Erzkanzellariat im Reich Arelat und die erste Stimme im Churvereine.

Im Februar des Jahres 1354 kam Balduin nach Trier zurück, und fühlte sich übel. Schnell nahm die Krankheit zu, und ehe noch der Februar zu Ende war, neigte der große Fürst des Abends um die Zeit, wo Tag und Nacht sich scheiden, sein Haupt. Zu seinem Leichenbegängnisse kamen Kaiser Karl und viele andere Fürsten. Er wurde zu Trier in St. Peter zur Erde bestattet. Seines Todes Gedächtniß wurden gestiftete Todtenmessen jährlich in den Hauptkirchen zu Trier, Mainz und Speier gefeiert. Er hinterließ seines Namens Gedächtniß in den drei von ihm erbauten Schlössern Baldeneck, Baldenelz und Baldenstein. Er hatte zwei und siebenzig Jahre gelebt, sechs und vierzig regiert.

Er war ein Kenner und Verehrer der Wissenschaften, war selbst Schriftsteller und versammelte ausgezeichnete Gelehrte seiner Zeit um sich, belohnte und ehrte sie. In der Einsamkeit der Karthause, strengem Leben sich hingebend, pflegte er in Gebet und Betrachtungen sich von der Erde aufzuschwingen zu dem, vor dem alle Erdengröße Staub ist. Dann übertraf er die Mönche in Pünktlichkeit und Ausdauer beim nächtlichen Gottesdienst. Eben so emsig war er in den Horen. Er machte ein neues Brevier, und las jeden Tag regelmäßig eine Messe. Er ordnete das Ritual der Kirche und theilte in der Karthäuserkirche an den bestimmten Festtagen den Mönchen den Leib Christi mit eigener Hand aus.

Als er in den ersten Jahren seines Episcopats die verfallene Kirchenzucht, das freie Leben der Geistlichkeit, ihr Trachten und Streben nach Geld und Gut bemerkte, da ordnete er ein Privat-Konzilium zu Trier an, wobei er den Vorsitz führte. Die hundert und sechszehn Canones sind bewunderungswürdig für jene Zeit.

So wie die Zucht der Kirche, so lag ihm auch die Handhabung der Gerechtigkeit und Sicherstellung des Friedens am Herzen. Wo der Kaiser keine Hülfe schaffen konnte und wollte, da trat er ins Mittel, züchtigte die räuberischen Edeln, zerstörte ihre Schlösser und Schlupfwinkel, und schonte in solchen Fällen auch seines eigenen Blutes nicht. Sein Stiefbruder von einer gemeinen Person geboren, hatte sein Weib getödtet. Es blute, wer Blut vergossen hat! Balduin ließ ihn eines schrecklichen Todes sterben. Friedrich, Herr von Neumagen, hatte auf der Mosel die Schifffahrt verletzt und Kaufleute ausgeplündert. Er

war gerade in Trier, als es Balduin erfuhr, und er durfte nicht aus der Stadt, bis er alles bei Heller und Pfennig erstattet hatte. Er gab dem Klagenden gern Gehör, schützte den Armen, war freundlich, ohne je seiner Würde etwas zu vergeben. In Worten und Thaten war er sich immer gleich. Er verstand die Kunst, mit Einsicht wohlthätig zu sein. In einer Hungersnoth gab er unentgeldlich das Getreide aus seinen Magazinen, mit dem Beding, daß wenn jeder an der nachfolgenden Aernte übrig hätte, er nach Vermögen den Magazinen in natura das Empfangene erstatten sollte. Die Wichtigkeit wohlgeordneter Archive erkennend, ließ er sämmtliche Urkunden in mehreren Abschriften in der Kathedralkirche, in dem Palatium und in dem Gerichtshof verwahren.

Zeigte er sich sein Leben hindurch als einen tapfern Kriegesfürsten, so bewies er doch oft genug, daß er nicht immer den Krieg um des Krieges Willen führte, obgleich auch ihm, so wie so vielen andern sonst gutgesinnten Kriegsfürsten, Glück und Neigung oft ohne Noth die Waffen in die Hand gegeben haben mögen und er nicht immer Gewaltthat vom Recht unterschieden haben mag. Auch würde sein Ruhm reiner sein, wenn er nicht das durch Krieg Erworbene gewöhnlich zur Vergrößerung des Erzstifts und seiner eigenen Macht angewandt hätte. So blieb die Ehre, räuberischen Edeln das Handwerk gelegt zu haben, immer noch zweideutig.

Dem Aeußern Balduins war Fürstliches eingeprägt; von mittlerer Statur, regelmäßigem Wuchs, würdevoller Haltung. Sein Gesicht war voll und schön, Haupt- und Barthaar röthlich und kraus. Die erhabene Stirn beurkundete Reife und Schärfe des Urtheils. Seine Augen waren hell und leuchtend, physische Kurzsichtigkeit war ihm, wie dem ganzen Luxemburgischen Stamm, angeboren. Ein nervigter Nakken, breite Schultern und Brust, kräftige Glieder verkündeten die Stärke und Gewandtheit, womit er einst in der Jugend einen auf ihn zusprengenden Reiter mit seinem Pferde zu Boden stürzte. Auch als Greis hatte er ein würdevolles Ansehen. Er war der Stifter des Churvereins zu Rhense, und gab sich in einer Urkunde von 1314 zuerst den Titel Churfürst (elector).

Auf keinen ihrer Fürsten war die trierische Kirche so stolz wie auf Balduin, und keiner kam ihm bei weitem gleich von seiner Zeit an bis zu dem Augenblick, wo unter dem gütigen Clemens Wenceslaus das Erzstift Trier aufhörte genannt zu werden.

Aus den Statuten des Provinzial-Konziliums Balduins folge hier Einiges noch. Es dient ausnehmend zur richtigen Beurtheilung jener Zeiten und zeigt, daß die geistlichen Väter ihre Macht nicht blos, wie einige meinen, mißbrauchten, sondern ernstlicher für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen besorgt waren, als man es sich gewöhnlich von dem barbarischen Mittelalter denkt. Aus dem Gebotenen und Verbotenen läßt sich gut auf den Zustand der Sitten schließen; man sieht, daß wenn auch nicht so viel regiert würde, wie leider! heut zu Tage in manchen Staaten, dennoch was zum Heil des Ganzen diente, richtig ins Auge gefaßt und zweckmäßig in Anwendung gebracht worden ist, ohne daß ein Heer von Beamten die Staatseinkünfte verzehrte.

In diesen Statuten heißt es unter andern also: Es giebt eine Tugend, welche von allen die vollkommenste ist, es ist die Gerechtigkeit, die dem Menschen zutheilt was sein ist, unerlaubte Versuche hemmt, Verirrungen richtet, die durch andere Tugenden vermehrt wird und die Menschen tugendhaft macht. Gerechtigkeit zu hegen und zu pflegen wird daher als das höchste Gut erkannt. — Den Geistlichen wird untersagt, für die Ertheilung der Sakramente mehr zu fordern, als bestimmt ist, und von Unvermögenden sollen sie weniger nehmen. Den Geistlichen, besonders den Klostergeistlichen wird untersagt, Schenken zu halten, sich mit Wucher abzugeben, den Prokurator und Advokaten zu machen, dem Spiel und weltlichem Gepränge nachgehen, ungeziemende Kleider zu tragen, übermäßig der Kehle zu dienen. Die Geistlichen sollen nicht über Ehesachen richten; sie sollen sich nicht mit Schach-, Ball- und andern Spielen abgeben, auch nicht innerhalb der Klöster Weinschenken haben. Pelze, kostbares Tuch, rothe Mäntel sind ihnen verboten; sie sollen sich an die durch die Ordensregel vorgeschriebene Kleidung halten. Bei Festen sollen sie den Wein mit Wasser mischen, keine kostbaren Speisen bereiten lassen, sondern nur was zur Leibes-Nahrung nöthig ist; sollen dabei nicht unmäßiges Gelächter erheben, sich leeres, überflüssiges, müssiges Geschwätzes und alles Gezänkes enthalten. Gastlichkeit gegen die Armen sollen sie üben. Es soll kein hölzerner, gläserner, zinnerner, bleierner, bernsteinener u. s. w. sondern wenigstens ein silberner Kelch mit der Patene gebraucht werden. In jeder Kirche gebe ein Bild, eine Skulptur oder Schrift zu erkennen, welchem Heiligen Kirche oder Altar geweiht sei. Alles Zauberwerk, Verschwörungen, Amulete u. s. w. sind bei Strafe verboten,

eben so Wahrsagerei, Zauberkuren an Menschen und Vieh, Besprechungen des Sturms und Hagels, Liebessprüche und Tränke. Keiner prophezeie aus der heiligen Schrift. Keine Frauensperson rühme sich in der Nacht mit der Heidengöttin Diana oder mit der Herodias gezogen zu sein. Beim Kräutersammeln sollen keine Zaubersprüche u. s. w. gebraucht werden, nur das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß ist erlaubt. Konstellationen, Mondeswechsel, gewisse Tage ꝛc. sollen nicht beobachtet, nicht mit Lichtern und Tänzen und Gesängen gefeiert werden, denn es ist keine Zeit günstig oder ungünstig, um ein Werk zu beginnen. Auch soll sich keiner nach den zwölf Himmelszeichen richten, wenn er bauen oder heirathen will u. dergl.; wer dagegen handelt, ist von den kirchlichen Sakramenten ausgeschlossen, und wenn dies nicht hilft, soll er exkommunizirt, auch auf dem Weg Rechtens von solchem Unfug abgehalten werden. — Exkommunizirt in weitem Sinne werden diejenigen, welche Schuldscheine u. s. w. gegen den Willen der Debitoren zurückhalten, wenn diese ihre Schuld abgeführt haben. „Da es verlautet, daß viele ungelehrte Menschen, deren Leben und Charakter unbekannt, in unsern Städten, Burgen, Flecken und Dörfern sich mit Medizin und Chirurgie abgeben, sich dabei ohne Geschick und ohne Erfahrung zeigen, Meister sein wollen ohne Schüler gewesen zu sein, so verbieten wir unter Strafe der weiten Exkommunikation, es soll keiner ferner in unserer Diözes praktiziren oder Arzneikunst lehren, ohne unsere Erlaubniß; denn sowohl an Wissenschaft als Sitten muß erst geprüft und approbirt werden, wer sich für einen Arzt ausgeben will. Hauptsächlich in solchen gefährlichen und schwierigen Dingen ist jeder für unkundig anzusehen, so lange er seine Kunde nicht erwiesen hat." Die Geistlichkeit vermeide Hinterlist, Verschwörung, Haß, Neid, Verläumdung, gehe sittsam einher, ohne mit den Augen umher zu schweifen, mit zügelloser Zunge, mit frechen stolzen Gebehrden, sondern zeige durch einfache Kleidung und Gang die Schamhaftigkeit seines Gemüths; er verabscheue obscöne Worte, Gebehrden und Thaten, erweise den ältern Geistlichen gebührende Ehrfurcht, beeifere sich der Wissenschaften, halte Herz, Zunge und Körper rein vom Unerlaubten, sorge für Kranke, Pilger und andere Unglückliche, beschütze Wittwen, Waisen und Unmündige und gebe überhaupt ein gutes Beispiel. Der Beichtende darf nur sich, nicht einen andern anklagen, auch nicht die Person, mit welcher er gesündigt, nennen, und der Beichtiger soll nicht darnach fragen. Auch soll niemand durch einen Boten, oder schriftlich

seine Sünde bekennen, sondern es muß mündlich geschehen, damit er sich schäme. Die Beichte der Frauen soll an einem öffentlichen Orte angehört werden, der Beichtiger soll ihnen dabei nicht ins Gesicht sehen, sondern die Kapuze über den Kopf ziehen, oder das Gesicht abwenden, und wenn er eine entsetzliche Sünde vernommen, soll er nicht ausspeien, nicht das Gesicht verdrehen, oder überhaupt keinen Abscheu zu erkennen geben, so daß der Sünder abgeschreckt würde, oder sich schämte, und deswegen die andern Sünden nicht offenbaren möchte. Der Priester soll den Sünder ermahnen und verständig dahin bringen, daß er demüthig, wahrhaftig, redlich, einfach und treu, ohne aus Furcht oder Scham etwas zu verhehlen, bekenne; soll ihm zu erkennen geben, daß er nicht zu einem Menschen rede, sondern zu Gott, den er vorstelle, daß er (der Priester) selbst ein Sünder sei, auch Petrus und Paulus Sünder gewesen, und daß es fast übernatürlich sei, ohne Sünde zu sein, daß Sündigen menschlich, in der Sünde beharren aber teufelisch sei u. s. w. Beim Nachfragen soll der Priester sorgsam sein, daß er nicht Dinge berühre, die dem Beichtiger unbekannt sind, und wodurch er belehrt und zur Sünde verleitet werden könnte. — Es soll niemand einem Dieb, Wucherer oder Geizhals das Entwendete stehlen und es als Almosen geben, denn das Böse darf nicht geschehen, wenn es auch einen guten Zweck hätte. — Wenn ein Advokat absichtlich gegen sein besseres Wissen den Richter zu ungerechtem Urtheil verleitet, so soll jener den Schaden ersetzen, denn wer Gelegenheit zum Schaden gibt, wird angesehen, als habe er selbst den Schaden verursacht. Hat der Advokat boshafterweise gemacht, daß der Prozeß verloren gegangen, so trägt er den Schaden; eben so, wenn dies durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit geschehen ist: denn Ungeschicklichkeit gilt für Schuld. — Den Bettelorden ist verboten, ohne besondere Erlaubniß vom Papst oder Erzbischof in der trierischen Diözös außer ihrem Kloster Häuser zu erwerben oder zu erbauen. Diese Statuten sollen bei Strafe weiter Exkommunikation an einem gewissen Tag in jedem Jahr von den Dekanen ihren Geistlichen vorgelesen und erklärt, von den Geistlichen aber wenigstens zweimal im Jahr durchgelesen, auch der Gemeine diejenigen Artikel, die ihr dienen, in der Kirche öffentlich vorgelesen und erläutert werden; und zwar mehr als einmal im Jahr, und deutsch, so gut sie es können, damit niemand in der ganzen Diözes mit den heilsamen Statuten unbekannt bleibe. — Es sollen keine andere Heiligenfeste angeordnet werden, als die, welche

die Kirche vorschreibt, damit nicht die Leute von der Arbeit und ihrem Lebensunterhalt abgehalten werden, denn die Menschen pflegen sich alsdann weniger dem Gottesdienst, als vielmehr Ausschweifungen und dem Müssiggang hinzugeben.

Berncastel gegenüber liegt das Hospital Cues, von dem hier geborenen und in der Weltgeschichte so berühmt gewordenen Kardinal von Cusa, gestiftet. Dem Hospital standen Rektoren vor, von denen Johann Römer als der erste genannt wird. Unter den spätern finden wir Johannes von der Nauerburg 1569 und hundert Jahre später Georg Wolfgang von Osberg, Kanonikus zu St. Paulin. Obwohl sich so manches dort geändert hat, so haben sich doch die geistlichen Präbendate dort erhalten. Die französische Zeit, die so manches gute Werk zu Grunde richtete, hat auch das Hospital manchen Schaden zugefügt. In diesem Augenblick enthält die Anstalt außer dem Rektor, der jetzt von dem Bischofe und der königl. Regierung zu Trier ernannt wird, noch 33 Pfründner und 6 Dienstboten. Die Gebäude sind noch so, wie sie der Kardinal errichtet hat. Die Kirche bildet ein Quadrat von 36 Fuß jede Seite mit einer achteckigen Säule in der Mitte.

Eine kleine Viertelstunde vom Hospital liegt das Dörfchen Cues mit 150 Häuser und 900 Einw. Schräge dem gegenüber ergießt sich ein kleiner Bach, wegen der mit sich führenden Goldkörnerchen die Goldbach genannt, in die Mosel, und ober dieser Bach liegt das kleine Dörfchen Andel mit etwa 170 Einw., die theils vom Wein, theils vom Ackerbau leben. Auf der andern Seite aber, am Niederberge vorbei, zieht sich hoch in das Thal hinauf das größere Dorf Lieser von mehr als 200 Häusern und 13 bis 1400 Einw., wo schon unter Karls IV. Zeiten Geleitsgeld von Waaren ꝛc. erhoben wurde. Man hat von hier eine herrliche Aussicht und besonders hübsch ist der Rückblick auf Berncastel. Die zu Ehren des Apostel Paulus hier gestiftete Pauluskirche ist etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt. In dieser Kirche, zu der sonst viel gewallfahrtet wurde, befand sich eine steinerne Platte, in der ein Christuskopf mit mannigfachen Verzierungen eingeschnitten war; sie ist jetzt in der Wohnung des Aufsehers. Die alte Klause, Paulus Bruder Wohnung, zeigt die Jahreszahl 1618. Geschichtliche Notizen giebt Herr von Stramberg über Lieser auf der Seite 329 seines Werks:

Lesura, die Villa, schenkte Erzbischof Ludolph den Brüdern, die in St. Paulins Kirche bei Trier des Gottesdienstes warten, und sollte

derjenige, der es wagen würde, die Villa ihrer Bestimmung zu entziehen, vertilget werden von der Erde der Lebendigen; ein Fluch, durch den sich zwar Erzbischof Bruno, † 1124, nicht schrecken ließ. Er zog des Vorgängers Geschenk zu seinen Tafelgütern. Im Jahre 1152 schenken Bezelinus, seine Hausfrau Reilent und sein Sohn Bezelinus dem St. Simeonsstifte bei Trier verschiedene Güter bei Lieser, Maring und Noviant. Mit dem Grafen von Bliescastel Vogtei über Berncastel wurde zugleich das volle Eigenthum von Lieser für die trierische Kirche erworben; dadurch erklärt sich, warum der Ort, obgleich dem Amte Wittlich zugetheilt, doch stets einen Bestandtheil des Hochgerichtes Berncastel ausmachte. Auch noch in den letzten Zeiten, wie dieses Hochgericht nur mehr ein Schattenbild, hatte das volkreiche Lieser dennoch kein eigenes Gericht, sondern nur zwei Schöffen, die das Stadtgericht in Berncastel erwählte und der Kurfürst bestätigte. Am Mittwoch in der Osterwoche 1284 bekennt Josridus dominus de Ayxe, daß er gegen Empfang von 200 Pf. trierischer Pfennige seine Güter zu Lieser und Wintrich dem Erzbischof Heinrich von Trier lehnbar gemacht habe, und hege in den Verdacht, daß dieses die nämlichen trierischen Lehen sind, villae Lieser et Winderich, quae comitatus vocantur ad Marcence, über welche Friedrich von Neuerburg, Ritter, am Samstag post octavam Epiphanie 1319, einen Lehnrevers ausstellte. Johann von Brandenburg, Herr zu Falkenstein, Ritter, und Heilwig, seine Hausfrau, bekennen, daß sie von Erzbischof Balduin 300 Pf. Pfennige empfangen, und verschreiben dafür ihre Güter zu Lieser, Monzel, Kesten und Piesport, welche sie künftig von der trierischen Kirche zu Lehen haben wollen, 26. Februar 1330. Johann von Falkenstein und Hermann von Brandenburg, beide Ritter, bekennen, daß sie zu Burglehen auf der Neuerburg von dem Erzstifte empfangen ein Burghaus auf Neuerburg und die Höfe und Güter zu Bern:astel, Monzel, Kesten, Piesport und Lieser, 17. Februar 1333. Emmerich von Lieser, Wäpeling, und Mechthild, seine Hausfrau, tragen gegen empfangene 50 kleine Gulden von Florenz in Gold dem Erzbischof zu Lehen auf ihre Güter zwischen Lieser und Maring gelegen, 23. Junius 1347. Johann von Lieser wird am 9. Mai 1408 zum Amtmann in Schmidtburg, Eberhard von Lieser am Samstag nach Matthias 1498, more Trev. zum Burggrafen in Thuron ernannt. Eberhard von Lieser empfängt zu Mannlehen die Weingärten zu Maring und zu Burglehen der Veste Neuerburg ein Haus und einen Weingarten zu Berncastel

und Cues, wie sein Vater und seine Voreltern die zu empfangen pflegten, 6. Januar 1503, more Trev. Am 8. Mai 1161 klagt dem Kurfürsten Catharina von Lieser, verwittwete von Krümmel, die Ritterschaft fordere von ihr die Rittersteuer, da doch die Hälfte der Güter von ihrem Vater Wilhelm von Lieser, Hans Ruprechts Brudern, an Hans Friedrich von Anwach verkauft worden, die andere Hälfte in dem Elende der Zeiten zu Grunde gegangen sei, so daß sie selbst ihr Obdach in einer jammervollen Hütte suchen müsse. Ohne Zweifel ist mit ihr das Geschlecht derer von Lieser zu Grabe gegangen; sie führten mit denen von Cröff, von der Leyen u. s. w. ein Wappen, den bereits beschriebenen, festlich geschmückten Arm.

Der adeligen Familie von Lieser ist ganz fremd jener Johannes von Lieser, der Freund und Landsmann des Kardinals Kusanus, gleich diesem unter den Gelehrten des 15. Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Auch Johann hatte sich den geistlichen Stand erwählt, suchte sein Glück aber in Mainz. Der dasige Erzbischof, Theodorich Schenk von Erbach, schickte ihn 1434 nach Florenz, damit er aus den Händen des Pabstes das Pallium nehme. Er war Decretorum Doctor und Kanonikus zu U. L. Frauen in Mainz, wie der nämliche Erzbischof ihn am 1. Februar 1436 zu seinem Vicarius generalis in Spiritualibus bestellte. Im Jahre 1439 gelangte er zu der Probstei seines Stiftes, mit der er später auch jene zu U. L. Frauen in campis (H. Kreuz) verband. Das Stift zu U. L. Frauen schickte ihn 1438 als seinen Orator und „in nostra Abassiada“ an die Kirchenversammlung zu Basel, und entwickelte vor derselben ein Talent von solcher Bedeutung, daß, wie später eine Gesandtschaft im Namen des Kaisers und der Kurfürsten dahin zu verrichten war, diesen sammt und sonders Johann von Lieser der würdigste hierzu schien: nur daß ihm der Offizial zu Koblenz, Johann von Frankfurt, beigegeben wurde. Damals schon theilte Johann seines Freundes Cusanus Ansicht von dem Konzilium, indessen war er nicht gesonnen, um seiner persönlichen Ansicht willen die Rechte und Befugnisse seines Kurfürsten in Gefahr zu setzen. Der Kurverein vom Jahre 1446, worin die Kurfürsten sich geloben, den Papst Eugenius IV. nicht anzuerkennen, bis er die Gewalt der Konzilien, wie solche zu Konstanz und Basel bestimmt worden, von Wort zu Wort annehme, ein neues Konzilium, entweder nach Konstanz, Straßburg, Worms, Mainz oder Trier, für den 1. Mai 1447 ausschreibe, Bullen gebe über die von Kaiser Albrecht II.

und der Nation ausgesprochene Annahme der Baseler Dekrete, und endlich alle seit der Neutralität vorgenommene Neuerungen aufhebe; dieser drohende Kurverein war in allen seinen Punkten von Johann von Lieser entworfen worden. Der Sieg der in Basel versammelten Väter schien nicht weiter zweifelhaft, allein Aeneas Sylvius kannte die Lage der Dinge in Deutschland. Er gab dem Pabste den Rath zu einer von der Zeit gebotenen Nachgiebigkeit, er bezeichnete die vier mainzischen Räthe, die gewonnen werden mußten, um den Kurfürsten zu gewinnen, und das einzige Mittel, so hierzu anwendbar. „Denn Geld," sagt er, „beherrscht die Höfe, öffnet alle Ohren, und ihm gehorchet Alles." Zweitausend Goldgulden wurden unter die Räthe vertheilt, und das Gift wurde aus dem Kurverein ausgedrückt, d. i., alles, was dem Papste zu anstößig und hart fallen dürfte, aufgegeben. Unter den vier Räthen war Johann von Lieser der betrauteste, ihn traf daher auch der Schande schwerste Last, in dem Sprüchlein:

Cusa, Lysura, pervertunt omnia jura.

Das General-Vikariat hatte Johann seit dem Jahre 1343 abgegeben, um so lebhafter beschäftigte er sich seitdem mit seinen beiden Kirchen. Jene zu U. L. Frauen im Felde wollte er den Stiftsherren nehmen, um statt ihrer Chorherren von der Windesheimer Congregation einzuführen, er hatte auch schon dafür eine päbstliche Bulle, 14. kal. januarii 1454 erbracht, gleichwohl kam die Sache nicht zur Ausführung. Johann starb den 24. August 1458 und wurde in der Karthause bei Mainz beerdigt. Ob ein Bruder von ihm, den Peter von Neumagen kennen lernte, Kinder hinterließ, weiß ich nicht. Ein Jodocus von Lieser, der im 16. Jahrhundert unter den Capitularen der Abtei St. Maximin verkommt, schrieb: Historia obsidionis Trev. per Franc. a Sickingen. Msp.

Im Jahre 1713, wie das Obererzstift von den Franzosen noch besetzt, trafen diese verschiedene Anstalten, um die von Norden und Osten her vorrückende Pest abzuwehren. Unter andern wurde in Lieser eine Kontumaz errichtet, wo alle aus Deutschland, auch aus Koblenz und Kochem einlaufende Briefe in Essig eingetaucht wurden (Ende September 1713). Von der Kontumaz wußten nicht, oder sie achteten ihrer nicht, die Kauf- und Handelsherren in Trier, und nach altem Brauche zogen sie nach Frankfurt zur Messe. Wie sie aber heimkehren wollten, schwer beladen mit den erhandelten Gütern, da hieß es „Kontumaz, weg von hier", und sie mußten, um nur nach Hause zu kom-

men, mit schwerem Gelde bei Herrn Senaud, dem französischen Intendanten der Provinz, ihre Personen und Waaren lösen. Es war derselbe Renaud, dem seine Schreiber in Trier unumwunden erklärten: „vous volez le roi, le pauvre pays et les soldats.“

Oberhalb Lieser zieht sich bis zur Mündung der kleinen Bach Lieser eine ebene Fläche und dann erhebt sich der Braunenberg, wegen seines vortrefflichen Weines berühmt. Die Lieser aufwärts eine Viertelstunde liegt das Dörfchen Maring, hinter dem sich mehr Waldungen und Ackerbau als Rebenpflanzungen finden. Ein Freund von mir sandte mir vor einiger Zeit eine Nachricht, die er aus Lieser her datirt haben wollte, da er indeß längs der ganzen Mosel hinauf gegangen, und erst zehn Jahre später die Sage nachschrieb, indem er nur von der Nähe des Städtchens Berncastel spricht, so vermuthe ich eher, daß er statt Lieser — Lissenich, und mit der Höhle die Urleyhöhle gemeint hat; er erzählt:

Ein freundlicher Morgen rief die Welt zu neuer Thätigkeit ins Leben und Tausende gingen mit Lust und Frohsinn an die unterbrochene Arbeit. Auch ich pries meinen Schöpfer und griff mit heiterem Muthe nach dem Wanderstabe, weiter gen Westen zu pilgern, wohin mein Beruf mich gerade führte.

Acht Stunden war ich mit reger Anstrengung gegangen, da senkte sich aber die Sonne glühend heiß auf mich nieder, weiter und weiter, erschien mir nun das Ziel, dem ich schon so nahe zu sein glaubte, fast unerreichbar fern, und ließ mich sehnsüchtig auf ein am Flusse gelegenes Dörfchen blicken, in dem ich Schutz vor den sengenden Strahlen zu finden hoffte.

Ein hübsches, von Weinranken umlaubtes Häuschen schimmerte mir durch das erquickende Grün in glänzendem Weiß entgegen, und ohne viel zu fragen, wessen Gastfreundschaft ich in Anspruch nehme, trat ich hinein und auf gut militairisch in die offene Stube.

Ein gefälliger junger Mann kam mir als Besitzer desselben freundlich entgegen und hieß mich herzlich willkommen, während ich erkannte, daß mich mein günstiger Stern in die Pfarrerwohnung geführt hatte. An weitergehen war nun für heute nicht mehr zu denken, und ich ließ mir die Einladung des Pfarrers auch um so lieber gefallen, als sich den Nachmittag ein Kreis interessanter junger Männer dort bildete, in dem ich mich recht wohl befand. Ein herrlicher Abend folgte der Schwüle des Tages und der Vorschlag unseres gütigen Wirthes, noch

eine Promenade auf die nahgelegene Bergkuppe zu machen, wurde von allen Seiten mit inniger Freude aufgenommen.

Die Spitze des Felsens war glücklich erklimmt und eine der schönsten Aussichten bot sich dem trunkenen Auge dar.

Meilenweit lag die ganze Gegend zu unsern Füßen; dort der herrliche Strom, bald von steilen Felsen, bald von blühenden Büschen und Bäumen, bald von duftenden Blumen und Kräutern in seinen Ufern begrenzt; dort riesige Berge mit tausendjährigen Eichen und Buchen bewachsen, dort lachende Thäler und Dörfer von glücklichen Menschen bewohnt; dort Trümmer von alten Burgen und Schlössern, die uns an die Kraft und Stärke unserer Vorfahren, aber auch an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnerten.

Stumm und entzückt blickte Alles eine Zeit lang auf diese tausend Naturschönheiten, dann aber auf den Pfarrer, ihn um so mancherlei Erläuterungen zu bitten.

Am meisten interessirte mich eine Grotte oder Höhle jenseits der Mosel, die in schauerlicher Wildheit uns angähnte.

„Das ist die Geisterhöhle, die Grabstätte des wilden Jägers" — antwortete der Pfarrer auf meine Frage — und nun erst doppelt beachtenswerth, bestürmten wir ihn Alle, uns das Nähere über den düstern Ort mitzutheilen. Traulich lagerten wir uns um ihn im Kreise herum und hingen gespannt an seinen Lippen. Er erzählte:

Zur Zeit Kaiser Rudolphs des Zweiten lebte in jener Burg, die dort über die riesigen Bäume hervorsieht, und von der jetzt nur noch einzelne Steinhaufen in die Wolken ragen, ein tapferer Ritter, Kuno von Hoheneichen, der in manchem Strauß, in manchem ritterlichen Kampfe Sieger geblieben war, und nur dem einzigen Feinde, dem kleinen Gott mit Pfeil und Bogen, erlegen hatte. Schon am Ende der Dreißiger mußte er den Frevel büßen, ihn bis dahin verhöhnt zu haben, und fußfällig gestand er der schönen Helena seine Ohnmacht. Das achtzehnjährige Mädchen ergab sich willig dem kräftig blühenden Mann, und zog als seine Gattin auf die Burg, die von nun an der Sitz glücklicher Liebe und Eintracht, durch die Geburt einer Tochter aber bald ein wahres Paradies der liebenden Eltern wurde.

Schön und freundlich wie ein lieblicher Maimorgen war die kleine Mathilde zur Freude der ganzen Gegend herangewachsen, und zur Feier ihres neunzehnten Geburstages hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft auf der Burg drüben eingefunden, in dem traulichen Kreise, den Liebe

und Freundschaft bildeten, das Leben und dessen Reize zu genießen, als kurz nach aufgehobener Tafel noch zwei Fremde in den Burghof sprengten und um Aufnahme bitten ließen.

Gastfrei ließ ihn der Schloßherr die Thüren öffnen und ging ihnen, sie zu bewillkommnen, entgegen.

Von einer Fehde heimkehrend, waren Graf Bruno und Ritter Wilhelm von Westering nahe bei dem Schlosse vorbei geritten, als sie dort des alten Kuno und dessen lieblichen Tochter Lob aus jedem Munde gehört und den Grafen auf die Idee gebracht, seine Verwandten mütterlicher Seits zu besuchen und die schöne Kousine kennen zu lernen. Er war nahe an den Dreißigen, schlank, kraftvoll und blühend schön, dabei tapfer und klug, der ausgezeichnete Günstling des Kaisers, Besitzer fester Burgen und eines großen Vermögens. Alle Herzen flogen ihm schon in den ersten Stunden entgegen und tausend Jungfrauen wären ihm mit Entzücken an den Traualtar gefolgt, aber kalt gegen die Reize weiblicher Schönheiten, konnte sich noch keine der Erwiederung ihrer Gefühle rühmen, und die Allmacht der Liebe, von der er so oft und so viel gehört hatte, schien ihm leeres Possenspiel zu sein. Auch auf Mathildens Reize spöttelte er gegen seinen Freund Wilhelm, als man ihm erzählte, daß schon so mancher Ritter sein Herz in der Burg bei ihr zurückgelassen, aber Keins als Entschädigung von dort mit heimgebracht hätte, und trotzig meinte er den Kampf mit der Gefährlichen aufnehmen zu könneu.

Kaum hatte aber der Vater Kuno den Ankömmlingen die Hand geschüttelt und ihnen Frau und Tochter vorgestellt — kaum hatte Mathildens sanftes herrliches Auge dem Blicke des Grafen begegnet, als er sich wunderbar ergriffen fühlte, zur heimlichen Freude seines Begleiters, weder am frohen Mahle, noch der muntern Unterhaltung der Gesellschaft Geschmack fand, und mit namenloser Unruhe nach der lieblichen Verführerin schielte. „Ihr werdet doch siegreich aus dem neuen unbedeutenden Kampfe hervortreten?" — fragte Wilhelm spöttelnd seinen Freund, als die Knappen sie in ihr Schlafgemach begleiteten und Bruno gedankenvoll im Zimmer umherschritt.

„Ich glaube nein!" antwortete er, und suchte vergeblich im Schlafe den Muth, den ihm der kleine Engel unwiederbringlich geraubt hatte.

Auch Mathilde hatte ungewöhnliches Herzklopfen, und was ihr bis dahin fremd gewesen war, das beseligende und doch peinliche Ge-

fühl der Liebe, ſtahl auch ihr den Frieden und die Ruhe des kleinen Herzens, in dem das Bild des herrlichen Ritters mit glänzenden Farben eingezogen war.

Raſch in allen ſeinen Handlungen hatte Bruno ſchon am andern Tage den erſten günſtigen Moment benutzt, ſich Luft zu machen und Mathilden das Geſtändniß der Gegenliebe von ihren Lippen geküßt. Ueberſchwenglich glücklich trat er mit dem erglühten Mädchen vor den überraſchten Vater, vor die zärtliche Mutter und bat um ihren elterlichen Segen.

„Ihr ſeid ein edler und tapferer Mann," erwiederte Kuno, „und die Verbindung mit Euch würde mir zur Ehre gereichen, aber habt Ihr Euch auch wohl geprüft, ob Eure Liebe zu meiner Mathilde keine vorübergehende Leidenſchaft iſt? — ob Ihr ſie immer und immer mit derſelben Achtung, mit derſelben Liebe lieben werdet? Zwei Tage ſind nicht ausreichend, ſich gegenſeitig kennen zu lernen, und wenn Ihr jemals anders als heute denken könntet, wenn Ihr jemals aufhörtet, ſie zu lieben? o ſeht meine weißen Haare, nicht lange werde ich vielleicht mehr zum Schutz und Beiſtand ihr bleiben können; wenn ich dann mit der Furcht aus der Welt gehen müßte, meine Mathilde, mein Alles der Nichtachtung" — da unterbrach der liebende Bruno den zweifelhaften Alten, ergriff ſeine Hand, kniete vor ihm nieder und ſchwur ihm unter Betheuerungen ſeiner Anhänglichkeit treue Liebe und Achtung für ſeine Tochter bis zum Tode.

Unwillkührlich ſeufzte der Ritter tief auf, als er die Hand ſegnend auf der geliebten Tochter Stirn legte, aber in Freude erglühte das Auge der Mutter, die in dieſer Heirath den untrüglichen Beweis für das irdiſche Heil ihrer Mathilde fand.

In Seligkeit ſchwelgten die Liebenden und fanden in ihrer Umarmung, in ihren Küſſen den Himmel auf Erden, den ihnen keine Macht der Welt im Stande ſchien zu trüben.

Bis ſpät in die Nacht ſaßen ſie in einer blühende Roſenlaube des Schloßgartens, und ſchliefen Beide erſt gegen Morgen ein, um nun in glücklichen Träumen die Wonne der Liebe noch einmal zu ſchmecken.

Da wurde es plötzlich laut in der Burg, Knappen und Zofen liefen durcheinander, Alles ſprang erſchrocken aus dem Bette und fragte nach der Urſache des Lärms, der ſo zu ungewohnter Stunde Leben verbreitete, mit blaſſen Geſichtern zeigte man auf das Schlafgemach

des Ritters Kuno, nach welchem jetzt der Burgkaplan mit feierlichem Ernst in Gang und Miene zu gleicher Zeit mit dem noch halbträumenden Bräutigam zuschritt.

Der Burgherr war gefährlich krank geworden, ein hitziges Fieber schien ihm plötzlich seine Besinnung geraubt zu haben, er lag in heftigem Paroxismus und phantasirte in einem fort. Weinend lagen Gattin und Tochter vor seinem Lager und bedeckten seine Hände mit Küssen; instinktartig kniete auch Bruno neben Mathilden nieder, und blickte ängstlich und forschend in das stiere Auge des geliebten Kranken. Jetzt richtete sich dieser, wie wenn ihm ein anderer Gedanke käme, schnell im Bette auf und sah auf den Grafen und sein Kind. Das Gesicht verzog sich dabei wie zum Schmerz und unwillkührlich rief Bruno, als ob er dazu aufgefordert würde: „ich wiederhole Euch meinen Schwur, Vater! ich werde Eure Tochter glücklich machen." — Da rollte das Auge des Ritters in fürchterlicher Wildheit, und mit entsetzlicher Stimme, die Alle zu Boden schmetterte, rief er: „Du lügst, Unglücklicher! Du wirst sie verderben! ein blutiges Schwert hängt über ihrem Haupte und Deine verruchte Hand war es, die es führte. Nicht den Segen dem Mörder meines Kindes und dem meinen, nicht meinen Segen dem Frevler an Gottes Geboten; ich widerrufe, was ich Dir versprach und gebe Dir sterbend meinen Fluch." — Und todt sank er mit diesem schrecklichen Worte rücklings auf sein Lager nieder.

Eine schauerliche Stille herrschte in dem Zimmer, nur von Zeit zu Zeit durch das Schluchzen der Weinenden unterbrochen. Nach und nach erst erhoben sich die Frauen, die treue Gattin aber nur, um in ihre Kammer und dort auf das Krankenbett zu wanken, von dem man sie acht Tage darauf ihrem Kuno in die Gruft nachtrug. Mit innigem Schmerze weilte ihr brechendes Auge auf Mathilden und mit einem tiefen, tiefen Seufzer nahm sie den Abschied von der Geliebten für das Leben. Sie forderte nicht von ihr das Versprechen der Entsagung Bruno's, aber einzelnen verlornen Worten hörte man den Wunsch an, in einem Kloster vor den Stürmen des Schicksals Schutz und Zuflucht zu suchen.

Mathilde war außer sich, wie sie dem Sarge der liebenden Mutter folgte, und ihr Entschluß, ins Kloster zu gehen, stand in den ersten Wochen nach diesem schmerzlichen Doppelverlust fest; bis Liebe und Zeit ihr allmählig jenen schrecklichen Moment weniger grell, die unheil-

volle Prophezeiung des Vaters ihr weniger wahrscheinlicher werden ließ und sie den Schwüren des Geliebten, sie dennoch, jenem Ausspruch zum Trotz, glücklich zu machen, Gehör gab.

Nach sechs Wochen führte der Graf das reizende Mädchen zum Altar und vertauschte ihr zu Liebe die Burg seiner Väter mit der ihrigen zum Wohnort. Zwei Jahre waren vergangen und Millionen Thränen hatten diese zwei Jahre die junge Gräfin gekostet, denn so glühend Bruno seine Gemahlin liebte, so fürchterlich quälte er sie durch unnatürliche und ungezügelte Eifersucht, und einsam stand die einst für gesellige Freuden so laute Burg, da des Grafen Verdacht auch die treuesten und besten Freunde traf und verscheuchte. Selbst auf Frauen war er neidisch, und Mathilde durfte mit keiner ihrer frühern Bekannten liebevoll umgehen, wenn sie sich nicht der härtesten Rüge aussetzen wollte. Und dennoch duldete sie alles ohne Murren, und weinte nur im Stillen ihrer verlorenen Freiheit und Seligkeit die bitteren Thränen der Reue.

Da kam der Graf einst mit Schweiß bedeckt von der Jagd zurück und sah vor sich einen Ritter von einem Knappen gefolgt nach der Burg reiten. Er spornte sein Roß, um jenen noch zu ereilen, kam aber erst vor dem Schlosse an, als der Fremde schon darin war, und wie er deutlich hörte, nach der Burgfrau fragte. Mathilde war im Garten, in der nämlichen Rosenlaube, in der sie einst das Glück der Liebe an der Brust ihres Bruno gefunden; man wies ihn dorthin, der Graf folgte ihm mit bebender Hast, und sah — er glaubte seinen Augen nicht zu trauen — sah, wie Mathilde freudig die Arme öffnete und dem Fremden an den Busen sank.

Einen Augenblick hatte der Schrecken seine Kräfte gelähmt, jetzt ermannte er sich racheschnaubend, legte das mörderische Gewehr an, drückte ab und — der Ritter schwamm in seinem Blute; dann aber stürzte er wüthend auf die Gräfin zu und durchbohrte sie mit dem breiten Schwerte.

„O Bruno!" seufzte die treue Gattin und verschied. „O Bruno!" seufzte der Ritter und drehte das sterbende Auge zu dem Mörder, der mit Entsetzen seinen eigenen geliebten Bruder erkannte, welcher nach zweijähriger Abwesenheit, wo er tapfer an seines Kaisers Seite für dessen Ruhm gefochten hatte, zurückgekehrt war, seine Lieben hier zu besuchen und — sein Grab zu finden.

Starr und regungslos sah Bruno auf das entsetzliche Schauspiel, während die Knappen bebend hinzutraten und ängstlich auf den Herrn blickten, in dessen Busen tausend Schwerter wühlten und ihm den Schmerz auf die Stirne schrieben.

Eben hauchte der blühende Jüngling seine letzten Seufzer aus, er hielt sterbend dem Bruder die Hand entgegen, die dieser aber verschmähte, mit wilder Verzweiflung dann das blutige Schwert und das Mordgewehr ergriff und fort in den Wald stürmte.

Von weitem folgten ihm die Diener, wie er in jene Höhle sich zurückgezogen und gegen sich selbst in Verwünschungen ausbrach. Wie aber auf der Burg die Glocken ertönten und das Leichenbegängniß der beiden Gemordeten andeuteten, wurde es plötzlich stille in der Höhle und die Knappen konnten jenen Beiden noch einen Dritten beifügen, denn der Graf hatte sich mit dem Schwert an dem das Herzblut seiner Gattin klebte, in diesem Augenblick durchstochen.

Verwaist stand nun die einst so blühende Burg; in der Höhle aber wollten die Wanderer ein stetes Murren und dumpfes Selbstgespräch vernehmen, bis Nachts ein Mensch in grüner Jagdkleidung mit rasender Eile daraus hervorstürmte und zum Schrecken der ganzen Gegend die Wildniß durchstrich.

Die Höhle hieß seitdem die Geisterhöhle und der Graf: der wilde Jäger. Bis auf unsere Tage hat sich hin und wieder die Sage von jener Begebenheit, wie von dem gespenstigen Umtrieben des wilden Jägers erhalten und noch jetzt sieht man mit bangem Grauen auf den düstern Ort, an dem es auch dem Vorurtheilsfreien unheimlich zu Muthe wird.

Wie viel von der Sache wahr ist — schloß der Pfarrer seine Erzählung — kann ich nicht entscheiden, gewiß ist es aber, daß einst jene Edele dort hausten und die Besitzungen, die nun Staatseigenthum sind, einer mächtigen Familie gehörten.“ —

Still und ernst sah die ganze Gesellschaft noch einmal hinüber nach dem verhängnißvollrn Ort, der uns Allen nun um so viel bedeutsamer erschien, und nachdenkend folgten wir dem gastfreien Wirth in seine Wohnung. —

So wie Lieser, Maring und Noviant auf der linken Moselseite, so liegt auf der andern oberhalb Andel das Städtchen Mülheim, das sein Entstehen vielleicht den Bächen der Hinterbach und Fronbach, die sich hier in die Mosel münden, und eine große Menge Mühlen in Bewegung setzen, zu danken hat, und davon den Namen Mülheim

Tbohn.

Rev. J. H. Schauffler, Edit.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

erhalten haben mag. Die Stadt ist übrigens mit ihren 600 Einwohnern sehr winzig gegen die umliegenden großen Flecken und Dörfer, die nicht selten 1500 bis 2000 Seelen zählen; sie hat auch weiter keine historische Bedeutung und 5 Stunden davon kennt Niemand den Ort mehr, der sich dennoch auf seine städtischen Gerechtsame viel zu Gute thut.

Die vorbemerkte Hinterbach bildet landwärts ein höchst anmuthiges Thal, in dem der Wechsel der grellsten mit dem der reizendsten Parthien, die man sich denken kann, dem Auge die interessanteste Beschäftigung bietet, bis man nach einer halben Stunde an den Flecken Veldenz gelangt, der das nachbarliche Mülheim schon um 100 Einwohner übersteigt. Noch etwas weiter aufwärts liegt an der Stelle, wo das Thal sich verengt, das Dörfchen Thal-Veldenz, über welchem sich höchst malerisch auf einem mit Wald bewachsenen Vorgebirge die Bergruine Veldenz, die der Grafschaft den Namen gab, befindet. Schon im 6. Jahrhundert scheint Veldenz durch Schenkung König Childeberts II. von Austrasien an die Kirche zu Verdun gekommen zu sein. Es berichtet der Geschichtschreiber Bertharius, „rex audivit, quod ista ecclesia non habuisset locum, unde colligeret vinum: idcirco ergo dedit illi ecclesiae duos Amandos super Mosellam, et Modinum, et quidquid intra Luceium et Bavam est, et *omne quod subtus Treviris habemus.*“ Im Jahr 1047 schenkte Bischof Theodorich von Verdun dem St. Magdalenenkloster zu Verdun den neunten Theil von des Hochstiftes Weinwachs zu Veldenz. Von dem im Jahr 1105 verstorbenen Bischof Richer von Verdun heißt es: „Inde Vosagum ad Valdentiam alodium ecclesiae ivit, in aegritudinem incidit, navigio per Mosellam relatus est Treviris, a Brunone urbis archiepiscopo inunctus viaticoque munitus, in pace obiit,“ und in Kaiser Friedrichs I. Bestätigungsurkunde über die Hoheit und Güter des Stiftes Verdun, vom Jahre 1156, werden unter diesen genannt die Burg und Vogtei Veldenz, der Hof Mülheim, Wolfersweiler, Baumholder und St. Mehard. Doch waren damals diese entfernten Güter nicht mehr in des Hochstiftes unmittelbarem Besitze, sondern vielmehr an ein mächtiges Herrengeschlecht zu Lehen ausgethan, aus welchem Gerlacus im Jahr 1132 als comes de Feldenzun genannt wird. Gerlach war ein Sohn Emichs von Schmidtburg, des Grafen im Nahegau, ein jüngerer Bruder Emichs II. Diesem, dem Stammvater der Rau- und Wildgrafen, waren in der

brüderlichen Theilung der Schlösser Schmidtburg, Kyrburg und Beimburg zugefallen; Gerlach besaß, außer Veldenz, das Erztruchsessenamt des Erzstiftes Mainz, mit welchem die Lehen von Meisenheim, Odernheim, Armsheim, Esenheim und Niederhausen verknüpft; von dem Hochstifte Worms empfing er zu Lehen die Burg Landsberg, sammt dem anliegenden Moschel, sein waren auch St. Remigsland, in dessen Umfang gegen 1214 die Burg Lichtenberg erbaut wurde, die Stadt Kusel, die Aemter Bosenbach und Nerzweiler. Er hatte sich mit Cäcilia, der Tochter Ludwigs II. des Saliers (Einfalt hat aus dem Salier einen Springer gemacht), des mächtigen thüringischen Grafen, verheirathet, und von ihr den Sohn Gerlach II., der in Urkunden von 1146—1186 vorkommt. Dieses Enkel, Gerlach IV., gerieth in Irrung mit Johann von Aspremont, dem Bischof zu Verdun, wegen seiner Lehenschaften. Der Streit wurde von Erzbischof Theodorich von Trier am 7. Dezember 1220 dahin vermittelt, daß Graf Gerlach das Haus Veldenz als ein offenes und ausgiebiges Lehen des Stiftes zu Verdun anerkannte und empfing, und sich gegen den Bischof als dessen Homo ligius verpflichtete. Die Urkunde ist auch dadurch merkwürdig, daß sie von der Aula episcopalis spricht, welche ein Bischof von Verdun noch immer in der Burg Veldenz beibehalten hatte. Gerlachs IV. Sohn, Gerlach V., war einer der Gesandten, welche dem weisen Alfons von Castiliien ankündigten, wie die Wahl der Kurfürsten ihm eine Kaiserkrone verleihe. Gerlach, indem er die Reise nach dem fernen Castilien antrat, hinterließ seine Gemahlin Elisabeth, eine geborne Gräfin von Zweibrücken, und sah sie nur wieder, um sie bald darauf, vor dem 17. Juni 1259, zu verlieren. Von da an scheint er nur mehr bekümmert gewesen zu sein, der einzigen Tochter, der etwa dreijährigen Agnes, die Nachfolge in seinen verschiedenen Lehen zusichern zu lassen; wie er das erreicht, entschlief er zu einem bessern Leben, vor dem Juli 1260. Die verwaisete Agnes stand unter der Vormundschaft ihres mütterlichen Großvaters, des Grafen Heinrich II. von Zweibrücken, durfte aber, als eine überreiche Erbin, auf den Freier nicht lange warten. Bereits vor dem 3. August 1270 war sie Herrn Heinrichs I. von Geroldseck zu Hohen-Geroldseck Gemahlin geworden, wie das beweiset die an diesem Tage von Heinrich ausgestellte Urkunde, worin er sich H. de Geroldesekken, comes Veldencie nennt.

Ihr Urenkel, Graf Heinrich III. von Veldenz, war mit Lauretta, des Grafen Johann III. von Sponheim zu Starkenburg anderer Töchter

verheirathet; darum wurde der Sohn dieser Ehe, Graf Friedrich III. von Veldenz, von Graf Johann V. von Sponheim, zugleich mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, zum Nachfolger in den sponheimischen Landen ernannt. Friedrich III. hatte aber aus seiner Ehe mit der Gräfin Margaretha von Nassau-Saarbrücken nur die einzige Tochter Anna, verheirathete sie an den Pfalzgrafen Stephan, den dritten Sohn des Kaisers Rupert, und errichtete mit diesem seinem Schwiegersohne im Jahre 1444 einen Erbvertrag, durch welchen der Großvater dem einen seiner Enkel, dem Herzog Friedrich dem Hundsrücker, die sponheimische Lande, dem andern, dem Herzog Ludwig, die Grafschaft Veldenz in ihrem ganzen Umfange, mithin auch St. Remigsland und Lauterecke, zusicherte. Herzog Ludwig, gemeiniglich von Veldenz genant, vererbte die Grafschaft auf seine Söhne Caspar und Alexander. Dieses ältester Sohn, Herzog Ludwig II., besaß die väterlichen Lande allein, denn seine Brüder, Georg und Ruprecht, waren in den geistlichen Stand getreten und hatten verzichtet. Allein Ludwig II. starb im J. 1532 und die Vormundschaft über seinen minderjährigen Prinzen, den nachmals so berühmten Herzog Wolfgang von Zweibrücken, übernahm des Vaters Bruder Ruprecht. Ruprecht war, wie gesagt, ein geistlicher Herr, seine Vokation mochte aber nicht gar lebendig gewesen sein; er heirathete im Jahre 1537, und wie ihm ein Prinz geboren worden, verlangte er einen Antheil an den väterlichen Landen. Das erhielt er durch den Marburger Vertrag, vom J. 1543, und wurde ihm namentlich Lauterecke mit den zugehörigen Dörfern, das Kloster Remigsberg und das Haus Veldenz sammt den Dörfern Thal-Verdenz, Burgen, Korenhausen, Mülheim, Dusemond und Andel, zugesprochen. Auf diese Weise entstand in dem Hause Pfalz-Zweibrücken die Nebenlinie zu Veldenz. Ihres Begründers, des Herzogs Ruprecht Sohn, Georg Johann, erhielt noch im Jahr 1559 aus des Kurfürsten Ottheinrich Verlassenschaft, die Grafschaft Lützelstein, die Hälfte der Gemeinschaft Guttenberg und den pfälzischen Antheil von Alsenz, erwirkte auch bei dem Kaiser im J. 1566, daß er wegen seiner gesammten Lande, als ein Stand und Fürst des Reichs belehnt und gleich andern pfälzischen Häusern zu Sitz und Stimme auf dem Reichstag gelassen wurde. Seine Söhne theilten abermals, und es entstanden in dem veldenzischen Zweige vier verschiedene Linien. — Ein Enkel des Georg Johann, der Pfalzgraf Leopold Ludwig, geboren den 1. Februar 1625, führte ein höchst bewegtes Leben. „Bei

den General-Reichs-Friedens-Traktaten, ward Anno 1648 beschlossen, daß Herr Leopold Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, in der Grafschaft Veldentz an der Mosel, sowol Geistlichem als Weltlichem entgegen, und wieder alles dasjenige, so bißhero verübet, in denjenigen Stand, darinn sein Herr Vatter (Pfalzgraf Georg Gustav zu Veldentz und Lautereck) Anno 1624 gewesen, restituirt werden solle. Wie denn auch hierauff Anno 1649 die des Jahrs 1627 von Chur-Trier hierher gesetzte Geistliche wieder fort gewiesen, die Kirchen hochgedacht Ihro Fürstlichen Gnaden, Herrn Pfaltzgraf Leopold Ludwigen restituirt, und ferner die samtlichen Unterthanen in der gantzen Grafschaft, deren Pflichten, so sie Chur-Trier im Jahr 1628 leisten müssen, vom Rathhause allhie zu Veldentz offentlich erlassen, und an den hochermelten Herrn Pfaltzgrafen hinwieder verwiesen worden." Die französischen Reunionen trafen sowohl Veldenz als St. Remigsland, doch sollten die Gebiete dem Pfalzgrafen verbleiben, wenn er die französische Landeshoheit anerkenne. Wie billig, verschmähete er einen solchen Antrag und er lebte mehrere Jahre in Straßburg als ein Vertriebener und in kümmerlichen Umständen: „nec quae in praesentia ejus sit fortuna ac conditio, numque tandem ***necessitatem***, quam ***Livii*** verbo, ea Dii quidem superant, in rationem verterit, dicere integrum est," setzt die Notitia (incastigata) Procerum Imperii hinzu. Am 4. Juli 1648 hatte Leopold Ludwig sich mit der Gräfin Agatha Christina von Hanau-Lichtenberg vermählt, und eilf Kinder wurden ihm in dieser Ehe geboren: die mußte er beinah sämmtlich überleben. Eine Tochter, Elisabeth Johanna, die er 1669 an den Rheingrafen Johann zu Mörchingen verheirathete, wurde bald wieder verstoßen, eine andere, Dorothea, starb zu Straßburg den 11. September 1723, als des Pfalzgrafen Gustav Samuel geschiedene Gemahlin, zwei Söhne blieben vor dem Feinde, der eine vor Ofen, der andere vor Mainz, der älteste Sohn, Gustav Philipp, geboren den 17. Juli 1651, bereisete, so berichtet die Notitia, Frankreich, Dänemark, Schweden, Deutschland. Eine wunderbare Schlechtigkeit der Neigungen und des Gemüthes zog ihn hinab in die Abgründe des Verderbens. Der Vater und alle Guten wendeten sich ab von ihm, und weil er täglich wuchs in Lastern und Schandthaten, ließ Leopold Ludwig ihn greifen und nach Lautereck zur Haft bringen: dort stürzte er sich in einem unbewachten Augenblicke, 1679, in die Tiefe, daß er demnach ein Ende fand, wie es seinem Wüthen angemessen. So die Notitia, die, mir scheint es,

den Beruf nicht hatte, zu ermitteln, welche Schuld der Vater an des Sohnes Verirrungen tragen mogte. Sie mag nicht klein gewesen sein, die Schuld, denn man findet, daß Leopold Ludwigs älteste Prinzessin, Anna Sophia, geboren den 20. Mai 1650 katholisch wurde, um der tyrannischen Behandlung des Vaters zu entgehen. Leopold Ludwig starb zu Straßburg, den 19/29. Sept. 1694; durch Testament hatte er seine Erbschaft dem Könige von Schweden zugedacht, und das Parlament zu Metz ertheilte diesem den Besitz, der jedoch durch den Ryswicker Frieden an Kurpfalz überging. Mittlerweile wurde das Eigenthum der Gegenstand sehr lebhafter Diskussionen zwischen den verschiedenen pfälzischen Linien. Der mächtigste der Prätendenten, der König Karl XII., fand vor Friedrichshall den Tod, und als mit dem Pfalzgrafen Gustav Samuel die alte zweibrückische Linie gänzlich zu Grabe getragen war, ergab sich die Möglichkeit eines gütlichen Abkommens zwischen Kur-Pfalz und Pfalz-Birkenfeld. In dem Vertrage von 1733 erhielt Birkenfeld die zweibrückischen Lande, und Veldenz und Lautereck blieben der Kur, wurden auch seitdem als ein eigenes Oberamt dem Kuramte einverleibt. In der veldenzschen Stimme auf Reichs- und Kreistagen wollten beide Linien alterniren, so daß sie abwechselnd von Kurpfalz und von Birkenfeld, oder dem neuen Hause Zweibrücken geführt wurde; und das Fürstenthum Veldenz ist ein integrirender Theil des oberrheinischen Kreises geblieben. — Es gab auch ein Rittergeschlecht des Namens von Veldenz. Im J. 1197 bekennt Peter von Veldenz, zugenannt von Merzig, ein Ritter, daß er seine Güter in Merzig, wie die von seinen Voreltern besessen worden, von der trierischen Kirche zu Lehen habe, und siegelt mit ihm der edle Mann, Graf Gerlach von Veldenz.

Auch hier wurde früher und zwar unmittelbar am Fuße der Burg ein Kupferbergwerk unterhalten und bearbeitet, auch Blei und Silber fand sich in den Bergen, wenngleich in geringerer Qualität; bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Bergwerke verlassen und seitdem kein weiterer Versuch unternommen wurde.

Oberhalb Veldenz, am Strome, breitet sich das freundlich und schön gelegene Dorf Dusemont gerade dem herrlichen Brauneberg gegenüber mit seinen 120 Häusern aus. Dieser Brauneberg zieht sich von der Mündung der Lieser bis Bilzen gegenüber. Der hier wachsende Wein ist einer der besten der Ober-Mosel, und wird der Weinbau namentlich vorzugsweise regelmäßig betrieben. Am obern Ende

liegt das Dorf Monzel und rückwärts Ofan mit etwa mehr als 600 Einwohnern. Auf dem Brauneberg bauen die Ortschaften Mülheim, Dufemont, Vilzen von der rechten, und Lieser u. s. w. auf der linken Seite.

Oberhalb Dufemont kommt man an die beiden Dörfer Neu-Filzen und Filzen, die, wenn auch an und für sich klein und unbedeutend scheinen, doch einen bedeuteuden Antheil an dem etwas landwärts gelegenen Walde haben. Ihr Besitz an dem gegenüber liegenden Brauneberg ist minder groß, aber sie treiben zum Theil Ackerbau.

In Vilzen wurde von dem Kurfürst Jakob von Siek ein Frauenkloster, Minorittenorden, gestiftet, dessen letzte würdige Mutter 1836 im neunzigsten Jahre starb, nachdem das Kloster selbst durch die französische Invasion viel gelitten und später aufgehoben wurde. In diesem Kloster hatte die Herzogin von Montmorency einige Jahre ihres Lebens vertrauert, bis sie sich tiefer in Frankreich einen andern ähnlichen Aufenthalt suchte. Die Geschichte dieser unglücklichen Fürstin in Verbindung mit der ihres Gemahls lasse ich im Auszuge hier folgen, von Vilzen aus einen kleinen Abstecher nach Paris zu machen um in das Ganze einige Abwechselung zu legen:

Eben hatte die reizende Jeanette den Brief des Geliebten zum zehnten Male gelesen, zum zehnten Male an die Lippen gedrückt, und schickte sich an, die Vorbereitungen zu seinem Empfang zu treffen, den er ihr auf heute verheißen hatte; da trat leise, wie das böse Gewissen und scheu wie ein heimlicher Liebhaber, ein Mann in schwarzer Seide gekleidet zu ihr ins Zimmer, dem ganz Frankreich ehrfurchtsvoll sich beugte, weil ganz Frankreich ihn fürchtete und haßte. Jeanette war aber ein Mädchen, und was kümmerte sie die politische Eifersucht der Großen? Die Königin Mutter, Maria von Medicis, beehrte sie zwar durch ihre Gunst und zog sie zu jedem Hoffeste mit freundlicher Milde zu sich heran, demungeachtet konnte sie diesem rastlosen und ränkevollen Treiben keinen Geschmack abgewinnen und nur wenn der Mann ihrer Wahl, der kräftige blühende Montmorency zugegen war, überließ sie sich ihrer natürlichen Heiterkeit und der Freude des Festes und Abends.

Den Brief des Geliebten noch in der Hand, eilte sie den allgebietenden Kardinal zu empfangen, denn Richelieu war es selbst, der heute die Sieste aufgegeben hatte, um diese Stunde vielleicht angenehmer bei dem schönen Mädchen zu verleben. Genug, er trat zu ihr,

trat sehr nahe zu ihr und — blieb eine volle Stunde dort, in der er, so viel ist gewiß, an ihrem freudeglühenden Auge, an ihrem leichten schwebenden Gange, an der Heiterkeit ihres ganzen Wesens, auf etwas Besonderes schließen und ohne große Mühe in dem Briefe die Ursache errathen konnte. Daß dieser aber von dem Herzoge von Montmorency komme, daß sie den Herzog selbst noch heute, noch in dieser Stunde erwartete, suchte sie ihm nicht zu verheimlichen und legte dadurch den Grund zu des Marschalls Verderben, zu einem unversöhnlichen Hasse des Kardinals gegen ihn. Was der Minister aber dem Mädchen Alles gesagt? was er vielleicht von ihr begehrt, hat man nie erfahren, weil Jeanette es tief in ihren Busen verschloß. Richelieu ging und Jeanette blieb gedankenvoll und verstimmt zurück. Die Freude über die Ankunft des Geliebten erstarb in der Erinnerung an die letzte Stunde und erst langsam vermochte sie sich zu fassen, um dann in seiner Umarmung das fatale Bild zu vergessen.

Von dem Könige herablassend, von der Königin Mutter gnädig, von dem Kardinal Premier-Minister auf's freundschaftlichste empfangen, verlebte der Marschall Herzog von Montmorency einige Wochen am Hofe, in denen Feste auf Feste sich jagten, um seinen Ruhm zu verherrlichen; und als er an einem derselben die liebliche Jeanette als seine Braut bezeichnete, da nahte sich vor Allem der Kardinal mit seinem Glückwunsch, den Montmorency treuherzig, mit einem biederen Danke beantwortete, vor dem Jeanette aber zurückschauderte, da der Blick seines tiefliegenden Auges ihr Angst und Grauen einflößte. Bald darauf versammelten sich die Kavaliere des Hofes, der jungen schönen Herzogin ihre Ehrfurcht zu bezeugen und um ihre Gunst und Gnade zu bitten; ihr Gemahl verließ aber die Hauptstadt, zur Armee zurückzukehren, und froh und willig folgte sie ihm, wie dringend man sie auch bat, in Paris zu bleiben und wie groß schon die Hoffnungen waren, die sich — nach der schaamlosen Sitte der damaligen Zeit — so manche vornehme Herren auf die Liebe der reizenden Frau gemacht hatten.

Bald hatte sich aber am Pariser Hofe so Manches verändert. Die Königin Mutter, der der Kardinal seine Erhebung und seine Macht zu verdanken hatte, mußte zuerst, weil sie ihm im Wege war, das Feld räumen; er ließ sie gefangen nehmen und sie konnte froh sein, seiner Verfolgung durch die Flucht nach Brüssel zu entgehen, wohin ihr bald ihr anderer Sohn, der Herzog von Orleans, nachfolgte. —

Einer nach dem andern wurde nun durch Gift, Kerker oder Verbannung vom Hofe und von allem Einfluß auf den König entfernt und der Herzog von Montmorency, eben auch als ein Feind der Krone und Anhänger der Königin, um seinen Posten gebracht.

Unumschränkt stand Richelieu jetzt da und der König selbst zitterte vor dem Blicke seines Ministers, der sich zum Herzoge erheben ließ, um auch dem Titel nach höher zu stehen.

Dem willkührlichen Verfahren Trotz entgegen zu setzen, den Kardinal und seine Kreaturen zu stürzen und eine andere Ordnung der Dinge einzuführen, verband sich der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, mit seinem Schwager und dem Marschall von Montmorency und zog durch Frankreich nach Languedoc, diesen Letztern gewiß zum Kriege zu bestimmen und dazu abzuholen; nachdem er ihm das feierliche Versprechen gegeben hatte, nicht allein ohne seine Zustimmung mit dem Könige Frieden zu schließen, der Kampf möge nun ausfallen, wie er immer wolle.

Bei Bezieres kam es zur Schlacht, die entscheidend und unglücklich für die Verbündeten ausfiel. Montmorency wurde verwundet; sein Pferd getödtet, er stürzte und schien erdrückt durch das auf ihm hingestreckte Thier; bis man ihn spät am Abend hervorzog, im Triumph als Gefangenen ins französische Lager führte, und dann zu seiner Herstellung nach Toulouse brachte.

Was für ein Schicksal seiner hier wartete, wenn er der Rache seiner Feinde blosgestellt blieb, konnte er, konnte seine verzweifelte Jeanette sich denken; sie eilte deshalb zum Herzoge von Orleans, stürzte auf die Knie vor ihm nieder, und flehte ihn an: sein, ihrem Gatten gegebenes Versprechen zu halten und mit dem Könige keinen Separatfrieden zu schließen, oder doch — wenn er dies wolle — bestimmt auf die Auslieferung des Marschalls zu dringen. Der Prinz gelobte es ihr feierlich und — that es doch nicht; ja er verlor seines Freundes und Bundesgenossen halber, der für ihn im Kerker schmachtete, nicht ein einziges Wort und erhielt für diese Enthaltsamkeit einen vortheilhaften Frieden.

Umsonst verwendeten sich nun die Ersten und Angesehensten des Reiches bei dem Könige für den unglücklichen Montmorency, den ganz Frankreich liebte und verehrte; umsonst flehten die Herzoge Chevreuse und von Epernon, von St. Siemon und von Chatillon, für des ver-

dienten Mannes Leben, das Urtheil war von dem Kardinal einmal gesprochen und da konnte kein König mehr helfen.

Auf einem goldenen Sessel saß der stolze Priester, der die Angelegenheiten Frankreichs wie ganz Europa's an seinem Schreibpulte ordnete und um dessen Freundschaft zu buhlen die größten Monarchen sich nicht zu groß dünkten; da trat der diensthuende Kammerdiener zu ihm hinein und meldete eine junge vornehme Dame, die ihn dringend zu sprechen begehre, aber ihren Namen nicht nennen wolle. Der Kardinal besann sich eben, ob er die Fremde annehmen solle oder nicht, als diese schon dem Diener gefolgt, vor Sr. Eminenz stand, und jener durch einen Wink des Herrn veranlaßt, sich entfernte.

Da stürzte die Herzogin — denn sie war es selbst — vor dem ernsten Manne nieder und benetzte mit ihren Thränen seine Füße.

„O gnäd'ger Herr!" rief sie und hob das einst so ausdrucksvolle schöne Auge, in dem sich jetzt der heftigste Schmerz spiegelte, zu ihm empor, „wenn ich jemals so glücklich war, in Ihrer Achtung zu stehen? wenn ich jemals vielleicht das Gefühl der Freundschaft in Ihrem Busen erregt hatte, so flehe ich Sie jetzt bei dieser Ihrer bessern und heiligeren Empfindung um die Gnade an, mich nicht zu verderben, mir das irdische Glück meines Lebens nicht zu untergraben! O es ist ja um so viel süßer an seinen Feinden die Wohlthat der Verzeihung auszuüben; und waren wir denn Ihre Feinde? mußte nicht mein Gemahl dem Willen des Prinzen und der Königin folgen? haben wir Sie jemals persönlich beleidigt? O gewiß, Sie wollen uns auch nur schrecken, es wird, es kann Ihr Ernst nicht sein, uns Alle unglücklich zu machen!"

Mit einer Miene, in der die Wollust der Rache mit dem süßesten Triumph sich paarte, hatte der Herzog Kardinal die schöne Frau zu seinen Füßen bitten sehen, dann sagte er kalt und dennoch lächelnd: „Es thut mir leid, Madame! für Ihre Wünsche nichts thun zu können, da der König selbst sich das Urtheil über Ihren Gemahl vorbehalten hat; sonst sein sie überzeugt, daß ich, eingedenk der früheren Güte gegen mich, gewiß Alles verwenden würde, das Vergeltungsrecht der Dankbarkeit gegen Sie üben zu können." — Und mit einer frostigen Verbeugung verließ er die Unglückliche, sich in ein anderes Gemach zurückziehend, während sie verzweifelt aus dem Palaste stürzte.

Der schwache König Ludwig XIII. saß eben am Schachbrette und sein Gegenspieler hatte, die Laune des Monarchen fröhlich zu erhalten,

die Partie verloren; da trat der Graf von Charlus ins Zimmer, das bereits von den Freunden Montmorency's angefüllt war und überreichte dem Könige den Marschallsstab und die übrigen Insignien der Würde des Verurtheilten; in einem Augenblick umringten ihn dann Alle, fielen auf die Kniee und hoben die Hände bittend zu ihm auf. Der König schwankte; da begegnete sein Auge dem düstern Blicke des Kardinals und — das augenblickliche Gefühl war wieder erstickt; und der Herzog unwiederbringlich verloren.

Am 30. Oktober 1632 wurde Montmorency im 37sten Jahre auf dem Hofe des Rathhauses zu Toulouse enthauptet. Die unglückliche Jeanette aber, die in ihm ihre Freuden verloren hatte und auch dem Geschiedenen noch den Schwur der Treue halten wollte, den sie mit Entzücken einst dem Lebenden geleistet, — ging in ein Kloster, ihre Tage hier seinem Gedächtnisse zu weihen.

Die Klostergebäude von Vilzen sind jetzt an Privaten gekommen, die Kirche aber wird als Pfarrkirche benutzt.

Vilzen schräg gegenüber, etwas oberhalb der Fläche, welche auf dem Brauneberg folgt, liegt das Dorf Kesten mit 550 Seelen. Die Pfarrei in Kesten wurde von dem Kloster Machern vergeben.

Je mehr sich das rechte Ufer bei Vilzen zu einer fruchtbaren Ebene ausbreitet, desto näher drängt das Gebirge hier zum Strom, oder umgekehrt, desto dichter daran bricht sich dieser seine Bahn; bis eine halbe Stunde ober Vilzen die Berge wieder steiler werden, und mit dem herrlichsten Weinbau den 1000 Einwohnern des hübschen und reichen Dorfes Wintrich auch zugleich noch andere Nahrungszweige durch Ackerbau und Handwerke aller Art gestattet. Der Winterich Wein gilt für eine der besten Sorten und ist besonders Kranken anzuempfehlen. Hier war früher der Sitz eines Schöffengerichts (Hochgerichts), welches die Vögte von Hunolstein von dem Grafen von Bliescastel und dem Kurfürsten von Trier zur Lehen trugen. Im J. 1335 bestätigte Erzbischof Balduin die Schenkung, welche Philipp und Johann von Weiskirchen der trierischen Karthause mit dem Patronatrechte zu Winterich gemacht hatte. Auch die Grafen von Vianden besaßen hier Weingüter. Etwas oberhalb Winterich ist der Oligsberg und daneben der Weinberg, welche beide einen ausgezeichneten Wein liefern, wie er, im Moselthale zur Genüge bekannt, das Fuder mit 1000 bis 1100 Gulden bezahlt wird.

Jetzt und namentlich bei der Günterslay macht der Strom eine ziemlich bedeutende Krümmung, und in dieser Krümmung liegt das Pfarrdorf Minheim, zweien kleinen Inselchen in der Mosel gegenüber. Minheim hat, so wie alle diese Orte, guten Wein und schöne Wiesen, obwohl der Feldbau unbedeutend genannt werden kann. Unter den Precarie-Gütern befand sich hier eine Villa, welche Erzbischof Eberhard Anno 1052 dem Grafen Walram von Arlon übertrug. Später und zwar 1230 verpfändete Graf Heinrich von Bliescastel die Vogtei zu Minheim an den Erzbischof Theodorich. 1531 wird Johann von Marsberg mit dem Hause zu Minheim belehnt.

Jetzt ersetzt auf der rechten Moselseite ein wildes unfruchtbares Gestrippe die Stelle lachender Weinberge, bis hinter Reinsport eine weite Fläche an der schiefen Ebene wieder alle mögliche Bebauungen zuläßt. Auf dem linken Ufer aber tritt das Gebirge auf Stunden langer Ausdehnung bis dicht an den Strom heran.

Jetzt folgen die Orte Reinsport, Nieder-Emmel und Müster, die alle drei eigentlich nur ein Ganzes unter dem Namen des Hauptortes Emmel bilden und zusammen etwas mehr als 1000 Einwohner zählen. Eine vom Strom hier gebildete Halbinsel, sucht sie ihres Gleichen an Schönheit und Ueppigkeit, und bei dem Emmeler Tönnchen, einem aufgeworfenen Grabhügel, so wie bald daneben, wo die von dem stumpfen Thurme herabkommende Römerstraße verschwindet, wird die Aussicht so herrlich, daß man auf's Neue mit alle den früheren anzustellen beginnen möchte. Diese Stelle nur kann es sein, von der Venantius Fortunatus singt, in seinem Gedichte de castello Nicetii:

Cernit frugiferos congaudens incola sulcos,
Vota ferens segetti fertilitate gravi.
Agricolae pascunt oculos de messe futura;
Ante metit visu, quam ferat annus opem.
Ridet amoenus ager, tectus viridantibus herbis,
Oblectant animos mollia prata vagos.
Haec vir Apostolicus Nicetius arva peragrans,
Condidit optatum pastor ovile gregi.

Wahrlich diese Gärten der Armida hat keiner unserer Geschichtschreiber, keiner unserer Philologen bereiset, denn außerdem würde längst endeckt sein, wo des Erzbischofs Nicetius Pfalz gestanden haben muß, wo Mediolanum zu suchen,

Haec tibi parturiunt Mediolane dapes.

Emmel, der Name, ist sicher nichts anderes, als eine Verstümmelung von Mediolanum, und in dem Namen von Müster hat sich die Erinnerung erhalten an ein altes Münster, welches vielleicht, als die Pfarrkirche einer römischen Stadt, die erste Kirche gewesen in dem ganzen Revier. Müster ist nämlich aus Münster corrumpirt, wie dieses nicht zu bezweifeln nach des Kurfürsten Johann von Schönburg Ordnung für die Schneiderzunft, „gesessen in unseres Hochgerichtes Berncastel Dörfer Emmel, Piesport, Neumagen, Thron, Minheim, Wintrich, Kesten, Osan, Reinsport und Münster," vom 19. April 1599. Nach dieser Stadt Medionalum führte die von dem stumpfen Thurm herabkommende Straße, die sodann von hier über die Mosel nach Ferres und endlich bei Pohlbach in die trierische Straße ging.

Die Einwohner von Emmel und Müster treiben viel Ackerbau und den Weinbau nur eben für den eigenen Bedarf, wogegen das eine viertel Stunde oberhalb gelegene Piesport lediglich vom Ertrage des Weins existirt, da viele der Einwohner kaum ein Gärtchen für ihre Feldfrüchte haben. Der Piesporter Wein wird allen Trinkern in den Rheinlanden bekannt und wegen seiner vorzüglichen Güte von ihnen sehr geschätzt sein; obwohl man nicht voraussetzen darf, daß man ihn auch im Norden hat, wo unter seinem Namen andere geringere Moselweine passiren. Guter Piesporter kostet in Koblenz pr. Flasche 25 Sgr. bis 1 Thlr., und in Stettin, 200 Stunden davon, 15 bis 20 Sgr.; dies dürfte also schon seine dortige Aechtheit verbürgen.

Piesport, ein Allod des karolingischen Hauses, mag seinen Namen von einem der Pipine herleiten, und urspringlich Pipini portus heißen, Im Jahre 1219 verschenken Abt und Konvent zu Metloch, in Erwägung der von dem Domkapitel zu Trier empfangenen Hülfsleistungen und in der Dankbarkeit für manchen guten Rath an dasselbe, „ad opus refectorii vestri," das Patronatrecht zu Piesport. Am 1. Nov. 1295 verzichten Heinrich und Gottfried, weiland des Raugrafen Heinrich Söhne, auf alles Recht und Herrschaft über die Güter, welche Frau Aleidis, Frau von Duren (in dem Luxemburgschen), ihr Sohn Kuno und dessen Hausfrau Lysa, zu Piesport und apud sanctum Michaelem (die Pfarrkirche im Dorfe ist dem H. Michael geweiht) von ihnen zu Lehen gehabt, vergönnen auch, daß diese Güter als freies Eigenthum verkauft werden mögen. Am 30. Juli 1302, beurkunden Friedrich, Herr zu Neuerburg, Theoderich, Herr von Brandenburg und Arnold von der Fels, daß Erzbischof Diether von Nassau ihnen

alle seine Güter zu Piesport verschrieben habe, als Sicherheit für eine Summe von 1200 kleinen Turnosen, welche der Erzbischof an sie zu entrichten schuldig, wegen der ihm in seinem Kampfe mit dem Herzog Albert von Oesterreich, „qui se regem nominat," zu leistenden Hülfe. Auf Laurentien-Abend 1330 bekennt Arnold von Blankenheim, daß er sein Gut zu Piesport, Boveriis und St. Michael, zu andern seinen Lehen, von Erzbischof Balduin zum rechten Lehen habe empfangen; „den Thurm, den wir han zu Piesport mogen wir in alsolichen Buwe halden, als er bisher geweſt iſt, und den nit veſter machen." In dem Lehen-Revers des Theodorich von Esch, vom J. 1347, werden unter andern genannt „alle min gut, die ich han zu Pysport," und in eis spätern Denombrement, gegeben von Gottfried und Wilhelm von Esch, werden unter ihren trierischen Lehen angeführt „unser Theil an dem Gericht zu Piesport und an Vogtei und Leute," (das ganze Dorf war von der Herrschaft Esch abhängig). Samstag nach St. Andreas 1468 wird Claſen von Esch bewilligt, daß er sein Ehgemal, Margaretha von Roesbach, bewitthumen möge auf seine trierische Lehen, Halbtheil der Burg Esch, Antheil an dem Zehnten zu Cleinich und Antheil Weingült zu Piesport und Keſten; Sonntag nach St. Agneten 1472 more Trev. wird Franken von der Leyen zugeſtanden, daß er seine Hausfrau, Elſe von Sirk, bewitthume auf sein Drittel an der Vogtei zu Piesport und Emmel. Es iſt dieſes das nämliche Drittel, mit welchem „samt den Leuten daſelbſt, mit Gerichten, Gütern, Gülten, Nutzen, Gefällen und Rechten," nach derer von der Leyen Abgang, Dietrich von Kellenbach belehnt wurde, laut seines Reverſes vom Samstag nach Oſtertag 1504, und wird dieſes Drittel die nämliche Vogtei sein in Emmel oder Müſter, die ſich ſpäter an die Ekebrecht von Dürkheim vererbte. Auch die von Orley hatten Güter zu Piesport, Emmel und Boveries, wie ſich das aus des Claudius von Orley Lehen-Revers vom 11. Nov. 1504 ergiebt. Am 4. Septbr. 1597 verkaufen Chriſtoph Braun von Schmidtburg und Johanetta von Reier, Eheleute, ihr Antheil an dem Gemeiner-Herrenhof in Piesport, hiebevor der Orleyerhof genannt, gelegen neben der Herrſchaft von Esch Hof, mit den dazu gehörigen Weingärten und Zinſen in Piesport, Emmel und Neumagener Zehnderei, um 250 Gulden, zu 24 Albus, an das Erzſtift. Endlich entlehnte eine adelige Familie von Piesport ihren Namen. An St. Oswalds Tage 1482 bekennt Richard von Piesport, daß Kurfürſt Johann ihm auf seine Lebtage verliehen habe

des Erzstiftes Haus zu Neumagen, genannt die Neuerburg, samt der Maierei und ihren Zubehörungen. Der Kurfürst that das „um getruewer flissiger und williger Dienste willen, die der Ersame unser Zolschriber zu Engers und lieber Andechtiger Herman von Trarbach uns gethain hait;" mit dieses Herman Nichte, Catharina, war nämlich Richard von Piesport verheirathet. Eine Tochter dieses Geschlechts von Piesport, Barbara, starb 1648, als Priorin zu St. Agnes binnen Trier, eine andere, Charlotte Margaretha Elisabeth, den 21 Feb. 1719, nachdem sie 19 Jahre lang der Abtei Engelport als Meisterin vorgestanden hatte. Die von Wald zu St. Peterswald und Reichersberg wurden von denen von Piesport beerbt. Piesport war der Hauptort eines Landkapitels, welches sich von Schweich bis Graach ausdehnte und namentlich die Städte Berncastel und Wittlich begriff, daß dieses Kapitel seinen Sitz in Piesport erhielt, kann ich nur dadurch erklären, daß dieses die Rechte des uralten Münsters in Mediolanum erbte.

Oberhalb Piesport, dicht an der Mosel, etwa eine Viertelstunde davon entfernt, liegt das Dörfchen Ferres von 11 Häusern. Von hier aus führt eine römische Seitenstraße nach Trier über Clausen, das sowohl um seines Gnadenbildes willen, als überhaupt in historischer Hinsicht merkwürdig ist.

Den Ursprung der Wallfahrten nach Clausen erzählt Bruder Wilhelm von Berncastel, Professor zu Clausen — nach Herrn von Stramberg — dem trierischen Weihbischof Johannes, der ihn am 5. März 1485 zu diesem Berichte aufgefordert hatte, etwa in folgender Weise. Um das J. 1440 lebte zu Esch an der Salm der Bauer Eberhard. Ein inbrünstiger Verehrer der seligsten Jungfrau Maria, verschaffte er sich ein Marienbild, um dasselbe in die ausgehöhlte Vertiefung eines Pfahls zu setzen, der ihm in einsamer Waldgegend aufgefallen war. Vor diesem Bilde betete er täglich. Einstens träumte ihm, es befehle die seligste Jungfrau, daß er ihr ein Haus erbaue. Den Traum vertraute er seinem Pfarrer in Rivenich und verschiedenen Bekannten; von allen wurde er ermuntert, sein Vorhaben auszuführen, von allen Beistand versprochen. Der Burgherr auf Esch, Wilhelm von Esch, wies ihm einen Bauplatz an, Eberhard aber eilte nach Trier, und erhielt dort das große Bild der schmerzhaften Mutter Jesu (Vesperbild, ital. Pieta), ein Glöcklein und einen eisernen Leuchterstock. Auf dem Rückwege, zu Piesport, nahm er das Bild auf seine Schultern

und trug es den steilen Berg hinan, bis zu der nächsten Wasserscheide zwischen Lieser und Salm. Hier baute er ein Heiligenhäuschen, das Bild verwahrte er mit einem Gitter, vor das Gitter setzte er den Leuchterstock. Bald fanden sich die Andächtigen aus der Nachbarschaft ein, sie opferten Geld und Wachs. Das Opfer ward aber häufig gestohlen, und Eberhard baute sich, solches zu verhüten, mit des Grundherrn Genehmigung, eine Hütte neben dem Heiligenstock. Es geschahen der Wunder verschiedene, und wie ein Lahmer, den sein Roß mühsam dahin getragen, nach eifrigem Gebet vor dem Bilde den Gebrauch seiner Glieder wieder erlangte, da drang der Ruf von dem neuen Gnadenorte in die Ferne. Mit der Vermehrung der Opfer mehrte sich Eberhards Wohlstand, aber auch Feinde erhoben sich gegen ihn. Er ward häufiger wie vordem bestohlen, ein Böſewicht drohte ihm mit augenblicklichem Tode, wenn er sich nicht mit 40 Gulden loskaufe, und der Pleban in Piesport äußerte sein Mißfallen an einer Andacht, die dem Gottesdienste in der Pfarrkirche hinderlich werden konnte. — Eberhard, kleinmüthig und weich, wurde so kleinmüthig, daß er die Gegend zu verlassen gedachte, doch wendete er sich vorher zu seiner Beschützerin.

Da erkrankte schwerlich des frommen Ritters Gottfried von Esch nicht minder fromme Hausfrau, und es wurde ihr, als könne sie allein durch der allerseligsten Jungfrau Fürbitte genesen. Ihr Hauskaplan mußte einen neuen Tisch vor das neue Gnadenbild, und darauf einen Altar setzen, und an diesem Altar Messe für sie lesen. Die Frau von Esch genaß. Aber der Pleban verklagte den Burgkaplan, daß er sich unterfangen, ohne besondere Erlaubniß an jenem Orte Messe zu lesen, und erhielt von dem Offizialat die Weisung, das Bild nach der Pfarrkirche bringen zu lassen; dann möge er zusehen, ob daselbst gleichfalls Wunder geschähen, oder ob die erzählten Wundergeschichten auf Erdichtung beruhten. Nun sollen zwar die Träger, deren der Pfarrer sich bediente, unterwegs viel gelitten haben, „allein darüber liegt nichts Sicheres vor.“ Gewiß aber ist, daß der Freiherr von Esch, als er hörte, daß Eberhard das Bild sich habe nehmen lassen, ohne ihm eine Anzeige davon zu machen, den Fahrlässigen ins Gefängniß schickte. Auf der Nachbarn Bitte wurde er zwar freigegeben, doch mit der bestimmten Aufgabe, das Bild wieder herbeizuschaffen. Zagend ging er nach Piesport, und die Männer, von welchen der Raub verübt worden, fand er ganz umgewandelt; sanftmüthig ließen sie geschehen, daß

Eberhard das Bild sich auflud und nach der vorigen Stelle zurücktrug. Von dem an flossen Opfer und Geschenke noch viel reichlicher, so daß Eberhard sich bewogen sah, an der Stelle des Heiligenhäuschens eine größere Kapelle zu erbauen. Der Zulauf derer, welche an solchem Werke arbeiten wollten, war so groß, daß einer beinahe den andern hinderte. Eberhard hatte nur wenigen Wein, um die Arbeiter zu laben, dieses Wenige ging auf die Neige, und das volle Faß, um welches er nach Piesport geschickt, wollte nicht ankommen. Einer der Arbeiter, der vor andern durstig, rieth nachzusehen, ob denn gar nichts mehr im Fasse vorhanden, dem geschah also, und siehe, das vermeintlich leere Faß fand sich wieder gefüllt. „Dieses Wunder ist so unbezweifelt wahr, daß noch Viele leben, welche bezeugen, von dem Weine getrunken zu haben." Die Kapelle selbst wurde bald zu klein für den Zudrang der Beter, und Eberhard mußte an einen Neubau denken. Das Kirchlein sollte in der Länge 26, in der Breite 12 Schritte haben, war aber noch nicht weit vorgerückt, als das Jubiläum den Bauherren veranlaßte, eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel vorzunehmen. Die Fortsetzung des Werkes übertrug er einigen Freunden, und als er zurückgekommen, freute er sich zu finden, daß die glorreiche Jungfrau Maria nicht geringe Reichthümer gesammelt hatte. —

Mit doppeltem Eifer wurde gebauet, als der Hochwürdigste in Gott Vater und Herr, der Kardinal S. Petri ad Vincula, Herr Nicolaus Cusanus, in der Eigenschaft eines päbstlichen Legaten, das heilige Trier besuchte. Da hörte er von den vielen, in Clausen gewirkten Wundern, dachte aber nur an Betrug, verwies ernstlich die gegen solchen bezeigte Nachsicht dem Erzbischof Jakob, und begab sich selbst nach Clausen, in dem Vorsatze, die Betrüger zu Schanden zu machen. Eberhard, dem der Besuch des Kardinals angekündigt worden, hatte ihm zu Ehren in der noch nicht vollendeten Kirche Brod und Käse aufgetischt, aber der hohe Gast verschmähte die freundlich dargebotene Gabe, stieß im Unwillen das Tischlein um, eiferte gewaltig gegen den armen Eberhard und dessen „abergläubische Neuerungen", und untersagte bei Strafe die Fortsetzung des Kirchenbaues. Der Kardinal reisete weiter nach Koblenz, erkrankte aber unterwegs dermaßen, daß er kaum seiner Schwester, der Frau Breysiger Haus, zu erreichen vermogte. Die Schwester pflegte ihn redlich, ohne Furcht, keine Besserung wollte sich einstellen, da sagte einstens die bekümmerte Hausfrau:

Neumagen

B. Schumacher in Cöln.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„bedenke dich, lieber Bruder, ob du dir nicht dieses Uebel zugezogen haben solltest, durch das Verbot, der glorreichen Jungfrau Maria Kirche in Clausen auszubauen?" Die Frage ging dem Kranken zu Herzen, in der Angst hies er die Schwester, die Bauleute wissen zu lassen, daß sie ihre Arbeit wieder vornehmen könnten, daß sie auch zu seiner Zeit an ihm eine Stütze finden würden. Diese Worte hatte er kaum gesprochen, als wider alles Erwarten eine Krisis sich einstellte, und die Krankheit war gehoben, schnell auch die Versäumniß an dem Bau eingebracht. Am Feste der Verkündigung Mariä 1448 wurde das Gotteshaus von dem Erzbischof selbst eingeweiht, was sonst nicht leichtlich geschah. Der Zulauf war so groß, daß alles Brod, so in Berncastel, Wittlich und Pfalzel zu haben, herbeigeführt werden mußte, daß der Erzbischof selbst in Clausen nicht tafeln konnte, sondern genöthigt war, alsbald nach der heiligen Handlung aufzubrechen, um in Wittlich einen Imbiß zu suchen. Eine gute Strecke war er schon geritten, da ereilte ihn Eberhard noch einmal, flehentlich bittend, er möge der seligsten Jungfrau Gönner und Beschützer bleiben. „Wenn sie nur meine Beschützerin bleibt," entgegnete lächelnd der Fürst. — Zwei friedliche Jahre verlebte Eberhard noch im Dienste seiner Stiftung, dann entschlummerte er, reich an guten Werken, in glücklichem Alter, den 18. August 1451; sein Leib ruhet, wie er es verordnet, in der Kapelle, vor dem Altar, nach Ost-Norden zu.

Beharrlich in seiner Andacht zu der Himmelskönigin, und in seiner Vorliebe für Clausen, dachte Erzbischof Jakob den Ort zu verherrlichen, indem er ihn als Pflanzschule ächter Frömmigkeit benutzte. Die regulirten Chorherren des H. Augustinus von der Windesheimer Congregation standen damals in der ersten Blüthe, ihrem Generalkapitel ließ Jakob den Besitz von Clausen, zu Errichtung eines Klosters antragen, mit dem Zusatze, wie er nicht zweifle, daß die Mutter der Gnaden ein solches Gestift segnen werde; nöthigenfalls würde er aber selbst eine freigebige Hand aufthun. Der Prior vom Niederwerth und ein anderer Prior wurden von dem Generalkapitel abgeordnet, um des Ortes Lage einzusehen, und etwan mit dem Erzbischof abzuschließen. Mündlich geschah das, die Schenkung wurde gemacht und angenommen, aber der Tod überraschte den Fürsten, bevor er sie bekräftigen konnte. Sein Ende fühlend, wehklagte Jakob, „wen lasse ich zurück, der die Sorge für meine Söhne in Eberhardsclause auf sich nehmen könnte." Da antworteten im Namen der Umstehenden Wilhelm von

Elz, der Marschalk, und Ulrich von Metzenhausen: „Darum seid unbekümmert, wir werden darauf halten, daß ein künftiger Erzbischof mit unserm Rath und unserer That vollführe, was Ihr so sehnlich wünschet.“ Hierdurch beruhigt, verschied am 28. Mai 1456 der hundertste trierische Bischof, der Domdechant aber und der Domscholaster, die eben in Koblenz anwesend, dann der Grundherr, Gottfried von Esch, ersuchten den Prior auf Niederwerth, daß er zur Stunde einige Brüder nach Clausen absenden möge, die allda des künftigen Erzbischofs Verfügung abzuwarten hätten. Hermann von Süden, der Subprior auf Niederwerth, und Jakob von Nimmegen, begaben sich demnach auf den Weg, und wurden an St. Catharinentag 1456 in Clausen eingeführt. Geordnet und vorgesehen war nichts, darum erging es ihnen sehr trübselig, zumal nachdem sie ihnen im folgenden Jahre vier andere Brüder zugesellet. Sie zogen aber wieder von dannen, als sie jede Hoffnung eines besseren Zustandes aufgeben müssen, Hermann und Jakob hielten standhaft aus, es kamen andere, ihre Entbehrungen zu theilen, darunter Johannes von Eindhoven, und am 16. Sept. 1457 fertigte der neue Erzbischof, Johann von Baden, den förmlichen Stiftungsbrief aus, gleichwie Gottfried (Goderd), Herr zu Esch, Nicolaus von Esch und Catharina, seine Hausfrau, dann Johann von Esch und Lise, seine Hausfrau, am 22. Okt. 1459 den Grund und Boden um das Kloster, und dazu verschiedene Berechtigungen schenkten. So war demnach die Zusage erfüllet, die Jakob von Sirk auf seinem Sterbelager empfing, und die Existenz des Klosters anerkannt.

Seitdem lebten die Brüder, im Vertrauen auf die Milde der seligsten Jungfrau, kärglich von kärglichem Einkommen, doch wäre das zu ertragen gewesen, hätten sie das Wenige nur in Ruhe und Frieden einsammeln und genießen mögen. Allein der Pleban von Piesport wurde es nicht müde, sie zu beunruhigen. Wie er gleich anfangs von dem Opfer ein starkes Antheil, d. i. 4, nachmals 8, und seit der Brüder Ankunft 12 Gulden bezogen hatte, so bedüngte ihn das jetzt zu wenig, und er forderte den ihm zukommenden kanonischen Theil, je den dritten Pfennig. Zuletzt vermittelten der Domdechant Edmund von Malberg und der Offizial D. Johann Herrgott, einen Vergleich, in dem sich der Pleban für alle seine Ansprüche mit 16 Gulden jährlich abfinden ließ (abgelöset wurden diese 16 fl im J. 1696 mit einer Kapitalsumme von 400 fl.). Die Zahl der Wohlthäter nahm allmählig zu, und mit ihnen die Zahl der Diener Gottes; sie hatten sich

zeither beholfen in dem Hause, so von Eberhards Gehülfen in den letzten Jahren, von Lynen Peter, erbauet, jetzt legten sie selbst Hand an um die Hütte durch namhafte Zuthat zu erweitern, sie errichteten die Konventsstube, einige Kammern für Gäste, endlich Stall und Scheuer. Alles dies geschah unter der Leitung des Priors Hermann von Rüden, eines Mannes, der sich selbst zu beherrschen wußte, der die Oeffentlichkeit mied, die Einsamkeit und seine Zelle liebte, und seiner Heerde ein kluger, wachsamer Hirte war. Er starb im Jahre 1474; in demselben Jahre hatte er den von ihm der Kirche hinzugefügten hohen Chor weihen lassen; im Jahre 1464 hatte er derer von Orley Güter zu Monzel, so wie 1457 von Johann von Helfenstein den Kochshof im Gerichte Esch erkauft. Sein Nachfolger, Adam von Stein, mußte nach Ablauf des ersten Jahres, das Priorat auf dem Niederwerth übernehmen, wogegen Berthold von Marsberg (oder Stadtberg) fünf Jahre lang dem Kloster vorstand, im J. 1471 von Johannes von Helfenstein Wittwe und Sohn ihren Hof zu Cues um 700 Gulden erkaufte, und im J. 1479 sich von Pabst Sixtus IV. die Erlaubniß zu weiterm Güterverkauf in dem Gesammtbetrage von 2000 Goldgulden, ertheilen ließ. An seine Stelle wurde erwählt der Brabänter Johann von Eindhofen, „der die Welt verlassen hatte, um Pharaonis Angesicht zu fliehen, und, durch wüste Oerter wandelnd, ein Erdreich suchte, das unter der Hand Moises und Aaron von Milch und Honig fleußt," der auch als der erste in Clausen eingekleidete Novize merkwürdig. Unter seiner Leitung gewann das Institut ein durchaus verändertes Ansehen. In alle Zweige des Haushaltes wurde die erbaulichste Regelmäßigkeit eingeführt, vorzüglich aber für eine würdige Feier des Gottesdienstes gesorgt. Zu dem Ende schmückte Johann die Kirche, und namentlich den Chor mit „decentissima ex Brabantia tabula," worunter sonder Zweifel der Hochaltar zu verstehen, der noch heute des Gotteshauses vornehmste Zierde, und den ein Kenner als das schönste Schnitzwerk, so in die Geschichte gekommen, beurtheilt. Weil die Zahl der Wallfahrer, Opfer und Wohlstand des Klosters in fortwährendem Steigen begriffen, unternahm der Prior den Bau einer neuen, geräumigern Kirche, von der zwar im J. 1485 nur erst eine Seite stand, und die auch noch im J. 1498 unvollendet gewesen sein muß, sintemalen Erzbischof Johann im letztern Jahre Ablaß bewilligte Allen, die zum Bau des Klosters Clausen spenden würden. In seinen Entwürfen mag Johann von Eindhofen vielfältig gehemmt worden

sein durch auswärtige Angelegenheiten, in die man ihn wider seine Neigung verwickelte. So stellte ihn z. B. der Erzbischof an der Spitze der Gesandtschaft, welche im J. 1482 den Frieden zwischen König Ludwig XI. von Frankreich und dem Erzherzog Maximilian, auch die Vermählung des Dauphin mit der Erzherzogin Margaretha vermittelte. Drei Jahre später, 1485, wählte sich der Erzbischof den verständigen und glücklichen Unterhändler zu seinem Suffragan, aber auch als Bischof von Azotus, und indem er die Regierung seines Klosters an Gerhard von Lippstadt übergab, hörte Johann nicht auf, an allen Begebnissen der Gemeine den lebhaftesten Antheil zu nehmen; darum fand er auch in der Kirche zu Clausen seine Ruhestätte († 7. Oktober 1508). Gerhard von Lippstadt baute die neue Sakristei, erkaufte 1506 Philipps von Esch Fruchtgefälle und Renten zu Bekond, sammt einer Korngülte von 3 Malter aus dem Zehnten zu Pohlbach, ferner 1519 Dietrichs von Metzenhausen zwei Höfe zu Esch und Sehlen, dann $^1/_{24}$ des Zehnten zu Salmrohr und verschiedene Gefälle zu Uefflingen, endlich 1522 von Kuno van Koppenstein, dem Schöffen zu Trier, den Meisenburgerhof zu Zeltingen, übernahm auch 1510 die von Erzbischof Jakob von Baden gemachte Stiftung einer Wochenmesse, alle Samstage zu lesen, und im J. 1518 Johannes von Helfenstein Hof zu Zeltingen unter der Verbindlichkeit, jährlich zweimal dessen Jahrgedächtniß zu begehen. Gerhard starb den 9. März 1528. Am 7. Januar 1669 wurde dem Kloster ein von König Ludwig XIV. eigenhändig unterfertigter Schirmbrief, der alle Belästigung desselben und seiner Besitzungen, durch Einquartierung, Fourageforderung u. dergl. streng untersagt. Im J. 1760 wurde das Priorat von Kurfürst Johann Philipp zu einer Probstei erhoben. Der bisherige Prior, Nicolaus Zorn, empfing am 19. Januar 1766, als ein Praelatus Praepositus die äbtliche Weihe; er starb den 14. Nov. 1768, sein Nachfolger, Jakob Otto, im J. 1792. Der letzte Probst, Karl Caspar Linz, wurde in seinen Bemühungen für die Wiederherstellung des klösterlichen Wohlstandes durch die Franzosen gestört. Am 10. Mai 1802 ward die Stiftskirche zu einer Pfarrkirche für die Dörfer Crames und Pohlbach gewidmet.

Der Prior Mathias Biedburg, aus Neumagen, gab im J. 1641, Trier, bei Hubert Reuland, und in zweiter Auflage 1648, ein Büchlein heraus, von den Wundern, welche sich durch das Gnadenbild zu Clausen ereignet; eines der anmuthigsten ist jenes von dem Mägdlein

aus Wambach, unweit des luxemburgischen Schlosses Berburg. „Fort mit dir, in des Teufels Namen," hatte die erboste Mutter zu dem Kinde gesagt, und von Grauen erfaßt, floh das fünfjährige Mägdlein, über Berg und Thal, durch verwachsene Wälder, in ein undurchdringliches Dickicht, wo wilde Thiere heulten, der Sturmwind brauſete, der Schnee zu Bergen sich erhob. Längst war die Mutter zu sich gekommen, und beunruhigt durch des Kindes ungewöhnliches Ausbleiben, durchsucht sie die nächste Umgebung; traurigen Herzens kommt sie ohne das Töchterlein nach Hause, ruft sie die Nachbarn zu Hülfe: die Fluren werden begangen und die nächsten Dörfer, aber verloren ist der Mutter Mühe, erfolglos der mitleidigen Nachbarn getreuer Beistand. Da wendet zu Gott sich das betrübte Mutterherz; zu der Mutter der Barmherzigkeit flehet um Hülfe die verlassene Mutter, und zugleich mit ihren Thränen opfert sie ein Gelübde, in Clausen zu entrichten. Vier Tage waren es, seit man das Kindlein vermißt und gesucht hatte. An diesem vierten Tage wurde in Clausen für der verlornen Tochter Heil das unblutige Opfer dargebracht, und von Freunden und Nachbarn begleitet, machen die Eltern sich nochmals auf den Weg, um das Aeußerste zu versuchen. Alle Schluchten wurden durchsucht, kein verborgenes Ecklein blieb unerforscht, da hören sie, gegen zehn Uhr, wie der Priester in Clausen eben, in jenem geheimnißvollen Opfer um des Kindes Wohl, Sanctus, Sanctus, Sanctus, Dominus Deus Sabaoth spricht, eine Stimme aus tiefem Dickicht, gleich der eines fröhlichen und singenden Knaben. Aufgeregt durch solche Töne, stürzten die Späher von allen Seiten herzu, und sie finden das Mägdlein am Wege stehend, Blumen in der einen, in der andern Hand einen grünen Zweig haltend. „Wo bist du gewesen, wo hast du dich aufgehalten, was hast du gegessen," so fragt die stürmische und besorgte und freudige Hast. „Ich war stets," antwortete das Kind, „mit der Mutter, sie hat mich geführt, ein Licht trug sie in der Hand, ein Hündlein weiß lief uns zur Seite." Da fiel Allen gleich ein, jene Mutter müsse die Himmelskönigin gewesen sein, und „fürwahr, wer konnte das Mägdlein ganzer vier Tage lang, in der fürchterlichen Wolfsschlucht, ohne alle Speise gesund und frisch erhalten, wer anders, als sie, die himmlische Mutter, die Trösterin der Betrübten?"

Ein anderes Wunder hat sich Zimburgis von Baden, des Grafen Engelbert II. von Nassau-Dillenburg Gemahlin, erbeten. Ihr Eheherr befand sich in dem verwegenen Häuflein, womit Karl der

Kühne Nanci belagerte, und wurde seit dem unglücklichen 5. Januar 1477 vermißt. Schon hatte man der Gräfin die hohe Wahrscheinlichkeit seines Todes berichtet, und von bitterer Traurigkeit und noch bitterer Ungewißheit gefoltert, gelobt sie nach Clausen zu opfern so viel Wachs, als Engelbert mit Waffen und Harnisch schwer, falls sie in bestimmter kurzer Frist zuverlässige Nachricht haben würde von dem Loose, so ihm gefallen. Den zweiten Tag schon kam der Bote mit der Nachricht, daß der Graf, ein Gefangener zwar, aber doch wohlbehalten in Straßburg befinde, und zu 50,000 fl. Lösegeld angesetzt sei. Freudig opfert die Gräfin, was sie versprochen, und was gewiß keine Kleinigkeit, denn die Länge, Breite und Dicke fand Engelbert nicht leicht seines Gleichen. Viel über ein Jahrhundert leuchtete zu den höchsten Festen die Riesenkerze, bis endlich in dunkler Nacht Diebe in die Kirche einbrachen. Zu dem Werke der Finsterniß zündeten sie die große Kerze an, und beim Abzuge vergaßen sie des Löschhorns. Wie der Sakristan am Morgen öffnete, fand er die Lücken, die der Raub hinterlassen, er bemerkte aber nicht, daß die Kerze brennend geblieben war, und sie brannte immer fort, bis nach 14 Tagen ein Zufall den Schaden offenbarte. Die Flamme hatte nämlich nur die dem Docht anliegende Masse ergriffen, das übrige Wachs bildete um sie wie eine Ringmauer, welche so lange aller Augen blendete. Die ausgehöhlte konnte nicht weiter dienen.

Von Müster aus bis Trohn, einer reißenden Bergbach, zieht sich längs des Stroms ein schmaler flacher Saum. Die Trohn etwa eine Viertelstunde aufwärts, liegt das wohlhabende Dorf gleiches Namens mit beinah 600 Einwohnern. Durch den Vertrag zwischen Erzbischof Eberhard und Grafen Arlon 1052 kamen des Grafen Güter an das Erzstift, und dies kann man gleichsam als den Ursprung der sogenannten Petersvogtei in Trohn betrachten. Die Vögte suchten sich aber auch hier wie an andern Orten unabhängig zu machen. Sie bildeten aus Trohn und Neumagen eine eigene Herrschaft, und dieser Herrschaft war auch die Abtei Tholei unterworfen. Napoleon verschenkte die Probstei Trohn an den Fürsten Berthier, der sie später verkaufte und den Erlös der Staatskasse überwies. Jetzt ist sie ein Gebäude ohne Auszeichnung und Eigenthum der Herrn Longwich und Moor.

Mit Trohn nimmt der bessere Wein hier an der Mosel sein Ende, so wie man Traben als den Anfangspunkt desselben bezeichnen kann, wenn Cröff, Erden, Uerzig, Zeltingen, Wehlen, Graach, Berncastel,

Brauneberg, Wintrich, Minheim und Piesport diejenigen Orte sind, deren Erzeugnisse man als die vorzüglichsten annimmt.

In den von der Trohn und Mosel beschriebenen Winkel entsteht ein Vorgebirge, und dies soll wohl der Ort gewesen sein, wo der Erzbischof Nicetius nach dem Dichter Venantius Fortunatus den Marmorpallast mit seinen 30 Thürmen erbaut hatte. Mindestens passen die angegebenen Details nirgends besser als hier:

Aula tamen nituit constructa cacumine rupis,
Et monti imposita mons erat ipsa domus.

Das Gebirge tritt jetzt immer näher zum Strom, so daß etwa ein Stündchen oberhalb Piesport das große Dorf Neumagen für seine 230 Häuser kaum Platz gefunden zu haben scheint. Doch aber leben hier — jetzt an 1250 Menschen, und seit den ältesten Zeiten schon ein betriebsames zufriedenes Völkchen, die in guten Jahren an 500 Fuder Wein produziren, und sich ihren Bedarf an Früchten auf den hinter dem Orte gelegenen Höhen selbst bauen.

Ausonius sagt von Neumagen — Noviomagus— in seinem Moselgedicht Vers 89:

Aula tamen nituit constructa cacumine rupis,
Et monti imposita mons erat ipsa domus.

Im Jahre 1190 weihete hier Erzbischof Johann I. in der Mitte des Dorfes die sogenannte Pfarrkirche zu St. Peter, von welcher indeß schon lange keine Spur mehr übrig ist; statt ihrer wurde dicht an der Mosel auf dem erhabenen Ufer in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine neue Kirche erbaut. Alles was von der alten Kirche übrig geblieben war, ein großer mit einer lateinischen Inschrift versehener Stein, ist als Andenken davon an den Eingang der neuen verlegt worden.

Diese Inschrift, hin und wieder schon unleserlich, ist: Anno ab incarnacione Dni MCXC. indic. VIII. concurrente VII. epacta XXIII. XIII. kalend. novemb. dedicatum est hoc templum et altare a venerabili Trevirensi archiepo. Joanne. primo anno pontificatus ejus. regente ecclesiam Dei papa Clemente. imperante vero Friderico. filio ejus Henrico regnante. in honore S. Individ. Trinitat. S. Crucis. S. Virginis Mariae et eor. quor. reliquiae hic continentur. Jois Baptistae. S. Petrt apli, apostolorum Philippi Jacobi et SS. martyrum Stephani. protomartyris. S. Laurentii. Vincentii. Pancratii. Fabiani. Sebastiani. Tiburcii. Valerii. Hippoliti. Urbani. Praefecti.

Eustachii. Victoris. Chrysanthi. Mauricii et sociorum. Episcoporum Felicis et Justi . . . . S. Nicolai. Agricii. Polycarpi. Quiriaci. Modoaldi. Celsi . . . . . Sanctar. virg. Gertrudis. Severae. Scholasticae. S. Marg. S. Catharinae. Suzannae et SS. reliquarum virginum.

In dieſer Kirche werden noch die Grabmale einiger Vögte von Hunolſtein ſo wie das, des mehrfach erwähnten, 1553 verſtorbenen Heinrichs von Iſenburg gezeigt.

Von dieſen Vögten ein auf die Grafen von Witgenſtein vererbtes Patronatrecht gedenkt einer St. Katharinenkapelle in Neumagen, die indeß eben ſo wie die St. Peterskirche verſchwunden iſt.

Ein früher hier beſtandenes kurfürſtliches Schloß, das wohl zuweilen während der Sommermonate von den Landesherren bewohnt wurde, iſt wohl gänzlich, und ein anderes, das von Wittgenſteinſche, die Helenenburg, zum großen Theile raſirt.

Von dieſem zweiten, dem obern Schloſſe nannte ſich ein Rittergeſchlecht. Mefrith de Numaga iſt unter den Zeugen einer Urkunde des trieriſchen Erzbiſchofs Bruno, vom J. 1103. Manfred und Eberhard von Neumagen, Gebrüder, leben 1152 und 1157. Wirich von Neumagen, liber, wird 1158 und 1187 genannt, im letztern Jahre ſammt ſeinen Söhnen Thomas und Alexander, die zwar ſchon, zugleich mit Wirich und Manfred, in einer Urkunde von 1181 vorkommen. Hermann von Neumagen, der in K. Heinrichs VI. Beſtätigungsurkunde für Springiersbach, von 1193, bei den Zeugen genannt, iſt der nämliche Schwätzer, der einige unnütze Worte von Erzbiſchof Johann I. in einer Aufwallung geſprochen, dem Kaiſer Heinrich VI. hinterbrachte, und dem Erzbiſchofe dadurch nicht nur die kaiſerliche Ungnade, ſondern auch den Haß des Erzbiſchofs von Mainz und des geſammten Hofes zuzog. Hermann und Heimbrico von Neumagen, Gebrüder, leben 1223. Im J. 1231 verſchenken Mefried und ſeine Gemahlin Agnes, mit Zuſtimmung ihres Sohnes, des jüngern Mefried, ihr Gut Spurzheim an die Abtei Himmerod. Im J. 1265 überträgt Bruno, Edelherr von Braunsberg, die Güter, ſo er in Baſſenheim beſeſſen, ſammt der Gerichtsbarkeit an dem Patronatrechte, an Manfred von Neumagen den Jüngern. Friedrich von Neumagen, domicellus, raubte, um 1310, Kaufmannsgut, welches die Moſel abwärts ging, oder wie er ſelbſt verſicherte, er pfändete daſſelbe, um bei den Eigenthümern eine Schuld einzutreiben; allein Erzbiſchof Balduin wollte ſolche Selbhülfe nicht zugeben. Wie der Junker, dreiſt genug, nach Trier kam,

wurde ihm bedeutet, er dürfe die Stadt nicht verlassen, bis er allen Raub an die Eigenthümer zurückgegeben, und er befolgte, und zwar schleunigst, die trockene Weisung. Der nämliche Friedrich von Neumagen und Lisa, seine Hausfrau, überweisen am 13. Feb. 1323 dem Erzbischofe sechs ihrer Lehenleute, nämlich den Gerlach von Breitscheit und den Peter von Eich, beide Ritter, den Heinrich genannt Ahre, in dem Andernacher Schlosse, den Johann Alde, den Giso von Kirchhof und den Heinrich von Limpach; die sollen ihre bisher von der Herrschaft Neumagen empfangene Lehen fortan von der trierischen Kirche haben. Am 22. Dez. 1329 stellt Johann von Neumagen, Wäpeling, Wirichs Sohn, zu Handen des Erzbischofs einen Lehenrevers aus von wegen der Dörfer Gemerich und Mylen, bei St. Goar, die Konrad von Schöneck von ihm zu Afterlehen empfängt, von wegen verschiedener Weingärten zu Clüsserath, des Waldes bei Malberg, eines Burglehens zu Grimberg, u. s. w. Johann kommt noch 1353 vor. Ob diese Ritter von Neumagen ganz oder nur theilweise Eigenthümer der Helenenburg gewesen sind, vermag ich nicht zu ermitteln, nur finde ich, daß der Raugraf Philipp von Neuen-Beimburg, am Sonntag vor H. Christtag 1365, mit des Erzbischofs Kuno Bewilligung, seine Veste Neumagen halb, mit Renten, Gefällen und Appertinenzien, doch Kirchensätze, Mannen und Burgmannen ausgenommen, um 1500 Pf. Heller, für die Dauer von 4 Jahren, an den Wildgrafen Friedrich von Kyrburg versetzte. Des Raugrafen Schwester, Elisabeth, war an Nicolaus von Hunolstein verheirathet, an den Nicolaus, dem Erzbischof Balduin am 3. Okt. 1335 des Erzstiftes Haus und Veste zu Neumagen übertragen hatte, seine Lebtage damit dem Erzstifte zu warten; mit Leuten, Gericht, Gült und Herrschaft sollte Nicolaus nichts zu schaffen haben. Dagegen gelang es ihm seines Schwagers Eigenthum, zuerst wohl nur pfandweise, an sich zu bringen, und er vererbte die Helenenburg an seinen Sohn Nicolaus. Dieses Urenkel, Heinrich, hinterließ eine einzige Tochter, Elisabeth, als welche nicht nur Neumagen, sondern auch die von ihrer Mutter Elisabeth von Boulay ererbten luxemburgischen Herrschaften Mont-St.-Jean, Soleuvre und Berburg, auch Chaligny und Lothringen, in das isenburgische Haus trug, durch ihre Vermählung mit Valentin IV. von Isenburg. Allein von ihren vier Söhnen, worunter jener Heinrich, dessen Grabmal die Pfarrkirche bewahret, heirathete nicht einer und die Herrschaft Neumagen kam nach Heinrichs Tod an die älteste seiner

Schwestern, an die bereits im J. 1522 mit dem Grafen Wilhelm I. von Sayn und Wittgenstein vermählte Johanetta. Mit ihren Enkeln, Georg V., Wilhelm III. und Ludwig II. theilte das wittgensteinsche Haus sich in drei Hauptlinien zu Berleburg, Sayn und Wittgenstein. Georg V. als der älteste Bruder, ward am reichlichsten bedacht, unter andern auch mit Neumagen, und es mag wohl seine Absicht gewesen sein, die ganze Erbportion, vor seinem im J. 1633 erfolgten Ende, seinem ältesten Sohne, Ludwig Casimir, zuzusichern. Allein er hatte noch fünf andere Söhne, einer davon, Ernst, erzwang von dem Bruder die Abtretung der Herrschaft Homburg, ein anderer, und zwar der jüngste, Bernhard, gelangte auf noch gewaltsamerm Wege zu dem Besitze der Herrschaft Neumagen. Ludwig Casimir wollte ihn durch schwedische Dragoner austreiben lassen, und die bestürmten die Helenenburg, mußten aber mit blutigen Köpfen abziehen. Bernhard hatte indessen die schwere Hand der Beschützer seines Bruders empfunden, er suchte einen andern Mächtigen, den er ihnen entgegen setzen könnte; und zu dem Ende freite er sich, als Wittwer von Elisabeth von Nassau, eine Niederländerin, des Grafen Heinrich von Berg Tochter, Wilhelmina Juliana, um derentwillen er wohl auch katholisch geworden sein mag. Seinen Zweck erreichte Bernhard hiermit, er blieb in dem ungestörten Besitze von Neumagen, verlebte daselbst seine mehrste Lebenszeit, starb aber noch nicht in der Helenenburg, sondern auf dem seiner Gemahlin zuständigen Schlosse Goor, in der Grafschaft Hoorn, den 13. Dez. 1675. Kinder hatte er keine, die Herrschaft fiel deshalb an die Hauptlinie in Berleburg zurück und blieb derselben bis zum Lüneviller Frieden. Mit dem linken Rheinufer ging Neumagen und eine andere wittgensteinische Herrschaft, Hemsbach, am Donnersberg, verloren, die Reichsdeputation aber wies dem fürstlichen Hause als Entschädigung eine immerwährende, auf das Herzogthum Westphalen gegründete Rente von 15,000 fl. an. Außer Trohn gehörten auch Köwenich und Farschweiler in die Herrschaft Neumagen.

Die Kriminalgerichtsbarkeit so wie die Landeshoheit in Neumagen übte das Erzstift Trier, und nicht, wie ähnlich an andern Orten, die Burgbesitzer aus; nur die niedere Gerichtsbarkeit war den Grafen von Wittgenstein überlassen, und so kam es, daß durch Schlichtung einzelner Rechtsfälle oft Streitigkeiten zwischen den beiden Autoritäten entstanden.

Die gräflichen Unterthanen hießen St. Maurizen-Leute, nach dem Schutzpatron der Abtei Tholei, während die Erzbischöflichen sich nach der St. Peters-Vogtei nannten.

Diese letztere Benennung war nach der Petersburg, von Erzbischof Boemund erbauet. In der Mitte dieser Burg, die ein großes Viereck mit 4 Thürmen an den Ecken bildete, befand sich ein aus alten, hier und an andern Orten, als Ueberbleibsel der Römerzeit, gefundenen, und von dem erzbischöflichen Baumeister benutzten, gewaltigen Quadersteinen aufgeführten Thurm, und die vielen eingegrabenen Inschriften, die Statuen, die Spuren interessanter Bildhauerarbeit der frühesten Zeiten soll einen angenehmen Eindruck auf den Besucher zurückgelassen haben. Jetzt ist leider nichts von alle dem mehr übrig.

Auf der Höhe jenseits des Tränchen hat sich vermuthlich ein römisches Standlager befunden, denn dieser Punkt, zwischen Heidenburg und Thalfang, dominirt eben sowohl die Mosel als die verschiedenen Landstraßen von Trier und Dumnissus, so daß die Römer hier die Bewegungen der Barbaren sehen, und ihren Verwüstungen bis in die entlegensten Ortschaften mit leichter Mühe begegnen konnten.

Von hier aus war der römische Kaiser Konstantin der Große mit seinen Legionen gen Süden gezogen, und hier oder etwa eine Stunde von Neumagen entfernt, zeigt man eine Stelle, auf Kron genannt, wo er jenes himmlische Zeichen erblickt haben will, von welchem Eusebius sagt, daß er, an der Spitze seiner Legionen hier vorüberziehend, ein Kreuz, hell und stralend über der Sonne in den Wolken mit der Inschrift gewahrte: „Hier wirst du siegen."

Auch die Uebrigen in seinem Gefolge und — darauf aufmerksam gemacht — das ganze Heer, sah dies Wunder, aber niemand wußte sich die Bedeutung des Kreuzes zu erklären. Gedankenvoll begab sich Konstantin am Abend jenes Tages in sein Zelt, und schlief endlich, nachdem er die halbe Nacht hindurch vergeblich den Schlaf gesucht hatte, ein. Da umfing ihn ein ganz eigener, niegesehener Schimmer; eine mehr als stralende Sonnenhelle glänzte ihm in der Ferne entgegen, und dann sah er den Heiland mit einem Kreuze, ganz ähnlich jenem, das er und alle seine Leute am Tage vorher am Himmel gesehen. Darauf kam es ihm vor, als rede Jesus mit ihm, und deutlich erinnerte er sich der Worte:

„er sollte ein Kreuz in gleicher Form wie das gesehene anfertigen, es an die Standarte anheften und dann in der Schlacht

vorauf tragen lassen. In des Kreuzes Kraft würde er über alle seine Feinde siegen und triumphiren."

Die Lichtgestalt verschwand und der Kaiser erwachte, aber wunderbar gestärkt erhob er sich vom Lager, rief einen der Götzenpriester, und ließ das, was ihm erschienen und was er gehört, sogleich aufzeichnen; dann aber gab er Befehl, ein solches Kreuz, wie er es (in Trier angekommen) selbst einem Goldarbeiter vorzeichnete, zu fertigen. Nach dem Eusebius war es eine silberne Lanze, ringsum mit Gold plattirt, der ein Zwergstück die Form eines Kreuzes gab. Ganz oben war eine goldene Krone mit Edelsteinen besetzt, darunter das Monogram von Jesus Christus. An den Armen des Kreuzes spielte die Fahne von königlichem Purpur, auf das Künstlichste mit Edelsteinen und Gold verbrämt. Unterhalb des Kreuzes an der Lanze selbst waren die Brustbilder des Kaisers und seiner beiden Söhne eingegraben.

Was das nächtliche Gesicht dem Kaiser verheißen, ging in Erfüllung, und er trug unter dem Zeichen des geheimnißvollen Paniers einen vollständigen Sieg über alle seine Feinde davon; ein Sieg, der zugleich als ein solcher des Christenthums über die Heiden betrachtet werden kann.

Diese außerordentliche Begebenheit, die freilich von manchem ganz in Zweifel gezogen, von andern nach diesen oder jenen Orten in Frankreich oder am Rhein versetzt wird, am glaubhaftesten aber hier auf der Kron (wegen der allzu lebendigen Tradition für diese Stelle, so wie wegen der militairischen Wichtigkeit des Punktes als Zusammenfluß so vieler Straßen), geschehen sein soll, knüpft sich an die Lokalität von Neumagen und giebt dem Orte natürlich dadurch ein doppeltes Interesse.

Römische Alterthümer findet man außer dem Medusenhaupte und einem männlichen Kopfe hier nichts mehr; in Trier aber hat man einen hier aufgefundenen Stein mit der Inschrift Deo optimo maximo im Museum aufbewahrt.

Petrus Mosellanus oder Peter von Neumagen, der hier geboren, zu Trier in den Karmeliterorden trat, und dann in Köln mit vieler Gründlichkeit die heilige Schrift erklärte, ist hier geboren, und da er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war, so darf sich der Ort auch hierauf etwas zu Gute thun.

Das Christenthum, schon früh dort eingeführt, erfreute sich einer schnellen Verbreitung; im 15. Jahrhundert indeß fing man auch hier

wie an so vielen andern Orten zu reformiren an und der Graf von Wittgenstein wollte die neue Lehre mit Gewalt einzuführen suchen. Dem aber zu begegnen, wurde Hermann Thyräus, der Rektor des trierischen Jesuitenkollegiums, ein um das Erzstift in vieler Beziehung hochverdienter Mann, nach Neumagen geschickt. Er vermogte indeß allein nichts auszurichten, da der Graf seine Leute alle bewaffnete und sich aufs Beste gegen ihn zu schützen suchte, bis ihm zur Hülfe noch mehrere tapfere trierische Ritter und kurfürstliche Räthe dort eintrafen. Darauf wurde die Bürgerschaft zusammen berufen und ihr der Eid abgenommen, während man zugleich mit den Schwertern dem Worte bessern Eingang zu verschaffen suchte.

Auch Neumagen litt, schon vermöge seiner Lage, viel von Streifzügen und kriegerischen Operationen, so daß ich hier ein Liedchen einschalte, das ich auf die Verderblichkeit des Krieges vor Kurzem gedichtet:

Krieg.

Laßt uns hoch den Frieden ehren,
Nimmer vorwitzig ihn stören,
Denn der Krieg verdirbt,
Was man hier erwirbt.

Horch — der Trompete schmetternden Ton!
Wie rings sie erschallt,
Und mit des Kriegsrufs wilder Gewalt,
Der Arbeit des fleißigen Bürgers zum Hohn,
Mit bangem, mit klagendem Echo verhallt!
Horch — wie die Hörner erklingen!
Die Seele durchdringen,
Und wie der Trommel dumpfwirbelnder Klang,
Ein bange verkündender
Klagend verschwindender
Grabesgesang
Dazwischen sich mengt,
Daß er die Brust uns, den Busen beengt!
Das ist Krieg,
Und jene Töne die Ladung zum Sieg!

Jubelnde Schaaren
Ziehen hinaus ins Feld, in die Schlacht,
Wo ihnen Ruhm und Hoffnung und Leben
In glücklichen Träumen glänzt und lacht.

Doch aus dem Schatten jener Trophäen
Hebt ein Geſpenſt ſich blutigroth,
Und hinter den lorbeerumkränzten Höhen
Lauert verſtohlen — der Tod.

Sieh' — der Sonne hellſchimmernden Strahl!
Der mit dem goldigen Licht
Die Wolken durchbricht,
Und droben am Felſen wie unten im Thal
Zum Herzen des Frommen, des Gläubigen ſpricht, —
Sieh' — wie der Erde ſie liebend ſich beut!
Wie ſie dem Reichen, wie ſie dem Armen
Die Strahlen, die warmen,
Die freundlich erquickenden, leiht!
Aber umſonſt dieſer labende Schein,
Der nicht mehr entzückt,
Und anders als ehemals ſcheint er zu ſein.
Die Saaten zertreten, die Halme zerknickt,
Zerſtampft von den Hufen der Roſſe
Die blühenden Felder,
Die herrlichſten Aecker;
Und Gärten und Auen
Erfüllen die Seele mit Zagen und Grauen.
Verwüſtet des Landmanns freundliche Hütte,
Verbannt er vom heimiſchen Heerd,
Verfolgt und gejagt auf jedem der Tritte,
Schmerz und Verzweiflung, wohin er nur hört.
Dort jene rauchenden Trümmer!
Drüben die Flammen,
Sie ſchlagen zuſammen,
Und das Geheul hier, und das Gewimmer,
Wie es mit gräßlichem Wehe
Die Lüfte erfüllt,
Und ſelbſt die Schöpfung im Thränengewande
Sich in dem Schwarz der Trauer verhüllt.
Das iſt Krieg!
Das iſt die glänzende Hoffnung zum Sieg!

Siehe — die Schiffe entmaſtet im Hafen!
Wie ſie der ſchäumenden Fluthen Geſpiel.
Schlaget ihr Wellen nur! woget und ſchlaget!
Trauert und klaget!

Jene — die ſchlafen,
Fanden im Sturme der Völker ihr Ziel,
Sind eurer Laune nun tändelndes Spiel. —
Siehe — dort Laden an Laden geſchloſſen,
Wo ſonſt in Luxus und üppiger Pracht
Glanz nur und Schimmer gelacht,
Glanz ſich in Schimmer ergoſſen.
Siehe — den Ort,
Wie er der Erſten ſonſt einer zu nennen.
Wird man in Trümmern ihn jetzt noch erkennen?
Wird man? da Alles, — da Alles nun fort? —
Bleiche Geſtalten
Sieht man mit mattem erſtorbenem Blick,
Mit ängſtlichem Schwanken,
In den Ruinen nur mühſam ſich halten,
Die öden entvölkerten Gaſſen durchwanken.
O ewiges Walten!
O gib unſer Glück,
Gib, Fatum! — uns das Vergang'ne zurück! —
Doch — das nahm der Krieg,
Das nahm uns die Hoffnung für Ruhm und für Sieg.

Oberhalb Neumagen liegt eine Kapelle, Märterkirche genannt, ein Name, der dadurch entſtanden, daß man von den vielen in Trier geſchlachteten Märtern des Glaubens das Blut in der Moſel geſehen, wie es den Strom bis beinahe nach Neumagen hin geröthet, aber bei jener Kapelle oder Kirche verſchwunden war, ſo daß man dieſe deshalb gerade dort aufgeführt.

Hier nimmt der Fluß eine ſüdliche Richtung an und bezeichnet dadurch auf der linken Seite wieder eine Landſchaft, wie wir ſie bei Traben gehabt haben; eine Halbinſel, auf deren öſtlicher Seite das Dörfchen Trittenheim, von 150 Häuſern und etwas mehr als 800 Einwohnern, unter vielen Obſtbäumen verſteckt liegt.

Die Gemarkung des Ortes liegt auf beiden Seiten der Moſel, den beſſern Wein, den es produzirt, verdankt Trittenheim dem Leyenberge auf dem rechten Ufer. Die Einwohner betreiben auch einigen Ackerbau, doch ſind die außerordentlich ſteilen Bergabhänge, die dazu benutzt werden, ſo ſchwierig zu bearbeiten, daß wohl nur eine Dürftigkeit, wie ſie leider hier vorherrſchend iſt, dieſe Arbeit erfordert. Es gab in Trittenheim auch ein Schöffen-Weisthum, das daſelbſt im J.

1511 im Spielhaus errichtet worden. Herr von Stramberg sagt uns in seinem eben so gründlichen als interessanten Werke über diesen Gegenstand auf der 401. Seite:

Es gab in dem Orte drei Vogteien, die Gangolfs-, die Fraiß- und die trierische Vogtei, welche die Herren von Pittingen (Kriechingen) in Händen haben. Gebot und Verbot, und alle Obrigkeit waren t..erisch. Eine der Vogteien muß später an die Abtei St. Matthias gekommen sein, denn diese übte in einem Theile des Dorfes die Zivil- und Grundgerichtsbarkeit. Die von Orley waren hier begütert. Unter den Besitzungen des trierischen Jesuitenkollegiums, welche die Stiftungsurkunde vom 19. April 1570 anführt, befindet sich „desolatum monasterium Westenbruill cum suis agris, pratis, hortis, vivariis, curte et vineis in Trittenheim, ieo quoque prato, quod in insula Mosellae est, et dictae curiae jam antea adjunctum fuit.“ Lag dieses eingegangene Kloster Westenbrül, von dem man nichts weiß, etwa in oder nahe bei Trittenheim, und sollte nicht, wenn dieses der Fall, die Nachbarschaft des Klosters einen Einfluß auf die geistige Richtung und auf die Bestimmung eines Knaben aus Trittenheim geübt haben, gleich demjenigen, welchen 30 Jahre später das Kloster Engelport auf Peter Schade, den Sohn des nahen Dorfes Bruttig übte? —

Der Knabe aus Trittenheim wurde den 1. Febr. 1462 gegen Mitternacht, um 11 Uhr 33 Minuten, geboren. Der Vater, Johannes, war von Heidenburg dahin gezogen, und trieb, was er zu Heidenburg erlernt hatte, den Weinbau; denn auch dieses jenseits des Tröhnchen gelegene Dorf baut noch Weinberge, die Mutter, Elisabeth, stammte aus dem Mosel-Dorfe Longuich. Das Söhnlein, Johannes, war nicht viel über ein Jahr alt, da starb der Vater, und Elisabeth verharrte sieben Jahre im Wittwenstande, dann ließ sie sich bethören. Mit dem zweiten Manne hatte sie mehrere Kinder, von denen doch nur der einzige Jakob zu Jahren kam. Johannes traf es mit dem Stiefvater sehr übel, zumal seit in ihm die Neigung zum Studiren erwacht war. Mit harten Worten und Schlägen sollte die gefährliche Richtung ausgetrieben werden, sie wurde bald unwiderstehlich. Nachts, wenn Alle schliefen, verließ Johannes das Haus, um sich von einem Freunde im Lesen und Schreiben, im Dekliniren und Konjugiren lateinischer Wort unterrichten zu lassen. Der Freund mußte des Schülers außerordentliche Fassungsgabe bewundern, und dieser offenbarte

DE 2 6 11

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

ihm dagegen eine wunderbare Erscheinung. Nachdem er ein Jahr lang gefastet und gebetet, um von Gott zu erhalten, daß er gelehrt werde, und noch etwas, so er hartnäckig verschwieg, war ihm, dem Schlafenden, ein Jüngling in weißen Kleidern erschienen, hatte ihm zwei Tafeln vorgehalten, die eine beschrieben, die andere mit Bildern angefüllt, und ihn darunter wählen lassen. Als er die beschriebene Tafel wählte, sprach der Jüngling: „Gott hat dein Gebet erhört, er wird dir mehr gewähren, als du bitten konntest."

Der fünfzehnjährige Schüler, der in einer Woche das Abc, das Vater unser, den englischen Gruß, das apostolische Glaubensbekenntniß und in einem Monat das Lesen deutscher Bücher erlernt hatte, machte die Entdeckung, daß er des Freundes Wissen all in sich aufgenommen habe, andererseits empfahlen einige geistliche Herren (die des Klosters Westenbrül etwan) der Aufmerksamkeit eines Oheims das so überraschend sich entwickelnde Talent. Als Vormund forderte Peter von Heidenburg, von dem Stiefvater den Knaben und Rechnung über dessen Vermögen: Schmach, Mißhandlung und Schläge fielen in verdoppeltem Gewicht auf den armen Johannes, bis dieser Gelegenheit fand, dem elterlichen Hause zu entfliehen, wie Israel aus Aegypten. Drei Tage irrte er im Felde herum, dann wandte er sich nach Trier, wo er mit neuem Eifer seine Studien vornahm, wie er sie ferner in Niederland und letztlich in Heidelberg fortsetzte. Von Heidelberg aus gefiel es ihm, nach Neujahr 1482, in Gesellschaft eines Freundes die Heimath in Trittenheim zu besuchen. Ueber Kreuznach wollten sie die Höhe des Hundsrückens ersteigen, der Weg führte an dem Kloster Sponheim vorbei. Johannes wurde von dem Freunde so zu sagen gezwungen, im Kloster einzukehren. Nach eingenommenem Mittagsmahl setzten sie die Reise weiter fort, es erhob sich ein fürchterliches Schneegestöber, der Wind blies ihnen den Schnee ins Angesicht, sie konnten kaum die Augen offen halten, der zugeschneite Weg war nicht mehr zu erkennen. Der Freund rieth zur Rückkehr nach dem Kloster; „wir müssen uns schämen," meinte Johannes. Der Sturm wurde immer heftiger. „Wohlan," begann Johannes jetzt von selbst, „wir müssen wohl zu dem Kloster zurück, aber du wirst sehen, ich bleibe da." Das ereignete sich zu Pauli Bekehrung 1482, und acht Tage später, den 1. Febr., legte Johannes beteits die weltliche Kleidung ab, am 21. März wurde er als Novize eingekleidet, und am 21. Nov. 1482 sprach er die unwiderruflichen Gelübde aus. So war er denn

Kapitular geworden der Benediktinerabtei Sponheim. Schon im nächsten Jahre wurde der zeitherige Abt, Johann von Colnhausen, in der gleichen Eigenschaft nach Seligenstadt versetzt; der Zustand, in welchem der Abt bei allen seinen Bemühungen das Kloster hinterließ, war nicht geeignet, in dem wenig zahlreichen Kapitel die Regungen des Ehrgeizes zu erwecken, und die Brüder vereinigten sich zu Gunsten oder vielmehr zu Lasten des jüngsten aus ihrer Mitte, am 29. Juni 1483. Die kirchliche Weihe empfing Trithemius auf dem Jakobsberg bei Mainz, den Sonntag vor Martini, 9. Nov. 1483. Er, der sich bisher nur mit Studien beschäftigte, fand der Sorgen viele. Eine schwere Schuldenlast war durch die frühern Aebte gehäuft worden, um so drükkender, da die wichtigsten Gefälle verschleudert, verpfandet oder ungangbar, der Obern Sittenlosigkeit hatte die Untergebenen alles Gehorsams entwöhnt, und ein nur zu vielfältig nachgeahmtes Beispiel gegeben, die Satzungen der Bursfelder Kongregation, gewaltsam dem Kloster im Jahre 1470 aufgedrängt, waren bei solcher Stimmung vielmehr ein Reiz zu Groll und Tücke, denn ein Führer auf besseren Wegen geworden.

Trithemius unternahm die Wiederherstellung der Abtei in geistlichen wie in weltlichen Dingen. Die verfallenen Gebäude wurden aus dem Schutt erhoben, die Schulden getilgt, Einnahme und Ausgabe zu einander in richtiges Verhältniß gesetzt. Noch sorgfältiger wirkte er für die moralischen Interessen seiner Gemeinde. Die bisherige Zügellosigkeit mußte strenger Ordnung weichen, und überzeugt, daß bei Müssiggang und Unwissenheit eine dauerhafte Reform nicht möglich, suchte der Abt bei seinen Mönchen den Geschmack an wissenschaftlicher Beschäftigung zu wecken. In den ihnen gewidmeten Vorträgen empfiehlt er Lektüre und schriftliche Uebung; das Abschreiben von Büchern hält er für die einem Religiösen angemessenste Handarbeit. Mehrmals äußerte er den Wunsch, daß Alle eine so ehrenvolle Beschäftigung ergreifen oder wenigstens dem Abschreiber behülflich sein mögten: sie könnten Pergament, Dinte und Federn bereiten, Linien ziehen, Schreibfehler verbessern, Ueberschriften und Anfangsbuchstaben ausmalen, den Einband besorgen. Was der Abt fremden Mönchen anrieth, das nöthigte er die eigenen zu befolgen, und von so vielen fleißigen Händen unterstützt, konnte er, der bei seinem Eintritt in das Kloster nur 48, oder, nach einer andern Stelle, nur 14 Bände vorgefunden hatte, eine Bibliothek sammeln, die im J. 1502 bereits 1646 Bände zählte, und

die er bis auf 2000 vermehrte. Er beschreibt diesen Schatz in einem Katalog; Fürsten, Bischöfe, Doktoren, Edelleute und berühmte Männer aller Art kamen nach Sponheim, um den gelehrten Abt kennen zu lernen, seine Kenntnisse zu benutzen oder seine herrliche Bibliothek zu bewundern. Viele blieben ein viertel, ein halbes, ein ganzes Jahr im Kloster, auf ihre Kosten, um sich durch dem Abt in der lateinischen und griechischen Literatur zu vervollkommnen. Weil das aber den Mönchen mißfiel, den eifrigen zumal, indem die Fremden der Haushaltung hinderlich, wurde fortan nur ungern fremden Gelehrten und angesehenen Männern der längere Aufenthalt im Kloster gestattet.

Im J. 1486 fing Trithemius an, sich als Schriftsteller zu veröffentlichen; „damit mein Gemüth sich dadurch eiteln und schädlichen Gedanken verschließe, zum andern, daß, wenn meine Schriften der Welt auch nicht nützen, ich doch mit ihnen meinen Verstand übe." Sein erstes Werk, von dem Ursprung, der Erweckung, Schönheit und Nützlichkeit der Tugend, übergab er dem Feuer. Dann schrieb er, mehrentheils zur Belehrung der Mönche, Sermonum vel exhortationum ad Monachos lib. II. (Straßburg, 1516) und de Scriptoribus ecclesiasticis. In chronologischer Ordnung werden hier 963 Kirchenväter und Theologen aufgeführt, von Pabst Clemens I. an bis auf den Verfasser, der im J. 1494 seine Abtei beendigte, und sie dem Bischof von Worms, Johann von Dalberg, widmete. Jedem Namen ist die Lebensgeschichte in kurzen Andeutungen, und das Verzeichniß der gelieferten Arbeiten beigefügt. Noch in demselben Jahre 1494 erschienen von diesem auch heute brauchbaren Werke zwei Auflagen, zu Basel, in Fol. und zu Mainz, in 4. Im folgenden J. 1495 wurde zu Utrecht, in 4., die Abhandlung de luminaribus Germanicae gedruckt. Die Abhandlung lugubris liber de statu et ruina ordinis S. Benedicti wurde 1493 bei Abhaltung eines Ordenskapitels im Kloster Hirsau bei Tische öffentlich verlesen, einem andern Kapitel, im Kloster Seligenstadt gehalten, trug Trithemius selbst eine Rede de cura pastorali vor. Mit einem Frankfurter Geistlichen, mit Wigand Caupo, bestand er einen gelehrten Streit wegen der unbefleckten Empfängniß.

Mehr Unruhe machte ihm der Verdacht, der sich gegen ihn erhob, daß er mit geheimen Künsten sich befasse. Ein gelehrter Karmelit, Arnold Bost, fragte schriftlich bei ihm an, mit welchen Werken er sich jetzt beschäftige. Der Abt antwortete, er habe ein großes Werk unter den Händen, welches von geheimen Sachen und Künsten handle,

die niemand vor ihm gekannt und gewußt habe. Als der Brief eintraf, war Bost eben verschieden, 1499. Sein Prior erbrach das Schreiben, las und wunderte sich, sprach auch öffentlich davon, Fürsten und Gelehrte in Frankreich und Deutschland wurden aufmerksam. War vorher der Zulauf zu dem Kloster groß gewesen, so überschritt er jetzt alles Maaß. Aus den entferntesten Theilen Frankreichs kamen Neugierige herbei, andere, die noch ferner wohnten, schickten Boten und Briefe. Zweimal war Markgraf Christoph von Baden in Sponheim, theils um die Bibliothek, theils um die Geheimnisse des Abtes kennen zu lernen. In gleicher Absicht fand sich auch Kurfürst Philipp von der Pfalz ein. Nicht minder soll es Sehnsucht nach geheimem Wissen gewesen sein, welche den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg veranlaßte, durch einen eigenen Abgeordneten, dann auch durch viele Briefe (1502) den Abt von Sponheim zu sich zu entbieten. Von dem an bestand zwischen Kurfürst und Abt ein schriftlicher Verkehr, und als Joachim im folgenden Jahre dem Fürstentage in Frankfurt beiwohnte, unterließ Trithemius nicht, dem Kurfürsten daselbst seine Aufwartung zu machen. Zehn Tage verweilte er in des hohen Gönners Umgebung, mit Ehren und Geschenken überhäuft wurde er entlassen, von dem päpstlichen Legaten mit den Worten des H. Antonius: „O quam tarde notus, quam cito recedis.“

Anders beurtheilt das Volk den gepriesenen Inhaber solcher geheimen Wissenschaft, und von boshaften Neidern wurde freilich des Volkes Stimmung benutzt, um dem gehaßten Nebenbuhler zu schaden. — Vorzüglich thätig bewies sich hierin der Franzose Bouelles, dem Trithemius sein Manuskript mitgetheilt hatte, und der dafür sein Angeber wurde. Man begnügte sich nicht, die Stellen herauszuheben, die des Verfassers strafbare Verbindung mit den dunkeln Mächten der Tiefe anzudeuten schienen, man erlaubte sich auch für seine Rechnung die abgeschmacktesten Mährchen zu erfinden und in Umlauf zu setzen. Es wurde erzählt, Trithemius, gerührt von der tiefen Trauer, in welcher Kaiser Maximilian stets seiner ersten Gemahlin, der burgundischen Maria, gedachte, habe sich erboten, ihn den geliebten Schatten blicken zu lassen. Gern habe der Kaiser das Anerbieten benutzt, und in einem einsamen, wohl verschlossenen Gemache, wohin nur ein Kämmerling dem Monarchen folgen durfte, habe der Abt seine Verschwörungen angestellt. Maria erschien, angethan mit allem Reize der Jugend und fürstlicher Pracht, doch zweifelte der Kaiser noch, ob es wirklich sie,

die er erblicke. Darum habe er ein Kennzeichen gesucht, daß sie lebend im Nacken trug, und als er die Warze gefunden, da habe ihn die Geisterwelt erfaßt mit allen ihren Schrecknissen. Außer sich, habe er dem Abt befohlen, auf der Stelle das höllische Gaukelspiel aufzugeben, und ihm auf das Bestimmteste für die Zukunft solchen Fürwitz untersagt.

Dergleichen Erdichtungen hätte es freilich nicht bedurft, um den Abt von Sponheim einer Liebhaberei für geheime Wissenschaft zu überführen. Das Buch, das Bouelles vor Augen hatte, ist kein anderes, als die berühmte Steganographia, hoc est, ars per occultam scripturam animi sui voluntatem absentibus aperiendi, certa: praefixa est clavis, zu Frankfurt, 1606, zu Darmstadt, 1621, Köln, 1635, am frühesten vielleicht zu Lyon, 1531, gedruckt. Wunderliche Dinge sind darin gesagt und gelehrt, auch Behauptungen aufgestellt, welche zu glauben die heutigen Verehrer des Magnetismus sich bemühen. So heißt es: was in meinem entflammten Gemüthe sich darstellt, das kann ich einem hundert Meilen weit von mir Entfernten mittheilen, und zwar ohne Worte, Zeichen oder Winke. Ich habe dazu eine Weltsprache, die aller Welt verständlich ist, die ich nie erlernt, noch gehört habe. In einem Werke, Chronologia mystica de septem secundeis sive intelligentiis orbes post Deum noventibus, Augsburg, 1545, Köln, 1567, Straßburg, 1600, und früher, in deutscher Sprache, Nürnberg, 1522, sucht Trithemius einer platonischen oder kabalistischen Lehre eine historische Grundlage zu geben. Ueber die sieben Planeten sollen am Anfang der Welt, sieben Engel, Orifiel, Anael, Zechariel, Raphael, Samael, Gabriel, Michael, gesetzt worden sein; jeder regiert 354 Jahre. Am Schlusse betheuert der Verfasser dem Kaiser, dem die Chronologia gewidmet: „In allem hier gesagten erkenne ich als wahr nur dasjenige, was die katholische Kirche genehmigt: alles übrige verachte ich als eitel Erdichtung und Aberglauben.“ In gleichem Sinne schrieb er schon früher an den Karmeliten Bost: „Siehe, ich spreche vor Gott, dem Allwissenden. Das, wovon ich gesprochen habe, ist herrlicher, tiefer, erhabener, als ich zu beschreiben vermag, oder du nur glauben kannst; und doch ist alles natürlich, ohne Betrug, ohne Aberglauben, ohne Zauberei, ohne Anrufung der Geisterwelt.“

Allein die Gemüther waren eingenommen, und selbst die Bewohner des Klosters empfanden Scheu vor dem Meister in der geheimniß-

vollen Kunst; zudem wollten auch die Mönche des ewigen Abschreibens müde werden, und eine Parthei bildete sich gegen Nicolaus von Remich, den Konventsprior, der ohnehin schon, bei dem stets in tiefen Studien vergrabenen Abt, mehr Gewalt gewonnen hatte, als dem Frieden des Hauses zuträglich. Dieser Frieden wurde noch wesentlicher bedroht durch die Fehde um die Baiern-Landshutsche Erbfolge. Aus Furcht vor den Hessen flüchtete Trithemius mit Büchern, Dokumenten und kostbarem Geräthe nach Kreuznach, und die sechs Monate, die er dort verweilte, benutzte die Gegenparthei, um sich eines mächtigen Schutzes zu versichern. Der Pfalzgraf Johann I. von Simmern war mit dem Kurfürsten in Heidelberg zerfallen, über die Einlösung eines Fünftels aus der vordern Grafschaft Sponheim, die der Kurfürst mit Unrecht ihm verweigerte. Nicolaus von Remich wußte des Abtes Flucht nach Kreuznach dem Pfalzgrafen von Simmern als einen Beweis darzustellen, daß jener dem Kurfürsten zuhalte. Der Beweis wurde vollständig, wie Trithemius am 1. April 1505 nach Heidelberg reisete; dahin hatte Philipp ihn berufen, um von der Wiederherstellung des abgebrannten Klosters Limburg zu handeln. Unpaß trat er die Reise an, die mit ihr verbundene Ermüdung stürzte ihn in ernstliche Krankheit. Am fünften Tage, von seiner Abreise gerechnet, offenbarte sich unsägliche Verwirrung im Kloster, die Wuth der Neider kam zum Ausbruch, die Leidenschaften der Mönche erhoben sich im Sturme. Die gehässigsten Beschuldigungen wurden vorgebracht gegen den gelehrten Abt und fanden Eingang in Mainz bei dem Erzbischof, in Simmern bei dem Pfalzgrafen. Trithemius fühlte sich nicht muthig genug, um zurückzukehren in das zerrüttete Kloster, hätte dergleichen auch, bei der Stimmung in Simmern, kaum wagen dürfen. — Von Speier aus gab er die nöthigen Vollmachten zu Anordnung einer klösterlichen Administration, dann besuchte, eingeladen von Kurfürst Joachim, den Reichstag zu Köln. Als der Reichstag sich trennte, folgte er dem Kurfürsten nach Berlin, wo die größte Auszeichnung seiner wartete. Neun Monate durch unterrichtete er, vier Stunden täglich, den wißbegierigen Kurfürsten in der lateinischen und griechischen Sprache, in Mathematik und Geschichte. Dieser Unterricht soll aber, wie des Lehrers Feinde versichern, nur ein Aushängeschild gewesen sein, um das Treiben zauberischer Künste zu bemänteln. Nach des Abtes Rath stiftete Joachim die Universität zu Frankfurt an der Oder, sie wurde

in des gefeierten Gastes Gegenwart eingeweihet, und erhielt in seinem Freunde Wimpheling den ersten Rektor.

Indessen dauerte die Unordnung in dem Kloster Sponheim fort; umsonst bemühten sich die Abgeordneten des Ordenskapitels, den Abt zur Rückkehr dahin zu bewegen, umsonst hatten Männer von Gewicht ihren Einfluß auf den Pfalzgrafen in Simmern benutzt, um diesen von seinen Vorurtheilen für die rebellischen Mönche zu heilen, Johann liebte seine Ruhe zu sehr, um sich noch einmal durch die Zänkereien und die Widersetzlichkeit, denen er 23 Jahre lang Trotz geboten hatte, fährden zu lassen. Es gereichte Allen zur Verwunderung, daß er die von ihm gesammelte herrliche Bibliothek, das durch ihn berühmt gewordene Kloster, den stolzen Bau, den er ausgeführt, und so manches andere, das im Laufe der Jahre ihm lieb geworden sein mußte, hingeben konnte. „Was mir zu leid geschehen," schrieb er in einem Briefe, worin er zuvörderst die Undankbarkeit der Mönche anklagt, „was mir zu leid geschehen, will ich verachten, nicht rächen. Ich bin nicht so sehr an den Ort gefesselt, daß ich nicht außerhalb Sponheim leben könnte. Wenn es sein muß, so ist die ganze Welt mein Vaterland. Ein Himmel wölbt sich über eine Erde, meine Wallfahrt geht nicht nach Kloster Sponheim, sondern nach dem Himmel. Gott ist überall. Leicht gebe ich, nach Gottes Willen, mein Kloster daran, wo ich Armuth und Mühe viel, Ruhe und Freude wenig fand." — Eine andere Stelle drückt sich in gleicher Ergebung aus: „Wohl hing ich mit ganzem Herzen an den zweitausend Bänden schöner Handschriften, die ich gesammelt, wenn ich aber bedenke, daß der Tod mir ohnehin diese Freude rauben würde, so beruhige ich mich. Einmal hat mich eitles Selbstvertrauen getäuscht, ich hielt das Lächeln der Mönche für Freundschaft, ehrend schienen mir die Schmeicheleien der Vornehmen, unvergänglich die Gaben des scherzenden Glückes. Ich werde mich nicht zum zweitenmale täuschen lassen."

Noch einige Zeit hielt er sich, nach der Rückkehr von Berlin, in Speyer auf, dann ließ er, nachdem er vorher am 16. August 1506, auf Sponheim verzichtet, sich gefallen, die Regierung des Schottenklosters zu St. Jakob in Würzburg zu übernehmen. Ende Septembers 1506 wurde er von dem Bischof dahin berufen. Die Schotten, nachdem sie Zinsen und Kapital aufgezehrt, waren einer nach dem andern davon gegangen, und der Prälat, der, ein Hirt ohne Heerde, allein übrig, erlag dem Hunger und Jammer. Bischof Laurentius von Bibra

ließ ihn sterben, dann besetzte er das geplünderte Kloster mit deutschen Benediktinern aus St. Stephan. Ihrer waren nur wenige, und um so eher konnte Trithemius auf ihre Lenksamkeit rechnen. Nochmals that er, vom 12. Okt. 1506, als seinem Wahltag an, in St. Jakob, wie er früher in Sponheim gethan hatte; das Kloster wurde durch ihn aus dem äußersten Verfalle erhoben, die Gemeinde zu ächter Religiosität und nützlichem Fleiße herangezogen, auch um diese Güter ihr zu sichern, ihre Vereinigung mit der Bursfelder Kongregation durchgesetzt, endlich wie sich das versteht, eine Bibliothek angeschafft. So vielfach beschäftigt, fand Trithemius gleichwohl noch immer Zeit zu Fortsetzung seiner Studien und seiner literarischen Unternehmungen; die wichtigsten seiner historischen Werke hat er in St. Jakob geschrieben oder wenigstens vollendet.

Man zeigt in Trittenheim noch das Hüttchen, in der der Abt geboren wurde.

Oberhalb Trittenheim hält sich der Strom dem Gebirge ferner, und die Höhe nimmt im Ganzen, besonders auf dem rechten Ufer ab. Die Mosel aber beschreibt hier wieder einen Bogen und bildet gleichzeitig in demselben eine schöne, dem Ackerbau günstige Ebene.

Trittenheim gegenüber liegt das Kirchdorf Leiwen von 160 Häusern und beinah 1000 Einwohnern, die sowohl Acker- als Weinbau treiben und nicht unbeträchtliche Waldungen haben, der Wein ist aber, wie überhaupt weiter aufwärts nur mittelmäßig und nicht für den Handel geeignet.

Schon unter Karl dem Großen kommt Leiwen als eine der fünf Pfleger des Amtes Pfalzel, deren jede einen eigenen Schultheiß hatte, vor.

Auf Leiwen folgt stromaufwärts, und zwar da, wo der Bogen beendet und die Mosel wieder die Hauptrichtung zur Quelle annimmt, der kleine Ort Köwerich, um dessen Kirche sich nur einige kleine Häuser reihen, in denen einige hundert Ackerbauern leben.

Noch kleiner ist das folgende Dorf Ternich mit 30 Häusern, das früher und zwar 1569 eine Capella libera war, deren Collator den halben Zehnten bezog. Nicolaus Monzel aus Ternich stiftete 1722 2000 Rthlr. ein Stipendium für Studirende bei dem Gymnasium zu Trier; ein Kapital, das 100 Jahre später schon 3600 Rthlr. betrug, und das sowohl für Knaben seiner Familie und Arme aus Ternich und der benachbarten Moselgegend bleibt.

Oberhalb Ternich, etwa eine halbe Stunde entfernt, folgt Detzem. Der Königshof daselbst soll durch Dagoberts I. Schenkung vom Jahre 633 mit andern Ortschaften an die Abtei St Maximin verschenkt worden sein. Ein Besitz, der der Abtei 940 vom Kaiser Otto I. bestätigt wurde.

Auf dem linken Ufer liegt am Saum einer kleinen Fläche das Dorf Clüsserath, früher Clutterche, mit 150 Häusern und 800 Einw. Der Ort muß schon sehr alt sein, wofür eine Abbildung der Diana, umgeben von den ihr geweihten Büschen, die in der Hinterwand der St. Michaelskapelle eingemauert gewesen, Zeugniß giebt. In spätern Zeiten kommt es als Pertinenz der Herrschaft Bruch vor, bis es mit vielen andern an Trier überging.

Einen Hof trugen die Grafen von Vianden von der Abtei Prüm zu Lehen.

Hier ergießt sich das Flüßchen Salm. Jenseit derselben tritt das Gebirge wieder hervor, so daß der Strom seine Felswände beinah berührt. Da wo die Berge auf der nämlichen Seite (der linken) wieder einbiegen, liegt das Dörfchen Ensch — Ancim von einigen 60 Häusern. — In der Nähe des Ortes, auf einem Wiesengrunde, ist eine Mineralquelle.

Oberhalb Detzem liegt eine größere Insel im Strom, und dieser Insel gegenüber sieht man das Dorf Schleich mit etwas über hundert Einwohnern. Es gehörte zu Pfalzel, obschon die Abtei St. Märien die Gerichtsbarkeit ausübte.

Auf dem rechten Ufer sieht man nichts als dichte Bergmassen bis Kühstantinopel, während man auf dem linken gleich ober Schleich an Pölich mit 200 Einw. und 36 Häusern kommt, das der Abtei von St. Maximin Eigenthum auch deren Amtsbezirke zugetheilt war.

Oberhalb Pülich tritt das Gebirge wieder dicht an den Strom und bald zeigt sich auf der andern Seite nun das kleine Kühstantinopel, neben welchem eine Kapelle auf der angrenzenden Höhe erscheint. —

Auf der linken Seite liegt Mehring mit einer ansehnlichen Gemarkung. An ihrem oberen Ende beginnt wieder eine Insel, der gegenüber, eine Viertelstunde von Mehring entfernt, das kleine Dörfchen Lörsch mit nur zehn Häusern und 50 Menschen liegt; so wie auf dem rechten Ufer das Dorf Riol, ebenfalls Eigenthum der Abtei St. Maximin, in dem jetzt 70 Häuser und 450 Einwohner sind. Die Riols-

burg war im 17. Jahrhundert ein Besitzthum der Husmann von Namedy, die sich deshalb Freiherren von Niolsburg nannten.

Etwas vom Strome entfernt liegt an dem Abhange des Gebirges auf der linken Seite der Mosel das Dörfchen Longen mit einigen 80 Seelen, mit einer Kapelle zu St. Eligius; dem gegenüber aber, oberhalb des sich hier ergießenden Fellerbaches — Fastrau mit seiner berühmten Herenheide gelegen, worauf Nieder- und Oberfell folgen. Beide ebenfalls, wie die früheren Ortschaften, der Abtei Maximin Eigenthum.

Ueber der Mündung des Fellerbachs erhebt sich wieder ein kleines Wörth, und dann folgt auf dem rechten Ufer das große Dorf Longuich, mit 450 Seelen, das in Dagoberts Zeiten von 630 unter denen der Abtei Maximin geschenkten Ortschaften genannt wird. An der Pfarrkirche sieht man eine in Stein ausgehauene kniende Frau als Sinnbild der Frau Dorothea von Benzerath. Auch hier bei Longuich sind Mineralquellen wie an den meisten Moselorten, drei Viertelstunden entfernt aber, im Walde, entspringt der berühmte Heckenbrunn, dessen Wasser sowohl für Kranke wohlthätig, als überhaupt erfrischend und angenehm ist, und dem Spawasser in Hinsicht auf Geschmack und Wirkung gleich geachtet wird.

Etwas weiter stromaufwärts liegt das Dörfchen Kirsch mit nur 5 Häusern und einigen 40 Einwohnern, der Abtei Maximin gehörig.

Jetzt zeigt sich ein weites fruchtbares Thal, das bis, und bis hinter Trier die herrlichsten Kornfelder mit trefflichen Wiesen und eine außerordentliche Menge von Obstbäumen, an den Bergabhängen, die an einigen Stellen eine Stunde vom Strom zurücktreten, aber Wald und theilweise Weinpflanzungen bieten. Am Eingange dieses reichen Thales liegt in einer kleinen Entfernung vom Strom der große und hübsche Flecken Schweich mit 260 Häusern und über 1500 Einwohnern, die sich fortwährend durch neue Ansiedler vermehren. Die Kirche, die längst schon für die wachsende Bevölkerung zu klein geworden war, ist 1818 dem Bedürfniß gemäß gebaut und erweitert, Schule und Pfarrwohnung neu und schön aufgeführt und der ganze Ort so verschönert worden, daß er einen gewiß recht angenehmen Aufenthalt darbietet. Die Bewohner haben große Ackerfelder und Antheile an dem Meilenwald, der Weinbau hingegen ist nur mittelmäßig, statt dessen wird Aepfelwein und Essig hier fabrizirt, da der Ort sehr reich an Obst ist.

Der Kurfürst Clemens Wenzeslaus ließ auf jedem Ufer der Mosel, da wo schon seit lange eine Fähre bestanden hatte, einen Thurm bauen; an diesem Thurme ist ein bewegliches Seil angebracht und an demselben die Ponte befestigt, damit man auch bei hohem Wasser ohne Gefahr von einer Seite zur andern gelangen kann. Jetzt führt die Chaussee von Koblenz nach Trier durch Schweich und wird durch die oben bezeichnete Fähre verbunden.

Am Eingange des Meilenwaldes, etwa eine Viertelstunde vom Flecken entfernt, liegt das sogenannte Schweicher Heiligenhäuschen, neben dem der heilige Born quillt. Es mögen jetzt etwa 200 Jahre her sein, als man weit und breit nach diesem Born wandelte und die feste Ueberzeugung hatte, daß man dem Genusse dieses Brunnens Leben und Gesundheit verdanken dürfe, bis spätere Jahre und die Erfahrung leider nur allzu oft das Gegentheil bestätigten, und der heilige Born jetzt verlassen und — vergessen ist.

Näher an der Mosel und oberhalb Schweich liegt das Dorf Issel mit 250 Einwohnern, die in Schweich eingepfarrt sind. Sie leben von den Erzeugnissen ihrer Felder, und ist namentlich Flachs eins ihrer Hauptprodukte. Der Weinbau hört mit der Schweicher Gemarkung bis ober Trier hinaus ganz auf, und sind die Berge — rother Sandstein, statt bis dahin Schieferfelsen entweder und größtentheils ganz kahl, oder mit Gehölz bewachsen, da der Sandstein dem Weinbau nicht günstig ist. Issel gehörte, wie die meisten der vor- und umliegenden Ortschaften zu derselben Abtei Maximin.

Bald oberhalb Issel ergießt sich das Flüßchen Quint, an dessen Mündung ein bedeutendes Eisenwerk und weiter hinauf auch eine Bleischmelze liegt. Ersteres erhält sein Material aus den Gruben zwischen Quint und dem nahe gelegenen Flecken Ehrang. Letztere aus Berncastel.

Auf der gegenüberliegenden Ebene und am Rande des Gebirges liegt Kenn, dem Stiftsamte Maximin gehörig, mit beinahe 600 Seelen, 90 Häusern und einer eigenen Pfarrkirche. Früher war der Ort mehr als noch einmal so groß, da eine Feuersbrunst im Jahre 1822 allein 122 Gebäude verzehrte.

Der Strom hat hier nahe zum Gebirge gedrängt, so daß nicht einmal für die Straße Raum gewonnen werden konnte, und diese kurz vor Ruver über die Berge geführt werden mußte.

Da wo die Kill, ein Flüßchen, das Auſon die raſche Gelbis nannte, aus den Bergen heraustritt, und an der linken Stromſeite, etwa eine halbe Stunde davon entfernt, liegt höchſt anmuthig der vorbemerkte Flecken Ehrang mit mehr denn 1000 Einwohnern, Ringmauern und feſt zu verwahrenden Thoren, durch welche die Chauſſee nach Trier führt.

Die neue Straße durch Schweich hat indeß dieſer Ehranger Chauſſee bedeutenden Abbruch gethan, was die vielen in dem Flecken wohnenden Schenkwirthe bitter empfinden. Natürlich nimmt in dem Maaße, wie Schweich ſich vergrößert und verſchönert, der Wohlſtand von Ehrang ab, das faſt rein auf den Ackerbau beſchränkt wird.

Die Kill, über die hier eine ſteinerne Brücke führt, ſcheidete den Bann von Pfalzel ab.

Erzbiſchof Theoderich nannte den Ort in einer Urkunde von 973, nach welcher er der wiederhergeſtellten Abtei zu St. Märien die dortige Kirche vergabte, Yranth. Später, und zwar 1052, in einer andern Urknnde, durch Erzbiſchof Eberhard vollzogen, wird er Yranc genannt. Im Jahre 1400 aber nennt ſich der Beſitzer Ehrang.

Hier bei Ehrang war es, wo im Jahre 753 der Erzbiſchof von Trier und Rheims, Milo, deſſen Name weit berühmt, alle Herzen erfüllte, auf der Jagd von einem wilden Eber angefallen und nahe an der Kill mit ihm kämpfend, endlich der Kraft des Feindes erlag. Er ſtarb und wurde ſeinem Willen gemäß, am Eingange des nach ihm ſo genannten Meilenwaldes, zur Erde beſtattet.

Tauſend Jahre ſpäter wurde faſt auf der nämlichen Stelle wieder ein trieriſcher Kurfürſt, hier jagend, von einem wüthenden Keuler angefallen und wäre unbezweifelt ſeinem Vorgänger in den Tod gefolgt, hätte ſich nicht ein Jäger voll hohen Muthes und aufopfernder Liebe für ſeinen Herren ermannt, und den Zahn des ſchäumenden Feindes von jenem abgelenkt. Aber auch der junge Schütze wäre des Unthiers Beute geworden, wenn nicht der dankbare Fürſt Johann Philipp hinwiederum ihm Beiſtand und Hülfe geleiſtet hätte.

Horch wie der Hörner
Klagender Hülferuf
Weithin im Forſte erſchallt!
Und durch die Felſen und durch die Thäler
Aengſtlich und ſchaurig im Echo verhallt! —
Doch als die Jäger eilend ſich ſammeln,

Folgend dem mahnenden Klang,
Der in bekannter
Furchtbarer Deutung
Ihnen die Seele mit Beben durchdrang:
Schien es zu spät,
Und statt der Rettung
Blieb ihnen Nichts, als ein schmerzlich Gebet.

Von Trier hinaus in den Meilenwald
Zum frölichen Jagen
Die Feinde des Lichts,
Die wilden borst'gen Gesellen des Forsts
Zu hetzen, zu schlagen,
Ziehn unter Gesang
Und Hörnerklang
Die Gäste des Fürsten durch's Thal,
Vertrauend des Armes bewährter Kraft,
Der, schwingend den scharfgeschliffenen Stahl
Noch nie erschlafft. —
Und kaum im Wald
Ertönt das Zeichen zur Schlacht,
Das Zeichen des Angriffs „Huss Sau! Huss Sau!"
Daß weit es erschallt
Durch Forst und Au,
Und in des Jägers hochklopfender Brust
Zur Freude und Lust
In glücklichem Nachruf widerhallt.
Und drauf und drauf
Den Berg hinauf,
Dort wo der Keuler gehetzt,
Die Klauen wetzt.
Und schnell gewandt
Stürzt sich der Kurfürst, der erste,
Mit kühner gewaffneter Hand,
Auf wild verwachsenen Wegen
Dem Feinde entgegen;
Und der, im Nu
Rennt schäumend und wüthend auf ihn zu.
Da fliegt von des Kurfürsten Seite
Ein edler Jüngling, schlank und groß,
Ein rettender Engel dem Herrn,
Voll Muth auf das schreckliche Unthier los.

Und schwingt sich vom Roß,
Und tritt ihm verwegen
Mit brennender Kampflust entgegen.
Und der Keuler mit schnaubender Gier,
Umgehend den Stoß,
Stürzt auf ihn los,
Und faßt seinen Feind mit den Hauern;
Und ringt das Messer ihm aus der Hand,
Daß es in Stücke zersplittert,
Und jede Wehre dem Jüngling verschwand.
Und der Eber drauf in gereizter Wuth,
Mit gräßlichem Muth
Und wie mit Blitzes Schnelle
Wieder zur Stelle:
Und schleudert den Jäger weit in den Sand,
Daß dröhnend die Erde ertönt,
Und droht
Ihm in der andern Sekunde den Tod.
Und der Kurfürst sieht's, und wankt und bebt,
Und sucht die Rettung beim Himmel,
Zu dem er das bittende Auge erhebt,
Dann reißt er die Flinte vom Nacken,
Ein Augenblick nur und es ist zu spät,
Drum muß er's im Augenblick wagen;
Mag sein Gebet
Die Kugel, die rettende, tragen,
Und zielt und drückt
Und — Preis dem ewigen Gotte! es glückt. —
Der Furchtbare sank,
Der Jüngling erwachte zum Leben.
Da sah man die Blicke mit freudigem Dank
Gerührt sich zum Vater erheben.

v. D.

Verfolgt man das Flüßchen Kill eine Strecke aufwärts, so gelangt man zu den Ruinen von Ramstein oder Rammenstein, von welcher Bruno im Jahre 1170 zuerst als Oberchorbischof unter dem Namen von Rammenstein vorkommt. Diese Familie starb indeß bald aus, und die Burg verfiel dem Erzbisthum, so daß sie später vom Erzbischof Diether von Nassau neu gebaut wurde. Erzbischof Johann von Baden verschreibt sie darauf dem Dietrich von Stein auf Lebenszeit 1488, und dann wurde sie Eigenthum des zeitlichen Domdechanten,

der damit gleichzeitig das Besitzthum von Cordel an der Kill verband; bis auch der Rammstein das Schicksal so vieler andern Burgen und Vesten an der Mosel hatte, und durch Minen und Pulver gewaltsam zertrümmert wurde.

Weiter hinauf mündet auf dem andern Ufer, dem rechten, das Flüßchen Ruver, nach Auson „Erubrus" und von ihr durchschnitten liegt das Dorf Ruver in einiger Entfernung vom Strome mit 110 Häuser und 733 Einwohner.

Von Ruver das Flüßchen eine Strecke aufwärts liegt Casel, das wieder Wein baut. Die Straße dorthin heißt der Fischweg.

Oberhalb Casel quillt wieder einer jener Sauerbrunnen, von dem das Wasser wegen seiner Heilkraft, so wie auch der dortige Wein als gegen den Stein besonders wirksam empfohlen wird.

Der nahe gelegene Ort Waldrach, den Auson wegen seines marmorartigen Schieferbruchs werth hielt, war eine der fünf Pfleger des Amtes Pfalzel, und wurde vorzugsweise das Hochgericht genannt.

Der Grünhauser Wein an der Ruver wird für den besten Heckenwein — eine Benennung, welche diese Weine zum Unterschiede der Moselweine haben, — gehalten, und kostet er nicht viel weniger als der Schwarzburger — an der Saar — der 1834 das Fuder mit 500 Thaler Gold bezahlt wurde. Die Einwohner rechnen in guten Jahren etwa 40 Fuder Gewinn auf dieser Feldmark.

Man findet längs der Ruver noch Spuren einer römischen Wasleitung.

Zwischen Ruver und Trier, und zwar eine Viertelstunde von dem ersteren, liegt das Städtchen Pfalzel, Pfalz oder Palatium und Aula Palatii im Mittelalter genannt, ganz dicht am linken Stromufer mit 175 Häusern und 1000 Einwohnern. Am andern Ufer der Mosel geht die Chaussee von Ruver nach Trier, noch drei Viertelstunden von Pfalzel entfernt, vorbei, so daß eine stets in Bewegung gehaltene kleine Fähre das Städtchen mit der Straße und der ehemaligen Hauptstadt des Landes verbindet.

Wie wichtig indeß Pfalzel in der Vorzeit gewesen, so hat es doch mit dem Stifte und mit der veränderten Richtung des Floßengewerbes seine Bedeutsamkeit wie seine Wohlhabenheit mit dem Verluste der besten Nahrungszweige verloren, und so wie Ehrang wird es in einer Reihe von Jahren viel an Reizen und der Bevölkerung überhaupt abgenommen haben. Jetzt schon wird es dem Fremden bange zu Muthe,

wenn er durch die menschenleeren Gassen geht und oft mitten in dem gangbarsten großen Haufen von Gemüse-Abgang oder gar von Dung findet, die Niemand dort behindert, allmälig aufs Land gefahren werden, wenn die alterthümlichen Häuser nach und nach einfallen, fast alle aber der früheren Zierrathen entbehren, ohne daß man im Orte selbst diesen Mangel zu entdecken scheint, also gleichsam resignirt sich gegen früher freiwillig eine Stufe herabstellt. Der übrig gebliebene Nahrungszweig der Bewohner ist Feldbau und werden besonders viele Gemüse für den Markt in Trier hier gezogen. Der Boden ist unendlich ergiebig und so schön, wie er nicht an vielen Orten gefunden wird, ein auffallender Kontrast zu den Bergflächen, die fast gar nichts zu liefern vermögen. Eben so ist das Klima auf diesen Bergen im höchsten Grade ungesund, die Luft so rauh und empfindlich, daß man sich außerordentlich in Acht zu nehmen hat, um sich nicht zu echoffiren und droben dem Luftzuge auszusetzen. Mehr als ein Beispiel hat man, daß Leute von Pfalzel über die Mosel gefahren, den Berg erhitzt in die Höhe gegangen, und dort auf der Stelle erblindet sind.

Die Häuser an der Mosel, die jetzt noch einiges Ansehen haben, waren Stiftshäuser; von den Stadtmauern, ein Werk Johannes von Metzenhausen, hat sich auf der Nordseite noch ein Stück, die Wahl genannt, erhalten, so wie auch noch ein unterirdischer Gang, der in den Graben führt, dort ist.

Endlich wird auch noch als Merkwürdigkeit das berühmte Genovefahaus gezeigt, obwohl die Sage der Genovefa nicht hier her verlegt werden kann.

Von der Stiftskirche, die jetzt in eine Scheune verwandelt ist, sieht man noch Wände und Dach, wogegen das kurfürstliche Schloß nur noch als Ruine theilweise dasteht. Die Pfarrkirche zum H. Martin ist modern.

In der Stiftskirche bewahrt man das Grabmal des Pankratz von Saurzapf, eines kurtrierschen Hauptmanns aus einem adligen Geschlecht der Oberpfalz, der in der Belagerung von Trier 1568 seinen Tod fand.

Um eine geharnischte Gestalt ist folgende Inschrift eingehauen: An. 1568. den 24. Julii ist der edell und ernvest Pangratz Saurzapff von Sultzbach. Kvn. May. in Frankreich bestelter und diser Zeit churfürstlicher Trierischer Hauptmann vber ein fendlin Teutscher Landsknecht vor der Stat Trier durch den fiendt mit 3

Mering.

Ger. Fr. B. Weinwurter. Pinx.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hackenkugelen beschediget undt alsbaldt uff der Walstat in Got verschiden der ime und allen Christglaubigen gnedig sein woll. — Die Stiftskirche zu U. L. Frauen hat im Lichten 40 Schritt Länge und 10 Schritt Breite, die in der Mitte bestehenden Kapellen und Ausbauten ungerechnet. In der Mauer des Kreuzganges hat sich die uralte Grabschrift einer Nonne, der Ruothildis, erhalten.

Das Stift wurde, doch als ein Benediktiner-Frauenkloster, von Adela, der Tochter K. Dagoberts II., der Schwester der H. Irmina, begründet. Adela, vermuthlich die nämliche Adula, deren die H. Gertrudis gelegentlich eines Besuches in Andenne mit so ausgezeichnetem Lob gedenkt, war an einen großen Edelherrn verheirathet gewesen. — Als Wittwe erkaufte sie von Pipin, dem Majordomus, einen Hof in Pfalzel, auf dem sie zu Ehren der H. Jungfrau und der Apostel Peter und Paul ein Kloster erbaute, und reichlich, unter andern mit Gütern zu Enkirch, Uerzig und Kaimt, begabte (1. April 690). Als Aebtissin in Pfalzel empfing Adela den Besuch des H. Bonifacius, von dem Serarius S. 458 weitläufig handelt. Das Kloster, in dessen Kirche Adela ihre Ruhestätte erhielt, wurde berühmt und reich, und mit dem Reichthum kam die Verderbniß. Erzbischof Poppo suchte ihr zu steuern, indem er nicht weniger denn 60 Nonnenpfründen einzog, und als Lehen an Kriegsleute ausgab, indem er den übrigen Nonnen eine strenge Regel aufnöthigte. Alle Anzeichen einer gründlichen Besserung waren vorhanden, und es bildete sich zwischen dem Erzbischof ein freundlicher Verkehr. Jener wünschte aus einem Mantel Halbstiefel, Caligae, gemacht zu haben, wie er sie bei einem feierlichen Hochamte zu tragen pflegte, und dieser Arbeit unterzog sich eine Klosterfrau aus Pfalzel. Aber sie trachtete den Bischof zum Mitschuldigen ihrer Unkeuschheit zu machen und trieb mit den Stiefeln irgend eine zauberische Kunst. Poppo hatte sie kaum angelegt, als es ihm schien, als müsse er augenblicklich in die Arme eines Weibes eilen, als würde er kaum Zeit haben, zehn Schritte zurückzulegen, um dazu zu gelangen. Erstaunt über eine so plötzliche Sinnesänderung, über so unerwartete Regungen im Fleische, aber entschlossen, die sündliche Neigung zu besiegen, zog er die Stiefel aus, damit ein Priester hohen Ranges, der zufällig zugegen, dieselben anlegen könne. Der Priester that, wie ihm geheißen, entledigte sich aber noch geschwinder der verdächtigen Zier; er verwunderte sich und schwieg. Die Umstehenden, nicht weniger bewundernd das ungewöhnliche Getreibe, konnten der Versuchung nicht

widerstehen, dergleichen an sich selbst zu versuchen; einer nach dem andern bemeisterte sich der Stiefel, und einer litt, was der andere erlitten hatte, ohne daß doch aus Schaam einer hätte bekennen wollen, was ihm widerfahren war. Zuletzt kam die Reihe an den Burggrafen; auch er mußte sich auf des Bischofs Geheiß bestiefeln, überließ sich auf der Stelle gränzenloser Wuth, und schrie, er sei behext. Er wollte Nachforschungen anstellen über den Urheber des Frevels, allein der Bischof meinte, das sei nicht nöthig und nannte die Frevlerin. — Von tiefem Unwillen erfüllt, äußerten die Anwesenden einstimmig, es gereiche der gesammten Kirche zur Unehre, daß eine Person, die mit einem kanonischen Gelübde der Kirche verbunden, sich mit solcher Ruchlosigkeit beflecke. Sie, die dergleichen gethan, verdiene, daß man sie ausweise aus der Gemeinschaft der gottgeweihten Jungfrauen, und ihre Schwestern müßten angehalten werden, daß weiße Kleid der Unschuld mit einem schwarzen Trauerkleid zu vertauschen, müßten sich einer noch strengern Regel unterwerfen. Wollten sie das nicht über sich ergehen lassen, so sei es besser, daß das Kloster leer stehe, als daß es bewohnt werde von Personen, die so große Bosheit unter dem Mantel der Religion zu verhüllen wüßten; und so geschah es. Die Sünderin wurde ausgestoßen, die übrigen, die gleich wenig Wandel oder Kleid verändern wollten, vertheilte man in verschiedene Klöster von ihrer Regel, die meisten kamen nach St. Irminen, und in dem Kloster Pfalzel verstummte für eine Zeit das Lob Gottes. Später empfand der Bischof darob schwere Reue, und damit nicht die Strenge, die er gegen Unschuldige geübt, ihm in dem jüngsten Gericht zur Verdammniß werde, trat er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an. Kaum hatte er die Heimath wieder betreten, so übergab er das verlassene Kloster an eine Gesellschaft von Klerikern, 1027.

Diese Gesellschaft, die sich alsbald als ein Kollegiatstift konstituirte, hatte einen Probst und einen Dechant zum Vorstand. Rupert erscheint von 1153—1162 als Probst, und Nicolaus von Montabaur ist der letzte Probst, den man bis jetzt hat auffinden können. Er war zugleich Domherr zu Trier und wird noch 1399 genannt; nach seinem Tode mag die Probstei dem Corpus praebendarum einverleibt worden sein. Ein Dechant, Tilmann von Geismar, 1402, gab dem Kollegiatstifte eine verbesserte Einrichtung, verschönerte die Kirche und bereicherte sie mit verschiedenen Ritualien; in dem sogenannten Lectionale hat er ihr ein schönes Denkmal seiner Schreibekunst hinterlassen.

Ein anderer Dechant, Johann von Sirk, ſtarb den 23. Juni 1547, dieſes zweiter Nachfolger, Peter Homphäus, von Cochem, den 16. Januar 1600. Der letzte Dechant, Johann Matthias Ignacius von Kaiſersfeld, erw. den 13. Juni 1794, ſtarb den 29. Okt. 1820. — Das erſte Ordinat und Statut für die Kanoniker zu Pfalzel wurde von Erzbiſchof Kuno, d. d. Ehrenbreitſtein, 11. Sept. 1386, ein zweites von Johann von Schönburg im J. 1507 gegeben; reformirt und erneuert wurden dieſe Statuten von Erzbiſchof Lothar im J. 1623. Im J. 1217 wurde die Pfarrkirche zu Cochem, ſammt dem dazu gehörigen Zehnten in Dohr, von Erzbiſchof Theoderich dem Stifte verliehen, ſpäter demſelben auch inkorporirt. Am 14. März 1471 wurden ihm von Pabſt Sixtus IV. die Pfarreien Berncaſtel und Noviant inkorporirt, und ein Gleiches that der nämliche Pabſt am 31. Juli 1473 in Anſehung der Pfarrei Alff und des Filials St. Aldegund. Wie das Stift ſpäter Berncaſtel an den Kurfürſten zurückgab, wurde ihm dafür eine angemeſſene Entſchädigung. Büdlich war ebenfalls eine Stiftspfarre; und am 20. April 1463 ſchenkte Erzbiſchof Johann den Kanonikern auch die vormalige Klauſe in Cochem. Die Kapitularen waren zuletzt, den Dechant mit einbegriffen, ſieben; dazu kamen drei Canonici exspectantes, vier Vikarien und ein Chorisocius et ludi rector; das General-Kapitel fiel auf das Feſt S. Viti, den 15. Juni.

In Pfalzel hatten die fränkiſchen Könige einen Pallaſt, der vermuthlich aus den Trümmern eines Luſtſchloſſes der in Trier reſidirenden Kaiſer entſtanden war. „Actum apud Palaziolum fisco nostro in Ardenna," ſagt König Zwentobold in einer Urkunde vom 28. Januar 895, und dieſem Königshofe werden wohl die verſchiedenen Münzen mit der Legende Palaciolo angehören. Man weiß wohl, daß die neuern franzöſiſchen Numismatiker ſie nach Palaiſeau, bei Paris, ziehen, indeſſen iſt es ein alter Brauch in Frankreich, das Reich der Franken auf das heutige Gallien zu beſchränken. Man weiß dort nicht, daß Auſtraſien unter den Ländern der Franken das gebietende war, daß dort die Macht der Nation reſidirte, daß von dort her alle ihre großen Geſchlechter ſtammen, daß dort ihr Heldenland (Roland, der Graf im Engersgau) und der eigentliche Mittelpunkt des Reiches war.

In dem Kriege zwiſchen Adelbero und dem Grafen von Namur litt Pfalzel ſehr, und in der Kirche U. L. Frauen wurde Feuer angelegt 1146; und 1552 wurde die Stadt von den Raubvölkern des

Markgrafen Albrechts von Brandenburg eingenommen und zum großen Theil eingeäschert. Im Jahre 1456 starb in Pfalzel der Kurfürst Jakob von Sirk.

Das Amt Pfalzel war eins der größten im Erzstift, und deshalb in fünf Pflegen, denen von Pfalzel selbst, von Schweich, Leiwen, Waldrach und Conz abgetheilt. Eine große Menge Moselorte gehörte dazu. Im Hauptorte wurde der Moselzoll erhoben.

Oberhalb Pfalzel liegt an der äußersten Spitze der sich hier etwas verengenden Ebene das Dorf Biever mit beinahe 400 Einwohnern, die früher nach Pfalzel eingebürgert waren. Im Jahre 929 erhielt Erzbischof Rotger einige Hofgüter in Biewer. 1227 gab Erzbischof Theoderich der Abtei St. Märien die dortige Kapelle zurück. In der Nähe von Biever liegt die Kapelle St. Jost, bei welcher früher ein Siechenhaus bestand. Erzbischof Johann von Schönburg gab 1591 ein eigenes Gesetz für die Aussätzigen dieses Krankenhauses. Provisoren der Brüderschaft sollten der Abt von St. Märien und ein Amtmann oder in dessen Stellvertretung der Maire von Pfalzel sein.

Pfalzel gegenüber tritt das Gebirge zurück und es zeigt sich nun die herrliche Ebene, die mit ihren fruchtbaren Feldern sich nach Trier zu immer mehr und mehr erweitert. Nachdem man an einer großen und schönen Gartenanlage, dem sogenannten Nellsländchen, vorbeigekommen, folgt dicht am Moselrande die Abtei St. Märien, B. M. V. ad Martyres, die einst der Sitz der trierischen Erzbischöfe gewesen sein soll. Von hier führt ein Weg landwärts nach St. Paulin, dem herrlichen Stifte, das nach Paulinus genannt, über den Gräbern vieler Martiret errichtet ist. Die dortige Stiftskirche ist für Straß, Maar, Zurlauben und dem Dorfe Kürenz, zwischen St. Paulin und dem Gebirgsabhange bestimmt. Zwischen Kürenz und der Stadt liegt die einst so berühmte Abtei St. Maximin, die älteste und reichste in ganz Deutschland, jetzt — eine Kaserne. Eine dritte, die Benediktiner-Abtei St. Martin, lag dicht an der Mosel. Unweit davon macht die Mosel zwei Inseln, und gegenüber, am Felsen hängend, liegt das romantische Dörfchen Pallien mit 40 Häusern und 250 Menschen.

Trier selbst, das durch die merkwürdige steinerne Brücke mit dem linken Stromufer verbunden, bildet ein längliches, von Mauern umschlossenes Viereck, dessen innere Räume 1188 Häuser enthalten und von 14560 Menschen bewohnt sind. Acht Thore sind dem Verkehr geöffnet, deren zuerst die Porta nigra oder Porta Martis:

Wenn dieſe Stadt kein anderes Alterthum aufzuweiſen hätte, als die ſogenannte Porta nigra, ſo verdiente ſie ſchon darum allein von Verehrern merkwürdiger Ueberreſte unbekannter Vorzeit aus den ententfernteſten Ländern beſucht zu werden. Weder ſchriftliche noch mündliche Ueberlieferung zeigt irgend einen Weg, auf dem man zur Aufklärung des Urſprungs, der Zeit, der Beſtimmung dieſes Werks gelangen könnte. Und doch ſteht es noch da in ſeiner alten Majeſtät, unerſchüttert von den Stürmen der Zeit, ein kunſtreiches, mächtiges Volk bezeichnend, von dem die Geſchichte nichts meldet, ja nicht einmal die Sage. Was wir ſagen können, iſt weiter nichts, als daß dieſes bewundernswürdigſte Bauwerk diesſeits der Alpen gewiß lange vor der Ankunft der Römer im Lande der Trevirer geſtanden hat, alſo wohl eben ſo wie die Pfeiler der Moſelbrücke ein Werk der gallobelgiſchen Trevirer iſt. Da römiſches Bauwerk genug in Trier zu finden, ſo läßt ſich der Unterſchied ſehr leicht wahrnehmen. Das Gebäude war für die Landtagsverſammlungen der Trevirer beſtimmt, ſo meinen einige; und dann hätten wohl die zwei Stockwerke, die hernach zwei Kirchen übereinander ausmachten, zu zwei verſchiedenen Abtheilungen der treviriſchen Volksverſammlung gedient. Die Römer, welche die Stadt mit Mauern umſchloſſen, ließen dieſes Gebäude als doppeltes Thor ſtehen, wo denn freilich die darauf ruhenden Stockwerke mit Fenſterreihen der Form römiſcher Thore widerſprachen.

Das Volk in Trier war ſtets der Meinung, dieſes Werk ſei vom Teufel aufgeführt worden, zum Wohnſitz der heidniſchen Götzen.

Im 11. Jahrhundert wurde dieſe ſogenannte ſchwarze Pforte auf folgende Veranlaſſuug in eine Kirche verwandelt.

Richard II., Herzog der Normannen (er ſtarb im Jahre 1027), hatte den Mönchen auf dem Berge Sinai ein Almoſen beſtimmt. Um daſſelbe in Empfang zu nehmen, wurde einer derſelben, Namens Simeon, ein geborner Syracuſaner, von ſeinem Abte abgeſchickt. Er fand aber den Herzog todt, und niemand konnte ihm wegen des Almoſens Red und Antwort geben. Von Herzen betrübt, wußte er kaum, was er beginnen ſollte, da fiel ihm ein, er wolle den Abt Richard zu Verdun und den Abt Eberwein zu Trier beſuchen, die er auf einer Reiſe nach Jeruſalem kennen gelernt hatte. Er hielt ſich eine geraume Zeit in Trier auf, und als Erzbiſchof Poppo zum heiligen Grabe pilgern wollte, ſo nahm er den Diener Gottes Simeon als Gefährten mit hin und zurück. Nach der Rückkehr geſtattete ihm Poppo, ſich

eine Wohnung zu suchen, wo er wolle, und Simeon wählte sich einen Winkel in der Porta nigra unter der Treppe, in welchem kaum ein Mensch stehen konnte. Erzbischof Poppo schloß ihn im Beisein der Geistlichkeit und des Volkes da ein, und begrub ihn gleichsam wie einen Todten. Schweigend und fastend lebte hier der fromme Mann sieben Jahre. Wohl lockten ihn die Teufel, sein Büßerleben zu verlassen, sechshundert garstige Gespenster drangen auf einmal in seine Höhle, er aber sang unerschrocken in griechischer Sprache fromme Lieder mit lauter Stimme; mit Gebet, wie mit einem Schilde, das Feuergeschoß des Teufels abzuhalten, war er längst gewohnt. Gegen Pfingsten befahl er seinem Diener Stephan, er möge ihn einige Tage ganz ruhig lassen, er habe mehr als gewöhnliche Betrachtungen anzustellen. Stephan wartet einen Tag, hängt dann einen Korb mit Brod ans Fenster, findet ihn des andern Morgens noch unangerührt, wird ängstlich, eilt hinauf. Der Einsiedler sagt: Was willst du? geh hin in Frieden. Der Diener verkündet einem Freunde des Einsiedlers, daß er sehr krank sei; dieser findet ihn sprachlos. Der Abt Eberwein eilte zu ihm und findet den Mann Gottes sterbend. Dies war im J. 1035. Sein Kämmerlein wurde hernach immer gezeigt.

Sein Leben wurde von Eberwein, Abt von St. Martin in Trier, auf Befehl Erzbischofs Poppo beschrieben, hauptsächlich um den Pabst dadurch zu bestimmen, daß er den frommen Simeon heilig spräche; welches denn auch geschah. Unter Erzbischof Werner, im Jahre 1400 wurde Simeons Grab geöffnet. Auf dem ganz vertrockneten Leichnam fand man eine bleierne Tafel mit lateinischer Inschrift: Hier liegt ein gewisser Simeon von Babylon, Mönch auf Sinai, zuletzt Einsiedler allhier. Die Eröffnung geschah im Januar, und obwohl die Witterung furchtbar war, so brachte doch der heil. Simeon plötzlich die reizendste Sommerluft. Die Kanonichen von St. Simeon feierten vereint mit denen von St. Paulins Stift diese feierliche Handlung.

Johann Heis von Saarlouis, ein trefflicher Gelehrter, geistlicher Rath, Freund und Kollege Hontheims, schrieb viel über das St. Simeons-Stift in Prosa und in Versen lateinisch. Zum Titel seiner nicht vollendeten Schrift wählte er: Simeonia. Dies zu Ehren des sel. Simeon geschriebene Werk umfaßt sein Leben, seine Wunder und was mit seinen Gebeinen nach seinem Tode geschehen, bis auf die letzten Zeiten. Uebrigens war Herr von Hontheim ebenfalls Domdechant zu St. Simeon.

Diesem heil. Simeon zu Ehren wurde also das bewunderungswürdige Gemeindehaus der alten Trevirer in eine christliche Stiftskirche verwandelt, ein Dach darauf gesetzt, da es vorher offen gewesen, die Thore verschüttet, das Terrain erhöhet und breite Treppen darüber her hinaufgeführt, ringsum mit Mauern, Kapellen und andern Seitengebäuden umgeben. Der eine Thurm zur rechten wurde, so weit er über die dritte Abtheilung hervorragte, abgerissen. Unter der Form einer Kirche verschwand also größtentheils die ursprüngliche ehrwürdige Gestalt, und man unterschied das alte Gebäude im äußern von dem neu angefügten nur durch das kunstreiche, gewaltige und schwer nachzuahmende Mauerwerk von ungeheuren Steinmassen.

Als Napoleon in Trier war, befahl er, das später angefügte wegzubrechen, um das uralte Kunstwerk in seiner ehrwürdigen, erhabenen Gestalt wieder herzustellen. Es wurde eine Summe zu diesen Arbeiten bestimmt und der Plan entworfen; man kam aber nicht ganz zu Stande.

In Hontheims Prodromus findet sich der Aufriß und Grundriß des Gebäudes, wie es sein mußte, ehe es die St. Simeonskirche war. In Brovers Annalen ist eine treffliche Abbildung von Caspar Merian (Sohn des berühmten Mathäus Merian, dem Verfertiger der Topographie), wie es aussah, nachdem es in eine Kirche verwandelt worden. Auch in einem Memoir des Architekten Peyre ist eine Abbildung.

Schon die Interimsregierung, namentlich der Regierungskommissär von Schmitz-Grollenburg, dann aber auch die jetzige preußische Regierung zu Trier, besonders der für alles Gute und Schöne eifrige Präsident Delius förderten die Arbeiten an der St. Simeonskirche. — Die verschütteten Thore, die das Souterrain der Kirche gebildet hatten, kamen ganz zum Vorschein; und als der Kronprinz von Preußen im Sommer 1817 Trier besuchte, war er der erste, der seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in dieses Thor einzog, in welcher Beziehung er auch vor demselben auf passende und anmuthige Weise von dem Präsidenten empfangen und angeredet wurde.

Was man fand, war folgendes: das Ganze ist 130 Fuß lang, von ungeheuren weißgrauen Sandsteinblöcken aufgeführt, die meistens selbst in der Höhe 12 Fuß Rheinländ. haben, die kleinsten 8 Fuß, sehr viele sind noch größer. Nirgends ist ein Ziegel zu gewahren, die Römer haben also gewiß nie eine Hand daran gelegt. Das Mauerwerk ist ganz eigenthümlich, die Blöcke sind ohne Mörtel zusammen-

gefügt, innen aber wie man sagt, und was man kaum glaubt, mit Eisen und Blei verbunden. Die Steine der halb erhobenen Säulen an den beiden halbrunden Pavillons sind der Form der Säulen angemessen gehauen und greifen in das dicke Mauerwerk um einige Fuß ein, so daß sich aus der Einrichtung desselben allein schon erklären läßt, wie das Gebäude so lange stehen konnte, und die Säulen nur mit dem Mauerwerk selbst vernichtet werden können.

Die Form des Ganzen ist höchst einfach, nirgends sind Verzierungen zu sehen, ja die ganze Arbeit könnte in der Ausführung roh genannt werden. Die Steine sind nirgends im Aeußern fein zusammengefügt; selbst in der untersten Abtheilung, die seit dem 11. Jahrhundert von Erde bedeckt gewesen, sind die Steine unordentlich aufeinander gesetzt, in allen Fugen sind Vertiefungen, welche nicht durch Wind und Wetter ausgewittert sein können; aber wo es dem Schwerpunkte gilt, da ist alles wie eine ineinander festgewachsene, unzerstörbare Masse. Betrachtet man nun aber die herrlich erdachte Gestalt des Gebäudes im ganzen Ueberblick, so erkennt man den schaffenden Genius, der seine Zeit übersliegt, und Werke bildet für die Ewigkeit, die Bewunderung aller Zeiten, erhaben über die ephemeren Gestaltungen des Geschmacks und der Mode.

Es ist nicht auszusprechen, welch außerordentlichen Eindruck dies große Werk auf einen machen muß. Ich glaube, daß selbst die rohesten Gemüther betroffen sind, wenn das Gebäude plötzlich vor ihnen aufsteigt.

Von der Simeonskirche ist rechts nur so viel noch übrig, daß man den Unterschied des Uralten und Neueren deutlich erkennen kann, wodurch denn jenes um so auffallender in seiner riesenmäßigen Herrlichkeit erscheint. Als die Simeonskirche erbaut wurde, fing man an, das rohe Gestein, die gar nicht sorgsam behauenen Blöcke reinlich auszuarbeiten; zum Glück kam man nicht weit damit. Rechts an der obersten Säulenreihe hatte man sogar schon angefangen, die einfachen Säulenköpfe nach der Art des 11. Jahrhunderts auszuschmücken, wie sich denn die genaueste Uebereinstimmung zwischen diesen wenigen ausgearbeiteten Säulen und dem daran stoßenden Ueberrest des von Poppo errichteten neueren Anbaues findet. Es fällt also an sich schon die Meinung Mancher weg, als hätten die ersten Erbauer die Massen in roher Form aufeinander gesetzt, und dann erst die reinlichere und zierlichere Ausarbeitung vorgenommen. Durch diese Erklärung glaubte

man die herrliche Form mit der rohen Ausführung des Einzelnen in Uebereinstimmung zu bringen und zu erklären.

In dem Innern sieht man Bilder von Heiligen, Bischöfen oder frommen Stiftern, die in den rohen Stein eingemeißelt sind; sie stammen wie begreiflich aus der christlichen Zeit, nachdem alles zur Simeonskirche eingerichtet war.

Auf einzelnen Steinen sieht man römische Buchstaben, In dem trierischen Amtsblatt von 1818 sind sie so eingetheilt, als sei da eine zusammenhängende Inschrift. Dem ist nicht so. Man hat nirgends eine Inschrift dieser Art gesehen; und die einzelnen Buchstaben mögen wohl von römischen Soldaten, die ihren Namen verewigen wollten, aus Langerweile mit einem Nagel in den Sandstein gekratzt worden sein. Und wenn man da P E S und V I A in ziemlich ungeschlachten Buchstaben liest, so denke man an Leute, die des Schreibens nicht sehr erfahren sind, und um so lieber an jeden Ort ein kurzes Wort, wenn nicht ihren Namen, schreiben, in Holz schneiden, oder auf Stein kratzen. Obendrein stehen diese Buchstaben inwendig zerstreut auf einzelnen Steinen, an keiner Stelle, wo es Absicht gewesen sein könnte, daß jemand sie lesen sollte.

Aus dem gewaltigen Gestein wachsen überall Pflanzen hervor, vorzüglich Verbascum, Sedum und andere Arten. So gut wie Rousseau eine Flora petrinsularis schreiben wollte, so wäre es auch eine artige Sache, eine Flora S. Simeoniana zu verfassen; und wenn einmal die schwarze Pforte befriedigend und ausführlich beschrieben werden kann, (wozu freilich noch viele architektonische und antiquarische Studien zu machen sind), so darf diese Flora auch nicht fehlen, die schon seit so vielen Jahrhunderten das Eigenthum der Porta ist.

Man hat vielleicht gemerkt, daß ich in Verlegenheit bin, wie ich diese gewesene St. Simeonskirche nennen soll. Ich weiß nicht, worauf sich die Benennung Porta nigra anders gründet, als auf die vom Alter geschwärzte Farbe des Steins. Der untere mit Erde bedeckt gewesene Theil ist heller.

Erzbischof Poppo in einer Urkunde wegen St. Simeonskirche, spricht von derselben, als sei sie der Sage nach bei den Heiden dem Mars geweiht gewesen. Andere meinen, die Trevirer seien nach unglücklichen Kriegen zur Porta nigra (schwarzen Pforte hereingezogen, nach glücklichen durch die Porta alba. Allein eben diese Porta alba beruht auch nur auf der Vermuthung wegen des Gegensatzes gegen die Porta nigra.

Sie hieß zu allen Seiten Aldeport, also Porta vetus. Andere beziehen die Benennung auf die Weltgegend. Einigemal wurde im Mittelalter in den häufigen Streitigkeiten zwischen den Trierern und ihren Erzbischöfen dieses kräftige Gebäude als Festungswerk gebraucht. Selbst Kanonenkugeln konnten das Mauerwerk nicht beschädigen.

Sei dem wie ihm wolle. Genug das Gebäude, wie es da steht, ist als Mauerwerk eine vielleicht nicht mehr zu lösende Aufgabe für unsere Baumeister und Gesellen, ist als Antiquität ein großes Räthsel für unsere Alterthumsforscher, ein Stolz für die Völker germanischen und gallischen Ursprungs, ein hohes Begeisterungsmittel für alle ästhetischen Baukünstler, und als stummes Denkmal, worüber die Geschichte keinen Aufschluß giebt, eine Aufgabe für Historiker, über der sie verzweifeln möchten.

Und wer mag dem trierischen Bürger verdenken, stolz zu sein auf dieses in seiner Art einzige Denkmal in Europa, betrachte man es an sich, betrachte seine unvergängliche, Jahrtausenden trotzende Kraft, betrachte man seine unbekannte Entstehung, oder das unbekannte kunstreiche Volk, von dem es gebaut worden, und dem es zu öffentlichen Zwecken gedient!

Wird Köln wegen seiner Monumente des deutschen Mittelalters gerühmt, so gebührt der Stadt Trier gewiß kein geringeres Lob schon um jener alten Porta nigra willen, die nicht allein wenigstens eben so kunstreich als das Trefflichste in Köln ist, sondern wegen ihres über alle historische deutsche und gallische Zeit hinausgehenden Alters, ungleich mehr Verehrung verdient.

Alle Verehrer der Kunst und des Alterthums sollten nach Trier wallfahrten! Wessen Aug und Gemüth für das wahrhaft Große und Schöne, unter welcher Form es erscheine, empfänglich ist, wird bei dem Anblick der schwarzen Pforte in Trier mehr empfinden, als man sagen kann.

Bei der viermaligen Zerstörung der Stadt Trier durch die Franken konnte von dem Amphitheater nicht viel stehen bleiben. Aber die Barbaren des Mittelalters thaten mitten im Frieden weit größeren Schaden. Das Himmeroder Kloster hatte den Weinberg gekauft, in welchem die damals (im Jahre 1211) noch beträchtlichen Reste des Amphitheaters standen. Sie wandten sich an Erzbischof Johann I. um Ueberlassung des Mauerwerks zur Benutzung an ihren neuen Gebäuden. „Und wir bedenken, heißt es in des Erzbischofs Genehmigung,

daß dies alte Mauerwerk in dem Weinberg, den man Catholdi Dolium nennt, doch in Zukunft nichts nützen kann, so wie es bisher seit Jahrhunderten nichts genutzt hat, so mögen sie es, wo sie es in ihrem Besitzthum finden, nach Gutdünken benutzen."

Und die lieben Himmeroder Geistlichen sorgten dafür, daß von Bauwerk, welches das böse Heidenvolk, die Römer, zu seinem Vergnügen aufgeführt hatte, fast keine Form mehr übrig blieb. Nur zwei thurmartige Ruinen waren vor anderthalb hundert Jahren zu schauen, in welchen man vielleicht die Gefangenen verwahrte, die mit den wilden Thieren kämpfen mußten.

Die Arena, hundert Schritte lang und sechszig breit, bildet ein kleines Thal, das zu Wiesen und Kleefeldern benutzt wird, Ringsum zieht sich ein mit Weinreben bepflanzter Hügel und bezeichnet deutlich die Form des Amphitheaters. Er mag vierzig Schritt hoch sein. Unter demselben liegen vielleicht noch einige Arkaden, an denen sich die Sitze der Zuschauer hinaufgezogen; es saßen

Herbeigeströmt von fern und nah
Der Belgen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres = Wogen
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Nach der Stadt hin gegen Westen zeigt sich am Abhang des Hügels ein gewölbter Gang, wo vielleicht die wilden Thiere verwahrt wurden. Die neuesten Nachgrabungen zeigen, daß dieser Gang mit der Arena in Verbindung steht; oder wäre es ein Theil der Arkaden? Dies würde sich bei weitern Nachgrabungen ausweisen, so wie auch der Zusammenhang der Wasserleitungen von der Ruber her, welche auf dies Amphitheater zugehen, und von da zur Stadt, dort vielleicht für die Naumachien, hier für die Thermen an der Porta alba.

Auch hier ist die preußische Regierung sehr thätig gewesen. Durch fleißiges Arbeiten sind nun die Eingänge geöffnet. Man kommt südlich durch einen dreifachen Eingang herein, wovon der mittelste am breitesten ist. Hier mag ein Porticus gewesen sein, und da, wo sonst die Thürme standen, erkennt man nun ziemlich das Portal. Dann gehen die drei Gänge grad aus auf die Arena los, oder auch vielleicht auf die verschiedenen Sitze nach Rang und Würde. Die Mauer,

welche die Arena bezeichnet, ist so weit von dem Schut entblößt, daß der Umfang der Arena berechnet werden kann. Das Mauerwerk ist sehr regelmäßig und wirklich meisterhaft, aber nicht von gebackenen Steinen. Die sehr sorgfältig bearbeiteten Hausteine sind fast von gleicher Größe und von einerlei Gestein.

Die Trierer nennen seit alten Zeiten das Amphitheater den Kaskeller, einige meinen von Cajus Julius Cäsar; diejenigen aber, die es auf lateinisch Catholdi Solium nennen, stützen sich auf folgendes Mährchen:

Aus der Ruber sollte ein Kanal zum Amphitheater geleitet werden; sowohl die Erbauung des Amphitheaters als des Kanals fiel einem vornehmen Mann zu, dem Catholdus.

Die Ausführung fand sich schwerer, als er sich vorgestellt hatte. Ein Sklave vermaß sich darauf der Vollendung des Kanals in eben so schneller Zeit, als sein Herr das Amphitheater zu Stande bringen würde. Catholdus ergrimmte so heftig über die anmaßliche und freche Behauptung, daß er im Zorn sagte, er wolle sich auf Leben und Tod in seine Gewalt geben, wenn er sein Versprechen wahr machen könnte. Der andere seiner Seits gelobte desgleichen, wenn es ihm nicht gelänge.

Der Sklave aber besaß die Liebe seiner Gebieterin, die seine Arbeit zu fördern, die des Herrn durch allerlei Listen zu hemmen wußte. Demohngeachtet erhob sich schon das Amphitheater in allen seinen Theilen, aber auch die Wasserleitung war fertig. Als nun das Wasser nicht fließen wollte, als Catholdus frohlockte, der Sklave sein Leid der Gebieterin klagte: da hieß sie ihn unter ihrem Bette sich verstecken, errang von ihrem Manne, als sie nächtlicher Ruhe pflegten, das Geheimniß, und was eigentlich der Wasserleitung fehlte. Ehe der Tag da war, entfernte sich der Sklave und besorgte das Fehlende. Da merkte Catholdus, daß er vom Weibe verrathen sei, führte sie auf die höchste Spitze des Amphitheaters und stürzte sich mit ihr hinunter. — Und das Amphitheater behielt den Namen Catholdi Solium. Die Spuren des Aquädukts sind noch an dem Marsberge unter der Erde zu erkennen.

Die Domkirche soll der Kaiserpallast der Helena, Mutter Konstantins des Großen, gewesen, und von dem heiligen Agritius zum Tempel geweiht und dem Apostelfürsten Petrus gewidmet worden sein. Große Heiligkeit schwebte fortan über diesem Gotteshause. Als Bischof

Egbert (Jahr 987) am Hochaltar die Meſſe feierte, ließ eine Schwalbe, die unter dem Gewölbe weg flog, ihren Unrath dem frommen Manne aufs Haupt fallen. Er verfluchte die Schwalben. Von der Zeit an näherten ſich nie wieder dieſe Vögel dem Tempel, oder kam eine zufällig hinein, ſo fiel ſie gleich todt darnieder.

Der halb zirkelförmige Vorſprung an der Oſt- und Weſtſeite iſt von Bruchſteinen erbaut, alſo neuer. Dasjenige Mauerwerk aber, das die viereckige alte Form des Gebäudes bezeichnet, iſt römiſch, von großen Ziegelſteinen, die mit felſenhartem Mörtel verbunden ſind.

Als das Fundament zu dem Denkmal des Kurfürſten Lothar (geſtorben 1623) gegraben wurde, fand man den ungeheuren Marmorblock, der jetzt am Eingang in den Dom aller Menſchen Bewunderung erregt. Es iſt offenbar ein Stück von dem Schaft einer mächtigen Säule von ſchwarzem weißgeflecktem Marmor. Das Stück hat am dickſten Ende beinahe ſieben Fuß Durchmeſſer, läßt alſo auf eine Höhe der ganzen Säule von vierzig Fuß ſchließen. Zur Zeit Erzbiſchofs Poppo im 11. Jahrhundert, diente St. Peter auch zum erzbiſchöflichen Pallaſt. Vier ungeheure Säulen trugen denſelben, eine davon fiel um, wodurch dieſe Baſilica eine Zeit lang ganz verlaſſen war, weil man befürchtete, ſie würde einſtürzen.

Die alte Metropolitankirche ward durch die merkwürdigſten Reliquien geheiligt, es war der fünf Schuh lange ungenähete Rock Chriſti mit weiten Aermeln, ein Theil der Dornenkrone und ein beinah ſechs Zoll langer Nagel vom Kreuz, womit die rechte Hand feſt genagelt geweſen. Auf höchſt ſeltſame Art befindet ſich die Spitze dieſes Nagels in der Hauptkirche zu Trier. Als Erzbiſchof Johann I. am Ende des 12. Jahrhunderts in St. Peter bauen und neue Altäre errichten ließ, fand man in einem alten Altar ein röthlich ſchimmerndes Gewand von ſeltſamem und eigenthümlichem Gewebe, an dem keine Naht und überhaupt kein Nadelſtich zu bemerken war. Es wurde nicht gezweifelt, es ſei der Rock Chriſti, den die Jungfrau mit eigenen Händen für den Knaben verfertigt habe, und der mit dem Körper gewachſen ſei. Dieſes, wie die Kirchenväter deuten, die einzige Kirche ſymboliſch darſtellende Gewand wurde in den neuen, dem St. Petrus geweihten Altar verſchloſſen. Genauere Unterſuchung deſſelben wurde nicht angeſtellt, da einmal ein Kloſtergeiſtlicher bei ſorgfältiger Betrachtung blind geworden war. So wurde der Rock Chriſti nicht wieder geſehen, bis am Anfang des 16. Jahrhunderts dieſes alte

Heiligthum zu einem großen Feste Veranlassung gab. — Im April 1512 kam Kaiser Maximilian mit glänzendem Gefolg nach Trier, um dort einen Reichstag zu halten. Bei verschiedenen Privatunterredungen mit Kurfürst Richard äußerte er unter andern den lebhaftesten Wunsch, jenen heiligen Rock, der, wie die Sage und alte schriftliche Denkmäler versicherten, in Trier verwahrt würde, zu sehen und zu verehren. Umsonst stellte Richard vor, der heilige Rock habe in eilf hundert Jahren das Tageslicht nicht gesehen, ja sei auch seit Johann I. Zeit, also seit drei Jahrhunderten, nicht beunruhigt worden, und es sei gefährlich, dieses alte Heiligthum in seiner Ruhe zu stören.

Maximilian bestand indessen auf seinem Willen und der bedrängte Richard berief die Domherren zusammen und stellte ihnen seine Verlegenheit vor. Der einmüthige Beschluß fiel dahin aus, daß man dem Kaiser sein Begehren nicht abschlagen könne.

Allgemeines Gebet wurde also dem Volke angesagt, um allen Schaden abzuwenden. Indessen versammelte sich am 14. April der Kurfürst mit den Domherren, es wurde an St. Peters Altar Gottesdienst gefeiert, dann erwartete die heilige Versammlung schweigend und bang den Erfolg, indessen mit gebührender Ehrfurcht nach allen Seiten ein Priester das Innere des Altars durchsuchte. Und siehe, nach einiger Zeit fanden sich zwei sehr alte, schön verzierte, hölzerne Kasten, in dem einen war der Rock, der Würfel und ein altes verrostetes Messer, in dem andern waren mancherlei andere Reliquien. In der Mitte des Altars fand sich ein Kasten mit den Gebeinen des heiligen Maternus.

Bald verbreitete sich überall hin das Gerücht von den gefundenen Heiligthümern und der öffentlichen Vorzeigung derselben. Man rechnete an hunderttausend Menschen, die damals im frommen Eifer nach Trier kamen, um den heiligen Rock zu sehen. Und es flossen Thränenströme der Andacht. Kurfürst Richard erkannte was gut war und erlangte vom Pabst, daß der Rock alle sieben Jahre öffentlich gezeigt werden dürfe. Das Breve (von Pabst Leo vom Jahre 1514) ertheilte allen denen, die zu dem Rock wallfahrten würden, Indulgenz, und sagt zugleich, Trier werde mit Recht ein zweites Rom und Herscherin der Provinzen und Kirchen Deutschlands und Frankreichs genannt. Es fehlte nie, daß Schaaren frommer Menschen nach Trier wallfahrteten.

Einige Jahre später kam Maximilian abermals nach Trier, blos um, wie man glaubte, den heiligen Rock wieder zu sehen, den er sich

auch besonders zeigen ließ. — Man sieht der Domkirche zu Trier, so wie den meisten katholischen Kirchen jenseits des Rheins und in Frankreich an, daß eine Zeit des Atheismus und der Verachtung alles Gottesdienstes darüber gegangen ist. Manche treffliche Arbeiten sind absichtlich verdorben, Figuren verstümmelt und wie viel mag ganz fortgekommen sein!

Im Jahre 1228 unter Erzbischof Theodorich II. wurde der Bau der schönsten Kirche zu Trier, wofür sie zu allen Zeiten bis auf unsere Tage gehalten worden, begonnen. Der erzbischöfliche Kaplan Cuno dotirte sie. Daß ihre Stelle dicht neben dem Dom gewählt wurde, darf nicht befremden. Es war im Mittelalter nicht ungewöhnlich, ja es galt für etwas vorzügliches, daß unmittelbar neben der Hauptkirche eine Liebfrauen-Kirche gestellt wurde.

Das Portal ist ringsum mit mancherlei Figuren aus Stein verziert. Die Kirche ist in Kreuzesform gebaut, die herrlichen, schlank aufsteigenden Säulen, die das Gewölbe tragen, haben ganz die schönen Verhältnisse, die man in den schönsten Kirchen des Mittelalters zu sehen gewohnt ist. Die trierischen Annalen sagen, der Thurm der Liebfrauenkirche sei 697 Ellen hoch gewesen, und ein neuerer Historiker schreibt es nach, ohne Zweifel zu äußern!! Das Wahrzeichen der Kirche ist ein kleiner Stein, auf dem man stehen muß, um die auf die zwölf Säulen gemalten Apostel zugleich zu sehen, was an keiner andern Stelle möglich ist. Die zwei Sandsteinpfeiler, welche die Orgel tragen, scheinen neu zu sein. Links beim Eingang ist das marmorne Denkmal eines jung verstorbenen Grafen Kesselstadt. Die ritterlich dargestellte, vor einem Kruzifix kniende Gestalt ist gut gearbeitet; das emblematische aber hat nichts erfreuliches, Todtenköpfe und Knochen! Werden nicht diese tristen geschmacklosen Bezeichnungen des Todes bald ganz verschwinden? —

Weit vortrefflicher und ein wahres Meisterstück zu nennen ist ein Grabmal ohne Namen tiefer in der Kirche ebenfalls auf der linken Seite, wahrscheinlich das eines Erzbischofs. Diese natürlich gehaltene, im Hinscheiden begriffene ehrwürdige Gestalt und der einzige weinende Genius vor ihm ist sprechender als all jener Aufwand von Emblemen und Allegorien. Die einfache Gruppe ist aus weißem Marmor. Die Idee wie die Ausführung ist meisterhaft, im Allgemeinen wie im Einzelnen. Man kann aber weder den Meister dieses Meisterwerks erfahren, noch den Bischof, dem es errichtet ist.

Man hatte im Sinn, dieſe ſchöne Kirche, weil ſie durch den unmittelbar danebenſtehenden Dom überflüſſig iſt, für die proteſtantiſche Gemeinde zu verlangen. Es ſcheint aber, in dieſer Kirche könne nur ein katholiſcher Gottesdienſt gefeiert werden; es ſcheint auch überhaupt, daß der katholiſche Gottesdienſt, ſo wie er nach Gregor dem Großen allgemein wurde, von ſelbſt gottesdienſtliche Gebäude bedingte in der Geſtalt, wie wir ſie ſeit dem 10. Jahrhundert ſehen. Das Impoſante, Hohe, Würdige des feierlichen Hochamtes gehört in eine ſolche Kirche. Eins kann nicht ſein ohne das andere. Dazu kommt, daß jene altdeutſchen Kirchen, beſonders die im Kreuz gebauten, nicht zum Predigen eingerichtet ſind. Die Jeſuiten, die ſich gern als Redner zeigten, bauten ihre Kirchen in ganz anderm Sinne. Dieſe könnten ohne große Aenderung von Proteſtanten gebraucht werden, jene ſchwerlich.

Die Moſelbrücke ſtand in früheren Zeiten nicht wie jetzt am Ende, ſondern in der Mitte der Stadt. Trier iſt alſo größer geweſen, denn die altgalliſche Brücke ſteht noch immer auf derſelben Stelle, auf welcher ſie vor Jahrtauſenden ſtand. Neun Pfeiler tragen das Gewölbe. Die Steine dieſer Pfeiler ſind gewaltige Felsblöcke, die von innen ſo feſt vereinigt ſind, daß man leichter den Stein, als die Verbindung vernichten könnte. Die Gewalt des Waſſers vermag nichts gegen dies unüberwindliche alte Mauerwerk, die Eisſchollen verwunden wohl leichthin einen Pfeiler, ohne daß das Ganze darunter leidet. — Die Brücke iſt 600 Fuß lang, 24 breit. Sie iſt ein treffliches Werk und trägt die nämlichen Spuren eines hohen Alters an ſich, wie die Porta nigra, ja manche geben ihr ein noch höheres Alter, und die ächten Trierer ſchreiben ihre Erbauung gar ihrem Stammvater, dem Trebata, Sohn der Semiramis, zu.

Habe ſie gebaut wer da wolle; genug, es iſt doch wenigſtens noch die nämliche Brücke, auf welcher unter Kaiſer Veſpaſian in dem civiliſchen Kriege mit Löwenmuth gefochten wurde, als das Lager des römiſchen Feldherrn Cerealis bei Nacht überfallen wurde, als er auf nächtlichem Lager in Trier zugleich hören mußte, daß ſein Heer angefallen und auch beſiegt ſei. Da ſtürzte er halb angekleidet hinaus auf die Brücke, das Wurfgeſchoß flog um ihn, er ſammelte die Tapferſten um ſich, und eroberte wieder mit Löwenmuth die Brücke.

An der linken Seite der Moſel hat man nun rechts den hohen und ſteilen Apollsberg, in deſſen Namen ſich das Gedächtniß eines Apolltempels erhalten haben ſoll. Die trieriſche Metzgerzunft hatte ſeit

Trier.

Ber. v. B. Schumacher

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

alten Zeiten den Gebrauch, alle Jahre von dieser Höhe ein Rad hinablaufen zu lassen. An der Strecke, die dieses Rad durchlief, knüpfte man die Vorhersagung eines guten oder schlechten Jahres. Von diesem Berge aus soll eine Wasserleitung über die Mosel nach der Gegend hin geführt gewesen sein, wo Gratians Triumphbogen gestanden hat.

Auf diesem Wege längs der Mosel hin kommt man nach Pallien, wo ein wildes Wasser sich tief durch die rothen Sandfelsen eine Schlucht gebahnt hat. Ueber diese Schlucht und über die darin liegenden Häuser und Gärtchen hinweg ist eine treffliche Brücke von einem großen Bogen geschlagen, ein Meisterstück, das die Reisenden französischen Ingenieuren verdanken, welche die Straße von Trier nach Lüttich anlegten. Auf dieser Brücke ist der Punkt, wo der Reisende, der aus der rauhen Eifel kommt, eben so durch den herrlichen Blick hinab in das Moselland, und noch lebhafter überrascht und in die helleste Freude versetzt wird, als derjenige, der bei Ruwer vom Hunsrücken her auf einmal Trier liegen sieht. Auch unter diesem hohen Brückenbogen, man wende das Auge zur Mosel, oder hinein in die Schlucht — allenthalben findet der Landschaftsmaler den reichsten Stoff besonders zu kleinen idyllischen Bildern, wie die von Salomon Geßner gezeichneten, gemalten und radirten Landschaften. Hier weben sich im krausen Gemisch um die wasserreichen Sandfelsen mancherlei Schlingpflanzen mit malerischen Blättern, und unzählige Wasserpflanzen bedecken den Boden. Tiefer hinein stürzt ein Wasser wohl hundert Fuß hoch in eine tiefe Sandschlucht, die es sich selbst ausgewühlt hat. Hin und wieder ruht eine stille Hütte zwischen Bäumen, und Pallien selbst drängt sich unter der Brücke hervor nach der Mosel zu und breitet sich an ihrem Ufer weiter aus. Wahrlich ein reizender Ort, der auch von den Trierern häufig besucht wird, besonders seitdem da eine Badeanstalt angelegt worden ist.

Auch oberhalb Trier behält die Gegend noch ihren früheren Karakter: Thal und Höhe, Feld und Au, reizende Dorschaften und blühende Fruchtfelder, bis der Strom bei Sick das trierische Gebiet verläßt, bei Radenmachern, Königsmachern, der Festung Thionville, wo Karl der Große mitunter Hof hielt, der noch stärkeren und größeren Festung Metz, einer der ältesten und merkwürdigsten Städte des jetzigen Frankreichs, frühere Hauptstadt des Königsreichs Austrasien und des Bisthum Metz in Lothringen, bei Jouy-Aux-Arches, — Arces, Pont-

à-Mousson, Toul; dann bei Vaudemont, der lothringischen Handelsstadt St. Nicolas, — Pont St. Vincent, Bayon, Epinal und Remiremont (castrum romaricum): einen früheren adligen Frauenstift, vorbei; theilt sich bei Maronchamps in zwei Arme, und treibt nun noch bis zu ihren Quellen in den Vogesen, und zwar bei Haute Chome, und eine Meile von Befort auf dem Mont de Facilles, mehrere Mühlen und andere Wasserwerke.

Eh wir aber aus dem trierischen Gebiete scheiden und uns nach Frankreich wenden, dürfte ein kurzer Abriß der Landesgeschichte für manchen vielleicht nicht unintressant sein, und möge diese deshalb im Allgemeinen und mit Angabe einiger der größten Regenten, Erzbischöfe und Kurfürsten, so wie einige Verse aus dem herrlichen Gedichte des Ausonius, — das, — obgleich fünfzehnhundert Jahre alt, doch an Kraft und Umfang fast unübertrefflich dasteht, und zu dem gerade diese Gegend ihn begeisterte, hier folgen:

Die alten Trevirer waren, wie alle andere germanische Völker, stolz auf ihre Abkunft, und hätten sich um keinen Preis mit den nahgelegenen Gränzländern, den Galliern unter andern, verwechselt gesehen. „Wir sind deutsche" — sagten sie; und noch in vielen späteren Jahrhunderten behaupteten sie einen Vorzug, den erst unsere jetzige kultivirte Zeit als gleichgültig und werthlos aufgibt.

Sie wohnten am Rheine und nur die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend vermogte sie ihre Wohnplätze zu verlassen, und sich in und um Trier und längst der Mosel Steine zu suchen.

So erbauten sie Trier, und so alle anderen Orte vor und nach, bis man später diese Anlagen vergrößerte und verschönerte, wenn auch von dem System des Starken, Haltbaren, besonders in den heutigen Tagen etwas abgewichen wird.

Ob sie ihren Namen schon aus fernen Gegenden mitbrachten? ob sie ihn für die neue Kolonie erst fanden? das allein ist uns fremd geblieben, und durch keine Tradition überliefert worden.

Trier wurde die Hauptstadt der Trevirer. Sie lag ohngefähr mitten in ihrem Lande. Dies und ihre herrliche Lage in einer vier Stunden weiten, von malerischen Bergen umfaßten, von der schönen schiffbaren Mosel durchströmten reizenden und fruchtbaren Ebene, mußten ihr diesen Vorzug verschaffen.

Wenn eine Inschrift zu Trier besagt, dreizehnhundert Jahre vor der Gründung Roms habe schon Trier gestanden; wenn ferner im

Ernste behauptet worden ist, Trebeta, ein Sohn der Semiramis, sei der Gründer gewesen, und nach ihm habe sich die Kolonie genannt: so sind dieß Pralereien, zu denen sich alte Völker, die ihre früheste Geschichte nur von Sagen nähren, allgemein hinneigen.

Frei und in geordneter Staatsverfassung aber lebten die Trevirer, als die Römer sie kennen lernten, und ihnen ihre Herrschaft aufzwangen.

Der Rhein und das Volk der Ubier nach Osten, die Maas und die Rheimer und Nervier nach Westen, die Mediomatriker (wo nun Metz ist) nach Süden, nach Norden die Völkerschaften, die von der Maas bis zum Rhein wohnten — bildeten die Grenze der Trevirer.

Keine Völkerschaft in ganz Gallien kam den Trevirern an Reiterei gleich, ihr Fußvolk war nicht minder furchtbar. Das mit Heckigt und Dorngesträuch mehr als mit Hochwald erfüllte Ardennengebirg war Zuflucht für Weiber, Kinder und Greise, wenn Krieg ins Land brach.

Eine Menge großer Familien genossen hohen Ansehens unter dem Volke der Trevirer, sie wohnten auf ihren Castellen. Hundert und dreizehn trevirische Senatoren flüchteten mit Civilis über den Rhein, um nicht in Cerealis Hände zu fallen; mehr als eine gleiche Zahl blieben bei den ihrigen. Bei einem war die Herrschaft, sie blieb gewöhnlich bei seinem Geschlecht, jedoch durch Wahl. Aber die Edeln des Volks standen nicht weit hinter ihm an Ansehen, auch sie konnten für Fürsten gelten, und auf ihnen beruhete Heil und Unheil des Ganzen. Indem also die aristocratische und königliche Gewalt sich gegenseitig bedingte, die Priester auch großen Einfluß gehabt haben mögen: so zeigt sich die Aehnlichkeit mit der in Deutschland allgemeinen Völkerverfassung.

Wenn die Trevirer durch ihren Wohnsitz an der Mosel zu Gallien gerechnet wurden, so gehörten sie insbesondere zu dem Völkerbündnisse der Belgen. Ganz Gallien, sagt Cäsar, ist in drei Theile getheilt, es sind die Belgen, die Aquitaner, und die Celten, in ihrer Sprache genannt, in unserer: Gallier. Die tapfersten von allen sind die Belgen, denn sie sind am weitesten von der Bildung der Narbonischen Provinz entfernt, selten kommen Kaufleute zu ihnen, um Gegenstände des Luxus, die das Gemüth verweichlichen, ihnen zu bringen, und sie grenzen durch den Rhein an die Deutschen, mit denen sie immer im Kriege leben.

Unter diesen tapfern Belgen genossen die Trevirer des ausgezeichnetsten Ruhmes. Sie redeten Deutsch, und selbst nachdem die Römer-

herrschaft lang unter ihnen gegründet gewesen, scheint die Römersprache doch nur hauptsächlich unter die höhern Ständen gesprochen worden, und auch von ihnen nur erlernt, nicht durch Geburt angeerbt gewesen zu sein. Wer sich zu den Gebildeten und Vornehmen rechnen wollte, bemühte sich sein Latein zierlich zu sprechen, und obwohl sich endlich auch unter dem Volke ein barbarisches Gemengsel der angeerbten und der angenommenen Sprache verbreitete: so entwich doch mit den Römern 'zur Zeit der Völkerwanderung auch ihre Sprache, und die deutsche wurde wieder vorherrschend.

Die Trierer hatten wie alle Gallier blondes Haar; das gemeine Volk trug einen kurzen Bart, die Edeln einen gewaltigen Knebelbart.

Als Cäsar achtundfünfzig Jahr vor unserer Zeitrechnung ins Land der Trevirer kam, gewann er von ihnen Freundschaft, nicht Unterwürfigkeit. Zwiespalt zweier Häuptlinge bereitete die letztere, doch nicht mit dem Schimpfe, wie die übrige Welt von den Römern unter dem Joch gehalten wurde. Zu den Gallischen Volksversammlungen kamen die Trevirer nicht, als die Römer dort das Wort führten, und erniedrigende Vorschläge zu machen hatten. Der Schein der Freiheit blieb; Bundesgenossen, nicht Unterthanen wurden sie von den Römern genannt.*)

Aber von den Siegern selbst sollte den Trevirern der höchste Glanz bereitet werden. War ihnen der alte, mit wilder Tapferkeit behauptete Ruhm der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit lieb gewesen, so konnte ihre alte Stadt sich nun rühmen, ein zweites Rom zu sein. Cäsar August bestimmte die Stadt der Trevirer zur römischen Kolonie und nannte sie Augusta. So war sie mit Senat und Magistrat, mit römischem Adel und Priesterthum, mit Geschäften des Kriegs und des Friedens, mit Künsten, Wissenschaften, Gewerben und Lebensweise — ein kleines Ebenbild der gewaltigen Roma.

Wäre auch, was Ausonius in seinen Gedichten von Trier rühmt, zum Theil poetische Uebertreibung, so spricht laut genug für das Ansehen dieser alten Stadt, daß die römischen Imperatoren Konstantius Chlorus, Konstantin der Große, Konstantius und Konstans seine Söhne, Julian, die Brüder Valentinian und Valens, Gratian und Valentinian der Jüngere, Maximus mit dem Sohne Victor, Theodo-

*) Noch im Jahr 275 hieß es in einem Schreiben des Römischen Senats an den Treviriſchen: **Ut estis liberi, ut semper fuistis** u. ſ. w.

sius der Große, und manche andere theils in Trier längere oder kürzere Zeit verweilt, theils dort residirt haben, so daß Auson nicht mit Unrecht Trier den zweiten Sitz des römischen Reichs nennt, und Zosimus gar sagt: Trier ist die größte Stadt jenseits der Alpen. Ritterliche und Senatorische Römerfamilien wohnten in Trier, und alles war nach dem Urbilde der römischen Hauptstadt eingerichtet.

Zwischen dem achten Jahr der Regierung Konstantins und dem zwölften des Theodosius sind hundert und sieben Gesetze von Trier datirt worden, also viermal so viel als in allen übrigen Städten Galliens zusammen, doppelt so viel als in Rom, wo in diesen achtzig Jahren nur sechs und fünfzig waren gegeben worden.

Auch die trierische Schule war sehr geehrt, die Lehrer waren trefflich bezahlt. Berühmt waren die Panegyristen Klaudius Mamertinus und Eumenius. Doch der ausgezeichnetste unter den trierischen Gelehrten war ohnstreitig Ausonius.

Was die Römer in Trier an Bauwerken gefunden, steht noch in alterthümlicher Würde: die Porta nigra und die Moselbrücke. Was die Kaiser erbaut, ist nur noch in wenigen Bruchstücken zu sehen, manches hat sich nur in Beschreibungen, anderes in Sagen erhalten. Vom Circus ist keine Spur mehr, das Amphitheater ist ein Rebhügel. Von Gratians Triumphbogen ist nichts mehr zu sehen, die prachtvollen Fruchthallen (horrea) sind jetzt ein Krankenhaus.

War Trier die Hauptstadt der Provincia Belgica prima, so ward sie unter Konstantin dem Großen die Hauptstadt von ganz Gallien. Dort hatte der Präfectus Prätorio der drei Diöcesen von Gallien, Spanien und Brittanien seinen Sitz.

Indessen war das Licht des Evangeliums auch bis an die Ufer der Mosel durchgedrungen; und war Trier, die Augusta Trevirorum, ein zweites Rom diesseits der Alpen unter den Römern an Pracht, Ansehen, Schönheit, Sprache und städtischer Verfassung: so wetteiferte es mit der Hauptstadt der Christenheit nicht minder an Heiligkeit. Man kann die Geschichte der Griechen nicht behandeln, ohne ihre Mythen zu berücksichtigen. Ja wer begreift den Lebens- und Bildungsgang der griechischen Völkerschaften ohne jene mythische Zeit zu kennen und zum Grunde zu legen? Und so dürfen in der Geschichte der Stifter auch die frommen Märtyrer und Heiligen samt ihren Wundern nicht versäumt oder gar lächerlich gedeutet werden. Es geht hier darum, was jene ferne Entwicklungszeit wichtiger Ereignisse

geglaubt hat, nicht was wir glauben. — Von Eucharius und Valerius wurde schon früh, man weiß nicht ganz bestimmt die Zeit, die trierische christliche Gemeinde gestiftet; von Maternus, Paulinus, Agritius und Maximinus befördert, erweitert, gestärkt.

Als aber unter Konstantin dem Großen die christliche Religion zur Staatsreligion geworden war, da erwarb sich Trier alsobald den nachher stets behaupteten Ruhm der strengsten Orthodoxie, und auf Befehl Kaisers Maximus wurden Priscillian und einige seiner Anhänger zu Trier zum Schwerte verurtheilt, und der heil. Ambrosius, der die Mißbilligung solcher Strenge nicht verhehlte, aus Trier entfernt.

Aus der trierischen Diöces ging das Evangelium nach Köln und Mainz. Der trierische Bischof wurde damals als das Haupt der Ehristenheit in Belgien verehrt.

So lange der Sitz der gallischen Präfectur in Trier war, hatten die dasigen Bischöfe den Vorsitz auf den gallicanischen Konzilien. Als die Präfektur von Kaiser Honorius nach Arles verlegt wurde, fing der Bischof zu Arles auch an, sich als das Haupt der gallischen Kirche zu betrachten.

Welchem frommen trierischen Herzen sind die ersten Heiligen St. Martinus, Hilarius, Lupus und Celsus und ihre Wunder unbekannt? In der Paulinerkirche, einer der ältesten in der trierischen Dioces, wandelt man auf lauter Märtyrern, die meisten von der thebäischen Legion. Der Boden ist so zu sagen damit angefüllt; sie wurden in so großer Menge ermordet, daß Ströme von Blut hinab zur Mosel flossen, und dieser Fluß weit hin bis Neumagen seine natürlich e Farbe verlor und blutroth aussah!

Viermal wurde die trierse Augusta von den Barbaren verwüstet, und als die Römer den Rhein nicht mehr zu behaupten vermochten, so konnte auch Trier nicht fürder das gallische Rom bleiben. Aber nur nach und nach verlor es den alten Glanz.

Ungern fügten sich die Trevirer, die römische Sitte und Kultur angenommen, unter die Herrschaft der rohern, von ihnen verachteten Franken. Als aber der Imperator Avitus (wahrscheinlich Jovinus) auf seinem Wege nach Rom durch Trier kam, und in dieser Stadt nicht nur mit der schönen Gattin des angesehenen Senators Lucius gewaltsamen Ehebruch trieb, sondern auch den beleidigten Ehemann durch frechen Spott empörte: so leistete dieser den Franken Vorschub, daß sie bald die Moselprovinz eroberten, die Römer vertrieben, und

alles mit Feuer und Schwert verwüsteten um die Mitte des fünften Jahrhunderts.

Als das Reich der Ripuarischen Franken von Herzogen unter den fränkischen Königen verwaltet wurde, verschwanden die Namen der Völkerschaften. Statt Trevirer, Mediomatriker- u. s. w. kamen die Gau-Benennungen auf, und die Gauen des Trevirervolkes gehörten zu denjenigen Abtheilung des Frankenreiches, die Austrasien genannt wurde, und dessen Könige zu Metz residirten. Doch auch die austrasischen Könige liebten die Stadt Trier, mehrere unter ihnen, Theodorich, Theodebert, Chlotar und Siegbert wohnten von Zeit zu Zeit in ihrem Pallast zu Trier.

Auch die Namen Austrien und Neustrien gingen unter durch den Verduner Vertrag im Jahr 843. Das Land der Trevirer kam an den Kaiser Lothar, so wie überhaupt alles Land von des Rheines Quelle, dem Genfer See und den Alpen, zwischen der Schelde, der Maas, Ar und Rhone.

Dieses nach Lothar genannte Reich Lothringen war in zwei Herzogthümer getheilt, wovon eins das Moselherzogthum genannt wurde (Ducatus Mosellae). Nicht lange dauerte dieses Verhältniß. Länger erhielten sich die Gaurichter oder Gaugrafen (Comites pagorum).

Endlich kamen bei der neuen Theilung zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen die Trevirer durch Waffen und Verträge an die deutschen Karolinger, darauf an Kaiser Arnulph, dann an dessen natürlichen Sohn Zwentibold.

Es läßt sich in diesen Zeiten ein vierfaches Verhältniß im Staatsverein sowohl der Personen als des Besitzes erkennen: die Geistlichkeit, die Grafen und Dynasten, die unter den Merowingern und Karolingern im Namen der Könige die Gauen verwalteten, ja sogar in ihren Erbgütern Souveränitätsrechte ausübten. Drittens die Freien, aus welchen der unmittelbare Reichsadel entstand, und endlich die Bauern, die unter verschiedenen Benennungen hörig waren. Die fränkischen Könige übertrugen dem Erzstift Trier die Regalien zuerst nur zur Verwaltung; dann besaß es diese Rechte eigenthümlich, obwohl noch nicht unbeschränkt. Von da an galt das Wort: Erzstift nicht bloß als bischöflicher Sprengel, sondern auch als weltliches Fürstenthum. Schon im siebenten Jahrhundert klagt Chilperich der erste, der königliche Fiskus sei arm geblieben, die Güter seien an die Kirchen gekommen, niemand als die Bischöfe seien Könige, bei ihnen allein sei die königl. Ehre

Lothringen wurde späterhin ein doppeltes Herzogthum, das untere blieb beim Erzstift Köln, das obere wurde 1034 durch Albert von Elsaß ein erbliches Herzogthum, doch so, daß viele Lothringische Großen, darunter vorzüglich die Erzbischöfe von Trier die von den deutschen Kaisern, besonders von Ludwig dem Frommen erhaltenen Immunitäten und Rechte behielten. Die Erzbischöfe von Trier standen also nie unter den Herzogen von Lothringen, sondern regierten durch Grafen und Vögte, und erwarben adeliche Vasallen, um ihre Kriege zu führen.

Die Verheerungen der Normannen dienten den Lothringischen Großen und Edeln zum Vorwande, für sich selbst Krieg zu führen, Schlösser zu bauen und zu befestigen. Damals entstanden gewiß die meisten Burgen, deren Trümmer man noch am Rhein und an der Mosel sieht.

Schon im zehnten Jahrhundert hatten die Erzbischöfe das jus primatus, sie präsidirten in den Concilien in Deutschland, bekamen das Vorrecht bei feierlichen Gelegenheiten cum nacco et cruce zu reiten.

Nachdem wir bereits eines trierischen Erzbischofs, Balduins von Luxemburg in den früheren Blättern rühmlichst Erwähnung gethan, hätten wir (mit Uebergehung der ersten Fürsten) des Poppo und des Adalbert von Montreuil, noch zu bemerken, die mit Kraft und Umsicht auch andere vortreffliche Eigenschaften besaßen, und deshalb wohl eines Plätzchens hier werth sind.

Der zweite Nachfolger Balduins, Erzbischof Cuno von Falkenstein, spielte ebenfalls, und zwar auch als Krieger, in der Rheinischen Geschichte eine bedeutende Rolle. Er hatte früher das Erzstift Mainz administrirt, wurde dann Coadjutor Bömunds von Trier. Als solcher administrirte er Köln vor Erzbischof Adolph von der Mark, kaufte für dieses Erzstift die Grafschaft Arensberg, bezwang die rebellirenden Edelleute, und eroberte Andernach. Die Limburger Chronik gibt folgende Beschreibung von diesem kräftigen Manne.

„Es war Herr Chuno (von Falkenstein) ein herlicher starker man, woll proportionirt von Leib, und groß von allen Gliedern, er hatte ein groß Haupt, midt einem Strauben, weiden und brunen Crullen, ein breidt Angesicht, midt pusenden Backen, ein scharf manliches Gesicht, einen bescheiden Mundt, die Glesseren etzlicher massen dicke, die Nase breidt, mit geronnen Naßlocheren, die Nase was in der Mitte niedergedrucket, midt einem grosen Kinne, mit einer hogen Stirn, er hatte

auch eine grosse Bruste, under seinen Augen rottelferbig; Er stunde uff seinen Beinen wie ein Leuwe, und hatte gultig Geberde jegen seine gute Freunde, und jegen seine Unterthanen. Wan er aber zornig was, dan schlutterten und puseten ihme die Backen: es stunde ime weisslich, und herlich woll ahn, nit unbell, wan der Meister Aristotiles spricht in dem 4. Ethicorum: non irasci, quando oportet, insipientis est. So vill gesagt:

Wer nit zu rechter Zeitt zornen kan
Der ist ein Nar, kein weiser Man.

Merkwürdig ist die Regierung des unruhigen, politischen, sehr geistvollen Churfürsten Philipp Christoph von Sötern, der aber mit Recht von den Trierern unter diejenigen ihrer Fürsten gezählt wird, zu denen ihr Andenken ungern zurückkehrt. Väter ihres Volks waren Karl Kaspar von der Leyen, Johann Hugo von Orsbeck, von deren Regierung oft noch mit Thränen gesprochen wurde. Und warum sollte man ihnen nicht auch den letzten, Clemens Wenceslaus, Herzog von Sachsen, beizählen, der zwar wegen der Erbauung des Pallastes zu Koblenz Unzufriedenheit erregte, übrigens in der Bemühung sein Volk wohl zu regieren, es aufgeklärt zu machen, Künste und Wissenschaften in's Land zu ziehen, mit den beiden andern gleichzeitigen und gleichgesinnten geistlichen Churfürsten in Mainz und Bonn wetteiferte? Seine Regierung fiel freilich in die Zeit, wo alles Verdienst nichts galt, insofern es bei einem Fürsten gefunden wurde; wo gewisse Gemeinsprüche, die der große Haufe kaum verstand, an die Stelle des Rechts und der Billigkeit gesetzt wurden. In dem Pallast zu Koblenz las man in den zerstörten Zimmern im Jahr 1796 den berühmten Spruch: „Friede den Hütten, Krieg den Palläſten" mit Kohlen von der Hand eines Karmagnole's an die Wand geschmiert. Hat dieser Palläſtekrieg die Hütten verschont?

Daß in Trier seit den Zeiten der Römer die Wissenschaften immer geblüht, ist schon erwähnt worden. Im Jahr 1454 wurde die Universität errichtet. In dem Stiftungsbrief Pabst Nikolaus des Vierten heißt es, Trier sei hierzu vorzüglich geeignet, wegen des angenehmen Klima's, wegen der Wohlfeilheit und Menge der Lebensmittel, und man hätte noch hinzusetzen können, wegen der malerischen Schönheit der Gegend. „Trier, sagt Meelbaum, ist der trefflichste Ort, um den Studien obzuliegen, denn er übertrifft die fabelhaften Wohnsitze der Musen in Griechenland." Und dieß ist ein wichtiger Bestimmungs-

grund. Die schöne Natur erhebt und begeistert das Herz des Jünglings, und weckt ganz anders das Genie, als eine unbedeutende Fläche oder gar eine Sandwüste. Hier kann der Fleiß allenfalls bei einem Glase Bier gedeihen; aber nicht leicht, was das Gemüth erhebt und veredelt, dazu gehört etwas anderes. Wenn Trier dennoch nicht viele Gelehrten von schöpferischem Geiste hervorgebracht hat, so wird sich darüber keiner verwundern, der nur einen Augenblick an die tausend Hemmungen denkt, die daselbst dem freien Wirken und Schaffen, ja auch nur der freien Ausbildung des Geistes im Wege standen.

Dennoch finden wir unter den trierischen Gelehrten einen Mann, der hundert andere an Geisteskraft, Gelehrsamkeit, Aufklärung und Unbefangenheit des Blickes aufwiegt. Es ist der Weibischof von Hontheim.

Unsere Väter wissen, welches Aufsehen das Buch des Justinus Febronius (Hontheim) in ganz Europa gemacht hat. Das Primat des römischen Bischofs, das der Graf von Stolberg wieder zu verfechten für nöthig fand, war mit den besten Waffen angegriffen, und der päbstliche Stuhl bot alles auf, um die Schrift unwirksam zu machen. Fünfzehn Jahre später mußte Hontheim freilich die dem Pabst mißfälligen Sätze widerrufen, und Pius der Sechste machte dieß als eine frohe Nachricht am Weihnachtstage dem versammelten Kardinalskollegio bekannt. Nicht eben so konnte der einmal gemachte Eindruck zurückgenommen werden; die Autorität der Isidorischen Decretale war auf immer erschüttert, und der Febronius gehört zu großem Theile mit zu den Hebeln, welche die moralische und politische Welt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Angeln erschütterten.

In demselbigen Geiste schrieb Hontheim sein gelehrtes trierisches Geschichtswerk. Ueberall zeigt sich eine große und vorurtheilsfreie Denkungsart, gelte es lang gehegten und verjährten heiligen Irrthümern, oder lang aber mit Ungrund behaupteten und ausgeübten Rechten, alles ohne Ansehen der Person.

In der lateinischen Vorrede zu dem ersten Bande seines Prodromus sagt er folgende goldene Worte, die jedem Geschichtschreiber als Evangelium gelten müßten: „Seitdem ich mich zur Geschichtschreibung anschickte, hat eine einfache Aufrichtigkeit alle meine Schriften diktirt und geleitet, und jener freie Geist, der mich antrieb, die Wahrheit (wornach ich in allen Dingen hauptsächlich strebe) in natürlichen Farben vor die Augen zu stellen, glänzende Fabeln zu verachten, den Vor-

urtheilen gemeiner Menschen, so verjährt sie auch sein, so tiefe Wurzeln sie auch geschlagen haben mögen, nicht zu trauen, ja, nachdem ich sie mit ernstem Streben enthüllt, habe ich mich auch nie gescheut, mich denselben entgegenzusetzen. Aber ich meine, daß keiner über die Thaten der Vorfahren richtig urtheilen, die ins bürgerliche Leben und in die Kirchenzucht eingeschlichenen Mißbräuche entdecken, kurz die Spreu von dem Weizen sondern könne, der nicht festen und einfälligen Gemüthes sei, nicht stark und bleibend zu fühlen, nicht frei und klug zu sprechen gewohnt sei, und der nicht im Bewußtsein des Rechten und des Wahren von keiner Furcht etwas wisse. Freilich werden auf diesem Wege alte Wunden wieder aufgerissen, alte Streitigkeiten werden erneuert, Schmerzen über verlorene Rechte werden wieder erregt; u. s. w.

Diese Worte, sagt Storck, waren lebhaft in meiner Seele, als ein gefälliger, schätzbarer Mann und Tischgenosse meinen Freund K. und mich in der St. Gervasius Kirche führte, wo die irdischen Reste des freisinnigen Hontheims unter einem einfachen Marmorsteine ruhen, nachdem sie aus der Simeonskirche, der nun wiederhergestellten Porta nigra, hierher gebracht worden. Die nicht ohne Beziehung in den Marmor gegrabene Inschrift heißt also:

Iohannes Nicolaus ab Hontheim
Episcopus Myriophitanus
Suffraganeus Trevirensis
Dominus in Montquintin
Couvreux Rouvroi et Dempicourt
Post sexaginta et ultra
Annorum Laberes
Requiem quaesivit
Et hic invenit.
Natus 27 Januarii Anno MDCCI
Obiit Die 2da Septembris MDCCLXXXX
Episcopatus Anno XXXXII
Tandem liber, tandem tutus
Tandem aeternus. *)

Zu den noch nicht erwähnten trierschen Abteien, haben wir noch die von Epternach zu bemerken, die an den Flüssen Sur oder Sauer nahe der Grenze liegt.

---

*) Nach mehr als sechszigjährigen Arbeiten hat er die Ruhe gesucht und hier gefunden. Endlich frei, endlich sicher, endlich ewig!

Das Ende des siebenten Jahrhunderts brachte ausnehmend viele fromme Stiftungen ins Erzstift Trier. Die beiden Töchter Dagoberts stifteten in Trier das Oehrenkloster und ein anderes zu Pfälzel. Lutwinus stiftete Metlach an der Saar, Willibrordus Epternach, König Pipin die Abtei Prüm, und weit früher hatte schon St. Maximin in Reichthum und Würde geblüht.

Die Bewohner dieser Klöster beschäftigten sich in den ersten Jahrhunderten sehr lebhaft mit gelehrten Arbeiten. Diese machten das Pergament zurecht, jene schrieben, andere korrigirten, andere illuminirten, kurz, ihren Bemühungen hat man die Rettung mancher alten Autoren zu verdanken. Viele dieser literarischen Schätze wurden durch die Raubzüge der Hunnen und Normannen vernichtet, weit mehrere aber durch den Stumpfsinn, die Faulheit und die Unwissenheit der spätern Klösterlinge. Als Hontheim in der uralten Abtei Metlach nach den Manuskripten fragte, da erzählten ihm die Pfaffen mit großem Gleichmuth: die großen Blätter wären in der Küche von den Köchen um darauf zu backen und zu braten und zu andern Zwecken gebraucht worden. So war also nicht ein einziger Codex mehr vorhanden.

Daß aber auch in jenen schönen und lobenswerthen Zeiten des Mönchthums große Unwissenheit bei einem Theil der Geistlichkeit geherrscht, geht aus den disciplinis ecclesiasticis des Abts Regino von Prüm hervor (am Ende des neunten Jahrhunderts). Da heißt es: Der Priester soll geprüft werden, ob er auch das Glaubenbekenntniß und das Vaterunser geschrieben bei sich habe, ob er es auch verstehe, ob er auch die Meßgebete und den Canon gut verstehe und deutlich lesen könne, ob er eine Epistel oder ein Evangelium lesen, und den Sinn desselben wenigstens buchstäblich erklären, ob er auch wohl die gewöhnlichen Psalmen singen könne.

Mit Uebergehung anderer Klöster wenden wir uns zu den trierischen Reichsabteien, und zwar zuerst zu St. Willibrordus Stift Epternach an der Sur.

Willibrordus kam mit zwölf Begleitern aus Brittanien zu Herzog Pipin nach Austrasien, und erlangte von ihm Erlaubniß und Vorschub um das Evangelium bei den Friesen zu verkündigen. Sein Eifer war mit so großem Erfolg gekrönt, daß er vom Pabst Sergius zum Erzbischof der Friesen ernannt wurde.

Auf der seeländischen Insel Walchern ist vorzüglich sein Andenken heilig. Wenn die walchernschen Schiffer ausfuhren, dann pflegten sie

zu ihrem Patron Willibrord zu beten. In der dasigen Hauptkirche, die nachmals unter den Kirchsprengel des Abts von Epternach gerechnet wurde, empfing er am Altar eine Wunde. Der Thäter starb nicht allein, sondern die Strafe seines Verbrechens ging auf seine Nachkommen über, indem die Kinder dieses Geschlechtes immer mit einem zu kurzen oder zu langen Bein auf die Welt kamen.

Bis zu Willibrordus Zeiten hatte auch die fruchtbare Insel viel von den verheerenden Meereswellen zu leiden gehabt. Der Heilige aber zog einen Kreis, und sagte: Bis hierher und nicht weiter. Auf sein Geheiß erhoben sich die Dünen, und bildeten fortan einen natürlichen Damm gegen die Wuth des Meeres.

Nachdem er viele Länder durchzogen, um das Licht des Evangeliums leuchten zu lassen, so fand er das alte römische Dorf Andethanna, das damals dem Oehrenkloster gehörte, für ein stilles, Gott wohlgefälliges, Leben sehr gelegen. Dagoberts Tochter, die fromme Irmina, unterstützte seine Absicht durch reiche Vergabungen, und so erhob sich an der Sur ohngefähr vier Stunden von Trier die berühmte Abtei.

Der heilige Willibrordus starb in dem von ihm gestifteten Kloster. An seinem Grabe geschahen Wunder an Kranken und Gebrechlichen. Licht und Dunkel, die Höhe der Menschheit, so wie ihre tiefste Tiefe im Mittelalter — findet sich alles in den Geschichten der Klöster. So wie ein dem Himmel zugewandtes Gemüth allein zu sein, von der Welt sich abzuziehen wünscht, eben so brütet auch in der Einsamkeit oft der finstere Geist der Hölle, der das scharfe Auge des Weltlebens scheut.

Karlmann, Kaiser Karls des Kahlen und der Königin Hermandrude Sohn, fand in Epternach seine Ruhestätte. Sein Vater hatte ihn schon als Knabe scheren lassen, und ihn gegen seinen Willen zum geistlichen Stande bestimmt und ihm mehrere Abteien übergeben. In seiner Gegenwart wurde er ordinirt, mußte öffentlich das Evangelium lesen, und dem Messe lesenden Priester ministriren. Aber der freie, kräftige Geist des Jünglings fand sich mit Widerwillen in die Fesseln des Mönchszwangs, brach endlich los, sammelte einen Haufen Kriegsleute um sich, und übte seine Rache an den ihm so verhaßten Klöstern.

Da legte Karl der Kahle alles väterliche Gefühl ab, gab sich ganz dem wüthendsten Zorne hin. Umsonst schrieb ihm Pabst Hadrian: „Du behandelst ihn, als wenn er nicht dein Sohn wäre, du entziehest ihm seine Benefizien, verbannst ihn, wüthest mit mehr als thierischer

Grausamkeit gegen dein eignes Blut." — Zuletzt blendete der Vater den Sohn, damit, sagt der prümische Abt Regino, er, der das innere Licht, das Christus ist, aus der Brust verscheucht hatte, nach dem gerechten Gericht Gottes auch das äußere verlöre.

Karlmann, durch all den Jammer ungebeugt, floh zu seinem Oheim Ludwig dem Deutschen, klagte ihm sein herbes Leid, und dieser gab ihm auf Lebenzeit die Abtei Epternach zum Unterhalt. Die Mönche aber waren ihm zuwider, er verjagte sie, und verwandelte das Kloster in ein Kanonichenstift. Karl der Kahle hatte schon früher seinen ältesten Sohn durch einen unglücklichen Vorfall, als er von der Jagd zurück kam, verloren.

Im Jahr 1061 starb auch hier ein Pfalzgraf Heinrich, aus dem lothringischen Stamm. Nachdem er sich in ganz Deutschland durch Greuel berüchtigt gemacht, ging er in ein lothringisches Kloster.

Aus Liebe zu einem Weibe verließ er es wieder, begann Krieg mit Erzbischof Hanno von Köln, wegen des Schlosses Siegburg, das er dem Erzbischof übergeben hatte, um es in ein Kloster zu verwandeln (die nachmalige Abtei Siegburg), belagerte ihn in seiner Stadt, wurde in den Bann gethan, und flüchtete sich auf das Schloß Cochem. Der Erzbischof ihm nach. Da fiel der Pfalzgraf in Raserei, wovon er schon früher Spuren gezeigt hatte, ergriff sein Weib Mathilde, um die er das Kloster verlassen, hieb ihr den Kopf vom Rumpfe. Dann raset er hinaus, schreit, lacht, rühmt, welche Heldenthat er vollbracht. Seine Leute entsetzten sich vor der Greuelthat und entflohen. Er aber ward ergriffen, gebunden nach Epternach gebracht, und in fester Verwahrung gehalten. Bald erlöste ihn der Tod von seinem Jammer.

Von dieser Schaudergeschichte wendet sich das Auge zu einem lustigen Gebrauch in der Abtei Epternach.

Bald nach des heiligen Willibrordus Tode verbreitete sich das Gerücht seiner Wunder, die Sage davon ging über vom Vater auf den Sohn, und aus Frankreich wie aus Deutschland strömten die Pilger Schaarenweise zu seinem Grabe.

Nun geschah es einmal, daß das Vieh in diesen Gegenden von einer seltsamen Krankheit befallen wurde, worin es so lange und so heftig sprang, bis es todt dahin stürzte. Da wurde eine förmliche Procession beschlossen.

Zu dieser seltsamen Feierlichkeit erschienen die Gemeinden aus der umliegenden Gegend, jede mit ihrer Fahne. Wenn sie an die Brücke

der Sur gekommen waren am Pfingstdienstag, so hielt der Priester eine Ermahnung. Dann stellten sich die Frommen drei und drei, und begannen nach dem Klang der Instrumente ihre Sprünge vorwärts und zwei zurück, wie das liebe Vieh auch thun mußte. So brauchten sie zwei Stunden, ehe sie in die Kirche kamen; dann warfen sie sich zur Erde, standen wieder auf und die Ceremonie war zu Ende.

Man glaubte endlich nach Verlauf geraumer Zeit, die Procession sei nicht mehr nöthig und unterließ sie. Augenblicklich fing das Vieh sein Springen wieder an, und es war nicht anders, wenn es geheilt werden sollte, so mußte die Procession wieder springen. „Uebrigens, sagt Bertholet, der Geschichtschreiber des Herzogthums Luxemburg, muß man diese Andachtsübung nicht ins Lächerliche ziehen oder gar als Aberglauben ansehen. Gott mag gern auf allerlei Weise verherrlichet sein in seinen Heiligen. Wurde doch Michal mit Unfruchtbarkeit heimgesucht, weil sie über ihren vor der Bundeslade tanzenden David gespottet. So ging es einem Kalvinisten, der hatte auch über die springende Procession gelacht und gespottet, und ist plötzlich todt zur Erde gestürzt."

Obschon die Güter der Abtei Epternach verkauft sind, so dauert doch die Andacht zum heiligen Willibrordus fort, und seitdem jenes Land nicht mehr französisch ist, geht die Procession wieder mit erneuerten Kräften. Sie war in dem Jahr (1817) an die zehn tausend Menschen stark. Die Art und Weise war nicht vergessen. Der Tag war heiß. Die Mannspersonen hingen ihren Rock über die Schultern, stemmten die Hände in die Seite, und so schwitzend und keuchend vorwärts, jeder nach dem Takte. Fiel einer ohnmächtig oder ermattet zur Erde, (was häufig der Fall ist, da viele Leute weit herkommen, und die Procession nüchtern machen müssen) so ward er still aus dem Weg geschafft, ohne daß Störung entstand. Von den Musikanten aus umliegender Gegend darf keiner fehlen, es würde ihm sonst nicht erlaubt sein, in dem Jahr auf irgend einer Hochzeit zu spielen. — In der Abtei Prüm war eine beinahe ähnliche tanzende Procession. So erzählt uns Storck wenigstens.

Uebrigens war Epternach eine Reichsabtei. Kaiser Heinrich der Dritte erklärte sie urkundlich frei von allen königlichen Diensten, sie solle Niemand als Gott angehören, damit die Brüder fromm vor Gott wandeln, für unser Reich und unser und unserer Nachfolger Wohlergehen vereint zu Gott flehen.

Die Abtei hatte auch das Recht Geld zu prägen. Man hat noch von ihren Münzen.

Neben den Fürsten und Herrn dürfen wir indeß auch des unsterblichen Dichters nicht vergessen, der ein Jahrtausend überlebt und noch heute so frisch und rein vor unserm Geiste steht, als nach dem Tage seines herrlichen Gedichts; wir meinen den Decimus Magnus Ausonius.

Er war kein geborener Trierer, ist aber durch die hohe Würde, die er in Trier bekleidet, durch die Vorliebe, die er für diese Stadt und die Gegend stets bezeigt, und daß er sie durch seine Gedichte zu verherrlichen gesucht hat, als solcher anzusehen. Seine Geburtsstadt war Burdigala (Bordeaux), wo sein Vater als Arzt und redlicher Mann sich Ansehen erworben hatte, endlich Leibarzt bei Valentinian dem ältern, und zuletzt Präfekt von Illyrien geworden war. Des Vaters Wahlspruch: „Glücklich ist nicht, wer hat, was er wünscht, sondern wer nicht wünscht, was er nicht hat" — war zum Sprüchwort in seiner Gegend geworden. Der Sohn war seit geraumer Zeit Lehrer der schönen Wissenschaften in Burdigala gewesen, als ihn Kaiser Valentinian zum Lehrer bei seinen Söhnen Gratian und Valentinian berief. Er begleitete sie auf ihren Kriegszügen. Dann erhielt er die Quästorwürde, ferner die gallische Prefektur, und endlich das Konsulat Später wurde er Prokonsul von Asien und Vicarius der afrikanischen Diöces. Nach Gratians, seines trefflichen Schülers und Freundes Tode, begab er sich, wie er in seiner Mosella gewünscht, in seine Vaterstadt Burdigala, (in nidum senectae) und erreichte dort in bürgerlicher Würde, im Genuß eines großen Vermögens und in der süßen Behaglichkeit literarischer Muße, ein hohes und glückliches Alter.

Während seines spätern Aufenthaltes in Trier begeisterte ihn die Anmuth der Moselgegend und der Glanz der Stadt zu seinem schönsten Gedichte, Mosella, dessen Scene er jedoch in die Zeit versetzt, wo er nach der Schlacht am Neckar, welcher er im Gefolge Valentinians und Gratians beigewohnt hatte, über Bingen, über die Nahe, über den Hunsrücken, an die Mosel zurückkehrte, die er bei Neumagen zuerst erblickte, und so ferner nach Trier.

In seinen übrigen Gedichten offenbart sich häufig der verdorbene Geschmack der spätern Jahrhunderte, mehr Kunst als Geschmack, mehr Streben als Genie. Die sich hervordrängende thetorische Kunst erkältet oft das Dichterische. Seine schmutzigen Gedichte mag er vornehmen

MOSELLAUF
von
Coblenz bis Thionville.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Freunden zu gefallen geschrieben, oder auch in seinen klassischern Vorgängern Catull und Martial eine Rechtfertigung oder auch Aufforderung dazu gefunden haben. Einige Commentatoren haben darum behaupten wollen, er sei kein Christ gewesen, was doch übrigens keinem Zweifel unterworfen ist. Seine Oratio, welche anfängt: Omnipotens, solo mentis mihi cognite cultu, gehört zum schönsten und erhebendsten, was je aus einem Christenherzen und Munde gekommen ist.

Von seinen Epigrammatischen Gedichten theilen wir eins der schönsten mit:

„Wer dein Meister, o Werk?" Phidias, der Pallas gebildet,
Zeus zum zweiten, und ich — ich bin sein dritter Triumph.
Göttin, selten und Wen'gen bekannt, Gelegenheit heiß' ich. —
„Auf dem Rade, warum?" — Weilen kann nicht mein Fuß. —
„Und die Flügel?" — Ich bin unbeständig und hemme nach Willkühr
Was für Heil Merkur irgend zu fördern gedenkt. —
„Dein Gesicht ist von Locken verhüllt?" — Ich will nicht erkannt sein. —
„Doch dein Hinterhaupt kahl?" — Flieh ich, so greifst du mich nicht. —
„Und die Begleiterin, wer?" — Sie sag' es! — „Künde, wer bist du?"
Göttin bin ich, doch selbst Cicero nannte mich nicht.
Göttin bin ich, und strafe Geschehenes wie Ungeschehn'es,
Reue geb' ich der Brust, drum Metanoia genannt. —
„Du sag an, was thut sie bei dir?" — Bin fort ich geflogen,
Bleibet sie denen, die mich nimmer zu halten vermocht.
Du auch, der du mich fragst, und nutzlos forschend verweilest,
Sieh, deinen Händen entschlüpft ist die Gelegenheit schon.

In seinen Gedichten auf berühmte Städte verherrlicht er die Mosel-Stadt also:

Trier.

Längst will Gallia schon, das Waffengewalt'ge, gerühmt sein,
Und die trevirische Stadt, die, nah am Gestade des Rhenus
Thronend, in Sicherheit ruht, wie im Schooße des göttlichen Friedens,
Weil sie des Reiches Macht bewaffnet, nähret und kleidet.
Weit in die Ferne ziehn die Mauern sich über den Hügel,
Und breit strömet vorbei im ruhigen Laufe Mosella,
Welche die Waaren der allerzeugenden Erde herbeiführt.

Mehr aber noch als das Erstere dieser Gedichte muß uns das auf die Mosel — „Mosella" versprechen, von dem wir deshalb den Anfang hier folgen lassen:

Nebel hüllte den Tag, da zog ich über der Nava
Raschen Strom, erstaunt ob der neuen Bevestung des alten
Vincums, wo Gallien einst den Römer geschlagen, (ein zweites

Cana!) wo nackt, unbeweint Gefall'ne die Fluren bedecken.
Wallend den einſamen Pfad durch unwegſames Gewälde,
Menſchlichen Anbaus Spur zu keiner Seite gewahrend
Zieh' ich durch dürſtendes Land, vorbei dem trocknen Dumniſſus
Und den von nie verſiegendem Quell durchſtrömten Tabernen,
So auch Feldern, die man Sarmat'ſchen Colonien jüngſt zumaß.
An der Belgen äußerſten Grenz erſcheinet mir endlich
Nivomagus, Conſtantins des Göttlichen herrliche Veſte.
Reinere Luft weht dieſem Gefild; der heitere Phöbus
Oeffnet huldvoll hier des Olympus purpurne Pforten,
Und voll Sehnſucht ſtrebt das Aug durch verſchlungnes Gezweige
Nicht mehr zum Himmel empor, den grüne Finſterniß hüllet;
Und den Blick ins reinere Licht, in den röthlichen Aether
Hemmt hier nimmer die freie Luft des ſilbernen Tages.
Alles mahnet mich hier mit ſchmeichelndem Blick an die Anſicht
Und den Schmuck der glänzenden Burdigala, meiner Heimath.
So, wie dort, erheben ſich Villen auf neigendem Ufer,
So, von Bacchus begrünt, die Hügel; und anmuthig ſtrömend
Wallt ſo hin durch das Thal ſtill murmelnd die holde Moſella.

Sei mir gegrüßt, berühmt durch Gefilde, berühmt durch die Pflanzer,
Fluß, dem der Belge die Stadt verdankt, die zum Reichsſitz erhöht iſt,
Fluß, dem Bacchus duftet auf weinbewachſenen Höhen,
Fluß, dem anmuthsvoll grünt das halmenreiche Geſtade!
Schiffe trägſt du, ſo wie das Meer, du ſchießeſt hinabwärts
Raſch, wie ein Strom; du biſt an gläſerner Tiefe dem Landſee,
Eiligen Ganges biſt du dem rieſelnden Bächlein vergleichbar,
Und dein reines Getränk geht vor dem kühlenden Waldquel.
Du vereineſt, weß Quell, Bach, Strom und Landſee ſich rühmen,
Weß ſich rühmet das Meer, das zwiefach herſtrömt und abſtrömt.

Sanft wallt hinab die Fluth, dich ſtört nicht Toſen der Stürme,
Brandend erkämpfeſt du nicht dir Bahn durch verborgene Klippen,
Hemmende Furth zwingt nicht die ſchießende Welle zur Rückkehr,
Und aus des Bettes Mitt' erſtehn nicht trennende Landhöhn.
Daß wenn ein Eiland auch wohl dir theilt das verengete Strombett,
Es doch nimmer dir raubt die Ehre der rechten Benennung.
Zwiefache Bahn erkohreſt du dir, magſt abwärts du ſtrömen,
Wenn vom verdoppelten Schlage der Ruder gepeitſcht deine Fluth wird,
Mag am Geſtad' entlang mit unermüdlichem Andrang,
Seil' um die Bruſt ſein Schiff der Schiffer keuchend hinanziehn.
Oft bewunderſt du ſelbſt zu dem nemlichen Orte die Rückkehr,
Strömt auch dein Fluß in gewöhnlichem Lauf, doch meinſt du zu weilen.
Auch umwebt dein Geſtad nicht leimentſproſſenes Schilfrohr,

Du überströmst nicht, träge durch Schlamm, verweilend dein Ufer,
Und deines Bettes trockene Spur küßt die äußerste Welle.

Geh nun, belege den Saal mit Phrygiens glattem Gesteine,
Dehn' ein marmorn Gefild dir aus in getäfelter Halle;
Ich verschmähe, was Gold je verliehn, nur einzig bewundernd,
Hohe Natur, dein Werk, nicht was mit Eifer der Erbe
Und die Armuth, froh des Verlustes, üppig vergeudet.
Hier deckt kieſiger Sand grobkörnig das feuchte Gestade,
Und in den Sand prägt nicht der Tritt des Fußes Gestalt ein.
Durch die spiegelnde Fluth in die gläserne Tiefe der Blick dringt;
Nichts Geheimes birgst du, o Fluß, so wie sich ergießet
Hell und offen dem Blick das all erfreuliche Luftreich,
Frei in das Blau hineindringt das Aug', wann schweigen die Winde,
So dringt auch der weilende Blick in die unterſte Tiefe,
Und was der Fluß Geheimes umſchli ßt, es erſcheinet geöffnet.
Wallet gemach die Fluth, ſo zeigt der ſilbernen Wellen
Fall, vom bläulichten Licht umſpielt, manchfalt'ge Gestalten:
Bald vom raſchen Gange des Fluſſes geſtört, kräuſt der Sand auf,
Bald in die grüne Tiefe geneigt erzittern die Pflanzen;
So wie das Gras vom Andrang der Fluth im kunſtloſen Waldborn
Hin und her ſich bewegt, ſo leuchtet hervor bald der Kieſel,
Schwindet bald, und zwiſchen des Mooſes Grün blitzt Geſtein auf.
Wohl bekannt iſt ſolcherlei Bild caledoniſchen Britten
Wann die Ebb' an das Licht ringt roth Corallen und Meergras,
Grünliches, ſo auch die Frucht, die weiß den Muſcheln entkeimet,
Sie, des Reichen Luſt, und was in der Tiefe noch ſchimmert,
Bild des Halsgeſchmeides, dem Schmuck der Menſchen vergleichbar.
So auch unter der fröhlichen Welle der ſtillen Moſella
Blitzen empor, gemiſcht dem dunkeln Flußgras, die Steinchen.
Aber den feſtgerichteten Blick verwirrend ermüden,
Gaukelnd in fröhlichem Spiel, der Fiſche ſchlüpfrige Schaaren.

Doch genug beſchaut iſt der helle Fluß und die Heere
Gleitender Fiſche, genug die manchfachen Schaaren gezählt auch.
Mögen nun andres Gepräng die rebenbewachſenen Hügel
Bitten und Bacchus Geſchenk den ſchweifenden Blick ſich gewinnen,
Wo ſteil auf in langem Zug der erhabne Gipfel,
Und der Fels und die ſonnigte Höh und die Krümmen des Ufers
Rebengekrönt hoch ſteigen empor zur natürlichen Bühne.
So bekleidet die Gauriſche Höh der herrliche Weinſtock.
Auch Rhodope, es glänz von eigenen Reben Pangäus,
Und am Thraker Geſtad grünt ſo der Ismariſche Hügel.
So auch ſpiegelt mein Rebgeländ ſich in heller Garumna.

Bis auf die äußersten Höhn des steil abschießenden Abhangs
Ist des Flusses Gestad mit dem grünen Liöus bekleidet.
Froh des Geschäftes strömet das Volk, es strömen die Winzer
Bald auf des Berges Höh', bald auf der Neige des Abhangs
Kämpfend in tollem Geschrei. Der Wandrer tiefer am Ufer
Wandelnd entlang, auf dem Fluß fortgleitend der Schiffer, sie singen
Laut ein schimpfliches Lied verspäteten Winzern. Dem Sange
Hallet der Fels und der zitternde Wald und die Thalschlucht des Flusses.

Wenn die Mosel bisher durch das Hundsrüken und Eifel Gebirge oft in ein sehr enges Thal eingeschlossen und oft zu so großen Krümmungen gezwungen wird, daß sie auf einer geraden Strecke von circa 22 Stunden, an 50 Stunden zurücklegt, so durchfließt sie jetzt bis Trier, von Metz, ein weites Thal ohne Zwang und Einschränkung, in dem bald nah an den Stromufern, bald weiter landeinwärts freundliche Dörfer und selbst größere Städte und Festungen dem Thale Leben und Nahrung und dem Reisenden intressante Abwechselungen geben.

Im ganzen nimmt der Fluß oberhalb der Saar an Breite und Tiefe ab, und statt daß zwischen Trier und Trarbach die mittlere Breite circa 430, von Trarbach bis Koblenz an 600 Fuß beträgt, verengt sie sich bis Metz oft bis auf 300 Fuß. Die Tiefe bleibt im Ganzen ziemlich gleich und beträgt oft sogar bei Metz an einigen Stellen 15 Fuß, während man eine Stunde von der Mündung bequem durch reiten und gehen kann, gleich daneben aber wieder 10, 12 und 15 Fuß hat. Am gefährlichsten auf der ganzen Strecke von Metz bis Koblenz sind die Stellen am Müdenbach und Sommerbach so wie die Felsen bei Breedern und Alf.

Die ganze Länge des Stromes beträgt von Süden nach Norden circa 50 Meilen oder 75 Stunden in denen er die 3 franz. Departements des Wasgau, der Meurthe und Mosel, einen Theil des Großherzogthums Luxemburg und die Preußische Provinz Niederrhein durchfließt.

Zwischen Trier und Metz besteht seit dem 15. December 1839 eine Dampfschiffahrt*) und binnen kurzem wird diese auch von dort bis

*) Die Trierſche Zeitung theilt über die Eröffnung derſelben unterm 16 Dec. Nachfolgendes mit:

Gestern Nachmittags gegen 3 Uhr vernahm man von der Ferne das Abfeuern von Geschützen; es war das Zeichen der Annäherung des angekündigten Dampfschiffs aus Metz. Alles strömte aus der Stadt nach der Brücke, nach dem Moselufer, und nach dem Landungsplatze beim hiesigen königl. Haupt-Zoll-Amte. Gleich nach 3 Uhr war das Schiff in der Nähe der Stadt,

Koblenz fortgesetzt sein, nachdem mit großem Fleiße vorher an der Vertiefung des Flußbettes gearbeitet worden.. Die bis jetzt bestehenden gewöhnlichen Fahrzeuge, sind etwa 80 Fuß lang und 12 Fuß breit, und tragen an 14 bis 1800 Centner.

Von Trier aus bis Conz und Igel wo sich die Saar ergießt, sieht man links am Strom und einer bequemen Landstraße Mathias, Medarf, etwas entfernter Feyen, dann Merzlich und gegenüber auf dem andern — dem linken Ufer Oberkirch liegen. Von Igel an, dessen merkwürdiger Thurm bereits früher vollständig beschrieben worden, liegt links Reinich und Wasserliesch bis Oberbillig gegenüber die Sure neben Wasserbillig mündet.

Jetzt folgt auf dem linken Ufer (rechts) Mertert, links Temmels und rechts Grewemachern einer der größeren Orte der Gegend; links Wellen und Nittel, rechts Machlun und Ahn links etwas entfernt Rehlingen zwischen Bergen und Wincheringen, rechts Wormelaange und Elmen am Einflusse eines kleinen Bergbachs, links Wehr und Palzen, Schloß Thorn und Rothhaus an dem nahe sich rechts das große Dorf Remich am Strome hin ausbreitet.

Jetzt folgen Kleinmachern, Beck, Nennig, Besch und Schniebsingen, Schengen, Sirk, Bas und Rethel; Berg, Malting und Königsmachern wo sich das Flüßchen Kanen ergießt, Cathenom Unter und Ober Hamm wo die Bibiche mündet; Monkofen und nun die Festung

---

fuhr mit geschickter Führung und Leichtigkeit durch die Moselbrücke, begrüßte die Stadt durch Abfeuern seiner Böller, und wurde von den am Landungsplatze zahlreich versammelten Einwohnern mit Freudenruf empfangen. Es war nach 8 Uhr von Thionville abgefahren, und hatte mehrere Stunden wegen der Zoll-Formalitäten zu Sierk, Schengen und Wasserbillig verweilen müssen. Man kann demnach annehmen, daß das Schiff die Reise von Metz hieher in 6 Stunden zurücklegen wird. — Am Bord des Dampfschiffs befanden sich der Ingenieur en chef Hr. Landormier, der Artillerie-Lieutenant Hr. Chappe und der Kaufmann Hr. Pastien aus Metz. — Das Dampfschiff ist von Eisenblech, von schöner Form, 105 Fuß lang, 11 Fuß breit, mit einer Maschinenkraft von 30 Pferden. Es ist das erste, welches der Moselstrom getragen. — Heute Mittags halb 1 Uhr wurde auf Ersuchen des Comite der hiesigen Mosel-Dampfschifffahrts-Gesellschaft eine weitere Probefahrt nach Pfalzel hin und zurück gemacht, wozu die obern Civil- und Militraibehörden und die Actionärs der hiesigen Dampfschifffahrts-Gesellschaft eingeladen waren. Diese Fahrt wurde in circa $^3/_4$ Stunden vollendet und fiel zur Zufriedenheit aus. Nach der Rückkehr fand ein großes Diner Statt.

Thionville oder Diedenhofen mit 5800 Einwohnern. Oberhalb der Stadt ergießt sich ein Waldbach auf dem linken Ufer gegenüber dem Dörfchen Illingen und ein zweiter auf derselben Seite gegenüber Imeldingen. Bertringen, Huckingen und ein größerer Bach gegenüber Richemont, Bousse, Ay, Mancourt, Hauconcourt, Rugy, Argancy, Olgy, Malroy, St. Julien und dann die starke Festung Metz am Zusammenfluß der Mosel und Seille, einem der größten Nebenflüsse der Mosel, welche sich hier in zwei Arme theilt damit die Stadt durchschneidet, und erst weit oberhalb bei Moulin, nachdem sie das sogenannte Pré de l'Hopital bilden und die Dörfer Longewille und Montigny an ihren Ufern sehen, wieder vereinen.

Metz ist die Hauptstadt des Moseldepartements. Früher eine freie Reichsstadt, wurde sie 1552 von französischen Truppen besetzt, und 1648 ganz an Frankreich abgetreten. Mit einer Citadelle versehn ist sie eine der stärksten Festungen des Königsreichs, an der einst Kaiser Karls des Fünften Ruhm scheiterte und die so manche frühere und spätere Eroberer zurück zu halten wußte. Man zählt dort über 6000 Häuser und einige Vierzig, mit dem Militair an 50,000 Einwohner, so daß Metz bei weitem die größte Stadt an der Mosel ist. Die Gegend umher ist reich und fruchtbar und die jetzt eingeleitete Dampfschifffahrt wird den Verkehr zwischen hier und Koblenz und den Städten des Rheins außerordentlich heben. In der Gegend wird viel Wein gebaut und in alle Länder, besonders in die nördlichen versendet.

Die Stadt ist alt, und im Ganzen also auch altmodisch gebaut, in den letzten Jahren sind indeß die Straßen und Plätze neu gepflastert und durch unzählige Neubauten viele neue gerade Straßen und Plätze entstanden. Rings umher ziehen sich herrliche Spaziergänge und Gartenanlagen.

Sehenswerth sind der Dom, die Intendantur und das Schauspielhaus.

Metz ist der Sitz eines Millitair Stabes, eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Besançon steht, eines Präfekten, eines Lyceums und einer Artillerie und Ingenieur-Schule. Es gibt hier Fabriken und Manufakturen in Kattun, Zitz, Parchemt, und Wollenzeugen und eine Menge Färbereien und Gärbereien. Die Einwohner treiben aber auch viel Obst und überhaupt Produktenhandel. Alljährlich wird eine Messe gehalten.

Eine Stunde von der Stadt befinden sich auf beiden Seiten der

Mosel die Trümmer einer großen römischen Wasserleitung, von dem Volke le pont du diable genannt.

Zur Zeit der Revolution litt die Stadt wie die meisten andern des französischen Reiches, das nun plötzlich in eine gewaltige Republik verwandelt werden sollte; Hunderte mußten um ihrer Ansichten oder ihrer Geburt willen den Kopf auf den Block legen, und andere Hunderte auf immer ihr Vaterland verlassen; es sei mir vergönnt hier die Geschichte einer solchen Unglücklichen, der Jeanette Serrot, zu erzählen, die als die Tochter eines angesehenen Metzer-Einwohners geboren, sehr jung dem Geliebten nach Paris folgte und hier ihren Tod fand:

Unter denen, die im Jahre 1793 das Unglück hatten, durch den Vorzug einer adligen Geburt, frühere Neider erweckt zu haben, befand sich auch der Marquis Serrot, ein freundlicher, gemüthlicher Mensch, der klug genug, ein Spiel der Natur, einen bloßen Zufall, sich nicht als Verdienst anzurechnen, weit davon entfernt war, zu einer Zeit, wo der Adel am französischen Hofe etwas galt — in den Achtziger Jahren — sich über Andere zu erheben, die nicht auf gleiche Weise bedacht worden, und der nur dem Mann von Herz und Kopf, wie ihm es gebührte, seine Achtung bezeugte. Doch das that nichts, Serrot war einmal ein Edelmann, und zwar einer von den Edelleuten, die nicht, zur rechten Zeit alles Edlere im Menschen verleugnend, Jakobiner oder — — Tiger wurden, um à la Robespierre den Namen Mensch zu schänden, und den Fluch aller Nationen auf sich zu laden; und so wurde er mit auf die Liste derer gesetzt, die vermöge ihres von's zum Tode qualificirt waren.

Man fragte den Marquis, ob er sein unrechtmäßiges, bisher gebrauchtes Rangverhältniß abschwören und hinfüro nur: Bürger Serrot heißen wolle?

„Ich habe mir auf den Rang niemals etwas zu Gute gethan" — erwiederte er — „und viel ehrenwerther erscheint mir der Name Bürger, wenn darunter nur Ehrenmänner verstanden werden sollen. Also — fort mit dem Marquis, ich heiße Serrot."

Das paßte aber dem Wütherich (Robespierre) nicht. „Verstellung, nichts als Verstellung!" — rief er aus — „er fürchtet das Gericht, darum weicht er der Macht, aber im Herzen bleibt er doch was er war, ein Edelmann, ein Verräther! er sterbe!"

„Er sterbe!" — schrien die Andern, meist seine Kreaturen ihm nach, und schnell ward nun der Befehl gegeben, ihn zu verhaften,

zum Scheinverhöre vorzuführen und dann — zu guillotiniren. — Traurig saßen Serrot und seine junge hübsche Frau nebeneinander am Abendtische, von dem sie aber die Gerichte unberührt wieder abnehmen ließen, und sahen in stillem Ernst düster vor sich hin, als ob eine innere Stimme ihnen die schmerzliche Zukunft verkünde, und nur von Zeit zu Zeit drängte sich ein banger Seufzer aus ihrer Brust; da schien es plötzlich laut im Dorfe zu werden, wo sie, drei Stunden von Paris, auf ihrem ländlichen Besitzthum lebten, und bald darauf stürzte ein Arbeiter athemlos und todtenbleich herein und rief: „Retten Sie sich, Marquis! das ganze Dorf wimmelt voll Militairs der Pariser Machthaber, und in wenigen Minuten werden sie im Schlosse sein, Sie zu verhaften."

Lange schon darauf vorbereitet, faltete Serrot seine Hände und sagte: „Herr, wie du willst!" — Aber die Gattin sprang schnell gefaßt auf und rief ihm zu: „Nicht also, mein Louis! wir haben noch ein Mittel zur Rettung, und wenn Du mich liebst, so folgst Du mir."

Kopfschüttelnd wollte er sie abwehren, da fiel sie ihm zu Füßen und schwur, mit ihm zugleich zu sterben, wenn er es zum Aeußersten kommen lasse; das wirkte, mit Thränen im Auge, über so viel Liebe, reichte er ihr die Hand und that, was sie gewollt.

In wenig Augenblicken war darauf das Schloß umzingelt, und die Häscher traten ein, den Edelmann zu suchen; aber — das war zu spät, der war, im Schutze der treuen Gattin, ihren Späherblicken entgangen, und ihn zu entdecken, wäre auch dem schlausten Spione schwierig wo nicht unmöglich gewesen; da ergrimmten die Buben, die den Namen von Soldaten nur brandmarken, und wüthend, vergeblich gekommen zu sein, zündeten sie Schloß und Dorf an, ermordeten, was ihnen in den Weg kam, und zogen dann fluchend und tobend in die Hauptstadt zurück.

Aus dem innern des Schlosses führte ein unterirdischer Gang in eine Gruft oder in ein Gemach, das allenfalls auf kurze Zeit zum Aufenthalsort dienen konnte; hierher hatte Jeanette den Geliebten geführt, und als die Brandstifter fort waren, ging sie wieder hervor, für die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu sorgen. Anfangs wagte sie sich nicht weit; da sie indeß sah, daß sie für ihre Person sicher sein mochte, traute sie sich weiter, und wußte nach und nach die Höhle mit dem Dringendsten, das zum Leben unentbehrlich schien, zu versehen.

Fast ein halbes Jahr hatte der Unglückliche hier verseufzt, und wenn Jeanette ihm auch sein Schicksal tragen half und dies auf alle Weise zu erleichtern suchte, so fühlte er doch sehr wohl, wie schwer auch ihr ein solches Leben werden mußte, und der Schmerz, sie um alle ihre Freuden, durch die Verkettung mit seinem Geschick, gebracht zu haben, drohte ihn täglich mehr zu verzehren. Da beschloß sie einst, selbst nach Paris zu gehen, um heimlich den Lauf der Begebenheiten, und ob man ihren Gatten vielleicht vergessen habe, zu erforschen Sie theilte ihm diesen Plan nicht mit; aber als sie ging, bat sie ihn, nicht unruhig zu werden, wenn sie heute etwas länger ausbleibe, da sie weiter gehen müsse; dann umarmte sie ihn heiß und stürmisch, und eilte schnell hinaus.

Jeanette war seit drei Jahren mit Serrot vermählt, und während dieser Zeit hatte sie die innigste Achtung, die herzlichste Freundschaft, oder, wenn man will, eine stille ruhige Liebe mit einander verbunden, obwohl sie am Hochzeitstage manche Thräne gewaltsam unterdrücken oder unbemerkt trocknen mußte; denn — ihr Herz gehörte damals einem Andern. Sie liebte den jungen Beaudrait, wie nur ein Mädchen von 17 Jahren und noch dazu eine Französin, zu lieben fähig war; aber Beaudrait war kein Edelmann, und Jeanettens Vater, ein adelstolzer Beamter in Metz konnte sich nicht entschließen, seine Tochter einem Bürgerlichen zu geben; darum wurde jenes Band, das sie heimlich mit dem Geliebten geschlossen, gewaltsam getrennt und eben so ein neues wider ihren Willen mit Serrot geknüpft.

O wie oft verwünschte sie damals schon das Vorurtheil der Geburt, und wie viele unsägliche Leiden sollte ihr dies noch bereiten.

Kaum war aber der Segen über sie und Serrot gesprochen, als sie sich selbst auch heilig gelobte, nur ihm anzugehören und jenen — zu vergessen. Täglich lernte sie nun den Werth ihres Gatten, sein vortreffliches Herz und seinen schönen, edlen Karakter immer mehr und mehr kennen und schätzten, und hätte sie Beaudrait nie gekannt gehabt, würde sie gewiß den Marquis schwärmerisch geliebt haben.

Drei Jahre waren so vergangen, ihr Vater erlebte das schreckliche Ende seines Königs nicht, er starb einige Zeit früher aus Gram und empfahl seinem Schwiegersohn noch auf dem Sterbebette, Alles für seinen Stand zu opfern. Drei Jahre also waren vergangen, als die Häscher den Unglücklichen in jene Höhle verbannten, in der Jeanette ihn jetzt doppelt wehmüthig zurückließ; denn ihr Abschied hatte etwas

so Ergreifendes für ihn, daß er sich noch Schrecklicheres davon versprach. — Sie ging also nach Paris, fragte hier und hörte zu ihrer Freude, wie man täglich dem Sturze des Terrorismus entgegen sehe, und wie dadurch auch ihr Gatte sehr vermuthlich würde wieder frei auftreten können. Schon wollte sie mit frohem Herzklopfen zur Stadt hinaus zu ihm, ihm schnell das Bild der gewonnenen Hoffnung zu zeigen, da begegnete ihr ein Mann, der sie scharf ansah und — o Himmel! es war Beaudrait. Sie wollte an ihm vorüber eilen, er hielt sie aber auf, fragte, wie es ihr gehe? wo ihr Mann sei? u. s. w., und schalt sie dann, daß sie sich nicht gleich vertrauenvoll ihm entdeckt und um seine Hülfe gebeten habe, da er einer der Machthaber sei und dem Robespierre ganz nahe stehe. Sie dachte an ihren armen Serrot, und aus Liebe gegen ihn vertraute sie sich dem ersten Geliebten, der sie mit dem Gatten zu sich einlud, sie dort zu verstecken versprach und sich dann für ihre Sicherheit verwenden wollte. Sie besprachen nun wie sie am Abend in seiner Wohnung eintreffen wollten, und glücklich wie eine Königin lief sie drei Stunden gewiß in zwei hinaus, sank ihm, als sie in die Höhle trat, freudetrunken an die Brust und konnte erst nach und nach von den Muthmaßungen der Pariser über die Schreckensregierung und endlich von Beaudrait erzählen. Serrot hatte keinen Verdacht, und mehr über die Erlösung seiner armen Jeanette, als in Rücksicht der eigenen Freiheit, sank er auf die Knie und pries die Allmacht des Höchsten. Sie säumten nun auch nicht mehr lange, der Einladung Folge zu leisten, und zur bestimmten Stunde standen sie an der Thüre des Freundes in der Noth, der sie sogleich einließ, in einen hübsch eingerichteten Hinterbau führte und sie dann zu einer glänzenden Abendtafel lud, wie die Armen sie freilich in sechs Monaten nicht mehr gehabt hatten. Darauf wünschte er ihnen wohl zu schlafen und ging; aber kaum war er fort, als ein Lärm im Hause entstand und — Serrot verhaftet wurde.

Außer sich sprang Jeanette an seinen Hals und war nicht von ihm zu trennen, so daß man sie mit ins Gefängniß bringen mußte. Am andern Tage aber wurde er schon zum Verhör geführt; gewaltsam drängte sich die Gattin mit in den Saal.

Man verurtheilte ihn sogleich zum Tode, Jeanette aber wurde freigesprochen.

„Was?“ — rief sie wild — „ich soll frei sein? — ich, die Alles mit ihm theilte, seine Tugenden, seine Verbrechen, seine Schuld?

nein, Ihr Herren! da irrt Ihr Euch, wenn Ihr mich für besser haltet; wißt denn, ich hasse, ich verfluche die Republik, ich lebe und athme nur im Königthum; versucht's einmal und laßt mich frei, wenn Ihr ihn richtet, und meine erste Arbeit soll die Mühe sein, Euch meuchlings zu morden, Euch Elende, die Ihr zur Schande, zur ewigen Schmach der ganzen Nation diese selbst zu Euch herabwürdigt. Fluch, Fluch! es lebe der König!"

Da gebot ihr der Richter mit drohend gehobener Rechte Stille, und sprach dann auch über sie das Urtheil.

Glücklich, als ob man ihr die Welt geschenkt habe, umarmte sie den Geliebten und bestieg eine Stunde später mit der heitersten Miene das Schaffot, ihm — der ihr gleich darauf in die Ewigkeit folgte, noch herzlich zurufend: „Treu Dir im Leben, treu Dir im Tode!"

Kalt stand der Bube, der sie dem Tode überliefert hatte, Beaudrait, vor der Guillotine und sah sie beide sterben; einen Monat später ging er denselben Weg.

Unter mehreren anderen ausgezeichneten Personen die in Metz geboren und dort gleichsam heimisch geworden waren, bemerken wir noch den Marschall Kellermann Herzog von Valmy, der dort 1770 geboren, schon frühzeitig außerordentliche Talente entwickelt, und von seinem Vater gebildet, im 26 Jahr General Adjutant bei der Armee von Italien war, namentlich aber 1800 viel zu dem Siege Napoleons bei Marengo beitrug.

Marengo, ein Flecken in der Ebene zwischen Alessandria und Tortona, im königlichen sardinischen Herzogthum Montferrat, ist durch die hier am 14. Juni 1800 vorgefallene Schlacht höchst merkwürdig geworden. Bonaparte war, was man für unmöglich hielt, mit 60,000 Mann vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen; und zwar er selbst und Berthier mit dem Hauptkorps über den großen St. Bernhard, die Division Chabeau über den kleinen St. Bernhard gegen Aosta, die Division Tourreau über den Mont Cenis, die des Generals Bethencourt über den Simplon, und die des Generals Moncey über den Gotthard nach Piemont. Zu spät erkannte der österreichische Feldherr Melas die Gefahr. Denn schon hatte Bonaparte am 2. Juni das Felsenschloß Bardo am Eingange des Thals von Aosta erobert, Murat rückte darauf nach Mailand vor, Suchet nahm Rizza, und Berthier schlug bei Monte-Bello den Feldmarschall-Lieutenant von Ott. Am 13. Juni kam Desaix aus Egypten in Bonaparte's Haupt-

quartier an; die Hauptkorps waren bei Marengo vereinigt; Desaix kommandirte die Consulargarde. So kam es am 14. Juni zu der blutigen Schlacht, worin der heldenmüthige Desaix den Tod fand, und das österreichische Heer unter Melas, mit einem Verlust von 7000 Gefangnen und vielen Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der Lebenden, schrieb dem General Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Verdienst gebührt nach Matthieu Dumas Précis des événemens militaires V. dem General Kellermann; und dieser General hat in seinem Schreiben (Paris, 8. Oktober 1818) an die Herausgeber der Bibl. hist. 4. Vol. p. 127. die Umstände eben so wie Dumas erzählt. Um Mittag mußten nämlich am Tage der Schlacht bei Marengo die französischen Heerhaufen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geschwächt und ohne Munition, das Schlachtfeld räumen. Sie zogen sich gedeckt von der Kavalleriebrigade des Generals Kellermann zurück, und das langsame Vorrücken der Oestreicher, so wie die falsche Richtung, welche ihre zahlreiche Kavallerie nahm, ließ den Trümmern des französischen Heeres Zeit, sich hinter dem Korps von Desaix zu sammeln. Der erste Konsul hatte dieses Korps schon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuschneiden. Jetzt ward Desaix eiligst zurückberufen, und er hatte eben seine Stellung bei St. Juliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savarie den Befehl erhielt, den Angriff des Generals Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3—4000 Mann stark sein. Der Feind war seines Sieges gewiß. Desaix ward gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine an Zahl so schwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriff nicht widerstehn, und ergriffen die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungarische Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Masse des östreichischen Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verstärkung erhalten, und zog übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entschied Kellermann

den Sieg, welcher Napoleons Macht gründete. Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war die Waffenstillstands-Convention zu Alessandria zwischen Bonaparte und Melas, nach welcher die östreichische Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetona, Arcona, und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Cova, Savona, und Urbino räumte, und sich über Piacenza zwischen dem Po und Mincio zurückzog. Von der Schlacht erhielt das Departement, in welchem Alessandria der Hauptort war, so lange das Land zu Frankreich gehörte, den Namen Departement von Marengo. An der Stelle, wo Desair fiel, ist ein Denkmal errichtet.

In den folgenden Jahren stand er unter Brüne als Divisions-General in Italien; 1805 focht er ruhmvoll bei Austerlitz, 1808 in Portugal, 1809 in Spanien dann 1813 als Marschall in Deutschland und 1814 in Frankreich. 1815 ernannte ihn Napoleon zum Pair, eine Würde die ihm durch Ludwig XVIII. genommen, später aber wieder verliehen wurde.

Er starb 1835.

Ferner den Gelehrten Charles François de Villers Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, Ritter des heil. Ludwigs- und des schwedischen Nordsternordens, geboren 1764 zu Belchen in Deutschlothringen, erhielt er seine wissenschaftliche Bildung bei den Benedictinern zu Metz und in der dortigen Artillerieschule und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Toul in Straßburg. 1793 floh er vor den Revolutionsgräueln nach Deutschland und nahm bei dem Heere der Prinzen Dienste. Nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Feldzuges kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte aber von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er sich einige Zeit in Holland aufgehalten, kam er nach Deutschland, lebte abwechselnd in Holzminden, Driburg und Göttingen, seit 1797 in Lübeck, und ward durch den Umgang mit gelehrten Männern mit dem deutschen Schriftenthum befreundet. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit mehreren französchen Gelehrten trugen ebenso viel bei, der deutschen Literatur in Frankreich Beachtung zu verschaffen, als seine erschienenen Schriften. Unter diesen machte keine mehr Aufsehen, als das vom französischen Nationalinstitut gekrönte Werk: „Ueber den Einfluß der Reformation Luther's auf die politische Lage der verschiedenen europäischen Staaten und die Fortschritte der Aufklärung". — Als bei der Erstürmung der Stadt

Lübeck 1806 alle Kriegsgräuel sich über die unglückliche Stadt ergossen, half und rettete er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedruckter „Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois“ über die Eroberung dieser Stadt zog ihm den Haß des französischen Heeres zu. Als die Hansestädte 1811 mit Frankreich vereinigt wurden, ward Villers verhaftet und aus dem französischen Reiche verwiesen. Er folgte nun einem Rufe als Professor der Philosophie nach Göttingen im damaligen Königreich Westfalen. Als aber Hanover wieder unter die alte Regierung zurückkehrte, ward Villers abgesetzt. Er starb 1815. Von seinen Schriften nennen wir noch: „Coup d'oeil sur les universités“; „Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne“; „Introduction l'ouvrage de Mad. de Staël sur l'Allemagne“; „Constitutions des ville anséatiques“ u. s. w. Auch übersetzte er ins Französische Reimarus's Werk. „Ueber das Continentalsystem“; Herren's „Uebersicht über den Einfluß der Kreuzzüge“ u. a. Schriften.

Mehr aber noch als das aller Andern, lebt das Andenken eines Mannes der im Departement geboren die Blicke von halb Europa auf sich zog und für sein trauriges Ende Millionen Augen feuchtete, bei jedem Moselländer fort, es ist — Michel Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigs- und mehrerer fremden Orden Ritter. Wenn uns der Anblick der Ruinen einst großer und herrlicher Gebäude mit einem niederschlagenden Contrast ergreift, wie viel schmerzlicher muß nicht das Gefühl getroffen werden, wenn wir den schönen Glanz eines langen, ruhmerfüllten Lebens durch eine That moralischer Verirrung beflecken, ja fast verlöschen sehen. Eine Betrachtung, die dem Anwalt des Königs beim Eingange seiner Anklage gegen Ney sich aufdrängte, und die auch unzertrennlich ist von der Erinnerung an diesen durch seine Heldenlaufbahn und sein derselben so unwerthes Ende gleich berühmten Mann. Er war den 10. Januar 1769 in Saarlouis im Moseldepartement von geringen Eltern geboren, und trat früh in Millitärdienste. Vom gemeinen Husaren lief er schnell durch alle Grade, und war 1794 Capitain, als General Kleber seine außerordentliche Tapferkeit und seinen millitärischen Ueberblick bemerkte, ihn zum Eskadronschef machte, und zu sich als Generaladjutant nahm. Er übertraf bald Klebers Erwartungen, und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben.

Auch jetzt noch riß ihn oft sein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei, ward nach einer tapfern Gegenwehr bei Diersdorf gefangen und nach seiner Auswechselung 1798 Divisionsgeneral. Im Jahr 1802 war er auf kurze Zeit Gesandter bei der helvetischen Republik, und gab dieser die Richtung, zu welcher er nach der franz. Politik sie hinneigen sollte. In dem folgenden Kriege von 1806 und 1807 focht er mit gleichem Erfolge bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen (wozu er freilich, bei dem Unstern, der bekanntlich damals über Preußen waltete, seines millitärischen Talentes nicht bedurfte), bei Eylau und Friedland, dessen er sich bemächtigte. 1808 ging er nach Spanien und behauptete auch hier, so wie ganz besonders 1812 in Rußland seinen Feldherrnruhm. Als Napoleons Katastrophe eingetreten, Paris schon über war, und der Kaiser immer noch zwischen Entwürfen und Entschlüssen schwankte, war Ney der erste, der es wagte, ihm nachdrücklich vorzustellen, daß der Krieg, nun noch fortgesetzt, den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen würde. Napoleon landete in Frankreich und Ney führte ihm das ganze Heer zu und gab so das Signal des Allgemeinen Abfalls. Als nachher die Feindseligkeiten eröffnet wurden, erhielt er das Komando des linken Flügels der Armee, der bei Fleurus focht. Die Beschuldigung des General Gourgaud (aus Buonaparte's Munde) in dem Feldzuge von 1815, als ob Ney Schuld sei an dem Unglück des ganzen Feldzugs, hat Gamot mittelst Abdrucks der schriftlichen Befehle, welche Ney an jenem Tage empfangen, völlig widerlegt. Bei Warterloo blieb er, nachdem fünf Pferde unter ihm getödtet worden, der letzte auf dem Schlachtfelde; seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, und er focht zu Fuß bis in die Nacht, umringt von Leichen. Nach der Niederlage eilte er nach Paris, wo er in der Pairskammer dem Raport des Kriegsministers Davouſt, daß 60,000 Mann unter den Mauern von Guise angekommen wären, öffentlich widersprach, und gerade heraus erklärte, daß Alles verloren sei. Nach des Königs Rückkehr traf natürlich auch ihn die Verordnung vom 24. Juli 1815. Eine Zeit lang entging er glücklich den Verfolgungen der Polizei, indem er sich in dem Schlosse eines Freundes bei Aurillac in Ober Auvergne versteckt hielt. Bei einem Gastmahl aber, das sein Freund, um keinen Verdacht zu erregen, wie gewöhnlich, gab, hatte Jemand einen vorzüglich prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beschreibung davon zu den Ohren des Unterpräfekten kam, für Ney's Säbel erkannt wurde,

Digitized by Google

und nach einer Haussuchung des Marschalls Arretirung veranlaßte. Er ward nach Paris gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, das sich aber für incompetent ihn zu richten erklärte. So ward sein Proceß der Kammer der Pairs übergeben. Seine Vertheidigung war schwach: die That sprach zu laut. Am 6. December ward das Todesurtheil über ihn gesprochen. Mit der besonnenen Ruhe und Unerschrockenheit, die er im ganzen Laufe der Untersuchung gezeigt hatte, und die ihn auch im Tode nicht verließ, hörte er es an, und als der Vorleser, Herr Couchy, an seine Titel kam, unterbrach er ihn und sagte: à quoi ici encore des titres! Michel Ney! et bientôt un tas de poudre! Da man ihm einen Geistlichen anbot, erwiederte er: „ich bedarf keines Priesters, um zu sterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt;" ließ sich aber doch, auf Zureden, durch den Pfarrer von St. Sulpice auf seinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen Sie nur zuerst ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie." Am 7. December Morgens um 9 Uhr ward er im Garten des Luxemburg erschossen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt ihr vergessen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln gestanden?" wendete sich gegen die Soldaten, erklärte feierlich den gegen ihn ergangenen Urtheilsspruch für unrecht, legte dann die Hand aufs Herz, und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! — Feuer!"

Auf Moulin folgt Ars, Joug aus Arches, Dornot, Corny, und Noveaut au Pré wo sich die Gorze ergießt; dann Arnaville wo das Flüßchen Mad mündet, Arry und Pont-à-Mousson. Einer der bedeutenderen Orte, die Festung Toul unweit wo sich die Meurthe ergießt, liegt am linken Stromufer, dann Vaudemont, St. Niclas und Pont St. Vincent wo sich die Madon ergießt. Weniger bedeutend strömt die Mosel bei Richardmenil, Tonnoy, Velle, St. Mard, Bayon, Varce, Bainville, Chamagne, Charmes, und Chatel vorbei, wo sich bei letzterem Orte die Darbion mündet. Die volk und gewerbreiche Stadt Epinal mit circa 8000 Einwohner, liegt nun auf dem rechten Ufer, dann folgt Arches, Jarmenil wo sie die Vologne aufnimmt, Remiremont und Maxomchamps und kommen wir dann zu den Quellen auf vor Drumont bei Haute Chome und Befort wie dies bereits weiter oben näher angegeben.

STAATS-
BIBLIOTHEK

Digitized by Google

Digitized by Google